Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse

von

Ludwig Schemann

J. F. Lehmanns Verlag
München

Ludwig Schemann

Die Rasse in den Geisteswissenschaften

Studien zur Geschichte des Rassengedankens

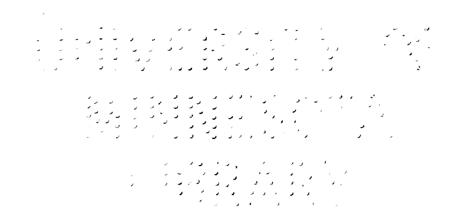
Band II

Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte
in ihrer Stellung zur Rasse

Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse

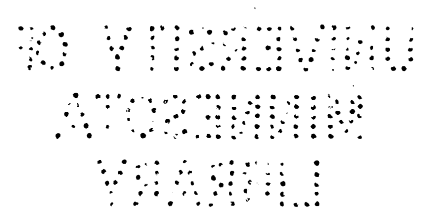
Von

Ludwig Schemann





J. F. Lehmanns Verlag • München 1930



Druck von Kastner & Callwey, München

Meinem lieben Freunde
Wilhelm von Schnehen
in Oldenburg

**Dieser Band bildet den zweiten Teil eines Gesamtwerkes über:
„Die Rasse in den Geisteswissenschaften",
für das 3 Teile vorgesehen sind:**

Erster, allgemeiner Teil (erschienen 1928).

Zweiter Teil: „Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse."

Dritter Teil: „Die Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit."

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Vorrede

Ich kann diesen zweiten Teil meines Werkes nicht hinausgehen lassen, ohne einen Rückblick auf den ersten und seine Aufnahme zu werfen und damit zugleich einige grundsätzliche Fragen des Ganzen zu berühren. Es möge mir aber dabei ausnahmsweise vergönnt sein, mit dem zu beginnen, womit Vorreden sonst zu schließen pflegen: mit den Danksagungen.

Unter mehr als einem Gesichtspunkte hat denn nun da ein Name im Vordergrunde zu stehen: der meines Herrn Verlegers. Um es kurz zu sagen: ich weiß nicht, ob ich den dreifachen Widerständen des Druckes der Zeit, der Gegenströmungen, gegen die ich anzukämpfen hatte, und der Anstrengungen, die mir in meinem Alter die Arbeit an einem solchen Werke auferlegt, so wie es geschehen, hätte trotzen können, wenn nicht das großsinnige, nur schweren Opfern abzuringende Eintreten dieses Mannes für dasselbe seine Fortführung überhaupt ermöglicht hätte.

Nächst und neben ihm habe ich sodann mit warmem Danke der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft zu gedenken, welche mich nicht nur durch eine zweimalige Bewilligung in den Stand gesetzt hat, mir auf Erholungsreisen die für die Abfassung der beiden bisher erschienenen Bände nötigen Kräfte zu verschaffen, welche auch durch fortlaufende Unterstützung es bewirkt, daß ich diese Kräfte verhältnismäßig sorgenfrei in den Dienst meiner Sache stellen kann.

Dies alles hat mich denn so zu rüstigem Weiterarbeiten angespornt und wird mich hoffentlich auch das noch Ausstehende glücklich vollenden lassen. Nicht am wenigsten ist meinem Beginnen — mit einer grellen Ausnahme, die hier nicht näher bezeichnet zu werden braucht — auch aus den Kreisen der naturwissenschaftlichen Anthropologie und der Ärzteschaft wohlwollende Teilnahme bekundet worden.

Ungemein viel wert ist es mir gewesen, daß mein Buch in einer Anzahl von Besprechungen deutscher Gelehrter, darunter zu meiner besonderen Freude einiger namhafter Historiker, warm und verständnisvoll begrüßt worden ist.

Natürlich hat es auch an Ausstellungen nicht gefehlt, betreffs deren ich mich gewissenhaft gefragt habe, ob und inwieweit ich ihnen Rechnung tragen müsse. Zwar, wenn einzelne von diesen etwas an mir rügen, was ich selbst in meinem ersten Teile schon bekannt habe, wie meine geringere Beschlagenheit in biologischen den humanistischen Dingen gegenüber oder meine Nötigung, in manchen Partien meines Werkes aus zweiter Hand zu arbeiten, so würde deren Aufrechterhaltung, da ich diese Mängel doch nicht abstellen kann, die Zumutung, auf das ganze Unternehmen zu verzichten, bedeuten. Inzwischen haben erfreulicherweise schon die bisher erklungenen Stimmen über dessen Notwendigkeit nicht den geringsten

Zweifel gelassen. Ob ich für die Bewältigung der Aufgabe der rechte Mann gewesen, darüber kann ich alsdann die Entscheidung getrost der Nachwelt überlassen.

Ein Bedenken muß ich wohl oder übel als berechtigt anerkennen: daß der systematischen Zusammenfassung einer so großen Menge von Einzeltatsachen, welche dem Forscher in Fülle zuströmen, immer etwas von Mosaik anhaften müsse. Weil mir dies nur zu wohl bewußt war, weil etwas wie ein System weder von mir angestrebt noch meines Erachtens überhaupt zu erreichen ist, habe ich meinem Buche den Untertitel gegeben, den es jetzt trägt. Das hindert aber hoffentlich nicht, daß der Leser die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee immer leicht herauserkennen kann, an deren Hand ich auch den leitenden Faden nie verloren zu haben glaube.

Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so wird sie hoffentlich in diesem Teile zufriedenstellend geglückt sein. Insbesondere bin ich nach Kräften bemüht gewesen, Wiederholungen zu vermeiden. Wo jetzt etwas der Art noch vorzuliegen scheint, dürfte es sich nur noch darum handeln, eine und dieselbe Tatsache in das erforderliche verschiedene Licht zu setzen. Das von einigen Seiten geäußerte Bedenken, daß das Inhaltsverzeichnis meines ersten Teiles ein Sachregister nicht ersetzen könne, wird, wie ich hoffe, dem des zweiten gegenüber nicht erhoben werden. Nicht nur, daß der in diesem verarbeitete Stoff, nach Ländern und Völkern abgeteilt, an sich schon weit konkreter und daher übersichtlicher sich gestaltete, ich habe auch — was in dem früheren Teile unterlassen —, um die Handlichkeit der Benutzung zu erhöhen, bei jedem einzelnen Gegenstande gleich die Seite, auf der er abgehandelt wird, vermerkt.

Ganz vereinzelt ist auch meine Methode bemängelt bzw. mir Methode abgesprochen worden. Ich bin nun zwar der Meinung, daß Methode nie etwas rein und ganz Objektives, überhaupt etwas Allgemeingültiges, daß sie immer mindestens zum Teil subjektiv, ein Ausfluß des sie handhabenden Individuums ist und sein muß. Methode bedeutet, mit einem Wort, immer ein Stück Persönlichkeit. Den Schwerpunkt der meinigen habe ich indessen darein zu verlegen gesucht, daß ich peinlich bestrebt war, möglichst nur Gesichertes zu bieten bzw. da, wo dies nicht möglich war, das Hypothetische vom Sicheren durchweg streng zu trennen und als solches kenntlich zu machen. Inwiefern mich dies zu manchen Abweichungen von dem, was in der neuesten Rassenliteratur Brauch geworden, geführt hat, werde ich alsbald darzulegen haben. Zuvor aber möchte ich meiner Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß der eigentliche Kern und Leitgedanke meiner Methode, insoweit diese das Substantielle meines Werkes betrifft, von keiner Seite angefochten worden ist. Ich muß darauf um so mehr Wert legen, als ich die Grundsätze, von denen ich hier ausgegangen bin, in diesem zweiten Teile noch weit energischer und durchgehender zur Anwendung gebracht habe. Möge er denn erneut und noch stärker Zeugnis davon ablegen, daß Rassenliteraturge-

schichte nur aus Rassengeschichte hervorgehen kann, daß daher auch Rassenliteratur nicht nur als aktiv, auch als passiv zu verstehen und zu handhaben ist. Was die Völker an Rasse leben und sind, ist für uns ebenso wichtig, als was sie davon wissen und lehren. Eines erwächst aus dem anderen, und so durfte beides auch in unserer Darstellung nicht getrennt werden, so wenig wie die Echos fehlen durften, welche die Hauptvölker der Geschichte, insbesondere Juden, Griechen, Römer und Germanen, geweckt, die Beurteilungen, welche sie gefunden haben. Für die Ergründung ihres rassischen Wesens sind gerade diese durchaus wertvoll, es offenbart sich dieses in ihnen — die natürlich zu diesem Behuf entsprechend zu prüfen und zu sichten waren — gleichsam indirekt, zurückgeworfen. In der Hineinziehung der Rassengeschichte und der Literatur, in welcher sie sich spiegelt, glaubte ich sogar unbedingt so weit gehen zu müssen, daß ich auch die Völker, welche nicht eine unmittelbare, aktive — literarische oder urkundliche — Beisteuer zur Rassenkunde geliefert haben, sondern nur eine mittelbare, z. B. durch ihre stark genealogische Veranlagung wie die Araber, durch ungewöhnliche Betätigung rassischer Eigenschaften wie die Japaner, durch ihre Einwirkung auf andere Völker wie die Phönizier, mit berücksichtigte.

So viel ich sehe, ist es auch von allen maßgebenden Seiten gebilligt worden, daß ich der Betrachtung und Skizzierung selbst der neuesten Völkergeschicke im Zusammenhang der Rassengeschichte nicht aus dem Wege gegangen bin. Galt es da doch gewissermaßen, Leben und Tod einer Pflanze aus ihren Wurzeln zu erklären. Daß dabei vom Heutigen manches bei Namen zu nennen war, davor durfte ich als deutscher Mann alten Schlages nicht zurückschrecken.

Mehr noch als im ersten Teile habe ich in diesem mich vorwiegend als Historiker gefühlt und daher bei dem Bestreben, eine Inventarisierung des Wissens und Könnens der auf die abgeschlossen vorliegende Geschichte sich stützenden Rassenwissenschaft vorzunehmen, von der Vorgeschichte, als dem Ewig-Hypothetischen, mich nach Möglichkeit ferngehalten. Wie wenig dies eine Verkennung oder auch nur mangelhafte Schätzung ihrer gewaltigen Errungenschaften bedeutet, habe ich an anderer Stelle genügend ausgesprochen. Die Vorgeschichtsforscher — Archäologen wie Anthropologen — arbeiten gleichsam in den Kohlenbergwerken, ich in den Forsten unserer Wissenschaft. Wie es aber am Ende doch das gleiche Material ist, dem, ob verkohlt oder lebendig, unser Mühen gilt, wie wir unsere Erträgnisse in das gleiche Schatzhaus unserer Königin Wissenschaft abliefern, so sollten wir auch nie aufhören, uns als deren gemeinsame Diener zu fühlen.

Je länger je weniger kann ich mir verhehlen, daß meine Auffassung und Behandlung rassischer Dinge von der der jüngeren Vertreter dieser Wissenschaft in wesentlichen Stücken abweicht.

Die Parole und das Leitmotiv der Jüngeren ist eine unbegrenzte Erschließungsfähigkeit der Rasse, die uns nach ihnen nicht nur zu allen Ecken

und Enden des Völkerlebens in Geschichte und Politik den Zutritt verschaffen, die uns auch die Individuen erst völlig und in allen Einzelzügen leiblich wie seelisch klarlegen soll. Mir hat die heiße Arbeit eines Menschenalters eine andere Überzeugung, die von der Begrenztheit unserer Erkenntnismöglichkeiten, beigebracht. Nicht einen Augenblick sollten wir vergessen, daß die Rasse letzten Endes ein Mysterium ist, um das wir, banal gesprochen, höchstens zu einem Drittel wissen, das wir zum zweiten nur ahnen können, und das uns in seinem dritten gänzlich dunkel bleibt. Wir dürfen sie einer Sonne vergleichen, die durch die dichten Nebel menschlicher Unwissenheit zeitweise und stellenweise ihre Strahlen zum Durchbruch bringt. In jedem Falle können wir mit ihr nur al fresco, kaum in Öl, am allerwenigsten in Miniatur malen, oder, des Bildes entkleidet, wir vermögen unsere wichtigsten Wahrheiten an den Völkern gemeiniglich nur durch Kollektiv-, kaum je durch Individualproben zu belegen. Je kompakter wir den zu verarbeitenden Stoff fassen, je enger wir ihn umgrenzen, desto sicherer gehen wir. Die Zusammenziehung auf einige wenige Hauptgruppen bleibt daher für uns Neuere ebenso eine Vorbedingung aller fruchtbaren historisch-politischen und sozialen Anthropologie, wie sie sich für die Früheren als eine solche der anthropologischen Wissenschaft im allgemeinen erwiesen hat. Mit einiger Sicherheit können wir jedenfalls die politischen und sozialen Auswirkungen der Rassen nur innerhalb jener Hauptgruppen nachweisen. Wenn neuerdings zu den drei großen Rassenkomplexen, mit denen unsere Vorgänger arbeiteten, eine Rasse nach der anderen, als von jenen abgespalten, hinzuentdeckt wird, so muß dazu allermindestens der Vorbehalt gemacht werden, daß der Historiker mit solchen nichts wird anfangen können. Sie bleiben Sonderbesitz (und Streitobjekt, dürfen wir hinzusetzen) der Anthropologie. Die ältere Anthropologie ist einst mit ihren vielerlei Einteilungen in eine Irre geraten, aus der ihr als Ausweg nur eine Rückkehr zu den drei großen Grundrassen blieb. Vestigia terrent. Der neueren wird eines Tages kaum etwas anderes übrig bleiben. Zum mindesten wird an eine Koordinierung der neuen Rassen mit den alterprobten nicht zu denken sein. Mit diesen letzteren sind von den großen Bahnbrechern der Rassenkunde die entscheidenden Entdeckungen gemacht worden, aus ihnen lassen sich fort und fort neue Tatsachen belegen, neue Erkenntnisse gewinnen. Nur als Hilfsgeister kommen neben ihnen die neuen Gruppen oder Varietäten allenfalls in Betracht, nur für Einzelheiten mögen sie mit aller Vorsicht zur Ergänzung hinzugezogen werden. Kaum aber wird ihnen je auch das Maß von reellem Gehalt und Beweiskraft für die psychische Analyse der Völker zuzusprechen sein wie etwa den Stämmen der großen geschichtlichen Völker.

Ich möchte den Entscheidungen der Zukunft in diesen Fragen nicht vorgreifen. Möglich, daß ich die Vorsicht zu weit treibe. Leugnen will ich jedenfalls nicht, daß ich persönlich auch dem über die Dinarier — mit welchen die Jüngeren als mit einer denkbar vertrauten Größe ope-

rieren — bisher Ermittelten nicht genügend Substantielles zu entnehmen vermag, um es in meine rassischen und rassenpsychologischen Betrachtungen einzustellen und beispielsweise in den S. 312/13 erörterten Fällen nach einer Intervention der dinarischen Rasse als einem Auskunftsmittel zu greifen. Über die anderen vollends wird ein Urteil nur allenfalls erst zu fällen sein, wenn das Entdecken neuer Rassen einmal zum Stillstand kommt, was einstweilen noch gar nicht abzusehen ist. Warum sollte z. B. die mittelländische Rasse, die ein Schuchardt noch für einheitlich erklärt, nicht eines Tages so gut wie die nordische in mehrere Abteilungen gespalten werden, die dann freilich dem Historiker mehr oder minder nur Namen bedeuten würden, so gut wie ihm heute Ligurer, Sikaner und andere Vorvölker mehr oder minder bloße Namen sind.

So möge man mir denn meine Zurückhaltung nachsehen. Selbst der vorderasiatischen und der orientalischen Rasse gegenüber habe ich sie bis zu einem gewissen Grade beobachtet, wobei wohl der berechtigte Zweifel mitgewirkt haben mag, ob und inwieweit die heute beliebte Scheidung den rassischen Verhältnissen, wie sie beispielsweise zur Zeit der Ausbreitung des Hellenentums vorlagen, entsprochen habe. Übrigens aber bestimmte mich zur Beibehaltung der älteren Allgemeinbezeichnung „Semiten, semitisch" schon der Umstand, daß ich mich durchgehends an eine Literatur anzuschließen hatte, in welcher jene Ausdrucksweise üblich war. Ähnlich lagen die Dinge für „nordisch". Ich habe hier zwischen nordisch, indogermanisch, arisch bzw. germanisch frei abgewechselt, wie mir gerade der eine oder der andere Ausdruck besser zu passen schien. Daß ich gerade bei den Germanen den Ausdruck nordisch meist vermieden habe, hat seinen Grund darin, daß ich hier den allergrößten Wert auf deren Differenzierung in Stämme lege, die durch jene allgemeinere Bezeichnung gar zu wenig durchblickt.

Bedenken muß einem besonnenen Rassenforscher die Art und Weise erwecken, wie die jüngere Schule ihre Lehren auf die Individuen anwendet. Klar ist ja, daß die Aufstellung von Mischungsprodukten, je mehr sie von den größeren Gruppen auf kleinere und vollends auf Individuen hinübergreift, desto mehr den Charakter von Konstruktionen annimmt. Zeuge dessen die mancherlei Fragezeichen, die bei solchen auf das Zusammenströmen zweier oder mehrerer mehr oder minder fest umrissener oder auch nur zu umreißender Rassen in einem Individuum begründeten Diagnosen angebracht, die Umdiagnostizierungen, die damit gelegentlich vorgenommen werden mußten. Das Bedenken steigert sich zur Ablehnung, wenn die Diagnose auf das Psychische erweitert und daraufhin gar das Genie — der Künstler, der Denker — einer rassischen Analyse unterzogen, wenn er gleichsam auseinandergenommen wird. Geheimnisvolle Beziehungen, Einwirkungen ganz bestimmter rassischer Elemente auf die geistige Produktion sind gewiß vorhanden, aber, mindestens bis ins einzelne hinein, nicht nachweisbar. Schon inwieweit es gelingen wird, die verschiedenen Bestandteile gewisser geistiger Strö-

mungen und Kunstgattungen bestimmten Rassen mit Sicherheit zu überweisen, bleibt eine offene Frage. Immerhin kann sich die Rassenwissenschaft der Beteiligung an deren Lösung nicht entziehen, sie hat ja auch schon mehrfach hier mit Glück eingegriffen. Seit zuerst Nord- und Mittelmeerrasse im südöstlichen Europa zusammenstießen, sind die Hauptzweige der Kunst von kombinierten Rassen gepflegt worden, und sehr vielfach ist es möglich geworden, auf diesen oder jenen Bestandteil derselben im Namen einer bestimmten Rasse die Hand zu legen. Aber immer nur ganz allgemein und im großen; bei der Nutzanwendung auf den einzelnen und das einzelne erlischt jede Sicherheit. Eine Zergliederung geistiger Schöpfungen nach rassischen Bestandteilen bedeutet nichts anderes als die Zerstörung ihrer ganzen ideellen und ästhetischen Einheit, da doch gerade das In-eins-Fließen, das Verschmelzen das Letztcharakteristische aller höheren Geisteswerke ist. Ungleich sicherer ist schon der Nachweis der Beeinflussung durch Zeitströmungen (die aber nicht immer von einer einzelnen Rasse auszugehen brauchen). Er läßt sich sehr wohl auch für den einzelnen führen, und vollends ist es eine der lohnendsten Aufgaben, die Beteiligung ganzer Blutsgruppen an großen geistigen Bewegungen aufzuweisen, wobei wir uns nur dessen bewußt bleiben müssen, daß wir immer nur etwas Approximatives zustande zu bringen vermögen, wie ich dies z. B. für die von mir in diesem Bande durchgehends vorgenommene Abgrenzung von Romanisch und Germanisch gern bekenne[1]).

Ich glaubte mich nicht nur berechtigt, sondern geradeswegs verpflichtet, diese Richtlinien zugleich im Sinne eines Warnungsrufes aufzustellen, damit nicht der mit aller Mühe der Älteren in den Fachwissenschaften gewonnene bescheidene Boden uns wieder entzogen werde. Ohne diese aber geht es nicht weiter, sie haben fortan die Hauptsache von dem zu leisten, was mit der Rasse in der Welt noch anzufangen ist.

Unsere junge Wissenschaft befindet sich an einem kritischen Wendepunkte. Sie ist von der doppelten Gefahr umdroht, in der Enge zünftiger Gelehrsamkeit zu vertrocknen und in Phantasien sich zu verflüchtigen. Ein Mittelweg muß gefunden, eine Brücke zu den Gefilden echten Wissens und Forschens, dessen Gesetze ewig die gleichen sind, stets gangbar erhalten werden. Die Zufuhr immer neuen Wissens- und Erkenntnisstoffes auf historischem Wege bleibt so eine unserer Haupt-

[1]) Auf ein Problem möchte ich nicht versäumen ganz besonders hinzuweisen, das erstmalig in die Rassenliteratur eingeführt zu haben ich mit als das Wichtigste in meinem Buche betrachte. Ich meine das S. 216 ff. behandelte der Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus. Die Tragweite desselben für die religiöse Bewegung der Zukunft ist noch gar nicht abzusehen. Jedenfalls aber fällt uns in allererster Linie mit die Aufgabe zu, die von Drews eröffnete Fährte zu verfolgen und hier das Mögliche von Klarheit zu schaffen, auf Grund der jüngsten Erzeugnisse des Alten Testamentes und der neutestamentlichen Schriften das Hellenistische vom Spätjüdischen zu sondern bzw. in der Literatur aufzuspüren, inwieweit dies etwa bereits geschehen ist.

aufgaben vor allen eigenen Hypothesen, und auch die Nutzanwendung der Rassenkunde auf das Leben, die ich als erster mit angebahnt habe, immer auf wissenschaftliche Deckung angewiesen.

In diesem Sinne, zunächst als ein Arsenal, aus welchem die Rassenwissenschaft selbst immer wieder Waffen wird holen können, ist dieses Werk erdacht und soll es noch mehr in seinem dritten Teile ausgebaut werden. Sollte es mir darüber hinaus in einzelnen Partien des vorliegenden Bandes geglückt sein, den Vertretern vorerst der historischen und philologischen Wissenschaften ein Beispiel zu geben, wie man auch als solcher rassische Fragen anfassen und behandeln könne, so würde ich darin den allerschönsten Erfolg erkennen. Nur im Einverständnis und Zusammenwirken mit den alten festgegründeten Wissenschaften kann die unserige endgültig gedeihen. Ein Appell vor allem an die Historiker bleibt so mein letztes Wort. Möchten, wie es einzelne von ihnen schon getan, immer mehrere von ihnen mit dem Teil gesicherter Rassenkunde, das heute doch schon vorliegt, Ernst machen. Nur sie können die Reserven bilden, deren unsere große Bewegung bedarf, nur durch ihre Vermittlung kann die Rasse in die Gesamtwissenschaft der Zukunft so eindringen, wie sie berufen ist.

Freiburg, im August 1929.

L. Schemann.



Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel

Allgemeines über das Verhältnis der alten Völker zur Rasse. Die Alten nicht ohne Völkerkunde, wenn auch in ihren Erkenntnissen noch beschränkt. Intuitive Ausprägung rassischer Eigentümlichkeiten und Vorgänge in der Kunst, in Mythen und Sagen, in Klassifikationen. Scheidung und Einteilung der Menschenrassen. Das Problem der Völkerverwandtschaft. Verwandtschaftsbewußtsein innerhalb der semitischen und der arischen Welt.

Der öfter gehörte Satz, daß es im Altertum keine Völkerkunde gegeben habe, ist in dieser unbedingten Fassung zweifellos nicht haltbar. Richtig ist nur, daß man die Völkerkunde als fest umschriebene eigene Wissenschaft damals noch nicht kannte, daß daher alles auf sie Bezügliche nur nebenher behandelt wurde und vornehmlich in geographischen und historischen Werken seinen Platz fand. Richtig auch, daß der Erkenntnis des Völkerlebens im Gesamtbereich antiken Denkens starke Schranken gezogen waren. Vor allem muß hier daran erinnert werden, daß den alten Völkern insgesamt die Vorstellung der Wanderungen, die für uns geradezu die treibende Kraft des Völkerlebens, jedenfalls die Grundursache alles geschichtlich Gewordenen bedeuten, so gut wie ganz fehlt, daß sie völlig von der der Autochthonie oder Uransässigkeit beherrscht wurden. Nur von einigen wenigen Wanderungen hatte sich eine gewisse Kunde erhalten — von der dorischen, der keltischen z. B., die denn auch in den Werken einzelner Historiker ihren literarischen Niederschlag fand[1]). Auch war der Verkehr der Völker untereinander, so Erstaunliches manche von ihnen darin schon geleistet haben, im allgemeinen doch ein weit weniger reger als in neueren Zeiten. Die See zumal haben sich nur wenige noch als die Länderbrücke zu eigen gemacht, anderen, wie Indern und Ägyptern, verschloß sie eher die jenseits gelegenen Erdgebiete. Die beiden großen Kulturnationen des klassischen Altertums, von denen man eine methodischere Pflege der Völkerkunde am ersten hätte erwarten sollen, wurden doch durch einen ihnen gemeinsamen Zug ihres Volkscharakters, ihre hochmütige Abneigung gegen die „Barbaren“, davon abgehalten.

Mitbestimmend für das verschiedene Verhalten der alten Völker zu ihren Mitvölkern und dementsprechend auch für die Erkenntnis, die ihnen von diesen wurde, war natürlich die geographische Lage. Die Ägypter wie die Hebräer, zwischen Völkern wohnhaft, welche eine stärkere Abweichung von dem ihnen selbst eigentümlichen Typus zeigten, waren dadurch eher befähigt, ganze Gruppen fremder Völker zu kennzeichnen als die

[1]) Arbois de Jubainville, „Les premiers habitants de l'Europe“, Edit. 2, T. I., Paris 1889, p. XI. Diefenbach, „Vorschule der Völkerkunde“, S. 588 ff.

Griechen namentlich der älteren Zeit, welche fast nach allen Seiten inmitten einer Reihe von ihnen körperlich und der Farbe nach kaum abweichender Nachbarn gestellt waren[2]). In ihrer späteren Ausbreitung aber und bei ungemein erweitertem Horizont haben dann gerade sie ganz anderes für die Länder- und Völkerkunde zutage gefördert, in weit höherem Maße dem, was wir heute als Rassenkunde bezeichnen, vorgearbeitet. Je weniger noch ihre Forschung organisiert, ihr Wissen zusammengefaßt wurde, desto mehr verdanken wir dem unvergleichlichen Hellblick der einzelnen. Das beginnt gleich mit Homer, den man unter den Quellen für jene Wissenschaften ruhig mit an erster — ehrwürdig erster! — Stelle aufführen darf. Und dann gar Herodot! Kaum ist es zu viel gesagt, daß er der Vater nicht nur der Geschichte, daß er zum mindesten auch einer der Väter der Völkerkunde gewesen ist. In diesem Sinne konnte ihm neuerdings eine umfangreiche eigene Schrift gewidmet werden[3]). Neben und nach ihm treten andere zurück, aber immer noch bedeutend genug auf unserem Felde hervor, um später an ihrem Orte eine eingehendere Behandlung von uns zu beanspruchen.

Immer mehr und in den verschiedensten Richtungen wird es heute anerkannt, wie nahe die Erleuchtetsten der Alten unseren wichtigsten Erkenntnissen schon gekommen sind, wie sie dies und jenes, das uns als Neuentdeckung geläufig ist, vorausgenommen oder doch vorausgeahnt haben. Die Vorstellungen von den Ureinwohnern Europas, wie sie unter anderem in den Werken großer Dichter wie Äschylos (Prometheus V. 450 ff.) und Lucrez (Buch V. V. 930—1004) widertönen, entsprechen durchaus den Entdeckungen der Archäologen unserer Tage[4]). In Anaximander, Heraklit und Empedokles konnte Schallmayer[5]) die Vorläufer der Deszendenz- und Entwicklungs-, ja der Selektionslehre nachweisen. Auch in Plato, der in mancher Hinsicht mit Heraklits Ansichten über das Fließen aller Erscheinungen — der Grundlage der Deszendenztheorie — übereinstimmte, und in Aristoteles, der sich bereits dahin aussprach, daß die Natur von einer Art zur anderen durch unmerkliche Stufen übergehe, und daß vom Menschen bis zur gefühllosen Materie sich alles durch ein unlösbares Band aneinanderhalte, klingen schon Lamarck und Darwin vor, wie in Pindars „eins ist der Menschen und der Götter Geschlecht" Feuerbach und Hartmann vorklingen, nur daß diese vergeistigt das wiederbringen, was die Griechen, wie immer, sinnlich-symbolisch gefaßt hatten. Ja, so weit geht dies Zurückkommen der Neueren auf die Alten, daß Kolumbus, Petrus Martyr, Oviedo und Herrera sogar für die Entdeckung Amerikas in Seneca einen Kronzeugen aus dem Altertum anführen konnten, der in seiner Medea (Vers 375—379) weissagt:

---

[2]) Kiepert, „Lehrbuch der alten Geographie", Berlin 1878, S. 16.
[3]) Anton Graßl, „Herodot als Ethnologe", Sulzbach 1904.
[4]) Arbois de Jubainville, a. a. O. p. 3 ss., 15.
[5]) Im Eingang seiner „Vererbung und Auslese".

Venient annis saecula seris
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Tethysque novos detegat orbes
Nec sit terris ultima Thule.[6])

Auch in Schärfe der Beobachtungen haben namentlich Hippokrates und Aristoteles schon Eminentes geleistet; die Charakteristik des Negers durch Galen gilt Kennern als noch heute nicht veraltet[7]).

Dies sind nun freilich Ausnahmeerscheinungen, und im allgemeinen lag es in der Natur der Sache, daß die Alten dem, was wir heute unter Rasse verstehen, auf spekulativem Wege überhaupt nicht ernstlicher nachspüren, geschweige auf den Grund kommen konnten. Um so mehr hat manches schon intuitiv in ihnen gelebt, und haben sie dann dieser inneren Anschauung namentlich auch auf dem Wege der Kunst reichlichen Ausdruck verliehen. Die Bedeutung der antiken Bildwerke für die Kennzeichnung der Rasseneigentümlichkeiten kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden, mag es sich nun um assyrische und babylonische Denkmäler, um ägyptische Wandmalereien oder um Erzeugnisse griechischer und römischer Plastik handeln. Die Gallier von Pergamon, die Köpfe germanischer Männer und Frauen, die Daker der Trajanssäule, die Markomannen der Marc-Aurel-Säule sind ebensoviele Zeugnisse liebevoller Befassung mit der Eigenart dieser Völker und glücklicher Erfassung derselben.

Auch in ihren Mythen und Sagen haben die Alten vielfach Vorgänge des Rassenlebens versinnbildlicht. Ganz besonders betont dies Renan von den hebräischen Sagen, die er geradezu als mythes ethnographiques bezeichnet. Die Geschichte von Jakob und Esau, die schon vom Mutterleibe an miteinander kämpfen, nennt er in dieser Hinsicht „un chapitre incomparable, le chef d'oeuvre de l'ethnographie[8])" — ein Wort, dessen Berechtigung man begreifen wird, wenn man sich seine Tragweite dahin ausdeutet, daß ja in der Tat mit der Nebenbuhlerschaft der beiden Brüder um die Erstgeburt und der Verdrängung des Esau die entsprechenden Vorgänge im Leben der beiden hauptsächlichsten im Judentum vereinigten Rassenbestandteile, des arischen und des semitischen, wiedergegeben sein dürften. Dergleichen Personifizierungen waren übrigens im gesamten Altertum namentlich bei ethnographischen Klassifikationen üblich, sie finden sich sogar bei den Zentralasiaten in der Sage von Turk, einem der Söhne Japhets, und seinen Zwillingssöhnen Tatar und Mongol[9]). Am naivsten sind auch hier wieder die Griechen vorgegangen. Sie beschränkten ihre heroischen Genealogien nicht auf die eigene Sphäre, son-

[6]) Arbois de Jubainville, a. a. O. p. 22. Vgl. übrigens auch die prophetischen Äußerungen Ciceros bei Th. Zielinski „Cicero im Wandel der Jahrhunderte", 4. Aufl. Leipzig 1929, S. 195 ff.

[7]) Maurice Delafosse, „Haut-Sénégal-Niger" (Soudan Français), Série I, T. 2, Paris 1912, p. 3/4.

[8]) „Histoire du peuple d'Israel", T. II, p. 218—19.

[9]) Peschel, „Völkerkunde", 6. Aufl., S. 399.

dern gingen auf Eroberungszüge damit aus. Wie sie ihre Götter bei anderen Völkern wiederfinden wollten — so Dionysos und Herakles in Çiva und Vischnu[10]) —, so erhoben sie auch Anspruch darauf, daß mehrere der bedeutsamsten Völker des Orients von ihren Heroen herstammen sollten, die Meder von Medea, die Perser von Perseus, die Achämeniden insonderheit von einem Sohne des Perseus, dessen Name von Achaja hergeleitet wurde.

Daß die Alten insgesamt in gewissen Kardinalfragen der heutigen Rassenforschung auf einer uns heute primitiv erscheinenden Stufe verblieben sind, erklärt sich aufs natürlichste aus der gegebenen Reihenfolge, in welcher die menschlichen Geisteskräfte in Wirksamkeit treten. Instinkt und Beobachtung sind im Anfang alles, dann herrscht die Phantasie, erst zuletzt wird der kritische Sinn ausgebildet, der dann aber erst recht wieder bei Instinkt und Beobachtung in die Lehre gehen muß, um die letzten, sicheren Ergebnisse zu erzielen. Nirgends können wir dies deutlicher feststellen als bei der Scheidung und Einteilung der Menschenrassen. Ausnahmslos schrieb das Altertum die Unterschiede der Leibesbeschaffenheit, des Wuchses, der Farbe äußeren, vor allem klimatischen, Einwirkungen zu, die Urkraft der Rasse haben die Völker wohl empfunden und in ihrem geschichtlichen Leben betätigt, nicht aber wissenschaftlich zu fassen vermocht, wie ihnen ja denn vielmehr — unter Führung des Hippokrates — alle Rasse wesentlich ein Erzeugnis des Klimas blieb. Hauptunterscheidungsmerkmal war für sie die Farbe, die sie den Nordländern hell, den Südländern schwarz, denen der Mitte gemäßigt beilegten. Sie bezeichneten auch die Völker gern nach der Hautfarbe. Aus einer ganzen Reihe von Namen schaut diese heraus: Erythräer, Phöniker, Äthiopier und anderen. Bei den Syrern unterschied man sogar Leukosyrer und Melanosyrer (hellere und dunklere)[11]). Für eine eigentliche Sonderung des Menschengeschlechtes nach physischen Merkmalen hat man die Unterschiede der Farbe aber nicht als Ausgangspunkt benutzt, wenigstens im Abendlande nicht, und noch weniger hat man auf wissenschaftlichem Wege an ein Problem gerührt, das uns heute mit in allererster Linie beschäftigt: das der Völkerverwandtschaft, der Zusammengehörigkeit von Völkergruppen des nämlichen Menschenschlages. Nur in der Völkertafel der Genesis sehen wir zu beidem einen Anlauf genommen. Im übrigen aber fußte man, so weit man überhaupt auf Ursprung und etwaige Urverwandtschaften der alteuropäischen Völker einen Blick warf, auf Stammsagen, die sich zwar bei den römischen und griechischen Schriftstellern in ziemlicher Menge finden, meist aber nur ein albernes

[10]) L. von Schröder, „Indiens Literatur und Kultur“, S. 360 ff.

[11]) Knobel, „Die Völkertafel der Genesis“, S. 12, wo auch die Hauptstellen der Alten angeführt werden. Wilser („Die Germanen“, 1. Aufl., S. 28/29) macht übrigens mit Recht darauf aufmerksam, daß im Altertum das Aussehen der Völker noch viel mehr ihren nördlichen oder südlichen Wohnsitzen entsprochen haben müsse als heutzutage, wo der ins Ungeheure gewachsene Weltverkehr die Menschen durcheinander schüttle.

Gemisch aus klassischer Mythologie und aufgefangenen Bruchstücken fremder Volkssagen darstellen[12]). Von unseren wissenschaftlichen — philologischen und selbst mythologischen — Kriterien hatte das Altertum keinen Begriff, so wenig wie von unseren anthropologischen Methoden; und so sind nicht nur Arier und Semiten — nach der ganzen Fülle ihres Inhalts genommen — eine moderne Scheidung, auch innerhalb der großen Familien selbst sind die Völker Jahrtausende lang nebeneinander hergegangen, ohne voneinander zu wissen, bis erst späte Forschung aus gemeinsamem Erbgut in Sprache, Recht und Glauben auch ihre Abkunft aus gemeinsamem Urvolke nachwies.

Immerhin scheint die Erinnerung an diese Dinge innerhalb jener Völkerfamilien verschieden langlebig und verschieden stark gewesen zu sein. Bei den Semiten hat sie sich entschieden weiter erstreckt und länger vorgehalten. Die Erkenntnis alter Stammeseinheit reicht bei ihnen weiter hinauf. Die Israeliten kennen nicht nur ihre Blutsverwandtschaft mit Edomitern, Moabitern, Midianitern und anderen Nachbarstämmen, sie sind sich auch ihrer Ursprungsgemeinschaft mit Arabern und Aramäern bewußt[13]). Bei den Juden hat sich mit anderem die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten bis auf den heutigen Tag erhalten — begreiflich, da sie bald in das gelobte Land gelangten, und die Erinnerung an den Auszug noch völlig frisch war, als sie seßhaft wurden. Ganz anders lagen die Dinge bei den Ariern. Diese haben lange Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende gebraucht, bis sie ihre späteren Wohnsitze erlangten, und die Länge des Zeitraums, das unstete Leben, die Flut des Neuen, die Fülle aufregender Ereignisse, Spannungen und Eindrücke waren nicht darnach angetan, die Erinnerung an die Vorgänge bei der Auswanderung aus der Heimat dem Volke zu erhalten[14]). Und so hat sich nicht einmal innerhalb der einzelnen Zweige, z. B. bei den Italikern, ein Verwandtschaftsgefühl unter den Stämmen erhalten, und vollends liegt die einstige Einheit der ganzen indogermanischen Familie zu tief in der Nacht der Zeiten, als daß ihr Andenken in ihrem übrigens doch wohl auch weiteren als dem semitischen Kreise hätte lebendig bleiben können. In der langen Kette, die sie von Nordeuropa bis Zentralasien und Indien bildeten, erkannten die einzelnen indogermanischen Völker sich nicht mehr als Brüder, ja, schlugen gelegentlich aufeinander los, wenn ihre Wanderungen — wie z. B. bei Kelten und Italikern — dies mit sich brachten[15]). Ausdrücklich aber wird von den besten Kennern der betreffenden Epochen und Völker des Altertums betont, daß die Rassenverwandtschaft in Anlagen und Geschmacksrichtungen, Sitten und Gebräuchen immer wieder durchschlug und zum mindesten eine grundsätzliche Antipathie, geschweige Rassenhaß, trotz der feindlichen Zusammenstöße, welche die Politik

[12]) Diefenbach, „Vorschule der Völkerkunde", S. 406 ff.
[13]) Renan, „Histoire générale des langues sémitiques", P. I², p. 39 ss.
[14]) Ihering, „Vorgeschichte der Indoeuropäer", S. 359.
[15]) Pictet, „Origines Indo-Européennes", T. I, p. 3.

brachte, nicht aufkommen ließ. Und zwar gilt dies nicht nur für Römer und Gallier, sondern auch für Römer und Germanen: Der weltgeschichtliche Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus hat sich erst im Verlaufe der späteren Geschichte, unter immer stärkerem Hinzutreten semitischer Einflüsse, in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe herausgebildet[16]).

Fragen wir nun, was trotz des eben Ausgeführten etwa, und wie lange es einzelnen indogermanischen Völkern von ihrer Verwandtschaft bewußt geblieben sei, so können wir da natürlich von Hause aus nur auf sehr spärliche Ausbeute unseres Suchens rechnen. Im allgemeinen sind wir auf Vermutungen angewiesen, nur hie und da leuchtet irgendein Zeugnis aus dem Dunkel auf wie ein Signalzeichen in der Nacht.

Am längsten und am zähesten muß sich ein Gefühl früherer Zusammengehörigkeit unbedingt bei Indern und Iraniern geltend gemacht haben. Noch die ältesten Veden stammen ja aus einer Zeit, in welcher der Glaube und die Göttersage beider Stämme nicht zu jener zwieträchtigen Ausgestaltung gelangt war, die gleichwohl die alte Einheit überall durchblicken läßt[17]). So weit wie von den übrigen einstigen Mitbrüdern haben sie sich überhaupt nie voneinander entfernt, und es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß z. B. die ins Land der Hindu versprengten Parsen sich dort wie in einer zweiten Heimat wiederfanden. Eine dunkle Erinnerung an die alte Ursprungsgemeinschaft mit den westlichen Stämmen, die von den indischen Ariern ganz allgemein als Yavana (Jonier) bezeichnet werden, hat sich darin erhalten, daß Manu diese den entarteten, d. h. nichtbrahmanischen Kschattrya einreiht[18]). Die zunehmende Trennung durch Raum und Zeit hat dann aber die denkbar stärksten Wälle zwischen Inder und Abendländer gebracht: Engländer und Hindu stehen sich heute wie die Vertreter zweier ferner, fremder Welten gegenüber, „near and yet far off, in the depths of their mind separated by a whole era of civilisation“[19]).

Auch Perser und Hellenen haben sich wohl, in ihrer Gesamtheit wenigstens, in ähnlichem Lichte gesehen. Die ungemeinen Abstände ihrer beiderseitigen religiösen, kulturellen und vor allem auch politischen Entwicklung haben die ursprünglichen gemeinsamen Anlagen überschattet.

---

16) Über Römer und Gallier Fustel de Coulanges „La Gaule Romaine, Paris 1891, p. 49 ss., 138. Im Heere Cäsars waren mehr Gallier als Römer. Über Römer und Germanen derselbe „L' invasion germanique“, p. 316—320. „Le sentiment d' une antipathie de races était inconnu en ce temps — là“, was von seiten der Germanen aus mancherlei gewichtigen Anzeichen belegt, von Lavisse, „Histoire de France“, T. II, 1, p. 64 ss. auch von seiten der Römer bestätigt wird. Noch um das Jahr 400 mußten in Rom Gesetze gegen den Mode gewordenen germanischen Aufzug der Bevölkerung erlassen werden. Mindestens ebenso groß war später die Einwirkung der Goten auf das Justinianische Ostrom.

17) Vgl. hierzu L. v. Schröder, „Indiens Literatur u. Kultur“, S. 22—27.

18) Pictet, a. a. O., p. 65.

19) Bagehot, „Physics and Politics“, London 1903, S. 70, 145, 157.

Dennoch ist die Ursprungsgemeinschaft einzelnen großen Hellsehern unter den Hellenen nicht verborgen geblieben. Gewiß, die berühmte Stelle aus Äschylos' Persern, in welcher die Königinmutter Atossa die Dorerin und die Perserin, die sie im Traum gesehen, als Schwestern eines Stammes bezeichnet[20]), mutet uns heute fast als ein Traum nicht nur jener Fürstin, sondern des Dichters selbst an. Und doch hat Äschylos damit ahnend oder ahnungslos einen Ausspruch über die beiden Völker getan, wie ihn der beste Kenner moderner indogermanischer Wissenschaft auch nicht anders hätte fassen können. Sein Traum war also in jedem Falle ein Wahrtraum.

Schon hier in der Äschyleischen Stelle scheint damit, daß die beiden Frauen „in höchster Pracht, glanzvoll an Schönheit" vor Atossa hintreten, angedeutet zu werden, daß die Stammverwandtschaft der beiden Völker sich vor allem in deren Aristokratien kundgebe, wie dies ja natürlich auch der Fall war. Noch unzweideutiger tritt dieses Moment in einer zweiten Stelle der klassischen griechischen Literatur, nämlich in einem der Platonischen Dialoge[21]) hervor, wo der gemeinsame Ursprung der persischen und der lakedämonischen Könige auf Perseus, den Sohn des Zeus, zurückgeführt wird. (Man beachte, daß in beiden Fällen die Dorier, als der vornehmste Stamm, die Hellenen vertreten.) Hier wird die Gemeinsamkeit der Abkunft sogar nur der obersten Spitze der Aristokratie zugeschrieben. Unverkennbar verlieren sich ja nun diese Worte des Sokrates schon einigermaßen im Nebel jener mythischen Genealogien, deren wir oben gedachten. Wer wollte aber die Möglichkeit leugnen, daß in diesen selbst hie und da etwas von wirklicher Erinnerung widertönen könne?

Mehr als solche vage Reminiszenzen, die von Phantasien kaum zu scheiden sind, hat es wohl auch in der griechisch-römischen Welt kaum gegeben[22]). Schon zur Zeit des Ämilius Paulus und Flamininus, wo doch der Zauber des hellenischen Namens noch durch alles griechische Kleinelend hindurch so mächtig wirkte, daß er selbst römische Feldherrn betören konnte, hätte der Verwandtschaftsgedanke den Griechen nur noch im Sinne kaptivierender Sentimentalität oder als Versüßungspille für die ihnen bevorstehende Unterjochung hingeworfen werden können. Wenn gar noch weit später Virgil Griechisches (bzw. Troisch-Hellenisches) mit Italischem planmäßig durcheinandermischte, nicht zum wenigsten mit dem Endziel, in Äneas den Stammvater des Julischen Hauses nachzuweisen, so hat das lediglich den Wert einer dichterischen Spielerei, wie ja denn überhaupt die ganze Äneassage ein Erzeugnis der Reflexion, ohne Boden im Volke war[23]).

---

[20]) Vers 181 ff.

[21]) Alcibiad. I, Kap. 17, p. 120

[22]) Über eine Anspielung Plutarchs auf die griechisch-römische Verwandtschaft reden wir unten bei der Besprechung dieses Schriftstellers.

[23]) Vgl. hierüber Teuffel „Geschichte der römischen Literatur" unter Virgil.

Kelten und Germanen stehen in einem ähnlichen Verhältnisse zueinander wie Inder und Iranier. Auch sie haben unzweifelhaft ursprünglich eine Einheit gebildet und gehen anthropologisch bis tief in die geschichtlichen Zeiten an manchen Stellen derartig ineinander über, daß es aller philologisch-kritischen Arbeit unmöglich geblieben ist, sie auseinanderzureißen, zumal ihr dafür von Quellenmaterial nur solches aus dem Schrifttum der klassischen Völker zur Verfügung stand. Aber auf diese Weise ist nun eben keinerlei Zeugnis für ein Bewußtsein jener wie überhaupt indogermanischer Zusammengehörigkeit auf uns gekommen. Die Kelten sind, trotz ihrer einst so gewaltigen Ausbreitung, mehr als irgendein anderer Zweig der indogermanischen Familie aus dem späteren Weltbilde verdrängt — von Romanen und Germanen überdeckt — worden, und auch, was aus der germanischen Welt, insbesondere aus der altdeutschen Sage des Mittelalters von Spuren deutscher Abstammung heraustönt, ist dermaßen kindlich, daß es nicht einmal als Nachhall etwaiger indogermanischer Stammsagen, geschweige als Widerhall indogermanischer Wirklichkeiten, in Betracht kommt[24]). Um so heller erstrahlt der Ruhm der Aufdeckung dieser letzteren — der indogermanischen Welt als einer Gesamteinheit — auf wissenschaftlichem Wege, die im wesentlichen eine deutsche Geistestat gewesen ist.

---

[24]) So namentlich die Fabeleien des Annoliedes (Strophe 22 u. ö.). Diefenbach, „Vorschule", S. 406 ff. führt noch einiges Weitere an.

Zweites Kapitel

Die orientalischen Völker.
Chinesen. Japaner. Inder. Iranier. Assyrer und Babylonier. Sumerer. Araber. Phönizier. Ägypter. Juden.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Völkern, wobei wir mit den Ostasiaten beginnen und dann nach Möglichkeit die geographische Reihenfolge dem Westen zu innehalten.

Von den Rätseln, die uns die Völkerkunde aufgibt, ist das chinesische sicher nicht das kleinste. Fast von Kindesbeinen an haben uns ja die Wunder des Himmlischen Reiches in die Ohren getönt, und aus dem Munde ernstester Männer sind wieder und wieder wahre Hymnen auf China und das Chinesentum erklungen, das man sogar in absoluter Schätzung über uns Europäer stellen wollte. Goethe ist darin vorangegangen mit seinem Worte: „Die Chinesen denken, handeln und empfinden fast ebenso wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht.“ Ganz im gleichen Sinne haben sich andere ausgesprochen[25]). Wenn diese vor allem die frühe und andauernde Kulturhöhe der Chinesen, ihren sozialen und sittlichen Hochstand gefeiert haben, so ist daneben neuerdings noch ein Moment in den Vordergrund gerückt worden, das ihren Lobpreisern Anlaß geboten hat, sie allen anderen Völkern, insonderheit den abendländischen, als Muster schlechthin hinzustellen: Das rassenhygienisch-generative. Schallmayer namentlich kann sich nach dieser Seite gar nicht genug tun.

Allerdings hat es auch an bedeutsamen Gegenstimmen nicht gefehlt. Ich begnüge mich hier mit zweien derselben. Montesquieu, der in seinem 19. Buche des Esprit des lois (besonders Kap. 13 und 20) viel Gutes über China sagt, erklärt die schöne Moral der Chinesen für bloß auf dem Papier stehend, ihre moeurs liefen im wesentlichen auf — noch dazu in den Schulen gelehrte — manières hinaus, und Gobineau in dem noch heute lesenswerten Chinesenkapitel (dem fünften des dritten Buches) weist die unheilbaren Schranken auf, die dem chinesischen Geiste allem Höheren und Höchsten gegenüber mit dem Blute seiner Träger gezogen seien[26]).

Nehmen wir hinzu, daß die hier durch Montesquieu und Gobineau vertretenen Anschauungen auch sonst in der Literatur mannigfach wiederkehren und solchen Einfluß gewonnen haben, daß in der Volksvorstellung

[25]) K. Vollgraff: „Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie“, Bd. II, S. 305. Marburg 1855. Dort auch der Goethesche Ausspruch.

[26]) Deutsche Ausgabe, Bd. II, S. 340 ff.

der Chinese weit eher denn als Musterbild eines sittlichen Menschen als Inbegriff der Geriebenheit dasteht, und daß das Gefühl der Überlegenheit der abendländischen Kultur lange Zeit geradezu zu einem hochmütigen Herabsehen auf die chinesische bei uns geführt hat, so werden wir gestehen müssen, daß hier Widersprüche klaffen, die nur schwer zu überbrücken sein dürften[27]).

Klar ist aber vor allen Dingen, daß die Verherrlicher des Chinesentums heute sich in unvergleichlich viel günstigerer Stellung befinden als zu Gobineaus Zeiten. Schon 1872 konnte Peschel in einem viel beachteten Aufsatze im „Ausland" („China und seine Kultur") darauf hinweisen, wie wenig berechtigt unsere Überhebung den Chinesen gegenüber sei, und seitdem haben wir uns diesen in unseren Zielen wie in unseren Leistungen, durch bewußtes und gewolltes Herabdrücken unseres Gesamtniveaus, durch Aufgabe eines Höhenfluges, dem wir uns nicht mehr gewachsen fühlten, immer stärker angenähert. Ist dem aber so, ist man berechtigt, die Kultur der Chinesen und die der Abendländer ganz unmittelbar und ohne Abzug miteinander zu vergleichen, dann erhellt zugleich, um wie vieles die erstere bei diesem Vergleiche gewinnen muß, insofern alle die Dinge, die, als notwendig, nützlich oder angenehm, eine Kultur ausmachen, vom Ackerpflug bis zur Buchdruckerpresse, ja bis zum Phonographen, den Chinesen nicht nur weit früher, auch weit natürlicher, wuchshafter, triebkräftiger, wenn auch in bescheidenerer Vollendung, zugefallen sind als uns, bei denen dieser ganzen übersteigerten Entwicklung etwas Krampfhaftes anhaftet, was sich schon äußerlich darin bekundet, daß, entgegen der Stetigkeit und der Ruhe, die dort obwaltete, hier kaum eine der sich jagenden Erfindungen mehr ohne betäubende Tamtamschläge ins Leben treten kann.

In ganz anderem Maße steigt die Waage der Chinesen noch, wenn wir jetzt ihr rassisches Bild betrachten. Man wird hier Schallmayer kaum einen seiner Sätze bestreiten können, und ich kann jedem nur raten, seine eindringlichen Darlegungen in seinem Hauptwerke zu lesen und sich zu eigen zu machen[28]). Ja, es ist so, kein Volk hat eine so hohe Kultur so lange Zeit, Jahrtausende lang, ungeschädigt ertragen, ein so unerhörtes Standhalten des Volkstums wie des Staatswesens bewiesen, an welchem alle Wellen der Eroberung sich brachen, in welchem alle frem-

---

[27]) Die Literatur über China haben für das Abendland lange Zeit vornehmlich die — meist jesuitischen — Missionare bestritten. Zu nennen sind in erster Linie die Franzosen Père Amyot und Huc, später der Amerikaner A. H. Smith. Bei uns stand im vergangenen Jahrhundert das großartige Werk Ferdinand von Richthofens beherrschend im Vordergrund. Nächst ihm ist dann namentlich noch der deutsche Gesandte in Peking, M. von Brandt, hervorgetreten, der unter anderem in Helmolts Weltgeschichte und Hellwalds Kulturgeschichte China behandelt hat. Weitere Literaturangaben für die ältere Zeit bei Vollgraff, für die neuere bei Schallmayer.

[28]) Besonders S. 193 ff., 197 ff., 205, 210/11 der 1., S. 286 ff., 291 ff., 298 ff., 309 der 3. Auflage.

den Elemente bei völliger Unversehrtheit des staatlichen Organismus mit seinen alten Einrichtungen und Sitten aufgesaugt wurden. Der tiefere Grund hiervon aber ist ersichtlich darin zu suchen, daß diese Einrichtungen und Sitten der natürlichen Auslese weit mehr entsprechen als die der sämtlichen untergegangenen Kulturvölker alter und neuer Zeit. Die Regelung der Bodenverhältnisse, die hohe Vollkommenheit der Bodenkultur, die Bildung einer Aristokratie — zumeist aus Beamten und Gelehrten — lediglich nach Talenten und Verdiensten, die denn auch nicht eo ipso und im voraus die Nachkommen mitadeln, sondern, tiefsinnigerweise, wie man sagen muß, den Adel auf die Ahnen zurückwerfen: das sind Grundlagen einer Gesellschaft, wie sie besser nicht zu denken sind, auf denen sich der Hauptzug des Chinesen, sein Konservativismus, rein biologisch ein unschätzbarer Vorzug, glänzend entwickeln und bewähren konnte. Er gipfelt in einem Familiensinn von geradezu einzigartiger Stärke, der es ermöglicht hat, daß China bei einer Bevölkerung von 3—400 Millionen Menschen das Zellgewebe des Volkskörpers andauernd gesund erhalten konnte. Und dieser Familiensinn, das Wichtigste für jedes Staatsleben als Einkleidung eines Volkslebens, hat denn so auch Ergebnisse gezeitigt, die uns im Hinblick auf das chinesische nur Staunen, im Hinblick auf unser eigenes nur tiefe Beschämung wecken können. Im Verein mit den gesunden ökonomischen Grundlagen hat er es bewirkt, daß die höheren Gesellschaftsschichten sich mindestens ebenso reichlich fortpflanzen wie die niederen, daß daher das Aussterben hervorragender Familien weit seltener stattfindet als bei uns, wie ja denn 2—3000 jährige Stammbäume in China gar nichts Ungewöhnliches sein sollen. Nehmen wir endlich noch hinzu, daß der Alkohol in China so gut wie gänzlich fehlt, so werden wir es begreifen, daß das chinesische Volk der Gegenwart uns als das leiblich wie geistig — letzteres immer in dem nach dem Gesetze der Ungleichheit gebotenen bescheidenen Umfange genommen — rassentüchtigste vorgeführt werden konnte. So erscheint auch die vielberufene gelbe Gefahr in ihm um so mehr verkörpert, als es zugleich den in körperlichen Arbeiten leistungsfähigsten, an gesundheitlicher Widerstandskraft zähesten Schlag der ganzen Erde darstellt und so unter den Bewerbern um zukünftige Weltherrschaft naturgemäß in die vorderste Reihe tritt.

Kein Wunder daher, wenn ziemlich einmütig alle berufenen Beurteiler dem chinesischen Reich und seinen Einrichtungen auch weiterhin eine nach menschlichen Begriffen ungemessene Lebensdauer zugesprochen haben, immer allerdings unter der Voraussetzung, daß kein fremdes Blut in namhafterer Quantität in den unermeßlichen Volkskörper eindränge. Die andere Gefahr, daß die Gifte, die diesem auf den Wegen moderner Völkerbeglückung und -ausbeutung von Europa und Amerika aus zugetragen werden, beginnend mit dem Opium, das England einst diesem urgesunden Organismus aufzwang, und mit dem Bolschewismus vielleicht noch nicht endend, ihm verhängnisvoll werden könnten, kann

hier nur angedeutet werden. Wohl aber muß eine Frage noch näher erörtert werden, aus der sich die oben gebrauchte Bezeichnung eines chinesischen Rätsels erst voll erklärt: die nach der rassischen Herkunft der chinesischen Kultur. Woher stammen die ohne Zweifel großartigen Einrichtungen, die in dieser Weise den Jahrtausenden standgehalten haben, wer hat die Fundamente zu diesem Riesenbau gelegt, die Idee dazu ersonnen? Die Frage heischt um so dringender eine Beantwortung, als es sich hier in kultureller Beziehung nicht um China allein handelt, dieses vielmehr alle umgebenden Staaten, Tibet, Birma, Siam, Anam, Korea und Japan mit dem Maße von Gesittung, das sie vertrugen, versorgt und sich so als Kulturbringer Asiens mit Griechenland und Indien auf eine Stufe aufgeschwungen hat.

Wer, wie Schallmayer, Rassenunterschiede nicht beachtet oder doch nicht anschlägt, Rassenpersönlichkeit nicht anerkennt, um Entstehung und blutliche Zusammensetzung der Völker sich nicht kümmert, der ist auch mit dieser Frage schnell fertig. Für Schallmayer steht es fest, daß die chinesische Kultur ein Erzeugnis der gelben Rasse ist, ja er meint mit dieser Feststellung allen denen, die von dem Privileg höherer Kultur für die Weißen nicht lassen mögen, das Feld abgejagt zu haben. Aber er ist damit ziemlich allein geblieben[29]). Den meisten Forschern hat es nicht eingehen wollen, daß so wahrhaft tiefsinnige Leitgedanken, wie sie der chinesischen Kultur zugrunde liegen, so gewaltige Leistungen, wie sie ihr entsprossen sind, Mongolenhirnen entstammen sollen; sie vermögen in einer solchen Annahme nur eine gänzlich vereinzelt stehende, schier undenkbare Anomalie zu erkennen. So viel auch im Laufe der Zeit in China ins Mechanische umgebogen, abendländischem Geiste entrückt worden sein mag, alles deutet doch hier nach rückwärts auf ein großes Organisches, auf eine schöpferische Urkraft, wie sie nur der weißen Rasse, und in ihr nur der höchststehenden, der arischen Familie, zuzutrauen schien. So hat man sich längst darüber geeinigt, daß es Arier gewesen sein mögen, die das chinesische Volk in die Bahnen sozialer Entwicklung gebracht haben, und nur darüber, welcher Zweig der Familie hier in Betracht komme, von wo aus und zu welcher Zeit diese Einwirkung erfolgt sei, hat sich Sicheres nicht ermitteln lassen. Es wird das vielleicht auch in Zukunft nicht möglich sein, da die mongolische Flut über die weißen Elemente in einer Stärke dahingebraust ist, daß man über Vermutungen kaum je hinauskommen wird. Arische Spuren führten aber schon zu einer Zeit, da wir durch die Entdeckung des Tocharischen und andere Funde noch nicht so kühn geworden waren, daß wir uns die Züge der Arier durch die alte Welt gerade auch mit Rücksicht auf Asien nach Zeit und Raum schier unbegrenzt vorstellen, in genügender Fülle nach China, um jene Vermutungen grundsätzlich und im allgemeinen vollauf gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Den Chinesen selbst verdanken wir die Kennt-

[29]) Auch Letourneau („Psychologie ethnique“ und „La sociologie d'après l'Ethnographie“) geht von der gleichen Annahme aus.

nis arischer Stämme, welche einst an ihren eigenen Grenzen gesessen hatten und in einzelnen Überresten dort noch jetzt leben. Auch an Hindeutungen auf Einwanderungen in ferner Vorzeit fehlt es nicht. Die bedeutsamste findet sich in einer Stelle aus dem Gesetzbuch des Manu, wo angegeben wird, daß unter den widerspenstigen und infolgedessen ausgewanderten oder vertriebenen Kschatriya-Stämmen sich auch das Volk der Tschina (oder Tchina) befunden habe, welches alsdann China — das heißt zunächst den Süden des Himmlischen Reiches — erobert, kultiviert und ihm seinen Namen gegeben hätte[30]). Die früheren Forscher, darunter Ritter, Gobineau und Vollgraff, nahmen dies als so gut wie sicher an. Neuerdings ist dann Richthofen[31]) dafür eingetreten, daß die Uranfänge der chinesischen Kultur, mit Ausnahme einer unvollkommenen Bebauung des Landes und der Seidenindustrie, wahrscheinlich nicht auf dem Boden Chinas selbst, sondern fern im westlichen Teil des Tarym-Beckens zu suchen seien. Hier hätte dann die erste Entwicklung gemeinsam mit jenen Völkern stattgefunden, welche die Kultur unter anderem nach Persien und Indien trugen. Das möge nun dahinstehen und dazu nur noch bemerkt werden, daß das eine das andere nicht auszuschließen brauchte. Mit Recht sagt übrigens Ratzel, nachdem auch er die Wahrscheinlichkeit fremder Herkunft betont hat: „Das Woher ist erst in zweiter Linie von Bedeutung[32])." Festes wird sich hierfür kaum je gewinnen lassen, es muß uns genügen, daß sich die Zeugnisse für die Ansässigkeit arischer Stämme in Zentralasien und bis tief ins chinesische Reich hinein fortwährend mehren[33]).

Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß ein so hervorragender Chinakenner wie M. von Brandt einige der Haupterfindungen, die gemeinhin dem Chinesentum zugeschrieben werden (Porzellan, Schießpulver und Kompaß), erst spät vom Ausland dorthin gebracht worden sein läßt. Doch scheinen dies Nebenfragen, alles einzelne tritt zurück vor der einen großen Hauptsache, daß arische Geisteskräfte, die im Vergleich zu dem Riesenleibe, an dem sie sich versuchten, quantitativ nicht allzu stark gewesen sein können, es vermocht haben, dem größten aller Völker, dem nach seiner Blutsanlage lediglich ein plattes Nützlichkeitsdasein bestimmt schien, darüber hinaus nicht nur die Fähigkeit, auch höhere Kulturgüter zu werten und zu verwerten, sondern selbst etwas wie Sinn für reine Wissenschaft einzuimpfen. Gerade auf dem Gebiete, dem unser Thema gilt, tritt dies am deutlichsten und erfreulichsten zutage.

Zwar fühlen sich die Chinesen, auch wenn sie Wissenschaft, und im besonderen Völkerkunde, treiben, durchaus als Mongolen, was sie ja auch

30) Gobineau führt (a. a. O., Bd. II, S. 309) die wichtigsten Sätze des Manava-Dharma-Sastra in englischer Übersetzung an.

31) „China", Bd. I, S. 428.

32) „Völkerkunde", Bd. III, S. 33.

33) Chamberlain (Nachträge zur 3. Auflage der „Grundlagen", S. 36) bringt unter anderem solche aus Aufsätzen von Ujfalvy, C. Haddon und W. Kingsmill bei.

ihrem Gesamtkörper nach sind, und als solche treten sie auch der Rasse ihrer einstigen Kulturbringer gegenüber. Während sie sich selbst schon in ihren ältesten Liedern, dem Schi-King, den Ehrennamen des „schwarzhaarigen Volkes" beilegen, reden sie von den Blonden als den „langen bleichen Pferdegesichtern mit der vorspringenden Nase und den tiefliegenden Augen". Und doch ist es unverkennbar, daß ihrem geistigen Tun und Treiben ein Etwas von dem Geiste ihrer einstigen Lehrmeister beigemischt ist, wäre es auch nur die Erhebung von der bloßen nüchternen Beobachtung zu abstraktem Denken und zu überpersönlicher Sachlichkeit. In diesem Sinne wird, als ein Erzeugnis echt wissenschaftlichen Geistes, wie er am Hofe der Sung-Kaiser blühte, namentlich das große, zum Teil enzyklopädische, zum Teil historisch geographische Werk von Ma-Tuan-Lin gerühmt, „eine bei weitem noch nicht erschöpfte Fundgrube des Wissens über die Völkerbewegungen in Zentralasien und Turan von den ältesten Zeiten an[34]). Und von ihren Chroniken im allgemeinen konnte gesagt werden, daß sie zwar an malerischer Kraft denen der Griechen nachständen, an Sachlichkeit aber und durch den Reichtum von Tatsachen und authentischen Beobachtungen sie überträfen[35]).

Das Interesse, das die Verfasser chinesischer geographischer Werke, wie den Völkern Mittel- und Ostasiens überhaupt, so zumal auch den nichtchinesischen Volksstämmen zugewandt haben, ist nicht am wenigsten den für uns wichtigsten arischen der Grenzlande zugute gekommen. Über die blondhaarigen und blauäugigen U-sun, die Yue-tschi oder Indoskythen, die Khu-te, bei welchen Ritter und A. von Humboldt einst sogar an Goten denken konnten, die Ha-ka, die Yan-thsai (Sarmaten-Alanen) und andere haben sie uns unschätzbare Notizen hinterlassen[36]).

Die Chinesen sind auch die einzigen gewesen, welche zu einer eigentlichen Klassifikation von Völkern und Rassen auf wissenschaftlichem Wege schon in alter Zeit fortgeschritten sind. Wie den Griechen, ist auch ihnen dabei als das nächstliegende unterscheidende Merkmal die Farbe aufgefallen, und so sollen sie nach ihr fünf Rassen — eine blaßviolette, eine gelbliche, eine fleischfarbige, eine weiße und eine schwarze — angenommen haben[37]). Annähernd mag sich diese Einteilung decken mit einer anderen, ebenfalls fünfteiligen, die sie nach etwas allgemeineren anthropologischen Gesichtspunkten für die ihnen bekannten Völkergruppen Zentralasiens vorgenommen haben, die in Tungusen-, Sian Pi-, Turk-,

---

[34]) Richthofen, a. a. O., Bd. I, S. 587.

[35]) Albrecht Wirth, „Polit. Anthropol. Revue", Bd. II, S. 212.

[36]) Näheres hierüber bei Gobineau, Bd. II, S. 312 ff., wo auch die Stellen aus Ritter und Humboldt angegeben sind, und bei Richthofen, Bd. I, S. 48 ff., 472 ff. Noch weitere Nachweise arischer Trümmerreste gibt Gobineau a. a. O. nach Père Huc, „Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine", T. II, p. 467 ss., 482.

[37]) Père Amyot bei Topinard, „Eléments d'anthropologie générale", Paris 1885, p. 63.

Tibet- und Alanen-Gotenvölker (die Blonden)[38]). Über noch weitere Aufzählungen und teilweise auch Einteilungen nichtchinesischer Stämme berichtet Richthofen[39]). Alles in allem haben sich die Chinesen, da das dritte der einflußreichsten Kulturvölker der asiatischen Welt, die Inder, nach dieser Seite ganz versagt, den Ruhm gewonnen, neben den Griechen als die wichtigste Quelle für die Kenntnis der Völkerwelt des alten Asiens dazustehen.

Diese Ebenbürtigkeit anzuerkennen wird manchem schwer fallen. Aber die Leistungen der Chinesen sind um so höher einzuschätzen, je tiefer ihr geistiges Gesamtniveau unter dem der Griechen stand. Wohl kommen hier im allgemeinen nur gewisse Höchstleistungen in Frage, welche Blütenzeitaltern entstammen, die wohl für immer dahin sind; und so hat denn auch namentlich Vollgraff mit großem Nachdruck die alten Chinesen, in denen das Blut und die Arbeit der Weißen noch stärker fortwirkte, von den späteren gänzlich mongolisierten geschieden. Dennoch wird, wer in die Tiefen des Rassenlebens geblickt hat, nicht davor zurückscheuen, bis auf den heutigen Tag letzte Spuren jener Einwirkungen, wenn auch in immer größerer homöopathischer Verdünnung, in der chinesischen Welt ahnungsvoll aufzudecken. Gobineau vergleicht die arischen Völkersplitter, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in China und den umliegenden Ländern aufgelöst und verloren haben, gewissen von den Wassern mit fortgerissenen Quarzstücken, die Gold enthalten und von sehr weit herkommen. Dieses Gold, das so einst tausendfältig in die Mischung eingegangen sein muß, mag dann später zehntausendfältig von mongolischen Niedermetallen überspült worden sein, in der Idee wird man immer Reste davon voraussetzen dürfen, und jedem ist es unbenommen, solche vereinzelt auch in der Wirklichkeit wiederzufinden. Wenn, wie uns versichert wird, einzelne unter den höchststehenden Chinesen nicht nur leiblich den Europäern näherstehen, als die meisten ihrer Landsleute, sondern auch im Geiste eine geheime Hinneigung zu diesen, ein Verlangen nach den Quellen abendländischer Gesittung und Bildung verspüren, so mag dies auf das Gesetz der Unaustilgbarkeit rassischer Elemente und Einwirkungen zurückgehen[40]).

+

[38]) Nach Klaproth, „Tableaux historiques de l'Asie", Paris, London, Stuttgart 1826, 4°, S. 82.

[39]) a. a. O., S. 382 ff.

[40]) Wenn 1896 der damals erste Mann Chinas, der Vizekönig Li-Hung-Tschang, der körperlich als Riese von Gestalt, geistig als ungewöhnlich hervorragend beschrieben wird, den Fürsten Bismarck aufsuchte, um seinen Rat über eine Reformierung Chinas einzuholen, so kann ich darin nur einen symbolischen Vorgang zum Beleg des oben Dargelegten sehen. Man lese den Bericht über diesen Besuch bei E. von Liebert: „Aus einem bewegten Leben", München 1925, S. 154. Vgl. übrigens die Mitteilungen bei Günther, „Kleine Rassenkunde Europas", S. 112.

In verstärktem Maße finden wir die Rätsel, welche uns die Chinesen aufgeben, bei den Japanern wieder. In vielen Beziehungen stehen sie den Europäern weit näher als erstere. Schon Marco Polo, der bei der Beschreibung Indiens und der Sunda-Inseln gelegentlich auf Japan zu sprechen kommt, rühmt den Einwohnern eine weiße Gesichtsfarbe nach; auch in den ersten Berichten nach Japan verschlagener Portugiesen (1542) heißt es, sie seien weißer als die Chinesen[41]). Außerordentlich rühmend ist sodann die Charakteristik, die bald darauf Franz von Xaver vom japanischen Volke entwirft[42]). Von den Vornehmen sagt Kämpfer, daß sie den Europäern sehr nahe kämen[43]). Und daß die Vornehmen in dem im Gegensatze zu China streng feudal-aristokratisch entwickelten Lande eine große Rolle spielen, haben wir dann erfahren können, als die Japaner in jähem Wandel aus weltferner Abgeschiedenheit in das helle Licht der allgemeinen Geschichte hinaustraten. Die reichlichen Zeugnisse von Charakterenergie, ritterlichem Ehrgefühl und Todesverachtung, die damals laut wurden, erweckten ihnen Sympathien, die zeitweise in eine Japanomanie ausarteten und sich auf alles Japanische, nicht am wenigsten auch auf die Erzeugnisse japanischer Kunst, mit erstreckten.

Noch weit weniger als bei den Chinesen ist nun aber auch diesen Rätseln auf dem Wege über die Rasse auf den Grund zu kommen. Was die Blutsverhältnisse der Japaner anlangt, so nimmt man jetzt wohl allgemein drei verschiedene Typen an, welche die Nation bilden: im Norden die im Aussterben begriffenen Ainos, vermutlich die Ureinwohner, weißer Abstammung, welche durch die vom Festlande her eingeströmten Massen mongolischen Geblütes zurückgedrängt sein müssen, neben diesen ein dritter nicht aufgeklärter Typ wahrscheinlich polynesischen Ursprungs[44]). Das Gegeneinanderwirken dieser verschiedenen Bestandteile hat nun die merkwürdigsten Widersprüche hervorgerufen. Einerseits sind die weißen Elemente offenbar zurückgegangen — es ist fraglich, ob die oben angeführten vor Jahrhunderten ergangenen Urteile über die Farbe der Japaner heute noch ebenso ausfallen würden —, andererseits aber hat sich die Entwicklung der japanischen Gesellschaft doch keineswegs im Sinne einseitiger Mongolisierung vollzogen. Die japanische Sprache soll einen von dem der chinesischen völlig abweichenden grammatischen Aufbau aufweisen, und der Volkscharakter der Japaner vollends ist von dem der Chinesen grundverschieden[45]). Die Gegensätze

41) Sprengel, „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen", 2. Aufl., Halle 1792, S. 317 ff., 412.

42) Briefe, 23, 91.

43) „Geschichte und Beschreibung von Japan", Bd. 1, Lemgo 1777, S. 111.

44) Narutaki in der Zeitschrift „Ostasien" 1904, Nr. 74. (Polit. Anthropol. Revue, Jahrg. 3, S. 340 ff.) Auch Hellwalds Kulturgeschichte, Bd. III[4], S. 420 ff.

45) Man lese die meisterhafte Schilderung dieser Gegensätze in Richthofens „China", Bd. I, S. 399 ff. (Die klassische Stelle über Japan.)

gehen so weit, daß man es in Japan vielfach als eine Beleidigung empfand, mit einem Chinesen verwechselt zu werden. Während des Boxeraufstandes in China waren die Sympathien der Japaner ganz auf seiten der Europäer und ihrer Kulturaufgaben[46].

Dem steht nun freilich die auch von dem größten und unbedingtesten Bewunderer des Landes und Volkes der aufgehenden Sonne festgestellte Tatsache gegenüber, daß diese selben Japaner, durchaus unfähig, eine eigene Kultur aus sich zu erzeugen, sich nach dieser Seite seit Menschengedenken den Chinesen blind in die Arme geworfen haben, so daß die ganze japanische Kultur in ihren wichtigsten Zweigen geradezu als ein Ableger der chinesischen bezeichnet werden kann[47]. Dieser Anlernung, die sie mit anderen Umwohnern Chinas gemein haben, haben sie dann aber neuerdings eine Umlernung folgen lassen, die ebenso durch ihre originelle Einzigartigkeit wie durch ihre Plötzlichkeit und ihren rapiden Verlauf verblüffen muß. Mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Temperamentes, die sie von den Chinesen unterscheidet, stürzten sie sich auf die europäische Zivilisation, die ihnen in ihrer größeren Freiheit und Mannigfaltigkeit ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten viel besser als die chinesische zu entsprechen schien. So wenigstens deutet den Vorgang Richthofen, der es geradezu ausspricht, die Japaner hätten ein ihnen nicht passendes Gewand abgeworfen, während Große einst bei einer mündlichen Aussprache dem Verfasser gegenüber die Ansicht äußerte, daß die chinesischen Kulturbestände im japanischen Leben doch schon tiefer wurzelten, und Japan sie nur okzidentalisch ergänzt hätte.

Wie dem auch sei, der Rassen- und Völkerkundige wird einer solchen in jedem Falle doch von Grund aus umgestaltenden Übernahme einer völlig fremden Kultur immer nur skeptisch, ja bedenklich gegenüberstehen können. Auch wer nicht so weit geht, in der japanischen Kultur nur eine Travestie der europäischen, oder auch ein erstes Auf-den-Plan-Treten der geweissagten Allerweltskultur zu erblicken, wird es doch beanstanden müssen, daß sie nicht natürlich erwachsen, nicht auf natürlichem Wege zur Entwicklung gebracht worden ist[48]. Für ihn wird alles darauf ankommen, wieviel des dem abendländischen Geiste Verwandten die bei dieser Bewegung führend Vorangehenden in ihrem Blute tragen, worüber sich nun freilich gar nichts aussagen läßt. Bergen sie davon zu wenig, sind sie ihrer Anlage nach oder vermöge der geschichtlichen Ausgestaltung ihres Blutes uns zu fern, oder auch schon zu stark chinesisch durchtränkt, um ins Innere unserer Kultur eindringen zu können, so ist zu befürchten, daß ihnen gar zu vieles von dieser toter Buchstabe blei-

[46] Narutaki, a. a. O.

[47] Ernst Große, „Kunstwissenschaftliche Studien", S. 134, 157—160.

[48] Soeben wird mir die obiges bestätigende Äußerung eines hervorragenden Japaners, Prof. Kana Kogi, über den inneren Zwiespalt seines Volkes bekannt: „Die japanische Seele, die kein einheitliches Prinzip mehr habe, leide bis zum Verbluten an diesem Kampfe, und es sei nicht sicher, ob sie als Sieger oder als Leiche aus ihm hervorgehen werde."

ben, daß insbesondere ihre Befassung mit abendländischer Wissenschaft auf eine Aufsammlung von Notizenkram hinauslaufen wird[49]). Das hindert natürlich nicht, daß die Gipfel auch dieser beiden Welten schon jetzt einander mehrfach wohltätig und fruchtbringend berühren; zwischen deutscher und japanischer Wissenschaft beispielsweise sind einzelne verheißungsvolle Fäden angesponnen. Und der den Japanern eigene Schwung hat nicht nur ihrem Leben einen mächtigen Aufschwung durch die Anlehnung an das Abendland gebracht, er hat es sogar fertiggebracht, den allgemach einigermaßen in Schlummer geratenen nachbarlichen Riesen hierin hinter sich herzuziehen und ihm so auf dem Umwege über Europa die frühere reichliche Versorgung mit geistigem Gut einigermaßen heimzuzahlen[50]).

+

War es bei den Chinesen schwierig, bei den Japanern unmöglich, die doch anzunehmenden weißen Unterlagen oder Hintergründe ihres Rassenlebens aufzudecken — Kämpfers Hypothese von einer babylonischen Einwanderung in Japan wird heute kaum mehr ernsthaft erörtert —, so befinden wir uns bei dem Volke, mit dem wir uns jetzt zu befassen haben, bei den Indern, in diesem Punkte zum ersten Male auf ungleich festerem Boden. Das Ereignis, welches dem gesamten Rassenleben Indiens das Gepräge gibt, ein Gepräge von solcher Bedeutsamkeit, daß die Welt der Hindu dadurch zu einem der allerersten Kulturkreise erhoben wird, steht so fest wie nur eines der Völkergeschichte. Es ist der etwa um Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. anzusetzende Eintritt der Arier in eine ihnen rassisch gründlich heterogene und in sich wiederum nichts weniger als homogene Umgebung. Was diese anlangt, so ist es bisher noch in keiner Weise gelungen, sie anthropologisch zu erfassen, ja, je näher man ihr zu kommen suchte, desto schwieriger stellte sie sich dar. Das eine nur erkannte man, daß in Indien die Völker seit Jahrtausenden von den verschiedensten Seiten zusammengeströmt sein, sich gemischt und unter neuen Natureinflüssen verändert haben müssen. Die Rassen auseinanderzuhalten und in eine feste Übersicht zu bringen, war und ist unmöglich. So groß ist die Mannigfaltigkeit der Rassen und Charaktere in diesem Lande, daß einer seiner besten Kenner es als ein lebendiges ethnologisches Museum bezeichnen konnte[51]).

---

49) Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 275/76. Vgl. A. Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", S. 9.

50) „Eine geistige Bewegung macht sich auch in China seit geraumer Zeit geltend ... Mit wahrem Heißhunger werden die japanischen Übersetzungen der westlichen Literatur verschlungen." Narutaki, a. a. O.

51) Max Müller, „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung", Leipzig 1884, S. 6, 31. Lassen faßte seine ethnographischen Untersuchungen (in seiner „Indischen Altertumskunde", Bd. I², S. 465) dahin zusammen, daß er 5 größere Abteilungen der Arier mit 9 verschiedenen Sprachen, 9 Dravida-

Die Urbevölkerung, bunt zusammengesetzt wie sie war, ist, wie es bei Eroberungen dieser Art immer zu gehen pflegt, von den Ariern teils zurückgedrängt, d. h. in schwer zugängliche Gebirgslandschaften und in die Sumpfstrecken getrieben, teils unter ihre Herrschaft gezwungen und ihrer Kultur teilhaftig gemacht, teils in unterdrückter und verachteter Lage unter sich wohnen gelassen worden. Der grelle rassische Abstand, der sie ausnahmslos von ihren Besiegern trennte, ist von diesen wieder vornehmlich im Hinblick auf die Farbe empfunden worden, und dieses Merkmal hat denn auch im indischen Leben dermaßen im Vordergrunde gestanden, daß alle Beurteilung, Einschätzung und vor allem Behandlung der Völkerschaften des weiten Landes unter diesem Gesichtspunkte stattgefunden hat. Insbesondere ist die Einteilung in Kasten, das Grundgerüst des sozialen Baues der Inder, nach ihm erfolgt: varna, das Sanskritwort für Kaste, bedeutet Farbe. Schon im Rigveda wird die helle, arische Farbe der drei oberen Kasten der schwarzen der vierten, der den Urbewohnern entstammenden Çudra, entgegengesetzt[52]), und auch in anderen indischen Schriftwerken, den Epen z. B.[53]), tauchen wieder und wieder die „Schwarzen" auf, die wir uns indessen nach unseren heutigen anthropologischen Einblicken nicht anders als ganz allgemein dunkelfarbig in verschiedenster Abtönung ausdeuten können. Weiß blieb dem Hindu-Arier immer das Ideal, Schwarz das Schreckbild. Arjuna, der Stammvater der Pandava-Könige und erste Heros der altindischen Heldensage, gibt schon in seinem Namen seine Weiße kund. Die Brahmanen erhalten sozusagen als oberstes Ziel gesetzt, durch Übung strengster Rassenzucht wie durch ihre ganze Lebensweise sich möglichst weiß zu erhalten (Weiß figuriert hier natürlich zugleich als Symbol alles auch geistig Hellen und seelisch Lichten). Ein indisches Sprichwort faßt die obigen Gegensätze in die warnende Formel zusammen: „Traue nie einem schwarzen Brahmanen oder einem weißen Paria!" Gleichwohl ist schon aus einzelnen Stellen des Mahabharata zu ersehen, daß es den arischen Stämmen nicht in gleichem Maße gelang, sich rein zu erhalten, daß einzelne als stärker „geschwärzt" preisgegeben werden mußten[54]), und alles in allem ist der indische Volkskörper im Laufe der Jahrtausende dem übermächtigen Gesetze der Färbung in einem Umfange unterlegen, daß

stämme mit ebenso vielen Sprachen und eine noch größere Anzahl von Vindhja-Stämmen aufstellte. Mantegazza („Archivio per l' antropologia" XIII, XIV.: „Studii sull' etnologia dell' India") unterschied Hindu mit arischem, malayischem und semitischem Typus, Mongolen, Juden, Parsen, Muselmanen (Turanier), und endlich Urstämme, Eugen Fischer in dem Sammelwerke „Anthropologie", Leipzig und Berlin 1923, S. 203—205 außer den Ariern unter anderen eine weddaische, eine negritische und eine mongolische Schicht, außerdem Drawida und Toda, schließt aber mit den Worten: „Rätsel gibt es noch sehr viele."

[52]) Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. 3, S. 545.

[53]) Über die Zeugnisse der indischen Literatur, insbesondere der Epen, zu diesen Dingen Lassen, „Indische Altertumskunde", Bd. I², S. 467, 647 ff., 619 ff., 719, 941, 969 ff.

[54]) Lassen, a. a. O., S. 719.

ein neuerer Anthropologe[55]) es sogar ablehnt, die Hindu überhaupt noch der weißen Rasse einzugliedern und auf Blumenbachs „Braune Rasse" für sie zurückgreifen will. Auch Ratzel betont nach allgemeineren Gesichtspunkten die fast inselartige rassenhafte und kulturelle Absonderung Indiens, die dieses für den Anthropologen zu einem Außenposten mache: „Weder im Schädel noch in sonstigen Rassenmerkmalen stehen die Träger indischer und europäischer Ariersprachen einander besonders nahe[56])," und Kulturerzeugnisse wie etwa die indischen Bronzen findet er den alteuropäisch-westasiatischen viel fernerstehend als den ostasiatischen.

Damit aber ein in seinem Kerne doch arisches Volk uns bis zu einem solchen Grade ferngerückt werde, mußte allerdings ein Mischungsprozeß vor sich gehen, den nichts aufhalten konnte, wiewohl sich ihm alles an Kräften entgegenstemmte, was Menschen überhaupt aufzubringen vermögen. Was hier die Brahmanen an Scharfsinn, Energie und Zähigkeit geleistet haben, um wenigstens in der Theorie die Reinheit aufrechtzuerhalten und sie in der Praxis möglichst wenig schmälern zu lassen, hat von je die größte Bewunderung erweckt. Im Gesetzbuch des Manu (Manava-Dharma-Sastra) haben wir den gewaltigen Kanon, in welchem diese Weisheit aufgespeichert ist. Jahrhunderte mögen daran gearbeitet haben, dafür konnte aber auch von ihm gesagt werden, daß es um Jahrhunderte der Zeit voraus gewesen sei[57]), daß noch heute, wo die Lehren Darwins Gemeingut geworden, bessere Regeln im Sinne der Rassenpolitik und Rassenhygiene, insbesondere auch der Auslese und der Inzucht, nicht denkbar seien.

Ausgegangen sind die Brahmanen bei dieser Gesetzgebung höchstwahrscheinlich von den gegebenen Zuständen, zu denen auch die Verteilung der Berufe, die Erblichkeit der Tätigkeiten zählte. Es ergab sich wohl ganz von selbst, daß die drei oberen Klassen, die wiedergeborenen, die der den Veda lehrenden Priester, der das Volk verteidigenden Krieger und der Handel, Viehzucht und Feldbau treibenden Kaufleute (der Lehr-, Wehr- und Nährstand), sich aus Menschen arischen Geblütes rekrutierten, während die vierte, die Sklavenkaste, den besiegten Eingeborenen zugewiesen blieb. Die Aufgabe war nun zunächst, zum Zweck der Verbindung von Völkern so verschiedener Abstammung zu einem Staatsverbande eine neue Verfassung zu ersinnen, die neben den allgemein-gültigen Vorschriften des indischen Gesetzes in einzelnen Landesteilen mancherlei Abweichungen, entsprechend den verschiedenen Gebräuchen von deren älteren Bewohnern, enthalten mußten[58]). Mit der Zeit gingen dann die Gesetzgeber dazu über, sozusagen die ganze soziale Weltordnung

[55]) Omalius d'Halloy, „Manuel pratique d'ethnographie." 4e Éd. Paris 1864, p. 74.

[56]) „Sitzungsberichte der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", Bd. 52, S. 146 ff. Ähnlich Lippert, „Kulturgeschichte", Bd. I, S. 169.

[57]) Reibmayr, „Inzucht und Vermischung", S. 95, 97.

[58]) Lassen, a. a. O., Bd. I², S. 421.

(Dharma) vom brahmanischen Gesichtspunkte aus darzulegen, wobei sie unwillkürlich über die engerindische Welt hinausgeführt und zur Hineinziehung auch fremdstämmiger Völker — als herabgesunkener Kschatriyas — in den Bereich der Kastenordnung getrieben wurden. Wie sehr bei der Ordnung der Stände andauernd das Ethnographische ausschlaggebend mitsprach, zeigt sich unter anderem darin, daß man für eine ganze Anzahl der Zwischenkasten, die man für die Abkömmlinge aus verschiedenen Kasten — Brahmanen und Vaishia-Frauen, Vaishia und Kschatriya-Frauen usw. — einführte, als Bezeichnungen bekannte indische Volksnamen wählte[59]). Im Verlaufe der indischen Geschichte gestaltete sich das soziale Verhältnis in der Weise um, daß schon zur Zeit der Vertreibung des Buddhismus die Bevölkerung des Landes vom brahmanischen Gesichtspunkte aus in 1. Brahmanen, 2. Çudras und wenige Überbleibsel der Kschatriya- und Vaishia-Kaste und 3. gemischte und Unterkasten zerfiel. Die Grundlage der letzteren bildete nach wie vor die zum indischen Leben übergegangene oder unterworfene Bevölkerung, zu welcher noch alle die hinzukamen, welche aus ihren Kasten ausgestoßen waren. Sie spalteten sich, unter Beibehaltung der Erblichkeit der Tätigkeiten, immer mehr in Unterabteilungen, die man gewöhnlich ebenfalls als Kasten bezeichnet. Dieser Zustand ist im wesentlichen der noch heute bestehende[60]).

Wie das gesamte Indertum auf dem Rassengedanken aufgebaut erscheint, so ist somit insbesondere seine Gesetzgebung völlig davon durchtränkt. Was anfangs der Instinkt eingab, wurde mit der Zeit immer durchdachter ausgearbeitet, immer bewußter verwirklicht. Die schärfsten Maßregeln sind offenbar erst als Reaktion gegen bereits eingetretene Übelstände ergriffen, die Fesseln des Kastenzwanges in ihrer ganzen Furchtbarkeit erst geschmiedet worden, als der Buddhismus sie überhaupt zu sprengen drohte[61]). Aber der oder die Grundgedanken des brahmanischen Systems sind sich doch zu allen Zeiten gleich geblieben, sie treten gleich anfangs in voller Klarheit hervor, sie ergeben sich mit elementarer Notwendigkeit aus den rassisch bedingten, also naturgegebenen Verhältnissen. Sie lassen sich in wenige Sätze zusammenfassen. Der natürlichen Ungleichheit muß soziale Ungleichheit entsprechen. Die überlegene arische Rasse ist nach Kräften rein zu erhalten, wenn der Staat nicht zugrunde gehen soll. Der strengen Gesetzmäßigkeit der natürlichen Vererbung ist in diesem Sinne Rechnung zu tragen, um die Einmischung fremden minderwertigen Blutes, welche die Rasse nur verschlechtern kann, zu verhindern. Zu erreichen ist dies vor allem durch strenges Ehe- und Familienrecht. Am allerbezeichnendsten ist in dieser Beziehung die Stellung, die das Gesetz zum Ehebruch einerseits, zur Polygamie anderseits einnimmt. Ersterer wird, wenn auch nur geplant oder versucht, mit den

---

59) Theod. Benfey, „Indien" in Ersch und Grubers Enzyklopädie, Sekt. II, T. 17, S. 228 ff., 257, wo auch Beispiele für die obigen Sätze.

60) Ebenda S. 217.

61) L. von Schröder, „Indiens Literatur und Kultur", S. 411.

schwersten Strafen belegt, letztere den Gliedern der Oberkasten gestattet unter der Bedingung, daß sie ihre erste Frau der gleichen Kaste und erst ihre Nebenfrauen niederen Kasten entnehmen. Der Grund hiervon ist leicht ersichtlich. Im Ehebruch erzeugte Kinder würden in der gleichen Kaste der Eltern bleiben und deren Rechte erben, während sie doch von einem Eindringling niederer Kasten stammen könnten, also das Blut der Kaste verderben würden. Die Sprößlinge eines Angehörigen der Oberkasten und einer Nebenfrau aus den niederen dagegen verfallen eo ipso den Mischkasten, in denen nichts zu verderben ist[62]). Aus diesen, wie überhaupt aus den niederen Kasten, ist zwar auch ein Aufstieg möglich, der aber an eine sehr lange Zeit und eine ganze Reihe von Generationen geknüpft ist. So haben die Gesetzgeber für eine Auffrischung des Blutes gesorgt auf eine so vorsichtige Weise, wie es ein sorgsamer Tierzüchter nicht besser machen könnte[63]).

Neben diesen rassenpolitischen Bestimmungen gehen rassenhygienische von mindestens gleicher Strenge her. Nur die wichtigsten können hier erwähnt werden, so der unbedingte Ausschluß von Inzucht innerhalb der Familie (bis ins sechste Glied hinauf dürfen die Ehegatten keine gemeinsamen Vorfahren haben[64]) und vor allem das unnachsichtige Vorgehen gegen Krankheiten. Wer mit einer Krankheit oder einem Fehler geboren wird, oder an wem sich bis zum Eintritt der Pubertät Krankheiten entwickeln, wird aus der Kaste gestoßen, die somit nicht nur geistig, sondern auch körperlich auf der Höhe erhalten werden soll[65]).

Wir haben uns gewöhnt, die Palme für rassische Zucht den Juden zu reichen, und in der Tat kämen ja nur die Inder in Betracht, wenn es gälte, sie ihnen streitig zu machen. Warum setzen wir nicht sie an die erste Stelle? Es leidet doch keinen Zweifel, daß das indische Rassenideal dem Abendländer ungleich sympathischer sein müßte als das jüdische. In Indien geschah alles im Dienste der Arier; die Brahmanen, welche von vorneherein das Steuer in die Hand nahmen, leiteten die Bewegung als eine bewußt arische. Bei den Juden vollzog sich die entsprechende, wenn auch zunächst ungewollt, in umgekehrter Richtung. Die arischen Bestandteile waren schon zur Zeit Esras und Nehemias nicht die herrschenden und sind dann immer mehr zurückgedrängt worden. Schließlich kann man geradezu von einer antiarischen Tendenz reden, wenigstens im Hinblick auf den tatsächlichen Verlauf. Wenn gleichwohl nicht die Inder, sondern die Juden gemeiniglich als die Meister gelten, so vor allem, weil sie den Erfolg auf ihrer Seite haben. Die Brahmanen haben sich das höhere Ideal gesetzt, aber sie haben es nicht durchgesetzt, die

[62]) Vortrefflich über dies alles Courtet de l'Isle „La science politique fondée sur la science de l'homme", Part. 2., chap. 2, wo auch die Hauptstellen aus Manu.

[63]) Reibmayr, a. a. O., S. 96.

[64]) Woltmann, „Polit. Anthropologie", S. 201.

[65]) Reibmayr, S. 95.

Juden haben das einfachere voll erreicht. Zum Ausgangspunkt ihrer Rassenzucht nahmen sie nicht die ideell reine, sondern die zur Zeit jener ihrer Rassengesetzgeber tatsächlich vorhandene, fest geschlossene Rasse. Die Aufgabe der Brahmanen war auch insofern eine weit schwierigere, als sie mit einem quantitativ sehr viel größeren und qualitativ, so weit die beiderseitigen niederen Rassen in Betracht kamen, im Durchschnitt doch wohl minderwertigeren Menschenmateriale zu lösen war. Und ein letztes, was den Juden die Überlegenheit sicherte: ihre Gesetzgebung und Rassenlehre war zwar gegen alle Andersblütigen von einer Ausschließlichkeit, welche mit der Zeit immer stärker ausartete und daher alle jene Abscheulichkeiten im Gefolge gehabt hat, die die Geschichte des Judentums in seinem Kampfe mit so ziemlich allen Völkern kennzeichnen. Ja, man kann geradezu sagen: ihre Abschließung war offensiv gegen die gesamte Außenwelt gerichtet, während die der Inder rein defensiv innerhalb des eigenen Volkes sich vollzog. Aber dem eigenen Volke gegenüber wahrten sie durchweg den Charakter gemeinnütziger sozialer Gerechtigkeit. Der aristokratische Gesichtspunkt wurde ungleich stärker nach außen als nach innen hervorgekehrt. Ganz anders bei den Indern. Diese ließen alle die Rücksichtslosigkeit, welche sich im politisch-sozialen Leben naturnotwendig in Grausamkeit umsetzt, den Unseligen zuteil werden, mit denen ihr Geschick sie zu einem Volke zusammengeschweißt hatte und haben so schon der letzten der vier regelrechten Kasten (den Çudra) ein vielfach recht- und schutzloses Dasein, ein noch weit schlimmeres den Mischkasten bereitet, die sogenannten Verworfenen vollends in ein Elend gestoßen, vor dem dem Europäer graut. Wenn dennoch allseitig versichert wird, daß diese Ausgestoßenen, ohne eine Besserung anzustreben, dieses härteste der Lose in stummer Ergebung tragen, weil sie es in der Weltordnung begründet glauben, so ist dies zu erklären nur aus dem religiös-metaphysischen Wahne der Wiedergeburt, der als gemeinsamer Hintergrund über alle sozialen Scheidewände hinweg hinter dem gesamten Indertum steht und auch dem Tschandala, dem Paria das Fünkchen Hoffnung liefert, dessen er zum Leben bedarf. Kastenordnung und Wiedergeburtsgedanke ergänzen einander, wie sie ja auch gemeinsam ihre Ausbildung gefunden haben. Fast möchte man sagen, sie verhalten sich wie Leib und Seele des Indertums. Auch dessen Seele — und sie überwog, wie bei kaum einem anderen Volke, wie eben die Lehre von der Seelenwanderung am besten bekundet — ist eben nicht von aller Rang- — will sagen Rassen- — Ordnung losgelöst denkbar.

Das Rassenbewußtsein war es überhaupt vornehmlich, wodurch der im übrigen so vielfach erdentrückte Inder schließlich doch immer wieder seine Berührung mit der Mutter Erde vollzog. Dieses Volk, das so raum- und zeitlos lebte, dachte und empfand, daß seine Leistungen in Geographie und Geschichte gleich Null sind[66]), daß es von Chronologie

[66]) Reinaud, „La géographie d'Aboulféda", Paris 1837, p. CCCXX.

keine Ahnung hatte, das dagegen in der Spekulation jeder Art nicht genug schwelgen konnte, und das seine eigentliche Seele nur in seinen heiligen Büchern und in seiner Poesie, vor allem in seinen Epen, ausgeströmt hat, es ist sich seines geschichtlichen Daseins nur insoweit bewußt geworden, als es sich als rassisch fühlte. Wir haben dies im vorstehenden, an dem Bilde der brahmanischen Gesetzgebung, für den gesamten Volkskörper nachgewiesen. In gleicher Stärke aber ist es dann in dessen kleinste Teile eingedrungen. Die Familienchroniken einzelner fürstlicher Geschlechter, deren Stammtafeln von höchst zweifelhafter Glaubwürdigkeit nicht selten bis in die epischen Geschlechter hinaufsteigen, treten an die Stelle dessen, was bei anderen Völkern historische Werke leisten[67]). Die Aufbewahrung der Stammbäume war namentlich — aber nicht nur — bei den fürstlichen Familien eine alte indische Sitte, die sich bei den Rajputen bis heute erhalten hat[68]). Die Bedeutung ununterbrochener, rein erhaltener Geschlechterfolgen, die im Gesetzbuch des Manu überschwänglich gefeiert wird, war dem einzelnen Inder derart ins Blut übergegangen, daß wir das generative Bewußtsein, als Verantwortungsgefühl, kaum je wieder anderswo in dem Grade vertreten finden. Urindisch empfunden sind so die Worte Karl Gjellerups: „Nicht nur im Geschlechte gibt es Vorfahren, sondern wir selber sind unsere eigenen Vorfahren"[69]).

Eines haben wir bisher noch nicht erwähnt, was doch gerade unter dem Gesichtspunkte der Rasse äußerst wichtig erscheint, das ist der jähe Riß, der zeitlich durch das indische Leben geht und es derartig auseinander trennt, daß wir im indischen Altertum und Mittelalter gewissermaßen zwei Indien vor uns haben. Max Müller kann es nicht genug betonen, daß wir nur in ersterem bzw. in dem, was sich von ihm erhalten hat, in dem Indien der Dorfgemeinde, als politischer Einheit und sozialer Zelle, das wahre Indien der Inder zu erkennen hätten[70]). Dies ältere Indien ist nun aber das spezifisch arische. Wenn auch wohl sicher Eugen Fischer mit seiner Vermutung, daß die indischen Arier schon bei ihrer Besitzergreifung des Pendschab nicht mehr ganz ungemischt gewesen sein mögen[71]), im Recht sein dürfte, so überwog doch sicher ihr Haupt- und Stammelement in einem Grade, daß man gerade die Periode des indischen Altertums für die Aufhellung arischen Wesens immer in allererster Linie herangezogen hat, und daß insbesondere von deren bedeutsamstem Erzeugnis, dem Rigveda, hat gesagt werden können[72]), er offenbare uns als geradezu einziges Beispiel das Werden und Wachsen einer urwüchsigen Poesie und Religion in heimischer Luft und auf hei-

67) L. von Schröder, a. a. O., S. 715 ff.

68) Lassen, a. a. O., Bd. I², S. 593 ff. Näheres über die ebenfalls noch heute üblichen Geschlechtsregister aller Stände bei Reibmayr, S. 94 ff.

69) „Der Pilger Kamanita", S. 37.

70) „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung", S. 6, 38, 48.

71) „Anthropologie", S. 204.

72) Max Müller, a. a. O., S. 104 ff., 116 ff.

mischem Boden, ohne die leiseste Einwirkung von außen, wie sie die meisten anderen Religionen in der Einmischung fremdrassiger Zutaten erfahren hätten. In den vedischen Indern, die wir so als gemeinarisch in Anspruch nehmen dürfen, haben wir nun ein naturwüchsiges, tatenfrohes, streitbares Geschlecht vor uns, frisch und jugendlich wie nur eines. Erst mit der Übersiedelung der arischen Stämme in das Gangesgebiet tritt die große Wandlung ein, welche dann allmählich bei den Indoariern die als am meisten für sie charakteristisch angesehenen Erscheinungen und Eigentümlichkeiten — Kastenwesen, Glaube an die Seelenwanderung, Einsiedler- und Büßerwesen, Prinzip der Sinnenzügelung — hervorrief und ausbildete. Daß hierbei vor allem die veränderten geographischen und klimatischen Bedingungen — der heiße, feuchte, tropisch üppige, erschlaffende Charakter des Gangeslandes — wirksam gewesen sind, ist offenkundig, aber mindestens ebenso stark ist die zunehmende und immer minderwertigere Vermischung in Anschlag zu bringen. Es erscheint sogar nicht ausgeschlossen, daß der Wiedergeburtsgedanke ursprünglich an die abergläubischen Vorstellungen der Ureinwohner, ihren Geister- und Gespensterkultus, angeknüpft hat[73]). Doppelt merkwürdig ist es nun aber, wie sich in diesem neuen Indien, das sich, „der ganzen Mitwelt fern entrückt, gleich fremden Gestirnen[74])“ in sich abgeschlossen ausbildete, der von Fremdrassen immer gefährlicher umdrohte arische Geist in einer Weise zusammengerafft und zusammengeballt hat wie kaum anderswo wieder. Zeuge dessen nicht nur die machtvolle Rassenzucht, fast mehr noch die wunderbaren Leistungen in Religion, Wissenschaft und Kunst, welche uns die Inder so ungemein nahe gebracht haben, daß es vielfach schwer hält, bei ihrer Schilderung den trockenen Ton zu wahren, wie wir ja denn auch bei den meisten Indologen, wenn sie die Ethik in ihrer adeligen Vornehmheit, den Pantheismus in seiner weltumspannenden Großartigkeit, die Sprache in ihrer Vollendung, die Metaphysik und jederlei sonstige Spekulation in ihrer Tiefe und Kühnheit feiern, auf eine seltene Wärme treffen. „Das Volk ist das weiseste von allen, die bisher in der Geschichte aufgetreten. Das Leben war fast ganz ein innerliches; alles Lebensblut wurde gewissermaßen zum Herzen getrieben,“ sagt sehr gut und bezeichnend Benfey[75]). Damit wären wir dann noch immer gründlich bei den Ariern zu Hause. Andere Male freilich, wie in den grotesken Ausschreitungen der Phantasie in den Bildwerken, aber auch in Mythologie und Poesie, treffen wir auf Einmischungen tiefststehender Ureinwohner, die uns, namentlich im Vergleich mit den entsprechenden Leistungen der Griechen, urfremd anmuten.

Oft ist die innere Verwandtschaft des Brahmanismus und noch mehr des Buddhismus mit dem Christentum nach seiten der Ethik hervor-

[73]) v. Schröder, S. 247.
[74]) Oldenberg, „Buddha“, S. 2.
[75]) A. a. O., S. 310.

gehoben worden. In beiden Fällen, in Indien nach der jugendlich kraftvollen Veda-Periode, im Abendlande nach dem Zusammenbruche der hellenisch-römischen Welt, tauchen nach glänzenden, freudigen Tagen, nach Zeiten des Ruhmes, Sieges und Genusses die neuen Lehren von Entsagung, Weltflucht, Feindesliebe auf[76]). „Die alten Ideale des Lebens und Strebens nach Besitz, Sieg und Herrschaft sind als ungenügend erkannt, die Menschen erschrecken gleichsam über die Torheit ihres bisherigen Wollens und suchen voll Schmerz, Enttäuschung und Ekel einen neuen, ganz neuen Weg zum Heile und inneren Frieden.“ Auch darin sind sich Buddhismus und Christentum verwandt, daß in beiden die Schranken der Nationalität durchbrochen werden und eine weitherzige Religion ins Leben tritt, die aller Welt, allen Stämmen und Völkern das Heil verkündigen will. Aber die rassischen Unterschiede machen sich doch, gleich von Hause aus wie im Verlauf der beiderseitigen Entwicklung, stark bemerkbar. Buddha, der altarische Fürstensohn, hat in seiner intimeren Gemeinde ursprünglich vorwiegend Söhne edler Geschlechter, Brahmanen und andere Adlige, reiche und angesehene Kaufmanns- und Beamtensöhne um sich vereinigt[77]), und erst allmählich, und zwar auf nichtindischem Boden, ist seine Lehre mehr und mehr zu den niederen Schichten hinabgeglitten, während als einer der Grundzüge des Christentums immer betont wird, daß es von den Armen und Schwachen seinen Ausgang genommen habe und so gewissermaßen von unten nach oben, zu den Mächtigen und Großen, emporgestiegen sei. Was uns aber mehr als alles andere mit dem Indertum verkettet, ist, daß wir dort die Urquelle und zugleich die tiefste Fassung des Pantheismus zu suchen haben. Es ist überhaupt so, was Leopold von Schröder, und nicht er allein, ausgesprochen hat, daß zwischen Deutschen und Indern eine tiefe Wahlverwandtschaft besteht[78]), die sich auf den verschiedensten Gebieten bekundet hat. Wie die vergleichende Sprachforschung in erster Linie eine deutsche Wissenschaft genannt werden darf, so hat auch unser Land der Sanskrit-Literatur im weitesten Umfange eine Heimat bereitet wie kein zweites. Nur wir haben ferner eine Philosophie ersten Ranges, die so tief im Indertum wurzelt wie die Schopenhauers, nur wir Dichtungen zugleich so indisch und so deutsch wie die überaus herrlichen Nachdichtungen von Nal und Damajanti und Sawitri durch Rückert, nur uns ist ein Neuerstehen indischen Lebens im Geiste geworden,

---

76) v. Schröder, S. 397.

77) v. Schröder, S. 269/70.

78) S. 5—7. Reichliche Belege für die indisch-germanische Parallele S. 32, 40, 46, 47, 85, 175 ff., 197, 415, 447, 472, 524, 602/3. Schröder führt unter anderem ein Wort Heines an: „Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus jahrein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank usw. sind unsere Ostindienfahrer, Bonn und München werden gute Faktoreien sein.“

wie es uns Karl Gjellerup in seinem Pilger Kamanita, seinen Weltwanderern, seinem Weib des Vollendeten vermittelt hat[79]).

✦

Der Übergang zu den Persern, die uns jetzt zu beschäftigen haben, ergibt sich uns am einfachsten, wenn wir uns ihre einstige Einheit mit den Indern vor Augen führen, die sich nicht nur mit allerlei sprachlichen und mythologischen Gründen, auch durch die Gemeinsamkeit bedeutsamer Gebräuche, sowie aus der Identität gewisser Persönlichkeiten der beiderseitigen Heldensage belegen läßt[80]). Die Spaltung in zwei große geschichtliche Völker erscheint dem Historiker als ein ungleich einfacherer Vorgang als dem Anthropologen, für den überhaupt der Begriff Perser ein ziemlich schwieriger und verwickelter ist. Klar war diesem vor allem, daß jene Scheidung nie so ganz rund und einheitlich erfolgt sein kann, daß es, wie geographisch Übergangslande zwischen Indien und Iran, so ethnologisch Mittelglieder zwischen Indern und Persern geben muß. Afghanistan und Belutschistan sind solche Übergangslande, und namentlich von den Afghanen ist es wahrscheinlich, daß ihr Volk nach und nach aus indischen und iranischen Bestandteilen erwachsen ist. Die reichhaltige Ausbreitung in Stämme, die wohl von Hause aus bei den Indern nicht weniger als bei den Iraniern bestanden hat, tritt doch bei ihnen mehr zurück, weil dort die gesamte arische Volkskraft in der Zusammenfassung durch die Kasteneinteilung gegen die Nichtarier ins Feld geführt werden mußte. Bei dem Bruderzweige der Perser liegt der für ihre ganze geschichtliche Entwicklung grundlegende Unterschied vor, daß ein so großer ethnologischer Gegensatz wie zwischen den drei oberen und der vierten Kaste der Inder wohl in keinem Falle mitspielte, wenn auch die Möglichkeit einer Ansiedlung nichtiranischer Stämme in Iran in der frühesten Zeit der iranischen Geschichte nicht ganz abzuweisen und namentlich von assyriologischer Seite neuerdings behauptet worden ist. Aber jedenfalls findet sich in der gesamten Literatur keine Nachricht von einer unterdrückten Schicht der Bevölkerung[81]). So konnte sich der iranische Bestandteil der großen Rasse weit ungehemmter als der indische über weite Landstrecken ergießen und den gesamten Raum von Osteuropa an, wo iranische Spuren und Einflüsse noch vielfach nachweisbar[82]), bis an die

[79]) Niemand wird es wohl beanstanden, daß ich Gjellerup den Deutschen beizähle. Er ist zwar in Dänemark geboren und erzogen, hatte aber mütterlicherseits deutsches Blut, hat die wichtigsten Jahre seines Lebens in Deutschland verbracht und daselbst seine Hauptwerke (unter ihnen gerade die indischen) unter deutschen Einflüssen geschaffen.

[80]) Vgl. hierüber Spiegel „Zum Avesta", Bd. I, S. 5 ff., L. von Schröder, a. a. O., S. 22 ff.

[81]) Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. I, S. 446, Bd. III, S. 541.

[82]) V. Hehn, „Kulturpflanzen und Haustiere", 6. Aufl., Leipzig 1894, S. 565 ff. Diefenbach, „Origines Europaeae", S. 34. Wilser, „Die Germanen", Kapitel „Skythen und Perser".

Grenzen Hindostans mehr oder minder rein bzw. mit andersrassigen Völkern durchmischt ausfüllen. Im Altertum zählten die meisten Völker Kleinasiens, wie unter anderen die Phryger und Kappadocier, noch heute rechnet man, außer den eigentlichen Persern, die Kurden und Luren, die Osseten, die Armenier, meist auch die Afghanen und Belutschen zu den Iraniern[83]). Aber die meisten dieser Stämme und Völker sind längst nicht mehr reinrassig geblieben, nach Westen zu haben vorwiegend semitische, nach Osten zu vorwiegend mongolisch-tatarische Mischungen stattgefunden[84]). Der reinste Typus der ursprünglichen Iranier dürfte sich heute, außer enklavenartigen Resten im eigentlichen, namentlich östlichen Iran, in den Parsen Hindostans verkörpert finden, in denen auch die altpersischen Tugenden noch fortleben, wenn auch die an ihre einstige nordische Herkunft erinnernden Farben fast ganz geschwunden sind. Die Schönheit aber, der stattliche Wuchs und die edle Gesichtsbildung sind ihnen geblieben[85]).

Wie die Perser für exakte Geschichtsschreibung, und vollends für Chronologie, kaum mehr veranlagt waren als ihre indischen Brüder, so ist auch für die Länder- und Völkerkunde nur sehr wenig bei ihnen zu holen. Immerhin findet sich im ersten Kapitel des Avesta eine Art Völkertafel, ein halb historisches, halb mythisches Bruchstück, das uns, ähnlich wie das entsprechende der Genesis, über den Stand der geographischen Kenntnisse unter den Bekennern des Avesta zur Zeit seiner Abfassung Kunde gibt und für die älteste vorhistorische Zeit des indogermanischen Volkstums nicht ohne Bedeutung ist. Die Beschreibung geht von Norden nach Süden. Die Aufzählung beginnt mit Airyana-Vaeja, der Gegend zwischen Araxes und Kur, bis nach Tiflis. Dann folgen Sogdiana, Merw, Balkh, Herat, Kabul, Asterabad, Kandahar. Den Schluß bilden Indien und die Nilgegenden[86]). Da hier vieles halb fabelhaft behandelt ist, so bleibt im einzelnen manches dunkel. Von ungleich höherem dokumentarischen Werte sind die inschriftlich erhaltenen Erlasse und Proklamationen der persischen Großkönige. Vor allen tritt hier Dareios I. hervor, der sich in seinen Inschriften nicht nur König der

---

[83]) Fr. Müller, „Allgemeine Ethnographie", S. 71.

[84]) Im einzelnen herrscht über die Blutsverhältnisse der iranischen Welt, auch, ja gerade, nach den neueren Untersuchungen, noch wenig Einklang. Und zwar erstreckt sich diese Unsicherheit nicht nur über Kleinasien, das allerdings das schlimmste Chaos darbietet. Um Meder und Parther steht es nicht viel besser. Eine für den damaligen Stand der Wissenschaft sehr gute Übersicht über die Ethnographie Irans gibt Spiegel in seiner „Eranischen Altertumskunde", Bd. I, S. 328—378. Neuerdings sind am wichtigsten Ujfalvy, „Iconographie et Anthropologie irano-indiennes (l'Anthropologie", T. II, 1900) und Hüsing, „Völkerschichten in Iran" (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 3. Folge, Bd. 16, 1916).

[85]) F. Justi, „Geschichte des alten Persiens", S. 1. Wilser, „Die Germanen", S. 154.

[86]) Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. I, S. 194 ff. und derselbe „Zum Avesta", Bd. I, S. 59.

Könige, König über Persien, König der Länder, andere Male auch König „von vielen Stämmen" oder „aller Stämme" nennt[87]). Und auf seinem Grabmonumente in Nakschi-Rustem werden dann die 30 ihm unterworfenen Völker dargestellt und in der Inschrift aufgezählt[88]). Unter den Sassaniden, die weit ausführlicher in ihren Titeln sind, nennt sich schon Ardeschir unter anderem: „König der Arier", und sein Sohn Schâpur I. fügt zu den Ariern noch die Anarier hinzu. Damit ist zwischen das zweierlei Blut, aus welchem der Gesamtkörper des persischen Volkes sich zusammensetzte, sogar in der Titulatur der Könige ein Trennungszeichen geschoben, und das arische Leib- und Stammblut wird kräftig an die erste Stelle gerückt, wenn auch jetzt nicht mehr, wie einst im Avesta, das Nichtiranische (anairya) das Ungesetzliche, Schlechte bedeutet.

Schon Herodot hat es ausgesprochen, daß die Perser sich gerne fremde Sitten aneigneten (I. 135), und der rege Austausch mit den Nachbarvölkern, die Jahrtausende lange Vermischung mit Semiten namentlich bei den Westiraniern — der Osten bildete durch zäheres Festhalten des alten Stammeselementes ein entschiedenes Gegengewicht —, früher mit Aramäern, später mit Arabern, hat physisch wie kulturell eine starke Beeinflussung der Iranier von dieser Seite zur Folge gehabt. In der Religion, der Literatur wie der Sprache der Perser läßt sich dies gleichermaßen feststellen. Überall aber setzten sie dem auf sie Eindringenden eine kräftige Eigenart entgegen, die sich auch in der Verschmelzung behauptete und das Verschmolzene zu einem selbständig Neuen gestaltete. Am meisten tritt dies auf dem religiösen Gebiete hervor: innerhalb des Islam hat sich das moslemische Iran eine Sonderstellung geschaffen, durch die es von den semitischen wie von den tatarischen Moslem schroff geschieden ist[89]). Und zwar braucht kaum bemerkt zu werden, daß dies im Sinne einer Vertiefung zu verstehen, daß alles, was der Islam Gutes und Großes hat, vorwiegend durch die Perser hineingebracht worden ist. Vollends lag es in der Natur der Sache, daß ein in jeder Beziehung so hochstehender Stamm allerwärts reichlich so viel gab wie empfing. Auch hier braucht wiederum nur daran erinnert zu werden, was aus dem lauteren Borne der altpersischen Religion den verschiedensten Völkern zugeflossen ist: „die gigantische Anschauung von dem Kampfe des Guten und Bösen, die beide zu Reichen geschlossen einander gegenüberstehen, und die Forderung, in jedem Augenblicke alles zu tun, was dem Reiche des Bösen Abbruch tun kann" (Lagarde).

Wesentlich anders als zu den semitischen Gegen- und bzw. Mitspielern im Westen war das Verhältnis der Iranier zu den übrigen Anariern oder Nichtiraniern im Norden und Osten, die wir am einfachsten unter der Bezeichnung Turanier oder Turkvölker zusammenfassen. Handelte es sich

87) Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. III, S. 602.
88) A. Jeremias, „Das Alte Testament im Lichte des alten Orients", S. 142 ff.
89) Spiegel, a. a. O., Bd. I, S. 325 ff., 393 ff.

dort reichlich so sehr um einen mehr oder minder friedlichen Austausch, um Berührung und gegenseitige Durchdringung zweier bedeutender Kulturen in allen ihren Ausstrahlungen wie um feindliche Auseinandersetzungen, an denen es natürlich auch nicht gefehlt hat, so herrscht hier unbedingt der Gegensatz; Kampf ist und bleibt die Losung zwischen Iran und Turan. Mit voller Wucht und herzerfrischender Deutlichkeit ertönt dieser Kampfgeist der Iranier aus dem Königsbuche Firdusis, das zwar dem Mittelalter entstammt, aber echte altiranische Sagen neubelebend verarbeitet und im wesentlichen die Form des Reiches voraussetzt, wie dasselbe unter den Achämeniden und Sassaniden gestaltet war. Aus der Weise, wie hier im Geiste der altpersischen Religion des Avesta Iran und Turan als das Reich des Lichtes und des Dunkels einander gegenübergestellt werden, nicht am wenigsten auch aus dem unbewußt ironischen Unterton, der in so manchen das Gefühl unverbrüchlich sieghafter Überlegenheit atmenden Schilderungen mitschwingt, geht unzweideutig hervor, welches der letzte Grund jenes Gegensatzes ist. Ein Höheres und ein Niederes, Kultur und Unkultur stehen sich hier gegenüber. Einer unserer größten Historiker hat die Rolle Persiens nach dieser Seite in wenige Worte zusammengefaßt: „Es ist das bestimmende Moment für die geschichtliche Stellung Irans, daß es die Vormauer der Kulturvölker bildet gegen diejenigen Horden, die als Skythen, Saken, Hunnen, Mongolen, Türken keine andere weltgeschichtliche Bestimmung zu haben scheinen als die der Kulturvernichtung[90]).

Wie war es nur möglich, daß diese Rolle, daß überhaupt der hohe Rang, den Persien im Reigen der Völker einnimmt, so lange verkannt, so spät erst gewürdigt werden konnte? Zweierlei hat dieser rechten Würdigung im Wege gestanden. Einmal der falsche Nimbus des Judentums, auf dessen Haupt so mancher Kranz gedrückt worden, der ganz anderen Völkern gebührt hätte. Hierüber, namentlich über die Überschätzung des Judentums in religiöser Beziehung, ist im ersten Teile dieses Werkes genügend geredet worden, und es braucht daher hier nur nochmals nachgeholt zu werden, daß von dem neuerdings von der Wissenschaft den Juden Abgejagten ganz von selbst ein reichliches Teil auch den Persern zufiel. Sie stehen je länger je mehr unter den großen Erleuchtern der Menschheit mit im Vordergrunde. Unverhältnismäßig mehr noch aber hat es ihnen geschadet, daß auch das andere Volk, das allzu lange die Urteile ohne Nachprüfung bestimmt, allzu einseitig Lob und Preis jeder Art eingeheimst hat, daß die Griechen das Bild der Perser getrübt, um nicht zu sagen gefälscht haben. Auf ihren Spuren sind diese dann in der gesamten humanistischen Literatur, und leider bis in den Schulunterricht hinein, als rohe Barbaren, sozusagen als Störenfriede der vermeintlichen griechischen Herrlichkeit verschrien gewesen, bis einer vorurteilsloseren Zeit ein besseres Licht über sie aufging. Diesen Wandel

[90]) Mommsen, „Römische Geschichte“, Bd. 5, S. 355.

herbeizuführen, hat namentlich Gobineau entscheidend eingegriffen. Schon in seinem Essai hat er gezeigt, wieviel von jener Hellenenherrlichkeit auf Vorspiegelung beruhte, hatte er manches kräftige Wort für die Perser gefunden. Seit er vollends zweimal in ihrem Lande dauernd Aufenthalt genommen, hat er es sich sozusagen methodisch angelegen sein lassen, eine gerechtere Würdigung und tiefere Erfassung ihres Wesens herbeizuführen[91]). Namentlich in seiner „Histoire des Perses“, die, wie die früher erschienenen „Religions et philosophies dans l'Asie centrale“ die religiöse, mehr die allgemein kulturelle und historisch-politische Seite betonte, gelang ihm aufs unzweideutigste der Nachweis, daß in Wahrheit die Perser das sittlich höher stehende Volk waren, daß in ihnen die arischen Ideale in weit höherem Maße als in den Hellenen verkörpert gewesen sind. Eine verwandte Auffassung hat sich dann mehr und mehr auch bei den neueren Historikern des Altertums durchgerungen[92]), die namentlich auch darauf hinweisen, daß die Griechen selbst dem tiefen Eindruck dieses gewaltigen Kulturstaates fast wider Willen unterlegen haben (Äschylos, Herodot, Xenophon), dessen Fürsten sogar als Herrscherideale bei ihnen aufgestellt werden konnten. Der große Dareios zumal hat in dem von ihm eingeführten Staatshaushalt und Verwaltungssystem ein Werk geschaffen, das in seinen Grundlagen noch heute fortdauert. Und in den Institutionen ihrer Stammeseinteilung und der mit ihr verbundenen Verfassung, welche den Willen des Königs durch den der Versammlung des Volkes oder der Häuptlinge beschränkte, besaßen die Perser einen starken Schutz ihrer Freiheiten[93]). Auch das Lehnssystem war in der Zeit des alten Reiches, und selbst noch im Partherreiche, in einer der germanischen eng verwandten Weise ausgebildet, und erst mit der zunehmenden Semitisierung bzw.. Orientalisierung sind alle diese gut arischen Einrichtungen in Verfall geraten, wie ja im gleichen Maße auch altpersische Art und Sitte unter semitischen Einflüssen dahinschwand[94]).

Aber in ihrem eigentlichen Kerne und in ihrer wahrhaft großen Zeit sind die Perser eines der best arischen, und in dieser ihrer Eigenschaft ein den Germanen — vielleicht sogar noch vor den Indern — nächstverwandtes Volk gewesen. Das haben neuerdings immer mehrere erkannt und von den verschiedensten Seiten belegt. Schon Arndt sagte (im „Geist der Zeit“): „Die Perser sind mir keine Orientalen, sie gehören halb zum Occident“, und namentlich die Sprachforscher wollten das Neupersische den Sprachen unserer Vorfahren derartig naherücken, daß Diefenbach[95]) darüber witzeln konnte, „sie hätten es allzuzärtlich als nächste

[91]) Genaueres hierüber in meiner Biographie Gobineaus, Buch 5, Kap. 4 und Buch 6, Kap. 3.

[92]) Justi, „Geschichte des alten Persiens“, S. VIII, S. 1. Eduard Meyer, „Geschichte des Altertums“, Bd. III, S. 23 ff., 37 ff.

[93]) Justi, S. 56 ff.

[94]) Ed. Meyer, an der letztangeführten Stelle.

[95]) „Origines Europaeae“, S. 40.

Base begrüßt". Wilser fand aus, in wie vielem die von Herodot geschilderten Sitten der Perser an nordisch-germanische erinnerten; angesichts einzelner ruft er geradezu aus: „Wenn man solches liest, glaubt man die Germania vor sich zu haben[96]." Auch der Kunstgeschichtschreiber Schnaase zieht eine enge Parallele zwischen Persern und Germanen[97]. Im allgemeinen kann man wohl sagen: je tiefer die Betreffenden in persisches Wesen eindrangen und je mehr sie sich als Germanen fühlten, desto lebhafter haben sie die Zusammengehörigkeit empfunden, desto eindringlicher sie betont. Gobineau nennt die Perser „une nation à sang et à tempérament germaniques", und ihrer Geschichte — der älteren natürlich — rühmt er nach, sie sei „toute poésie, toute grandeur". Offenbar waren es also nicht nur die verwandten Züge, die aus Sitten, Gesetzen und Einrichtungen so unverkennbar hervorleuchten, was ihn so stark zu ihnen hinzog, sondern reichlich so sehr die frische Ritterlichkeit, die unbekümmerte Abenteuerlust, die naive Großherzigkeit, die sich in ihrer Dichtung spiegelt. Das ist bei uns mehreren deutschesten Männern nicht anders gegangen. Man braucht nur Rückerts königliche Verdeutschung von Rostem und Suhrab zu lesen, um zu begreifen, was hier gemeint ist. Auch ein Wirken wie das Schacks für Firdusi kann nur aus innerster Wahlverwandtschaft entspringen. Als letzter sei Paul de Lagarde genannt, der sich ebenfalls schon sehr früh von Firdusi arischen Heldengeist erschließen ließ, in den Gestalten des persischen Epos Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute, in Persiens Dichtern die Geist- und Gemütsverwandtschaft witterte[98].

Es versteht sich, daß die hier festgestellten Dinge, die ja für die Rassenkunde von hoher Wichtigkeit sind, auch in den neueren Werken dieser Wissenschaft ihr gebührendes Echo gefunden haben. Ein Blick etwa in Günthers Europäische Rassenkunde oder in Erbts Weltgeschichte auf rassischer Grundlage lehrt, ein wie verändertes Gepräge das Bild der Perser da heute trägt. Und in der Tat liefert ja namentlich die Germanenparallele, die sich sogar auf die Schwächen beider Völker — das Den-Fremden-Nachlaufen — und auf ihre Geschicke ausdehnen läßt — sind doch beide in der irregeleiteten Vorstellung der Nachwelt allzulange als „Barbaren", die einen im Schlepptau der Griechen, die anderen in dem der Römer, mitgeführt worden — einer der allermerkwürdigsten Proben jenes geheimnisvollen Waltens der Rasse im Völkerleben, das wir uns wohl vor Augen führen, nimmer aber erklären können. Geographisch wie kulturell lagen uns Griechen und Römer, von den Kelten gar nicht zu reden, viel näher als die asiatischen Mitindogermanen, und doch ist es nie jemanden beigekommen, ihnen eine so intime Seelenverwandt-

[96]) „Die Germanen", S. 154 ff., 158.
[97]) Bd. I², S. 187.
[98]) Über Lagardes Verhältnis zum Persertum und seine Arbeiten zur iranischen Philologie einschließlich des Armenischen habe ich eingehend berichtet in meinem Lebensbilde Lagardes, S. 140—143.

schaft mit uns zuzusprechen, wie es den Indern und Iraniern viele getan haben. Höchstens von den homerischen Griechen — die späteren, eigentlich historischen kommen ja in diesem Sinne gar nicht in Betracht — könnte etwas Ähnliches gesagt werden. Denn wenn wir auf all das zurückblicken, was in einem Jahrhundert voller Hellenenbegeisterung an Verherrlichungen dieses Volkes geleistet worden ist, so werden wir um das Geständnis nicht herumkommen, wie vieles dabei mit unterlief, das von uns in dasselbe hineingetragen worden ist. Gobineaus Sichtung und Musterung im Essai wie im Perserbuche war wahrlich herb und streng, aber sie war gerecht, und die Wahl, die er zwischen den beiden Völkern, Persern und Griechen, getroffen hat, ist die rechte gewesen. Daß dies heute nur noch wissenschaftliche, keine praktische Bedeutung mehr hat, braucht kaum bemerkt zu werden, schmälert aber die Bedeutung seiner Feststellungen nicht.

+

In dem rassischen Gewirr, das die iranische Welt, je weiter wir in der Zeit den neueren Jahrhunderten und im Raume dem Westen zuschreiten, in zunehmendem Maße darbietet, erkennen wir als festesten Kern, als ruhenden Pol gleichsam in der Erscheinungen Flucht, das arische Massiv, von dem die bedeutsamsten kulturellen und die entscheidenden politischen Einwirkungen ausgegangen sind. In Ostiran, wo auch die Entstehung der größten Schöpfung iranischen Geistes, der Religion des Avesta, zu suchen ist, war einer der Hauptherde des Ariertums im Osten. Hier konnte sogar etwas wie Rassenzucht gepflegt werden, die in der Lehre des Zoroaster keineswegs fehlt, wenn sie auch nicht entfernt den Raum einnimmt und die scharfen Züge trägt, wie sie die Brahmanen den ihnen gegenüberstehenden Niederrassen in ihren Satzungen hervorzukehren für nötig hielten.

Auch in den Jahrhunderten, welche der Vorherrschaft der Perser in Westasien vorgelagert sind und von den Reichen der Assyrer und Babylonier ausgefüllt werden — ersteres 606 v. Chr. mit der Zerstörung Ninives durch die Meder, letzteres 539 mit der Eroberung Babylons durch die Perser endend —, sehen wir noch verhältnismäßig klar. Es sind die semitischen Elemente, welche die gebietende Vormacht ganz Vorderasiens ausmachen, welche nicht nur politisch das Ruder in der Hand halten, welche auch jene großartige altbabylonische Kultur, die im Laufe der Zeit Gemeingut der gesamten altorientalischen Welt geworden ist, in allen ihren Zweigen derart uneingeschränkt handhaben, daß sie bis vor noch nicht langer Zeit, da man über sie hinaus in noch höheres Altertum nicht zu blicken vermochte, sogar als deren Schöpfer gelten konnten.

Seit etwa zwei Menschenaltern aber ist über die Jahrtausende, welche der Semitenherrschaft vorangingen, ungeahnt helles Licht verbreitet

worden. Ein ganz neues Volk, das der Sumerer, ist entdeckt worden, das sich, je mehr man davon erfuhr, desto mehr als eines der bedeutsamsten der Weltgeschichte offenbaren sollte. Immer zweifelloser stellte sich heraus, daß wir in ihm den eigentlichen Erzeuger und Hauptträger jener gewaltigen, ihrem Ursprunge nach so geheimnisvollen „protobabylonischen" Kultur zu erblicken haben, die man früher gern als chaldäisch bezeichnete, ohne sich recht darüber klar zu werden, daß dies nur ein Nebelname, die Chaldäer nur Strohmänner, Surrogat eines hinter ihnen stehenden großen Unbekannten waren. Die überwältigende Fülle von Urkunden und Denkmälern, welche die Ausgrabungen im Zweistromlande zutage gefördert haben, lassen uns tiefe Einblicke in das Wesen jenes urschöpferischen Volkes und seiner Kultur, aus welcher später Semiten wie Indogermanen mit vollen Händen geschöpft haben, tun[99]). Nur der Anthropologe steht noch heute fragend vor ihm und wird vielleicht, namentlich wenn ihm etwas wie Gewißheit vorschweben sollte, für immer die Waffen strecken müssen. Nur durch Analogieschluß darf er hoffen, zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu gelangen. Ein solcher liegt aber allerdings auch nahe.

Daß die Sumerer Semiten gewesen sein könnten, scheint ausgeschlossen. Niemand tritt heute für eine solche Annahme ein. Auch die seinerzeit von Gelehrten wie Oppert und Hommel verfochtene Hypothese einer turanischen Herkunft ist bald wieder aufgegeben worden. Sie stützte sich lediglich auf einige vage Anklänge der neuentdeckten Sprache an die uralaltaischen, entstammt überhaupt einer Zeit, da man das Sprachliche zu stark und zu einseitig in den Vordergrund rückte, auch die Völker sich über Gebühr blutlich einheitlich vorstellte. So hat denn schon Wilser richtig erkannt[100]), daß es sich hier in jedem Falle nur

---

[99]) Bei den glänzenden Entdeckungen der Assyriologie im vergangenen Jahrhundert sind ursprünglich Engländer und Franzosen (Layard und Rawlinson, Lenormant und Oppert) vorangegangen. Dann aber haben deutsche Gelehrte, vor anderen das Freundespaar Friedrich Delitzsch und Paul Haupt, die Führung übernommen. Der beredteste Verkünder der neuentdeckten Wissens- und Wesensgebiete, der eigentliche Herold insbesondere der Sumerer, war Delitzsch. In diesem Sinne ist im ersten Teile dieses Werkes mehrfach von ihm die Rede gewesen. Als die Seele der Deutschen Orientgesellschaft und als Leiter der Ausgrabungen in Babylonien, vor allem aber auch durch seine gemeinverständlichen Vorträge über „Babel und Bibel", ist er, in Deutschland wenigstens, der weitaus bekanntere von beiden geworden, was schon damit gegeben war, daß Haupt, der in Fachkreisen für den genialeren gilt, sich in jungen Jahren schon Amerika zuwandte, wo er auch unlängst seinem Freunde im Tode gefolgt ist. Für den Ausbau der neuen Wissenschaft aber hat er unermeßlich viel getan, wie unter anderem aus der riesigen Bibliographie der Baltimorer Gedächtnisschrift „Paul Haupt anniversary volume" (1927) zu ersehen ist.

[100]) „Die vorsemitische Rasse im Zweistromland" (Polit. Anthropol. Revue, Jahrg. 3, S. 44 ff.). Daß außer den Turaniern in der älteren Literatur nicht nur Hamiten, auch die höchst fragwürdigen „Kuschiten", ja selbst die unseligen Skythen als die Träger jener altehrwürdigen Kultur genannt werden, sei nur nebenbei erwähnt.

um ein Mischvolk handeln könne, da die Turanier allein, nach allem was wir sonst von ihnen wissen, als Bringer hoher Kulturgüter, Erfinder der Keilschrift, Vorgänger und Lehrmeister der Assyrer und Babylonier nicht in Frage kämen. Während nun die früheren Forscher als den schöpferischen Bestandteil einer solchen Mischbevölkerung sich Hamiten dachten, rückt für neuere, wie Wilser und andere, die nordeuropäische Rasse, deren Kreuzungen mit der mittelasiatischen ja seit Ujfalvy so vielfach nachgewiesen sind, in den Bereich starker Möglichkeit. Der Hochstand sumerischer Kultur und Literatur deutet auf entsprechend hochstehende Rasse, die anthropologischen Befunde der Ausgrabungen schließen wohl die mongolische, nicht aber die nordische aus, und vor allem charakterisiert der beste Kenner der Sumerer, Delitzsch, diese nach der geistig-seelischen Seite in einer Weise, die sie geradeswegs unserem deutschen Volke nahebringt. An Seitenstücken für eine Überschichtung und kulturelle Durchdringung einheimischer Rassenelemente durch eingedrungene indogermanische fehlt es gerade auch in Asien am allerwenigsten; von Ostasien zu schweigen, wo Ähnliches oben (S. 12 ff.) nachgewiesen worden ist, braucht für Westasien nur an die Armenier und an die Hettiter erinnert zu werden[101]). Schwierigkeiten ergeben sich für die nordische Hypothese vor allem aus dem sehr hohen Altertum, in welches die Blütezeit der sumerischen Kultur zurückgeht — ein Grund mehr, auf irgendwelche Sicherheit in dieser Frage zu verzichten, wie es ja denn auch anderseits festzustehen scheint[102]), daß schon im vierten Jahrtausend Semiten in das Zweistromland eingewandert sind, und daß die Sumerer sich also mit diesen auseinanderzusetzen hatten. Dies wiederum kann nur auf dem Wege der Mischungen stattgefunden haben, die denn auch im gewaltigsten Umfange vor sich gegangen sein müssen[103]).

So ungünstig eine solche wie es scheint zum Teil künstlich beförderte Amalgamierung[104]) im allgemeinen auf unsere heutige anthropologische Diagnostik zurückwirken mußte, so wird dies doch durch die ebenso erfreuliche wie überraschende Tatsache einigermaßen aufgewogen, daß die Bewohner des Zweistromlandes es, wie überhaupt in künstlerischen Darstellungen, so insbesondere in der Wiedergabe von Rassen- und Völkertypen zu einer wahren Virtuosität gebracht haben, so daß heute an den Denkmälern aus Assyrien und Babylonien, welche die Sammlungen der großen europäischen Hauptstädte füllen, ergiebige Studien gemacht

[101]) Über erstere, lange Zeit ein heftiges Streitobjekt der Sprachforscher, knapp und klar jetzt Günther, „Europäische Rassenkunde“, S. 113. Gute Zusammenfassung des über die Hettiter zurzeit Wißbaren bei Schuchardt, „Alteuropa“, S. 111 ff.

[102]) A. Jeremias, „Das Alte Testament im Lichte des alten Orients“, Eingang.

[103]) Maspéro, „Histoire ancienne des peuples de l'Orient“, deutsch von Pietschmann, Leipzig 1877, S. 152. Delitzsch, „Babel und Bibel“, 3, 1905, S. 56 ff.

[104]) Ebenda (nach Joseph Kohler, „Hamurrabis Gesetz“, S. 139).

werden können. Sie blicken uns längst nicht mehr so fremdartig an, wie dies anfänglich der Fall gewesen zu sein scheint[105]), ganze Völker werden in ihnen wieder lebendig, und zumal die Assyrer, welche noch vor nicht allzulanger Zeit mitsamt ihrer Geschichte und Kultur im Strome der Zeiten untergegangen zu sein schienen, sind uns jetzt durch die Grabungen in Ninive bis ins kleinste bekannt[106]). Das gleiche gilt von den Sumerern[107]). Selbst der äthiopische Typus, den man nach vielfacher Annahme den Ureinwohnern Mesopotamiens zuschreibt, taucht vereinzelt auf[108]).

+

Eines der in rassischer Beziehung merkwürdigsten Völker sind ohne Zweifel die Araber. Vor ihrem Eintritt in die Geschichte waren sie denkbar reinrassig, und auf natürlichem Wege war ihnen das geworden, was die Brahmanen und die Väter der jüdischen Rassenzucht ihren Völkern mit stärkstem Aufwand von Scharfsinn und Willensenergie zu schaffen bemüht waren. Als ein wahres Muster von Inzucht lebten sie in ihrem Stammlande dahin, bis Mahomet sie sozusagen aus dem Schlafe weckte. Erst als sie in die Welt hinausgetreten waren, haben sie sich mit anderen Völkern gemischt, nachdem sie aber zuvor in ihrer Absperrung ein Rassen- und Stammesgefühl von größter Intensität ausgebildet hatten, das sie nie verlieren sollten[109]).

Diesen ihren Eintritt in die Geschichte charakterisiert, als ihrer Art entsprechend, vortrefflich A. Cartellieri[110]) in den Worten: „Daß die Araber, entweder Söhne der Wüste oder Kaufleute, rasch fremdes

[105]) R. St. Poole („Archiv für Anthropologie", Bd. 18) „Vor den assyrischen und verwandten Abbildungen stehen wir ziemlich ratlos." R. Andrée erkannte dagegen, während der Genannte z. B. Araber und Juden von Assyrern schwer unterscheiden konnte, auf den von Layard („Nineveh and Babylon", London 1867) entdeckten Basreliefs von Kujundschick, welche die Belagerung von Lakisch durch Sanherib darstellen (2. Könige 18), in den Verteidigern der Festung und den Gefangenen den Typus des Juden, wie er heute noch unter uns lebt. („Zur Volkskunde der Juden", S. 27.)

[106]) Delitzsch, „Babel und Bibel", 1903, S. 10. Delitzsch bringt dort (nach H. G. Tomkins, „Studies on the times of Abraham") die Bildnisse eines Israeliten aus der Zeit Jehus, eines Judäers aus Lakisch, eines elamitischen Häuptlings, eines babylonischen Kaufmanns und eines arabischen Reiters.

[107]) Eine Anzahl Köpfe sumerischer Männer und Frauen bei Delitzsch, „Mehr Licht", Leipzig 1907, S. 20.

[108]) Poole, a. a. O.

[109]) F. Wüstenfeld, „Genealogische Tabellen der arabischen Stämme und Familien", Göttingen 1853, Register S. III, sagt hierüber: „Kein Volk der Erde hat etwas Ähnliches aufzuweisen wie die arabischen Geschlechtsregister, keines legt einen höheren Wert auf eine edle Abkunft und auf die Kenntnis der ununterbrochenen Reihe der Vorfahren, keines nimmt häufiger Bezug auf Abstammung und verwandtschaftliche Verhältnisse, und es gibt beinahe kein arabisches Buch, in welchem nicht fast auf jeder Seite in irgendeiner Weise darauf hingedeutet würde."

[110]) „Weltgeschichte als Machtgeschichte", München und Berlin 1927, S. 105.

Land, fremde Menschen und fremden Kriegsbrauch, ja sogar das ungewohnte Meer sich untertan machten, beweist ihre hohe, blitzartig aufsprudelnde Naturbegabung. Unübertroffen als todesmutige Eroberer, mußten sie später zeigen, ob sie auch die ruhigen Künste des Friedens zu üben imstande sein würden." Sie haben dies bekanntlich in glänzender Weise getan und viel Ruhm und Preis dadurch geerntet. Einer ihrer größten Lobredner ist Alexander von Humboldt gewesen, der, gestützt auf die Forschungen J. Reinauds, vornehmlich im Hinblick auf ihre Verdienste um die historische Geographie, von ihnen sagt: „Eine größere Bereicherung hat die Erdkunde nie auf einmal vor den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier erhalten... Beispiele von größeren Landreisen einzelner Individuen, um Kenntnisse einzusammeln, hat kein anderer Volksstamm aufzuweisen[111])." Dies war nun freilich ihre stärkste Seite, aber auch auf anderen Gebieten haben sie ja im Mittelalter vielfach fördernd auf das Geistesleben des Abendlandes eingewirkt.

Eines nur wird hierbei gewöhnlich übersehen, was doch selbst Humboldt an jener Stelle durchblicken läßt, wenn er sagt: „Die Araber besaßen eine beispiellose weltgeschichtliche Beweglichkeit, eine Neigung, sich mit den besiegten Völkern zu verschmelzen und doch trotz des ewigen Bodenwechsels ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die ursprüngliche Heimat nicht zu entsagen." Hier liegt in der Tat auch das Geheimnis ihrer wissenschaftlichen Erfolge und Leistungen. Sie legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß für den geistigen Aufschwung der Völker nichts sich so wirksam erweist als günstige Mischungen.

Es war ja klar, daß die im Grunde doch nicht allzu zahlreiche Schar der moslemischen Eroberer die ungeheuren Länderstrecken, die ihnen durch das Schwert zufielen, nicht entfernt ausfüllen konnte. So vermischten sie sich bis in die Klasse der Sklaven hinein, die ihnen „Freigelassene Gottes" waren, um so reichlicher, als ihnen ihr Glaube die Polygamie im weitesten Umfange gestattete. Selbst die herrschende Kaste blieb so nicht mehr rein arabisch, und im übrigen barg sich fortan unter dem Namen Arabisch das Blut der verschiedensten Völker, Syrer, Perser, Griechen, Juden, Afrikaner, Spanier, ja selbst Inder und Chaldäer[112]). Ganz besonders findet dies seine Anwendung und seinen Beleg in der poetischen wie in der wissenschaftlichen Literatur der Araber, in welcher

[111]) „Kosmos", Bd. II, S. 158 ff. Wichtige Teile des Wissens um Asien gelangten durch die Araber nach Europa, so namentlich über die Niederlassungen von Bevölkerungen der Turk-Rasse in Tibet, über die malaiische Welt, die sie sogar zuerst so benannt haben, ja selbst über Indien. Reinaud sagt geradezu, sie hätten an den späteren Entdeckungen zum voraus ihren Anteil gehabt, manches hätte nur sozusagen neu entdeckt werden müssen. („Aboulféda", T. I, p. CDXLIV/V). Auch den größten Teil von Afrika haben sie bereits durchforscht: Sprengel, a. a. O., S. 152.

[112]) „La conquête absorbait les conquérants", heißt es sehr gut von diesem Gesamtvorgange bei Lavisse-Rambaud, T. I, p. 480.

sich sehr viele, darunter auch erste Namen von Männern finden, die zwar dem Islam, aber nicht der arabischen Nation angehören, sondern nur arabisiert und islamisiert sind[113]. Hierauf begründet sich wohl auch zum guten Teile das Endurteil der schon in unserem ersten Bande (S. 345 ff.) angeführten Forscher, daß der arabischen Kultur das eigentlich Schöpferische fehle, wofür Letourneau noch ein weiteres Argument in der Tatsache beibringt, daß nach ihrer Austreibung aus Spanien die Araber nichts Bedeutendes mehr leisteten, daß sie wissenschaftlichen Fortschritt und Entdeckungen gewissermaßen in jenem Lande zurückließen.

Die dominierende Stellung der Araber in einem großen Teile der Erde während des Mittelalters bleibt darum doch bestehen. In jedem Falle ist viel arisches Geistesgut nur dadurch in die Welt hinaus und darin zur Geltung gekommen, daß der damals glänzende arabische Name es deckte. Vielfach haben auch beide Rassen zusammengewirkt. Ein symptomatisches Beispiel hierfür haben wir darin, daß, wie es heißt, ein normannischer Fürst, Roger II. von Sizilien, die Materialien zu der berühmten Geographie des Edrisi herbeigeschafft haben soll[114].

Nur ganz kurz brauchen uns die Phönizier zu beschäftigen, insbesondere dürfen wir wohl über die Frage ihrer rassischen Zugehörigkeit mit wenigen Worten hinweggehen. Man hat sie früher gern als — wenn auch semitisierte — Hamiten betrachtet, eine Ansicht, die aber neuerdings vor der Annahme gemeinsamer Abstammung mit Israeliten, Kanaanäern und deren Nachbarstämmen zurücktritt bzw. in sie übergeht[115]. Ob sie wirklich in früheren Sitzen am Roten und Persischen Meere in Jahrtausende langer Berührung mit einer älteren Kultur die hervorragenden Eigenschaften, welche sie auszeichneten, erworben haben, muß dahingestellt bleiben, ihre ganze Vorgeschichte bleibt uns dunkel. Richtig ist nur, daß diese Eigenschaften — ausgebildeter politischer Instinkt, hochentwickelter Kunstfleiß und Handelssinn, Vorliebe für Schiffahrt und Kolonisation — zum eigentlich semitischen Wesen nicht passen, sie daher aus dem Kreise der rein-semitischen Völker gewissermaßen herausheben.

In geschichtlicher Zeit geben sie uns nach mehreren Seiten ein Beispiel, das sich so leicht in der Völkergeschichte nicht wiederholt hat oder doch nicht nachweisbar ist. Ihre Geschichte ist nicht eigentlich Landesgeschichte. Sie haben es verstanden, von der Scholle Landes, auf der sie ihre nationale Eigenart erworben hatten, mit Behauptung dieser Eigenart und ihrer Gesittung unabhängig zu werden, durch Auswande-

---

[113] Beispiele für obiges bei Vollgraff, Bd. II, S. 60 ff. und bei Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 322—325.

[114] Vollgraff, Bd. II, S. 795. Vgl. v. Schack, „Geschichte der Normannen in Sizilien", Bd. I, S. 226 ff.

[115] A. Wahrmund, „Babyloniertum, Judentum und Christentum", S. 169 ff. R. Pietschmann, „Geschichte der Phönizier", S. 93 ff.

rung und Niederlassungen in der Fremde sich erst zu voller geschichtlicher Geltung zu bringen. Dank der hochgesteigerten Ausbildung ihres Anpassungsvermögens gelang es ihnen, ihre nationale Existenz auch in veränderter Umgebung ohne merkliche Einbuße an ihrem Volkstum lange Zeit fortzuführen. Auf die Dauer freilich mußte dann doch ein solches Auseinanderreißen ihren Tod als Volk herbeiführen, trotzdem ihnen ein zähes Rassengefühl innewohnte, das sich namentlich im Zentrum ihrer geschichtlichen Wirksamkeit, in den Küstenstädten Syriens, bis in die Seleukidenzeit und darüber hinaus bekundet[116]).

Die Phönizier sind politisch untergegangen und haben nur noch anthropologisch weitergelebt. Aber sie haben ein bedeutendes Andenken hinterlassen und die diesem entsprechenden Eigenschaften in das Blut der Völker, in denen sie aufgegangen sind, hineingetragen. Zwar ist man längst davon zurückgekommen, ihnen Erfindungen aller Art, vom Alphabete angefangen, zuzuschreiben, worin die Früheren sich gefielen. Ihr schöpferisches Können wird heute auch von ihren wohlwollendsten Beurteilern nur gering eingeschätzt. „In ihrem Erfinderruhm strahlt so viel erborgter Glanz, daß fraglich wird, ob in irgendeinem Industriezweige ihnen die Urheberschaft wirklich zuzusprechen ist"[117]). Aber wie ihnen nach allen Berichten ein hoher Grad von geistiger Empfänglichkeit, Geschmeidigkeit und Umsicht eignete, so sind sie vor allem auch Vermittler im besten und größten Sinne gewesen. Selbst unter den Entdeckern fehlen sie nicht. Neben den Nordmännern haben sie der geschichtlichen Welt die ersten bekannten Seehelden geschenkt. Die Tagebücher ihrer berühmtesten Fahrten, Himilkos Reise nach Norden und ihrer Umschiffung von Afrika, sind ja freilich verloren gegangen, aber die Tatsache, daß wir in Hanno einen Vorläufer des Bartolommeo Diaz zu erkennen haben, spricht doch wohl für sich[118]). Und ebenso gewiß ist es, daß der oder die Verfasser der Mosaischen Völkertafel ohne die Phönizier so wenig von dem fernen Volke der Tarschisch (Tartessus)[119]) wie die Griechen von dem neuerdings durch Schweinfurth wiederentdeckten der Pygmäen oder Ellenmännchen im äquatorialen Afrika etwas gewußt hätten[120]).

Über den Ausklang der Phönizier haben wir in unserem ersten Bande eine gewichtige Stimme sich vernehmen lassen[121]). Daß wir einzig von ihnen als einem untergegangenen Volke wissen, beruht vornehmlich darauf, daß wir über sie mit Nachrichten aus den verschiedensten Quellen der alten Völker so gut versorgt sind. Andere, wie z. B. die

---

[116]) Pietschmann, a. a. O., S. 11 ff., 16 ff., der auch S. 95 ff. Angaben über die vermutlich verschiedene Blutsreinheit der Phönizier im syrischen Stammlande macht.

[117]) Ebenda S. 271.

[118]) Sprengel, a. a. O., S. 55 ff., nach Herodot, IV, 42, 43.

[119]) Forster, „History of the voyages . . . in the North", p. 2, 5.

[120]) W. Helbig, „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert", S. 15.

[121]) (Aus Gumplowicz, „Der Rassenkampf", S. 332 ff.)

Sumerer, die Hettiter, müssen dagegen erst mühsam an der Hand unverhoffter Funde und durch Kombinationen aller Art aus dem Dunkel hervorgezogen werden.

+

Kaum über ein zweites Volk des Altertums — wenn wir von den klassischen absehen — besitzen wir so genaue Kunde wie über das ägyptische. Man darf die Literatur über Ägypten, zumal die aus neuerer Zeit, geradezu als überreich bezeichnen, und es ist nicht zu verwundern, daß namentlich die Fragen der Rasse und des Volkstums dieses vor anderen merkwürdigen Volkes immer wieder die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen haben. Freilich sind in früherer Zeit die Ansichten in betreff der rassischen Herkunft, Zusammensetzung und Entwicklung der Ägypter ziemlich weit auseinander gegangen. Während die Sprachforscher und Historiker meist eine Verwandtschaft mit den benachbarten asiatischen Stämmen annahmen und die Ägypter von der Negerrasse scharf trennen wollten, haben die Naturforscher, in erster Linie Robert Hartmann, aber vor ihm auch schon andere, sie als echte Kinder Afrikas bezeichnet, die mit den Stämmen des inneren Kontinents in zweifelloser physischer Verwandtschaft ständen[122]. Neuerdings hat sich immer mehr eine Einigung auf mittlerer Linie vollzogen, einer Linie, die vor allem den für das ägyptische Rassenleben entscheidenden Mischungen Rechnung trägt. Man zweifelt heute nicht mehr daran, daß der ägyptische Volkskörper aus mehreren scharf auseinanderfallenden Bestandteilen zusammengewachsen ist, einem fremden, edleren Stamme, der zugleich der Kulturbringer bzw. Kulturschöpfer gewesen sein muß, und für den man als Herkunftsstätte noch immer meist an Innerasien festhält, und der schon von Herodot als schwarzhäutig und kraushaarig bezeichneten, also der Negerrasse angehörigen Masse der Nation. Auch als diese schon längst konstituiert und die Mischung schon sehr weit fortgeschritten war, lebte die Ursprungsverschiedenheit noch in der Ständetrennung fort. Die körperliche Beschaffenheit der Ägypter war nach ihrer bürgerlichen Stellung verschieden und entsprach im allgemeinen der Gliederung der Gesellschaft nach den verschiedenen Kasten. Die Haussklaven waren Neger; Hirten, Bauern und Gewerbetreibende gingen mehr und mehr ins Braunrote, mit schwarzem, vollem Haar über, die Oberkasten, Könige, Priester und Krieger zeigen immer hellere Züge, bis zur Europaähnlichkeit[123].

---

[122]) Vgl. hierzu unter anderem Prichard, „Natural history of man", 3. Edit., p. 152 und Eduard Meyer, „Geschichte des alten Ägyptens", Berlin 1887, S. 18 ff.

[123]) Die Erkenntnis des hier kurz Zusammengefaßten war schon vielen Früheren aufgegangen. Man vergleiche z. B. Heeren, „Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt", Bd. II, 2, S. 51 ff., 56, 84. Creuzer, „Symbolik und Mythologie der alten Völker", Bd. I², S. 257. Schlosser, „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der

Woher diese Oberkasten stammten, wes Blutes sie waren, das ist eine bis heute mit Sicherheit noch nicht gelöste Frage. Die älteren Forscher haben es sich nach dieser Seite bequemer gemacht, sie reden meist einfach von kaukasisch, was für uns Heutige nicht viel mehr besagt. Ebensowenig können wir mit Brugsch' kuschitisch etwas anfangen. Maspéros „protosemitisch" führt schon auf eine bestimmtere Fährte — jedenfalls auf die, an welcher man zurzeit ziemlich allgemein und mit einer gewissen Entschiedenheit festhält —, insofern ja nichts hindert, in jenen Protosemiten — mindestens zugleich — Hamiten zu sehen, in welchen man jetzt die Haupt- und Stammrasse der Ägypter erkennen will[124]). Die vielfache Übereinstimmung der ägyptischen Kultur mit der babylonischen (Sonnenkult, eine Reihe gemeinsamer Gottheiten, Riesenpyramiden als Götter- und Menschengräber und anderes) und die daraus abgeleitete Einheit der beiderseitigen Kulturträger würde dem nicht widersprechen, ebensowenig aber brauchte die von Schuchardt[125]) neben dieser Verwandtschaft auf Grund des zutiefst eingewurzelten Unsterblichkeitsglaubens weiterhin betonte mit den uralten Kulturen Südwesteuropas eine solche Rasseneinheit auszuschließen.

Bleibt nun dies alles, als vorgeschichtlich, hypothetisch, so stehen dagegen in späterer, geschichtlicher Zeit weitere Zuströme völlig fest. Sie gingen zuerst und zumeist aus der semitischen Welt hervor, und zwar aus dem Zweige derselben, der heute als orientalische Rasse bezeichnet wird, weniger aus dem der vorderasiatischen Rasse. Schon zur Zeit des älteren Reiches waren viele Syrer und Phönizier in Ägypten eingedrungen; insbesondere nach dem Falle Samariens sind dann viele Juden und Syrer in das Nildelta geflüchtet. Am stärksten war natürlich die semitische Einwanderung zur Zeit der Hyksos oder Hirtenkönige, die ja semitischen Stammes waren[126]). Im neuen Reiche suchte nach dem Vorbilde der großen Pharaonen von ehedem Psammetich Ausländer nach Ägypten zu locken. Hier war es ohnehin alter Brauch, die Lücken der einheimischen Bevölkerung, welche Krieg und Krankheit gerissen hatten, aus den

Alten Welt", Teil I, 1, S. 56 ff. Klemm, „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit", Bd. 5, S. 255. Von neueren Fachwerken zur ägyptischen Geschichte, außer Dunckers „Geschichte des Altertums", Brugsch, Geschichte Ägyptens", S. 7 ff. Ed. Meyer, a. a. O. Maspéro-Pietschmann, S. 16 ff. Ferner Ratzel, „Völkerkunde", Bd. 3, S. 23. Leist, „Gräko-italische Rechtsgeschichte", S. 106. Eine sehr gute Übersicht über die Blutsgeschichte Ägyptens gibt Reibmayr, „Inzucht und Vermischung", S. 137 bis 174.

124) Namentlich Peschel hat diese Ansicht kräftig vertreten. Auch das Fazit der neuesten Anthropologie, wie es Eugen Fischer zieht („Anthropologie", S. 176 ff.), stimmt damit überein. Es ergibt als Rassenbild des ägyptischen Volkes „Ein mächtiges hamitisches Volkstum, dessen rassenmäßige Hauptunterlage die mediterrane Rasse; starker Einschlag von Negerblut von Anfang an, in späterer Zeit Aufnahme semitischer und nordischer Elemente".

125) „Alteuropa", S. 108 ff.

126) Maspéro-Pietschmann, S. 172. Auch Reibmayr, a. a. O.

besten Vertretern der Gefangenen der Kriegszüge zu ergänzen[127]). Psammetich aber war es vor allem darum zu tun, der beständig zunehmenden semitischen Bevölkerung Stämme einer anderen Rasse zur Seite zu stellen. So trat er zunächst Karern und Joniern Ländereien längs des pelusischen Nilarmes ab. Dadurch ermutigt, kamen milesische Ansiedler, andere Auswandererscharen folgten nach, und endlich im sechsten Jahrhundert zogen die Griechen in Strömen nach Ägypten[128]).

Damit sind wir bei einer der Rätselfragen des ägyptischen Lebens angelangt, die sich mit einer zweiten eng berührt, ja, wenn man will, mit ihr zusammenfällt. Die erste lautet: Wie steht es um das nordische Element, das wir in das Ägypten der Spätzeit reichlicher eindringen sehen, in der älteren Zeit? Die zweite: Läßt sich dieses mit der Schaffung der ägyptischen Kultur in Zusammenhang bringen?

Eine gewisse Ungleichartigkeit dieser Kultur hat schon mehr als einen Forscher auf den Gedanken gebracht, ob sie nicht gemischten Ursprungs ist, ob nicht mehrere Rassen an ihr geschaffen haben können[129]). In erster Linie käme hier neben der protosemitischen oder hamitischen die nordische in Betracht. Lapouge, der auch seinerseits von der tiefgehenden Verwandtschaft der Kulturen Ägyptens und Chaldäas ausgeht, erörtert die Möglichkeit gemischter Kulturerzeugung in beiden Ländern. Von Hause aus wird ihm die Hypothese, daß sich vorgeschichtlich vor Jahrtausenden schon in Nordafrika das vollzogen haben könne, was wir im geschichtlichen Prozeß in den verschiedensten Ländern sich vollziehen sehen — die Aufzehrung einer blonden Rasse —, niemand anfechten können. Nun handelt es sich also um die Daten, die für die genannte Hypothese sprechen. Lapouge hat[130]) alles aufgezählt, was an Nachrichten und Entdeckungen für die Anwesenheit von Blonden in Nordafrika einschließlich Ägypten zeugt bzw. an Kombinationen daran sich knüpfen läßt. Schon Jahrtausende v. Chr. ist das blonde Element — von den Griechen als libysch, von den Ägyptern als Lebu, auch als Tamahu bezeichnet — als Ägypten im Westen benachbart nachweisbar, die Dolmen der Berberei und der Sahara werden von manchen Forschern, so auch von Lapouge, auf es zurückgeführt, und bis tief in die historischen Zeiten hinein hat es sich erhalten, erst seit der Römerzeit stirbt es langsam aus und ist heute bis auf geringe Spuren verschwunden. Von eminenter Bedeutung waren die Entdeckungen zweier Altertumsforscher, Flinders Petrie und Morgan, welche auf ägyptischem Boden selbst, nördlich von Theben, Niederlassungen paläolithischer Menschen fanden, die dem libyschen und amoritischen Typus sehr nahe kommen.

---

127) Brugsch, a. a. O.

128) Maspéro-Pietschmann, S. 485 ff., 520.

129) Lapouge, „L'Aryen", p. 404. Auch E. Fischer, a. a. O., „Die mediterrane Rasse in Mischung mit den anderen".

130) „L'Aryen", p. 201—215. Dort auch nähere Angaben über die Werke Petries und Morgans.

Die Möglichkeit des Vorkommens einer blonden Rasse auch im allerältesten Ägypten, und somit auch der Mitwirkung an der Schaffung der dortigen Kultur, darf also nicht ausgeschlossen werden, wenn auch zuzugeben ist, daß sich sichere Spuren einer solchen nicht nachweisen lassen und wohl auch nie nachweisen lassen werden.

Das freilich muß hier noch hinzugefügt werden, daß es nahe lag, auch von ganz anderer Seite noch einen arischen Kern im Ägyptertum zu vermuten. Gewisse Verwandtschaften desselben mit dem Indertum sind öfter hervorgehoben worden, vornehmlich auf dem religiösen Gebiet. (Weniger besagt die beiden gemeinsame Kasteneinteilung.) Ungewöhnlich tiefe religiöse Gedanken treten schon in sehr früher Zeit auf. Die Verehrungsweise abstrakter Ideen, wie das Jahr, die Ewigkeit, die Wahrhaftigkeit usw. erinnert an die arische Welt. Daneben behielt man freilich die andere Glaubensform des alten Naturdienstes — Götter- und sogar Tierdienst, den man bei den eingeborenen afrikanischen Stämmen vorgefunden — bei[131]), wie man ähnlich in Indien neben dem tiefsinnigen esoterischen Pantheismus her für die Masse die plumperen Göttergestalten paradieren ließ.

Bei den Ägyptern fast mehr als bei irgendeinem anderen Volke wird man gut tun, die Ursprungsfrage möglichst beiseite zu lassen und sich dabei zu bescheiden, daß zu ihrer hohen Blüte Rassenkräfte zusammengewirkt haben, die wir als Ganzes nicht auseinandernehmen und im einzelnen nicht erkennen können. Jene ihre Blüte ist aber in der Tat eine erstaunliche gewesen, so daß ihre Bezeichnung als eines genialen Volkes ersten Ranges, das den Juden, Phöniziern und Griechen in den verschiedensten Künsten und Wissenschaften zum Lehrmeister geworden, nicht zu hoch gegriffen erscheint[132]). Ihre Vielseitigkeit tritt besonders hervor, doch überwiegt die religiös-spekulative Seite. Die Weisheit der Ägypter war schon zu Moses' Zeiten bei anderen Völkern sprichwörtlich[133]). Was ihnen auf die Dauer im Wege stand, war ein gewisser ultrakonservativer Zug, der schließlich in Erstarrung überging und es bewirkt hat, daß der in älterer Zeit so gewaltige Einfluß dieses Volkes, in jedem Falle doch eines der größten, die auf der Erdenbühne erschienen sind, sich später nicht behaupten konnte[134]). Nicht ohne Zusammenhang mit diesem seelischen Zuge ist der jedem Anthropologen wohlbekannte physische, vermöge dessen auch das Äußere des Ägypters sich durch alle Jahrtausende unverändert erhalten hat. Mit gutem Grunde wird gerade er immer wieder als der Hauptzeuge für die Persistenz der Rassen, als lebendes Beispiel des Vorganges der Entmischung

[131]) A. Wiedemann, „Ägyptische Geschichte", Teil 1, 1884, S. 53.

[132]) Reibmayr, S. 174.

[133]) Über die geistige, insbesondere auch die wissenschaftliche Seite des Ägyptertums, wie auch über die Ägypter als Kunst- und Religionsvolk viel Gutes bei Vollgraff, Bd. II, S. 323 ff. sowie in historischen und kunstgeschichtlichen Sachwerken.

[134]) Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 294 ss.

herangezogen. Alle Eindringlinge, Syrer, Perser, Griechen, Römer, Araber, sind von den Ägyptern aufgesogen worden, die noch heute, die Nachkommen der Oberklassen in den Kopten, die der Niederrassen in den Fellachen, fortleben[135]).

Die Geistesleistungen der Ägypter müssen um so höher gewertet werden, als sie von nur wenigen ausgingen, nur eine kleine Auslese-klasse das ganze geistige Betriebskapital stellte, die ungeheure Masse des Volkes dagegen, die nur zählte und nicht wog, bei großem Tief-stande ihnen völlig fern blieb[136]). Man könnte hierauf erwidern, daß dem wohl in den meisten Ländern so sei. Gewiß, aber doch schwerlich in dem Maße wie in Ägypten, und etwa in Indien, in welchen beiden Ländern die Kluft zwischen schöpferischen Kulturträgern und indolent mittrottenden Massen aus den gleichen rassischen Gründen besonders tief klaffte.

Die Wissenschaften, welche in Ägypten vornehmlich Pflege fanden, waren Botanik, Chemie, Physik, Astronomie, Geometrie, Wasserbau-kunst, Mechanik. Aber auch eine primitive Anthropologie hat sich bei ihnen schon entwickelt. Wenn im allgemeinen von ihnen hat gesagt wer-den können, daß sie, bei scharfem, eindringendem Blick, doch über den empirischen Standpunkt sich zu erheben, ein Problem um seiner selbst willen aufzusuchen und zu bewältigen, nicht vermocht hätten[137]), so lehrt doch gerade die Art, wie sie Erd- und Völkerkunde in den ihnen zu-gänglichen bescheidenen Maßen betrieben, daß hierbei, neben dem den Ägyptern überhaupt eigenen Ernst, eine tiefere Wißbegierde mitsprach, welche auch im Fremden das eigentümlich Bedeutende und Wertvolle erkannte[138]). Gewiß mag es richtig sein, daß es keinem Ägypter je in den Sinn gekommen sei, die Geschichte fremder Nationen zum Gegen-stande seines Studiums zu machen[139]), aber das gilt doch nur im Sinne systematischer Behandlung nach der Weise der Neueren. Wo immer der Verlauf ihrer Geschichte sie mit fremden Völkern in Berührung brachte, haben die Ägypter die Gelegenheit benutzt, um sich über diese nach den verschiedensten Seiten zu unterrichten und das von ihnen Erkundete in schlichter aber ungemein deutlicher Fassung auf die Nachwelt zu brin-gen, so daß sie schließlich doch in ruhmvoller Weise den Ehrenplatz an der Spitze einer wissenschaftlichen Völkerkunde behaupten. Was für uns das wichtigste, ist, daß auf den ägyptischen Denkmälern, um die es sich hier handelt, nicht nur höchst typische Porträts sich finden, sondern auch ein Versuch zur Klassifizierung der damals bekannten Rassen sich nach-weisen läßt.

---

135) Ebenda, p. 297. Fr. Müller, „Allgemeine Ethnographie", S. 446. Reibmayr, S. 166 ff.

136) Flint, „The philosophy of history", Vol. I, p. 43 ss.

137) Ed. Meyer, a. a. O., S. 128.

138) Brugsch, a. a. O., S. 272.

139) Pietschmann, „Geschichte der Phönizier", Berlin 1889, S. 4.

In der Hauptsache gingen die Kenntnisse, welche sich in dieser Weise ausprägten, aus den Eroberungszügen, überhaupt aus den kriegerischen Zusammenstößen der Ägypter mit Fremdvölkern hervor. Was sie in der Fremde gesehen, zeichneten sie auf Siegestafeln auf. Eroberungslisten an Tempelwänden oder auf Triumphsäulen geben nicht nur den Umfang der ägyptischen Monarchie ziemlich genau an, sie gestatten auch einen erd- und völkerkundlichen, zuweilen auch linguistischen Einblick in die Ägypten benachbarten Länder, namentlich Äthiopien, Palästina und Syrien. Der Unterbau eines der von Thutmes III. erbauten Turmtore bei Karnak hat uns die beinahe vollständigen Verzeichnisse der Namen der überwundenen und der tributpflichtigen Völker und Städte erhalten, die für die Kenntnis der ältesten Erd- und Völkerkunde von unschätzbarem Werte sind. Ein ähnliches von Ramses III. herrührendes Denkmal findet sich in Medinet Abu[140]). Im allgemeinen wird das den Ägyptern bekannte Ausland unter einer Neunzahl von Völkern aufgefaßt, welche hieroglyphisch unter der allgemeinen Bezeichnung „das Neunvolk" aufgeführt zu werden pflegen. Auf einem Denkmal von Edfu findet sich eine solche Neunvölkerliste[141]). Aber aus der Gesamtheit der inschriftlichen Denkmäler ergibt sich namentlich in späterer Zeit noch eine weit größere Zahl von Völkern, mit denen die Ägypter, wenn auch nicht näher, bekannt wurden. Es geschah dies nicht mehr immer nur auf dem Eroberungswege; in manchen Fällen stellten jene Söldnertruppen zu den ägyptischen Heeren, wie die Sikuler, Sardinier und Tyrsener[142]).

Bei den Klassifikationen der Ägypter haben wir zwei Reihen zu unterscheiden, die eine ganz abstrakt schematisch: die Ägypter, als die rechten Gottesdiener, im Zentrum der Welt, um sie her die Fremdvölker, als Ausgeburt des bösen Prinzips und seiner Helfershelfer. Bei der zweiten erweitert sich der Horizont. Immerhin geht auch sie noch von kosmisch-allegorischen Vorstellungen aus, die unvermeidliche Astronomie spielt hinein. Die schwarze Rasse ist ein Kind der Nacht, die hellen sind Kinder des Lichtes. Von hier ab aber gewinnt die Einteilung mehr und mehr ein wissenschaftliches Ansehen, und unversehens stehen die Hauptrassen vor uns, wie wir sie auch heute noch nicht anders kennen[143]). Freilich

---

[140]) A. Wiedemann, „Ägyptische Geschichte", T. 1, S. 86. Brugsch, „Geschichte Ägyptens", S. 272, 330 ff., 345 ff. Dort in getreuer Umschreibung das Verzeichnis der betreffenden Völker Asiens, Nubiens und Äthiopiens.

[141]) H. Brugsch, „Die altägyptische Völkertafel" (in den „Verhandlungen des 5. internationalen Orientalisten-Kongresses. Abhandlungen der afrikanischen Sektion", S. 25—79). Derselbe, „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler", 3 Bände, Leipzig 1857—60, denen sich die Inschriftensammlung von Joh. Dümichen (Leipzig 1865—66) anschließt. (Im 2. Bande eine Reihe von Völkerlisten.)

[142]) Kiepert, „Lehrbuch der alten Geographie", S. 2.

[143]) E. Lefébure, „Les races connues des Egyptiens" in den „Annales du Musée Guimet", T. 1, Paris 1880, p. 61—76. R. St. Poole, „Die ägyptische Klassifizierung der Menschenrassen". (Archiv für Anthropologie, Bd. 18, 1889, S. 337 ff.)

nicht in theoretischer Beschreibung, sondern leibhaftig in Fleisch und Bein, und vor allem — in Farben.

Die überaus reichlich erhaltenen Bilderdenkmäler der Ägypter sind für Rassen- und Völkerkunde noch unvergleichlich viel wertvoller als die Inschriftendenkmäler. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß, wie auf letzteren die Namen, so auf ihnen die Gestalten, die Trachten, die Physiognomien der verschiedensten Völker, vorab der Ägypter selbst, demnächst der Araber, Phönizier, Juden, Äthiopier, Libyer, Nordländer, mit einer Genauigkeit, einer Treue festgehalten sind, welche am meisten denen aufgehen mußte, die die Ebenbilder dieser verschiedenen Originale noch heutigen Tages in den Straßen von Kairo, Jerusalem, Damaskus, Beirut, Bagdad usw. einherwandeln sahen[144]). Von der Reichhaltigkeit der hier gewonnenen Typensammlung wird man sich einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß Nott und Gliddon seinerzeit dem Rosellinischen Monumentenwerke allein 30 Varietäten der von ihnen noch als kaukasisch bezeichneten Rasse[145]) — das heißt ganz allgemein der helleren Rassen — entnehmen konnten. Der Übergänge in den Farben sind dementsprechend so viele, daß es schwer hielt, eine Anzahl unzweideutig bestimmter Hauptfarben zu gewinnen, und Divergenzen in diesem Punkte anfangs unvermeidlich waren. Allmählich aber hat man sich auf vier geeinigt, welche als Hauptgruppen die Ägypter selbst (Retu, rot oder rotbraun; genauer: die Männer mehr dunkelbraun, die Frauen mehr ins hellere Gelb), die Neger (Nashu, schwarz), die — vorwiegend semitischen — Asiaten (Namu, gelb) und die Nordländer (Lebu, Tamahu, weiß) wiedergeben[146]). Es ist Sache der Einzelstudien, der ungemeinen Mannigfaltigkeit in der Körperbildung der hier dargestellten Rassen nachzugehen[147]). Hier kann nur noch auf zweierlei hingewiesen werden.

Aus der großen Ähnlichkeit, die namentlich die Bildnisse der Ägypter selbst untereinander aufweisen, könnte leicht darauf geschlossen werden,

---

144) Hauptquellenwerke sind hierfür Rosellini, „Monumenti dell' Egitto e della Nubia". Lepsius, „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien". Ein Teil der Bilder ist dann auch in andere Werke übergegangen, so in das bekannte der beiden Amerikaner Nott und Gliddon, „Types of mankind" und in das „Archiv für Anthropologie", Bd. 18, Tafel VI, sowie in ägyptische Fachwerke.

145) „Types of mankind". p. 169.

146) Vgl. hierzu: Knobel, „Die Völkertafel der Genesis", S. 12. Rich. Andrée, „Ethnographische Parallelen", Stuttgart 1878, S. 209 ff. Tylor, „Anthropology", London 1881, p. 3 ss. Poole, a. a. O., Reibmayr, S. 161.

147) Klemm, Bd. IV, S. 231. Die Blonden und Blauäugigen sind, seit Champollion, dem Urvater der Ägyptologie, bald als Europäer, bald als „Japhetiden der Mittelmeerländer" (Nott u. Gliddon), bald als Amoriter (Paul Haupt) gedeutet worden. Alle mögen recht haben. Eine eingehendere Untersuchung widmet dieser Gruppe, mit Wiedergaben nach eigenen Aufnahmen, R. von Lichtenberg, „Die Einflüsse der ägäischen Kultur auf Ägypten und Palästina", Leipzig 1911, S. 31—69.

daß diesen überhaupt etwas Konventionelles anhafte, was natürlich ihre Bedeutung für die Charakteristik des ägyptischen Volkes nicht wenig abschwächen würde. Demgegenüber ist von hervorragenden Kennern[148]) betont worden, daß wir in jenen Bildnissen vielmehr individuelle Porträts von hoher Realistik zu erblicken haben. Was aber die auffallende Übereinstimmung in den Zügen betrifft, so erklärt sie sich aus der strengen Inzucht, die in den oberen Kasten herrschte, wo ja Verwandten- und Geschwisterehe ganz gewöhnlich war, und gibt also ebenfalls durchaus nur die Wirklichkeit wieder. Und ein zweites: selbst die anthropologischen Veränderungen, welche namentlich infolge der reichlichen Vermischungen der ägyptische Typus aufweist, werden uns durch die ägyptischen Denkmäler — wie übrigens auch durch die Mumien — veranschaulicht. Ein schlankerer Typus tritt im Neuen Reich an die Stelle des starken, untersetzten der Denkmäler des Alten Reiches, ein Rassenwandel, der namentlich auf den großen historischen Basreliefs und auf denen der Gräber sprechend zutage tritt[149]).

✦

Ehe wir versuchen, in das rassische Wesen und die Geschichte des Judentums näher einzudringen, müssen wir wohl ein Wort über die verschiedenen Bezeichnungen vorausschicken, welche den Juden im Laufe der Zeit, und zwar ziemlich unterschiedslos, zuteil geworden sind. Welche Berechtigung bzw. welche Bedeutung hat vom historischen Gesichtspunkte ihre Benennung als Semiten, Hebräer, Israeliten und Juden (oder Judäer)[150])?

Bei den „Semiten" dürfen wir nicht vergessen, daß der Ausdruck ursprünglich dem Gebiet der Sprachwissenschaft entstammt. Er bezeichnet alle die Völker, welche semitische Sprachen sprachen, Babylonier, Assyrer, Aramäer, Kanaaniter, Phönizier, Israeliten und Araber. Daß die Juden — wenn auch vielfach gemischt — dem oder doch einem Hauptbestandteile nach zu jenen Völkern, und damit zu denjenigen Rassen gehören, mit welchen die Anthropologie heutigestages jenes Gebiet umschreibt, ist sicher. Und so mag man sie immerhin, trotz aller theoretischen Vorbehalte, zu den Semiten rechnen.

---

[148]) So von Fr. Lenormant in seinem Werke über die Anfänge der Kultur bei Reibmayr, S. 159 ff.

[149]) E. Große, „Kunstwissenschaftliche Studien", S. 142—144, nach Maspéro, „Histoire ancienne des peuples de l'Orient", T. II, p. 484 bis 487 und Perrot, „Histoire de l'art dans l'antiquité", Vol. I. p. 700. Reibmayr, S. 170, der S. 141 auch darauf aufmerksam macht, daß das reinere Blut sich in Oberägypten befand, während im Delta sich von je die reichlichen Mischungen abspielten. Noch heute sollen die echten ägyptischen Typen, welche an die der Denkmäler erinnern, sich vorwiegend in Oberägypten finden.

[150]) Ich folge im obigen der mir als beste und knappste bekannt gewordenen Klarstellung dieser Dinge durch Paul Haupt: „Semites, Hebrews, Israelites, Jews" in der amerikanischen Zeitschrift „The Open Court", December 1918.

„Hebräer" sind die nomadischen Vorfahren der Israeliten, bevor diese sich in Palästina niederließen. Alle Israeliten waren ursprünglich Hebräer, aber nicht alle Hebräer wurden zu Israeliten. Diese entstammten dem Zweistromlande, sprachen ursprünglich aramäisch und drangen um 1400 v. Chr. von Nordosten in Palästina ein, wo sie als Bauern und Viehzüchter lebten. Die Vorväter der Juden dagegen, welche lange als Nomaden oder Halbnomaden herumzogen und unter anderem geraume Zeit in Ägypten verweilten, kamen von dort kurz vor der Zeit Davids (um 1050 v. Chr.) erobernd ins südliche Palästina. Der Unterschied zwischen beiden wurde in den Bezeichnungen als Söhne der Rachel und Söhne der Leah (d. i. Schafmänner und Kuhmänner) festgehalten. Zu letzteren gehörten die Stämme Ruben, Isaschar und Sebulon, zu ersteren Juda, Simeon, Levi. Politisch prägte sich die Spaltung später in den beiden Reichen Israel und Juda aus. Das weit größere nördliche (Zehnstämme-)Reich, der Hauptteil des alten Israels, fand mit der Zerstörung Samariens 722 sein Ende. Der Kern der Bevölkerung wurde durch Sargon jenseits des Tigris angesiedelt und verlor sich spurlos unter den dortigen Heiden. Was irgend von Trümmern jenes Reiches noch lebendig fortdauerte, ging fortan im Reiche Juda auf. Auch dessen Name wird jetzt in der Weltgeschichte allein vorherrschend und verdrängt den Israels völlig[151]).

Zu Beginn des sechsten Jahrhunderts v. Chr. wurde das südliche Reich von einem ähnlichen Schicksale wie das Nordreich ereilt. 597 wurde der Adel und der bessere Teil der Bevölkerung Jerusalems fortgeschleppt und in Babylonien angesiedelt. 586, nach der Zerstörung Jerusalems, mußte dann nicht nur der ganze Rest der Stadt-, sondern auch ein Teil der Landbevölkerung ins Exil wandern. Von den Zurückbleibenden verließ noch ein beträchtlicher Teil das Land freiwillig und zog nach Ägypten[152]). Der entscheidende Hauptbestandteil der Nation aber waren die nach Babylonien verbannten Juden: sie haben damals in Babylonien als der zweiten Heimat des Judentums die Religionsgemeinde gegründet, welche das von Assyrern und Chaldäern vernichtete Volk überdauerte. Der Jahwekultus und das Gesetz, die ja im wesentlichen zusammenfielen, hielten sie als ein dermaßen fester Kitt zusammen, daß nach einiger Zeit, als inzwischen die Herrschaft über Babylonien den Persern zugefallen war, mit Zustimmung des Kyros sogar ihre Restauration als Volk erfolgen konnte. Die Rückwanderung geschah allerdings nicht

---

[151]) H. Ewald, „Geschichte des Volkes Israel", Bd. IV³, S. 123 ff. Vereinzelt tauchen Nachkommen der alten Stämme noch in späteren Jahrhunderten auf, wie die Seherin Hanna aus dem Stamme Ascher (Luc. 2, 36). Aber selbst Sagen, die ursprünglich aus der Sphäre Israels hervorgegangen waren, wurden allmählich zu judäischen. Zu ihnen gehört wahrscheinlich auch die von Daniel.

[152]) J. Wellhausen, „Israelitische und jüdische Geschichte", Berlin 1894, S. 100 ff. Eduard Meyer, „Die Entstehung des Judentums", Halle 1896, S. 112.

massenhaft, sondern allmählich[153]). An der Spitze der Neugründung standen der Davidide Zerubabel und der zadokitische Priester Josua, außerdem — und das ist das Bezeichnendste — neben den geborenen Geschlechts- und Familienhäuptern 12 Älteste, nach der Zahl der alten zwölf Stämme, zum Zeichen, daß „der armselige jüdische Haufe sich als der Nachfolger Gesamtisraels ansah"[154]). Wie sehr auch dieses neue Reich als solches hinter allen Erwartungen zurückgeblieben sein mag, es hat dem eigentlichen Judentum ein Zentrum gegeben und damit die Verwirklichung einer unter persischem Einfluß entstandenen Idee mit gefördert, nämlich die Umwandlung der Gottesvorstellung vom König der Jahwe-Gemeinde Jerusalems in die des Weltkönigs und des Begriffes des Judentums als Geburts- und Staatsgemeinschaft in den eines universalen Priesterstaates mit Weltherrschaftsaspirationen[155]). Die äußere Geschichte Judas gestaltete sich in den nächsten Jahrhunderten der Fremdherrschaft naturgemäß vorwiegend nach der der abwechselnd herrschenden Völker, deren Einflüssen auch nicht nachhaltig zu wehren war[156]). Vom Beginn der hellenistischen Zeit bis zur makkabäischen Erhebung zumal haben wir uns das jüdische Element in allmählichem Rückgang zu denken; das griechische Element drang siegreich vor. Seit den Makkabäern gewann das Judentum extensiv und intensiv wieder an Boden[157]). Der Schwerpunkt der Judenschaft lag freilich schon damals je länger je weniger mehr im jüdischen Reiche, sondern reichlich so sehr in der über alle Teile des Römer- wie des Partherreiches verstreuten Diaspora, so daß mit der Zerstörung Jerusalems und der Aufhebung des jüdischen Staatswesens nicht eigentlich eine neue Situation geschaffen, sondern nur eine alte erweitert und schärfer ausgeprägt wurde. Noch vor dieser Katastrophe fand eine einschneidende Veränderung im Volkskörper der Juden statt, indem das vornehmste der Priestergeschlechter, die Söhne Zadoks oder Zadokiten (Sadduzäer) unter dem Ansturm einer Partei der Fanatiker fast ganz vernichtet wurde, und damit nicht nur das altjüdische Priestertum hinstarb, auch das für das edelste geltende jüdische Blut ausschied[158]). Freilich waren die Sadduzäer nur eine Klasse. Die eigentliche Nation wurde durch die Pharisäer, den noch heute lebenden Kern des Judentums, vertreten[159]). Die Rabbiner, als die Verkörperer des orthodoxen Judentums, haben deren Blut fortgeführt und

[153]) Reuß, „Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testamentes", 2. Aufl., S. 496 ff.

[154]) Wellhausen, a. a. O., S. 119 ff.

[155]) W. Erbt, „Das Judentum", Detmold 1921, S. 134 ff., 153 ff.

[156]) Ewald, a. a. O., S. 85 ff.

[157]) E. Schürer, „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi", T. II², Leipzig 1886, S. 1 ff.

[158]) Hausrath, „Neutestamentliche Zeitgeschichte", Bd. I, S. 118. Renan, „l'Antechrist", p. 283 ss.

[159]) Renan, „Les Evangiles", Paris 1877, p. 2—4. Reibmayr, a. a. O., S. 191 ff.

ihre Weltanschauung übernommen. Ihnen und ihrer Starrheit stehen die Reformjuden gegenüber, welche blutlich wie kulturell wenigstens in gewissen Grenzen eine Annäherung an die abendländischen Völker anstreben. Bis zu einem gewissen Grade entspricht diese Teilung der anderen in Ost- (deutsche oder polnische) und West- (spanisch-niederländische) Juden, Aschkenasim und Sephardim, die beiden Hauptbestandteile der heutigen Judenschaft, welche auf den sehr verschiedenen Wegen, die sie — geographisch wie im Punkte der Vermischung und der kulturellen Entwicklung — durch die Jahrhunderte hin gewandelt, einander mindestens so ferngerückt sind wie einst in der Frühzeit Israeliten und Juden oder Leah- und Rachelsöhne[160]).

Schon in dieser kurzen Skizze ist die Blutsseite des Judentums mehrfach gestreift worden, deren näherer Betrachtung wir uns jetzt zuzuwenden haben.

Wenn wir das Blutsleben der Juden nach seiner historischen Entwicklung auf eine kurze Formel bringen sollen, so können wir sagen: Das jüdische Volk hat nach ausgiebigster Vermischung innerhalb der drei großen Rassen der Völkertafel und vielleicht sogar darüber hinaus mit jähem Ruck sich auf das Prinzip der Inzucht geworfen und dann die durch jene Mischungen errungenen Eigenschaften und Kräfte mit einer Zähigkeit festgehalten, welche ihm, wie sie im Völkerleben einzig dasteht, so auch eine einzigartige Stellung darin gesichert hat. Es kann hier nur eine gedrängte Übersicht über diese Mischungen gegeben werden, um so mehr als es im einzelnen vielfach unsicher bleibt, welcher Rasse die betreffenden Völkerschaften zuzuteilen sind[161]).

Schon bei den einzelnen Stämmen läßt sich für die älteste Zeit ein verschiedener Grad von Reinblütigkeit nachweisen. Damit, daß Dan und Naphtali, Gad und Ascher als Söhne der Kebsweiber Jakobs bezeichnet, also von den Bne Leah und Bne Rachel ausgeschlossen werden, wird angedeutet, daß sie sehr gemischter Herkunft seien. Ähnlich mag es sich mit Ephraim und Manasse verhalten haben, welche der Ehe Josephs mit einer ägyptischen Priestertochter entsprossen. Die ganze Besitznahme Palästinas ist dann in einer Weise erfolgt, daß die Stämme zwischen die der Heiden hineingeschoben wurden, wobei sie wohl ausnahmslos einem starken Vermischungsprozeß mit den in Kanaan eingesessenen Stämmen unterworfen wurden[162]). Auch in späterer Zeit dauerte der Blutsaus-

160) Reibmayr, S. 196 ff.

161) Genaueres über die Mischungen der Juden findet man bei Ewald, „Geschichte des Volkes Israel", und bei Wellhausen, „Israelitische und jüdische Geschichte" in den ersten Abschnitten. Sehr gute Zusammenfassung bei Reibmayr, S. 175—209 („Inzucht und Vermischung bei den alten Juden") und in der Sonderschrift von Moritz Alsberg: „Rassenmischung im Judentum", Hamburg 1891. Neuerdings Hans Günther, „Rassenkunde des jüdischen Volkes".

162) Ewald, Bd. I³, S. 546 ff. Grätz, „Geschichte der Juden", Bd. I, S. 86 ff., S. 100.

tausch noch fort, der Israel nicht nur hamitisches und semitisches, sondern — wie von seiten der Amoriter, der Philister und der herrschenden Schicht der Hettiter — auch japhetitisches Blut zuführte. Am stärksten war er in der Richterzeit, wo Ehen mit Kanaanitern geradezu die herrschende Regel waren (Richter III. 5—7). Wie früher die Patriarchen und Moses, heirateten auch jetzt die hervorragendsten Männer Israels Ausländerinnen: Simson eine Philisterin, Boas eine Moabiterin, von welcher König David abstammte. Dieser selbst nahm Kebsweiber aus allen möglichen Völkern. Noch weiter ging darin Salomo, und die Könige der getrennten Reiche folgten dem Beispiele. Die letzten bedeutsamen Zuwüchse erfuhr Israel-Juda durch die Vermischungen mit den eingewanderten heidnischen Kolonisten, welche die Assyrer im Austausch mit den deportierten Einwohnern des Landes dorthin verpflanzten[163]). Was später, nach Jahrhunderte langer Ausübung strengster Inzucht, noch an Fremdblut eindrang[164]), vermochte den Blutsbestand des jüdischen Volkes nicht wesentlich mehr zu beeinflussen, geschweige zu ändern, in welchem das altisraelitische Element als das unbedingt herrschende durchgedrungen, das aufgesogene kanaanitische in die Rolle einer demokratischen Opposition herabgedrückt war[165]).

Es muß hier nochmals betont werden, wie vieles von diesem allen im einzelnen dunkel oder doch unsicher bleibt. So z. B. was etwa von mongolischen Beimischungen aus dem Osten, von negerischen aus dem Süden erfolgt sein mag, auf welche die anthropologischen Befunde in dem vorderasiatisch-orientalisch-mittelländisch-nordischen Gesamtgemenge der heutigen Judenschaft hindeuten. In den wenigsten Fällen sind wir über rassische Vorgänge in Palästina so gut unterrichtet wie über die Ansiedlung assyrischer Kolonisten, und unter ihnen zahlreicher arischer — medisch-persischer — Elemente, in Samaria und Galiläa durch Tiglath-Pileser und Sargon[166]). So können wir nur im allgemeinen sagen, daß sich dort Jahrhunderte lang ein ununterbrochener Kreuzungsprozeß aller möglichen Rassen in einem Umfange vollzogen hat, der einem Paul Haupt den Vergleich Palästinas, als eines großen Schmelztiegels, mit den Vereinigten Staaten eingeben konnte[167]).

Die Ungezügeltheit dieser Mischungen scheint nun mit der anderseits für das spätere Judentum charakteristischen beispiellos strengen Inzucht allzu schroff zu kontrastieren. Indessen liegen doch mancherlei Anzeichen vor, daß im eigentlichen Kern des israelitischen Volkes von je ein

[163]) Schürer, a. a. O., Bd. II, S. 5/6. Reuß, S. 428.
[164]) Genaueres hierüber bei Reibmayr, S. 191.
[165]) Renan, „Histoire du peuple d'Israel", T. I, p. 107.
[166]) Paul Haupt, „The ethnology of Galilee" in den „Transactions of the 3. International Congress for the history of Religion", Vol. I, Oxford 1908, p. 302—304.
[167]) Derselbe, p. 7 des Sonderabdrucks von „Semites, Hebrews etc." Auch Haupt betont die Bedeutung des Festhaltens der durch die Mischungen erworbenen hervorragenden Eigenschaften durch die darauf einsetzende Inzucht.

tiefer rassischer Instinkt lebte, der den Inzuchtgesetzen nicht wenig vorarbeitete. Schon zur Zeit von Salomos starker Ausländerei in der Besetzung seines Harems hatten die echten Israeliten zu diesen Dingen sehr scheel geblickt, Esra und Nehemia also ihre Vorgänger gehabt[168]). Vor allem aber war in der Verfassung des jüdischen Volkes entscheidend Wichtiges im rassischen Sinne vorgebildet. Hierher gehört jene außerordentliche Festigkeit, womit seit den ältesten Zeiten Zahl, Reihenfolge und stufenweise Würde der zwölf Stämme in alle volklichen Verhältnisse tief einschnitt[169]). Wie alles Volkstümliche in Israel, fanden auch die diesbezüglichen Einrichtungen in der Zeit Mosis und Josuas eine Neubelebung und dauernde Festigung. Die mosaische Verfassung gründet sich ganz auf das Blut, sie ist ein System von Familien, Sippen, Geschlechtern und Stämmen. Alle diese Verbände gelten als natürliche Einheiten, deren Gliederung auch sich wie von selbst ergibt. Wenn auch nicht durchweg der Ursprung der Einheit im Blute liegen kann, die Legitimierung der Einheit geschieht immer durch das Blut. Alle legitime Gemeinschaft ist Blutsgemeinschaft. Aus verwandten Geschlechtern und Stämmen wuchs in diesem Geiste durch die Not zur Zeit Mosis das Volk Israels zusammen und erhob sich über sie. Die neue Einheit wurde geheiligt durch Jahwe, der jetzt an die Spitze dieses Volkes trat[170]). Wie fest damit das Gebäude gefügt war, sollte sich in den Tagen, da es um Leben und Sterben dieses Volkes ging, zeigen. Wohl konnte die alte Stammverfassung mit der Zeit alteriert werden, Salomo unbekümmert um Stämme und Geschlechter das Reich in zwölf Bezirke einteilen, konnten Städte und Dörfer an die Stelle der Geschlechter treten, im babylonischen Exil lebten die alten Blutsbande, die eben doch stärker waren, als alle Gesetze und Institutionen, in nie dagewesener Kraft wieder auf. Dank der Milde Nebukadnezars durften die Juden in der Verbannung gruppenweise beisammen wohnen bleiben. Nicht nur ganze Familien, die Bewohner ganzer Städte wurden beisammen gelassen, die aus Jerusalem angesiedelten Geschlechter, an der Spitze die Prinzen des Königlichen Hauses, bestanden als eigene Verbände weiter und durften sich selbst nach Familientraditionen regieren[171]). Der Staat war zwar zerstört, aber die natürliche Gliederung durch das Blut ersetzte ihn, eine Art Volksgemeinschaft blieb bestehen. Die ethnische Genealogie, auf deren Grundlage sich das Volk einst in der Zeit der nomadischen Stammesverbände aufgebaut hatte, wurde erneuert, die Aristokratie der Geschlechtshäupter oder Ältesten trat wieder an die Stelle der Monarchie und ihrer Beamten[172]). Damit waren dann auch die Grundlinien für

168) Renan, „Histoire du peuple d'Israël", T. I, p. 125.

169) Ewald, a. a. O., Bd. I³, S. 519—546, II³, S. 387. Noch in den 12 Aposteln klingen die 12 Stämme nach. (Strauß, „Leben Jesu", Bd. I, S. 342.)

170) Wellhausen, 7. Ausg., Berlin 1914, S. 21—23.

171) Näheres bei Grätz, „Geschichte der Juden", Bd. II, 2, S. 3.

172) Wellhausen, 7. Ausg., S. 142.

einen späteren staatlichen Wiederaufbau in dem zweiten Jerusalem gegeben. In diesem verschmolzen zwar die Stämme allmählich ganz, einzig der der Leviten, der Priesterstamm, die führende Kaste, blieb andauernd, in besonderen Städten wohnhaft[173]), von den Laienfamilien streng getrennt und ging so in einen festen Stand über. Aber die Familien und Geschlechter gewannen in demselben Maße an Bedeutung und an Befugnissen, wie die der Stämme schwanden. Wie die Exulanten in Babylonien familienweise ohne Rücksicht auf Stammesursprung zusammengewohnt hatten, so auch in der Heimat. Selbst die Justiz wurde vornehmlich innerhalb der Familien und Geschlechter gehandhabt.

Eines aber wurde von Babylonien aus in dieses zweite Jerusalem hineingetragen, was man im alten Israel, und auch in Juda, nicht, oder doch längst nicht in diesem Umfange, gekannt hatte. Das Exil wurde zu einer Schule der Abschließung. Wohl hatte man einst in Ägypten kennengelernt, was Inzucht sei und für ein Volk bedeute, aber die ganze geschichtliche Entwicklung hätte dem jüdischen Volke verwehrt, die Exklusivität grundsätzlich zur Geltung zu bringen. Erst durch die Inzuchteiferer der Restaurationszeit ist der Gegensatz zwischen Israel und den Heiden in seiner ganzen Schärfe herausgebildet worden. Was diesen dabei in unvergleichlicher Weise zu statten kam, war, daß sie das Blut an die Religion und die Religion an das Blut banden, das Inzuchtprinzip also auf eine geistige Basis stellten. Die so von der Religion vorgeschriebene Inzucht, hinter der Jahwe stand, und die in ihrem Geiste erlassenen Gesetze haben von Esra bis heute ihren Dienst getan, und ihre Wirkung ist auch dadurch nicht abgeschwächt worden, daß ihre Einkleidung nur für den Juden selbst eine wirklich religiöse, für den objektiven Betrachter dagegen nur eine pseudoreligiöse war, was sich, abgesehen von der verschiedenen Beurteilung des sittlichen Gehaltes der Gestalt Jahwes, in welcher die jüdische Religion sich erschöpft, schon daraus ergibt, daß auch nach Übertritten der rassische Zusammenhang mit dem Judentum unvermindert fortbesteht, da also, wo eine Kollision zwischen Religion und Blut eintritt, letzteres unbedingt den Vorrang hat.

Damals nun aber, wo es sich darum handelte, was man in Chaldäa gelernt hatte, die Abschließung durch die Religion, auch daheim zur Anwendung zu bringen und endgültig zu begründen, ist die strenge Auslese, die seitdem unverbrüchlich die Regel geblieben und die Haupttriebkraft des Judentums geworden ist, ausschließlich im Zeichen Jahwes betrieben worden, und zwar von Esra und Nehemia, welche diesen Wendepunkt im Geschichtsgange des jüdischen Volkes herbeigeführt haben, mit einem Fanatismus, der vor keiner Schranke halt machte, vor keiner Grausamkeit zurückscheute[174]). Nicht nur, daß alle Mischehen mit

[173]) Ewald, Bd. II³, S. 437. Auch Ägypten und Indien kannten — in Heliopolis und Benares — Priesterstädte.

[174]) „Avec la brutalité d'un gendarme fanatique", sagt Renan, „Hist. du peuple d'Israël", T. IV, p. 90 ss.

Nichtjuden für die Zukunft strengstens verboten wurden, auch bestehende wurden auseinandergerissen. Mit besonderer Härte wurden die Priestergeschlechter von diesen Verfügungen betroffen: Priester, die sich weigerten, sich von ihren fremdblütigen Frauen zu trennen, wurden aus der Kaste gestoßen und verbannt. Die ganze rückkehrende Gemeinde wurde auf Genealogie aufgebaut, jede Familie auf ihr jüdisches Blut genau untersucht; Stammbäume und Geschlechtsregister gewannen geradezu den Charakter öffentlicher Urkunden[175]).

Mit den drei Sonderungsmerkmalen der Beschneidung, der Inzuchtehe und der Speisegebote und -verbote wurde jetzt das jüdische Volk für immer von der übrigen Menschheit abgetrennt[176]) und auf ein Leben in eigener Welt festgelegt. Bezeichnend, daß der Ausdruck für Heiden oder Nichtjuden, Gojim, sehr häufig auch im Sinne von Feinden oder Barbaren gebraucht wird, mit denen denn auch der Verkehr, wenn nicht ganz verboten war, zum mindesten als verunreinigend galt[177]). Bezeichnender noch, daß nicht nur die unter Johannes Hyrkanus judaisierten und sich selbst als Juden betrachtenden Idumäer von der jüdischen Aristokratie nur als ἡμιουδαῖοι gelten gelassen, daher auch der diesem Blute angehörige Herodes als unebenbürtig angesehen wurde, daß selbst zwischen Juden und den stammverwandten Samaritern eine besonders schroffe Scheidewand aufgerichtet wurde. Der Samariter, weil Mischling mit den assyrischen Kolonisten, ist ein ἀλλογενής und kann nie Judengenosse werden[178]). Von den Proselyten gar nicht zu reden, die erst unendliche Schwierigkeiten zu überwinden hatten[179]), und dann, wenn sie wirklich Juden geworden waren, doch nicht für voll angesehen, sondern geringschätzig behandelt wurden. Die Kluft zwischen einem geborenen Kinde Abrahams und einem Nichtabrahamiden war innerhalb der Judenschaft ebensowenig zu überbrücken wie die, welche Juda von den Gojim trennte[180]).

Es konnte nicht fehlen, daß über die Schöpfung Nehemias und alles das, was aus ihr gefolgt ist, die denkbar herbsten Urteile gefällt worden

---

175) Genaueres im Buche Esra, besonders im 2. Kapitel. Vgl. auch Ewald, Bd. II, 2, S. 117, 121, 125. Schürer, a. a. O., Bd. II², S. 177. Reibmayr, S. 189 ff. und den Artikel „Nobilis" in Dutripon „Concordantiae bibl. sacr.", Edit. 8, p. 940. Gegen die Geschlechtsregister eifert noch Paulus im 1. Timotheusbrief 1, 4 und im Titusbrief 3, 9.

176) Galat. II, 14: ἰουδαΐζειν jüdisch leben, lat. judaizare, wovon wohl Luthers „judenzen".

177) Schürer, Bd. II², S. 42.

178) Ebenda, Bd. I², S. 209. Hausrath, „Neutestamentliche Zeitgeschichte", Bd. 1, S. 22. Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. 5, S. 487, 551.

179) Nach Grätz. Doch scheint dies wenigstens zeitweise anders gewesen zu sein: Renan, „Vie de Jésus", 12. Edit., p. 13/14.

180) Renan, „Les apôtres p. 119. Schürer, Bd. II², S. 574, wo unter anderem aus dem Talmud gezeigt wird, welchen tiefen Rang die Proselyten in der Rangliste der jüdischen Theokratie einnahmen.

sind. **Renan**, sicher kein Judenfeind, nennt das Jerusalem, wie es aus den Händen Esras und Nehemias hervorging, ein Grab; das neue Gesetz, die Thora, vergleicht er einem Marterinstrument, „dem furchtbarsten, das je ersonnen". Alle die Fehler, die den Juden die Verwünschung, den Haß und die Verachtung der Mitvölker alter und neuer Zeit eingetragen haben, sind damals durchgebrochen[181]). Auch **Gobineau**, der in seinem Essai über die Gesamtgeschichte des Judentums noch sehr günstig geurteilt hatte, kommt später in betreff des zweiten Jerusalems zu dem Ergebnis, daß es besser unterblieben wäre. Er sieht in ihm nur ein durchaus gemachtes Staatsgebilde, das eine Gruppe von Theoretikern unter galvanischer Belebung erloschener Kräfte und verklungener Ideale künstlich erzeugt habe, und das zur völligen politischen Nichtigkeit schon darum verurteilt geblieben sei, weil anstatt wirklichen Nationalgefühls nur Fanatismus es beseelt und hinter dem Hochmut seiner Angehörigen keine entsprechenden Eigenschaften gestanden hätten[182]).

Demgegenüber müssen wir uns nun aber auch hier nochmals daran erinnern, daß Jerusalem schon damals längst nicht mehr die Judenschaft bedeutete, deren beste Kräfte zum guten Teil auswärts verblieben und sich später unter fremden, vornehmlich abendländischen Einflüssen vielfach zu einer Bedeutung erhoben, die ihnen in dem engen heimischen Kreise niemals beschieden gewesen wäre. Auch konnte einst dem Esau ob seiner — vermutlich stark arischen — Ausländerei in der Gattenwahl wohl das Erstgeburtsrecht von dem treuerjüdischen Patriarchenbruder entwunden werden, aber als jüngerer Bruder lebte er eben doch in der jüdischen Welt weiter, und jedenfalls blieb das arische Element darin stark genug, um, wie einst die großen Prophetengestalten, so auch lange nach Esra und Nehemia noch so lebensvolle Früchte wie die Psalmen, die pseudosalomonischen Schriften und die christliche Lehre aus sich hervorzutreiben[183]). Freilich erfolgte dann aus dem später im Talmud kodifizierten Geiste der für dieses vernichtende Gegenschlag, der auch in der durch die Eroberungen der Makkabäer und ihrer Nachfolger stark erweiterten Sphäre dem starrsten, exklusivsten Urjudentum den unumschränkten Sieg eintrug. Die Disharmonie freilich, die dem jüdischen Volke nicht nur für den Außenbetrachter, nein, trotz allen Scheines des Gegenteiles, auch innerlich anhaftet, und die es überall hinträgt, wo es erscheint, hat auch dieser Sieg am allerwenigsten beseitigen können. Die Unausgeglichenheit der Rassenbestandteile war zwar durch die straffe Zusammenfassung des sieghaften Urjudentums neutralisiert, aber der Gegensatz, in welchen dieses zu allem Rassischen nicht nur, zu allem Reinmenschlichen

---

[181]) „Histoire du peuple d'Israël", T. IV, p. 184 ss., 190, 369 ss.

[182]) „Histoire des Perses", T. II, p. 264 ss. Auch **Mommsen** sollte über die letzten Jahrhunderte Judäas (in seinem 5. Bande) niemand ungelesen lassen.

[183]) Über arische Einflüsse im Judentum, insbesondere die dem Orientalen sonst ungewohnte hohe Stellung der Frau **Alsberg**, a. a. O., S. 34 ff.

der übrigen Welt geriet, war ein zu krasser, als daß er nicht auf seine eigenen Träger hätte zurückschlagen sollen. Ganz zu geschweigen davon, daß ein wenn auch kleiner Teil der Gesamtgemeinschaft dem Geiste, der dahin geführt, innerlich widerstrebte und sich von ihm losgesagt hat.

So ist und bleibt jener Dualismus, der uns bei allen rassisch nicht einheitlichen Völkern als Normalerscheinung in verschiedenen Graden entgegentritt, im höchsten auch das Kennzeichen des zwangsweise vereinheitlichten jüdischen. Allzusehr hat der Geist, der sich im Talmud verkörperte, sich an der Natur versündigt; sie rächte sich mehr noch als in den tragischen äußeren Schicksalen, die sie über das Judentum zeitweise heraufführte, in der Unruhe, der Friedlosigkeit, die sie dauernd über es verhängte. Gerade der leidenschaftliche Fanatismus, mit dem die Neubegründer der Thora und ihre Nachfolger vorgegangen sind, scheint darauf hinzudeuten, daß sie selbst nicht nur jenes Dualismus als solchen sich bewußt waren, sondern auch ein Gefühl seiner Unaustilgbarkeit hatten: „la grande dualité qui fait le fond de la vie de ce peuple", hat mit Recht Renan gesagt. Der Kontrast der Abschließungstendenz und der ausgleichenden Praxis bestand schon Jahrhunderte vor der Neubegründung des Reiches. Im Alten Reich waren die beiden Strömungen, die annähernde, verbreiternde, und die scheidende, verengernde, nebeneinander hergegangen. Seit zuerst der „große Unbekannte" Deuterojesaja den Gedanken ausgesprochen hatte, daß die Gemeinde der wahren Religion zu einer Gemeinde aller Völker und Menschen zu erheben, daß es Judas göttliche Bestimmung sei, im Zeichen seines Gottes der Welt das Heil zu bringen, schien sogar der ersteren Stömung ein mächtiger Aufschwung gesichert. Sie ist auch immer wieder aufgelebt[184]), bis sie durch den Gegengeist des Talmud erstickt wurde oder doch nur mehr in jener nicht leicht zu überschätzenden Minderheit fortlebt, welche dem Judentum so viele Sympathien eingetragen hat, innerhalb seiner Gesamtheit aber nichts bedeutet, jedenfalls sich nie ernstlich durchsetzen wird. Die große Mehrheit, epigonenhaft von der Vergangenheit lebend, betrachtet das Heil als ihr Recht und die Weltgeschichte als einen Prozeß darum, der sich zwischen ihnen und den Heiden abspielt[185]), wobei sich

---

[184]) So besonders in der Blütezeit des hellenistischen Judentums, in Ägypten zumal, wohin Ptolemäus Lagi — wie Antiochus d. Gr. ins innere Kleinasien — Tausende jüdischer Familien verpflanzt hatte. In Alexandrien zerflossen fast die Grenzen jüdischer und griechisch-römischer Weltanschauung, Propaganda und Proselytismus waren im Schwang, Philo ein Kosmopolit. Schürer, Bd. I², S. 587 ff. Renan, „Histoire du peuple d'Israël". T. IV, p. 255ss., V, 358.

[185]) Wellhausen, S. 166. Vgl. zu diesem allen auch Eduard Meyer, „Die Entstehung des Judentums". Vor allem aber sind Renans zahlreiche, immer neue und allseitige Charakteristiken mit das Beste, was man darüber lesen kann. Er hat nichts von dem allen verschwiegen, was Schlimmes von diesem unseligen Volke zu sagen war, aber auch das bei allem Unheilschwangeren doch Große gebührend ins Licht gesetzt, was darin lag, daß es, mit keinem anderen Besitz als seinem Gesetz und keiner anderen Nationalität als seiner Religion in alle Winde zerstreut, dennoch ein Volk blieb, weil es eine Rasse war, sein wollte,

die Vorstellung des Heiles unmerklich mit den messianischen Hoffnungen auf die Weltherrschaft der Frommen, der „Heiligen des Höchsten“, d. h. der glaubenstreuen Israeliten, verquickt, die diesen nach dem Buche Daniel in Ablösung der abgelaufenen heidnischen Weltreiche der Babylonier, Meder, Perser und Makedonier einst verheißen worden. Je länger je mehr hat diese Herrschaft bei den leitenden Mächten des Judentums an Stelle des religiösen Wahnes oder doch neben und mit ihm weltliche Formen und Bedeutung angenommen. Gleichwohl hat man immer wieder versucht, sie auch auf religiös-geistigem Gebiete aufrechtzuerhalten und durch eine angebliche Vormachtstellung des Judentums zu stützen. Wie wenig dies in religiöser Beziehung berechtigt war, haben wir in unserem ersten Teile dargetan. Wir werden weiter unten sehen, daß das Edelste und Erhabenste, was der jüdische Geist — unter Ein- und Mitwirkung des hellenistischen — religiös hervorgebracht hat, gerade das ist, was dann vom offiziellen Judentum unterdrückt worden ist und nur als Christentum sich fortentwickeln konnte. Jetzt bleibt uns noch, diesen Nachweis nach der wissenschaftlichen Seite zu ergänzen.

Um hier klar zu sehen, müssen wir uns eine Tatsache vor Augen führen, die allzulange durch die für die Juden gemachte Reklame verdunkelt worden ist, daß nämlich diese eine eigene Kultur überhaupt nicht besitzen und nie besessen haben. Was immer sie an geistigem Gut bei sich ausgebildet haben, ist ihnen aus dem großen vorderasiatischen Kul-

---

was immer auch Theoretiker dagegen einwenden mochten. Die kulturellen Einwirkungen der Juden allerdings hat Renan entschieden überschätzt; hier sind starke Abzüge von seinen Schilderungen zu machen, namentlich insofern er, noch unbekannt mit den Entdeckungen der neueren Assyriologie, im Einklang mit der irregeleiteten herrschenden Ansicht jenen noch die religiöse Erleuchtung der Menschheit zuschrieb. Auf die großen Gegensätze des Grunddualismus, der das Judentum erfüllt, fast möchte man sagen, verzehrt, kommt er immer wieder zurück, er weist sie nach an den Propheten und dem Gesetz, an der volkstümlichen Predigt und dem starren Buchstabenkram, an der Weitherzigkeit des alexandrinischen und der erdrückenden Engherzigkeit des talmudischen Judentums, das sogar die Proselyten als Verräter und Abtrünnige, als einen Krebsschaden für Israel behandelt. „Race étrange, qui a su produire parallèlement et comme deux bourgeons d'une même tige l'Eglise naissante et le fanatisme féroce des révolutionnaires de Jérusalem, Jésus et Jean de Gischala, les apôtres et les zélotes sicaires, l'Evangile et le Talmud“. („L'Antechrist“, p. 258.) Eine meisterhafte Charakteristik dieses letzteren Werkes und seiner Bedeutung — „ce mauvais livre, le génie pervers du judaïsme, le culte de la Loi poussé jusqu'à la superstition, le fétichisme de la Thora“ — findet sich unter anderem im 13. Kapitel der „Eglise chrétienne“ (1879). Wahrhaft tief bemerkt Renan angesichts des rücksichtslos isolierenden Ritualismus: „Les chaînes du Talmud firent celles du Ghetto“. Es versteht sich, daß auch die „minorité admirable“, die sich durch alle Auswüchse, allen Fanatismus wie alle senile Öde des Judentums behauptet hat, bei ihm zu Ehren kommt. Hauptbelegstellen für das hier Gesagte: „Histoire du peuple d'Israël“, T. IV, p. 59ss., „L'Eglise chrétienne“, p. 238—258, „L'Antechrist“, p. 252ss., „Les Evangiles“, besonders die Eingangsabschnitte.

turkreise, der vom Tigris bis zum Nil reichte, aus den Riesenreservoiren menschlichen Wissens und Könnens in Babylon und Memphis zugeflossen. Eine erdrückende Fülle von babylonisch-biblischen Parallelen in Denk-, Rede- und Anschauungsweise lassen sich nachweisen. Wie die hebräische Sprache mit dem in Babylonien gesprochenen semitischen Idiom nahe verwandt war, so ist auch Mythologie und Literatur der Juden aufs stärkste von dort aus beeinflußt worden. Die babylonische Literatur war insbesondere die Quelle, aus der die biblischen Urgeschichten bzw. Ursagen, Weltschöpfung, Sintflut und Sündenfall, geschöpft sind. Aber auch für zahlreiche Psalmen, insbesondere für die Bußpsalmen, stammen die Vorbilder aus dem Zweistromlande[186]). Später wurde Babylonien durch Ägypten abgelöst, von welchem uralten Kulturlande wiederum die mannigfachsten geistigen Einwirkungen auf Israel ausgingen. Es ist nie bezweifelt worden, daß Moses aus der tiefen Weisheit der Ägypter in vollen Zügen getrunken hat, und so gut wie gewiß, daß selbst das geistige Palladium des Judentums, der Monotheismus, dort seinen Ursprung genommen hat[187]).

---

[186]) Delitzsch, „Babel und Bibel“, S. 14, 21, 23, und im 3. Vortrag die Beispiele aus der Psalmenliteratur. Paul Haupt hat seine bezüglichen Untersuchungen nicht in einem besonderen Werke zusammengefaßt, zeitigt aber die gleichen Ergebnisse in einer Reihe von Einzelarbeiten. Hugo Winckler, „Das alte Westasien“, S. 39 ff., 208, „Das Judentum ist erst in Babylonien zu dem geworden, was es gewesen ist und noch ist.“

[187]) Ewald, Bd. II³, S. 5—15, 77, 160. Reibmayr, S. 181 ff. Schon Schiller hatte diesen Gedanken in seiner „Sendung Moses“ näher ausgeführt. Da das angebliche Monopol der Erfindung des Monotheismus von jeher als der größte Ruhmestitel des Judentums in Anspruch genommen worden ist, so muß hier zur Klärung dieser Frage einiges beigebracht werden. Zunächst ist grundsätzlich vorauszuschicken, daß die überschwänglichen Verherrlichungen jener Erfindung nur im theologisch-kirchlichen, nicht etwa im philosophischen, überhaupt allgemeingeistigen Sinne ihre Berechtigung haben. Wem es das eigene Gefühl nicht sagt, der lasse sich von Feuerbach belehren, welch ganz andere geistige Horizonte der Polytheismus, „der offene, neidlose Sinn für alles Schöne und Gute ohne Unterschied, der Sinn für die Welt, für das Universum“ eröffne als der Monotheismus, dem immer etwas von Enge, ja von Egoismus anhafte (Werke, Bd. 7, S. 164 ff.), welchem Ausspruche man nur noch hinzusetzen möchte, daß vollends der Pantheismus noch ganz andere Tiefen erschließe als der Polytheismus, beide aber ein ungleich freieres Denken ermöglichen als der Monotheismus. Immerhin ist dieser bei vielen Völkern heimisch, in der semitischen Welt sogar herrschend gewesen. Am allerwenigsten aber haben ihn die Juden entdeckt. „Zahlreich sind die Spuren, die darauf hinführen, daß die tieferen Denker Babyloniens hinter der Mannigfaltigkeit der Einzelgottheiten die ideelle Einheit der Gottheit ahnten.“ (Delitzsch, „Babel und Bibel“, 3, 1905, S. 36. Im gleichen Sinne Spiegel, „Eranische Altertumskunde“, Bd. II, S. VI/VII.) Über die monotheistische Lehre in Ägypten und die monotheistische Reformation des Königs Chuenaten Eduard Meyer, „Geschichte des alten Ägyptens“, S. 196 ff., 260 ff. Charakteristisch für beide Länder ist die stark geistige Fassung, um nicht zu sagen die pantheistische Beimischung, die der monotheistische Gedanke dort erhalten hat. Erst die Juden haben ihn ins Persönliche vergröbert und auf einen sittlichen Tiefstand herabgedrückt, dem erst das Christentum, will sagen das arische Abendland, abgeholfen hat.

Daß dann, als es galt, dem zum Stammesgott verkleinerten All-Einen ein festes Heim zu errichten, wiederum ein fremdes Volk, diesmal die Phönizier, hilfreiche Hand leisten mußte, indem es ja syrische Baumeister waren, welche den Tempel zu Jerusalem schufen, war bei einem vor noch nicht allzu langer Zeit erst der Wüste entwachsenen Volke ebenso begreiflich, wie, daß später die Steigerung der Rolle Jahwes, seine Erhöhung zum Weltherrn, unter persischer Inspiration vor sich ging, wie auch, daß für Ritual und Gesetzgebung der Juden neue Anleihen bei dem alten Stammlande Babylonien gemacht wurden[188]. Eines der wenigst schöpferischen unter allen Völkern, sind diese dagegen wohl das gelehrigste von allen gewesen. Für den Zweig ihrer Betätigung, der mit der Zeit ihr allereigenster werden sollte, den Handel, fanden sie in den Phöniziern die denkbar besten Lehrmeister, und selbst nach der militärischen Seite hat es ihnen, nebenbei bemerkt, an solchen nicht gefehlt[189].

Wie stand es nun um die Wissenschaft der Juden? Wir lassen hier das Wort einem ihrer eigenen hervorragendsten Vertreter[190]: „Die Juden haben sich, solange sie selbständig waren, weder durch wissenschaftliche noch soziale Entwicklung besonders ausgezeichnet. Ihre geistigen Schöpfungen bewegen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Religion... Erst nachdem sie ihre Selbständigkeit eingebüßt hatten, entwickelten sie in ihrer Zerstreuung in der Berührung mit anderen Völkern eine intellektuelle Tätigkeit, durch welche sie, wo sie nicht mit Gewalt gehemmt oder unterdrückt waren, in den Stand gesetzt wurden, in der Kulturentwicklung mit den Völkern, unter denen sie lebten, nicht nur zu wetteifern, sondern sogar mehrfach eine hervorragende Stellung einzunehmen." Das ist gewiß im großen und ganzen ein sehr zutreffendes Bild, dem nur ergänzend und erklärend noch einiges hinzuzufügen bleibt. Wie schon hier angedeutet, hängt der von Hause aus unwissenschaftliche Sinn der Juden, die Enge ihres Horizontes[191]) eng mit ihrer religiösen

---

188) Delitzsch, „Babel und Bibel", 2, S. 29. Haupt faßt (S. 8 der mehrerwähnten Abhandlung) kurz zusammen: „The religion of Moses may be connected with the solar monotheism of ancient Egyptian theology, the Levitic ritual was influenced by Babylonian institutions, and Iudaism is a creation of the Persian empire". Schon Voltaire hatte übrigens im 49. Kapitel des ersten Teiles seines Werkes über den Geist und die Sitten der Nationen das Abhängigkeitsverhältnis der Juden zu anderen Völkern (später insbesondere auch zu den Griechen der hellenistischen Ära) in seiner primitiven Weise unzweideutig dargelegt.

189) Über die Schulung der Juden durch die Phönizier im Handel Wahrmund, „Babyloniertum usw.", S. 169 ff. und „Das Gesetz des Nomadentums" S. 134 ff. Über die organisatorischen Einwirkungen früher der Ägypter, später der Philister auf das Heerwesen Israels Renan „Histoire du peuple d'Israël", T. I, p. 219 ss., T. II, p. 24 ss. Vgl. auch p. 34 (über die philistinischen Söldner).

190) Th. Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft", S. 175 ff.

191) Beides wird mit Belegstellen genauer nachgewiesen von Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 328 ss., der ebenfalls zu dem Ergebnis kommt: „D'eux mêmes et avant toute initiative étrangère, ils n'ont créé

Einseitigkeit zusammen. „Die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang", heißt es in den Sprüchen. Diese Furcht Gottes hat sie dann aber in der Weisheit, soweit wir sie wenigstens als Wissenschaft fassen müssen, nicht eben weit kommen lassen. „Die Griechen sahen sich in der weiten Welt um, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, die Juden beten noch heute mit gen Jerusalem gekehrtem Gesichte. Kurz, der monotheistische Egoismus raubte den Israeliten den freien theoretischen Trieb und Sinn[192]." Mit in Betracht zu ziehen ist hier auch, daß, wie Wahrmund unwiderleglich dargetan hat, der Nomadengeist, der ja auch bei der Zerstreuung des Volkes in alle Lande unbedingt mit wirksam war, aus dem Gros der Judenschaft nie ganz gewichen ist — ein Geist, der, wie aller Idealität, so insbesondere den Leistungen der höheren Kunst und der Wissenschaft[193]), im weiteren aller schöpferischen Produktion nicht günstig ist. Immerhin hat erst die hellenistische, dann die mittelalterliche Welt manche Kräfte in den Juden geweckt (man denke nur an ihre Rolle als Ärzte), wiewohl sie auch damals, nach dem Urteil ihres besten Kenners, im wesentlichen Dolmetscher blieben und eine Wissenschaft aus zweiter Hand betrieben[194]). In neuerer Zeit ist das anfeuernde Beispiel ihrer Wirtsvölker in immer zunehmendem Maße auf sie von Wirkung gewesen, so daß der Schlußsatz des Benfeyschen Wortes zu Recht besteht und Gobineau von ihnen sagen konnte, unter den Schätzen der Welt seien sie dem Wissen ebenso eifrig wie dem Golde nachgegangen[195]). Nur ganz vereinzelt allerdings haben sie, wie in Spinoza, eine im höchsten Sinne schöpferische Gestalt hervorgebracht.

Nach allem im vorstehenden Gesagten müßte schon der einfachste Analogieschluß darauf führen, daß auch ein vielgenanntes Erzeugnis der hebräischen Literatur, die berühmte Völkertafel der Genesis, nicht eigentlich jüdisches Geistesgut sei. Und in der Tat leidet es ja keinen Zweifel, daß wir auch in ihr eine Urkunde aus dem Bereiche jenes großen Kulturkreises, der Ägypter, Phönizier, Israeliten, Assyrer und Babylonier umfaßte, und ein Bruchstück der zu ihm gehörigen Literatur vor uns haben[195a]), ein Seitenstück zu den ägyptischen Inschriften-Tafeln und Bildwerken, wenn man so will, zu dem es sehr möglicherweise weitere in den verschütteten Schätzen Chaldäas gegeben hat. Der Zufall hat die Völkertafel allerdings zu einem Unikum gemacht, ganz und gar nicht etwa ein besonderes geographisches und ethnographisches Interesse der alten Hebräer, wie man wohl gemeint hat, das sicher nicht vorhanden

---

aucune science, même rudimentaire"…. „Les rédacteurs du livre (der Bibel) n'avaient pas l'esprit scientifique."

192) Feuerbach, a. a. O.

193) A. Wahrmund, „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft", Karlsruhe und Leipzig 1887, besonders Abschnitt 5.

194) S. Teil 1 dieses Werkes S. 345.

195) „Religions et philosophies", p. 66.

195a) Wahrmund, „Babyloniertum", S. 10, 35 ff., 110 ff.

war, da Israel durch Verfassung und Gesetz auf Abgesondertheit von den übrigen Völkern hingewiesen war, der Redaktor eines solchen geographischen und ethnographischen Weltbildes in Jerusalem also vermutlich sehr allein oder doch in kleinstem Kreise dagestanden haben dürfte. Die in der Völkertafel aufgespeicherten Kenntnisse sind offenbar das gemeinsame Besitztum der Völker Westasiens in einem — nicht ganz sicher zu bestimmenden — der auf das Jahr 1000 v. Chr. folgenden Jahrhunderte, und da die westasiatische Welt damals vorwiegend semitisch war, so stehen Sem und die Semiten — und unter ihnen wieder der äußeren Entstehung des Schriftstückes entsprechend die Hebräer — als die Erstgeborenen der Menschheit sozusagen stark im Vordergrunde. Das geistige Eigentum an jenem Grundriß der Ethnographie aber, wie wir heute sagen würden, gebührt — darüber hat man sich längst geeinigt — in allererster Linie den Phöniziern[196]). Er umfaßt ziemlich genau das Ländergebiet, das die Phönizier damals mit ihrem Handel zu Lande und zur See beherrschten, und von dem einzig sie den Juden Kunde zu vermitteln in der Lage waren[197]).

Es wäre müßig, wie es von manchen Seiten geschehen, die Enge des geographischen Horizontes, das Unzureichende der an diese Zusammenstellung geknüpften Spekulation, die Lücken und Widersprüche, welche die Völkertafel aufweist, hier des näheren zu erörtern und zu belegen[198]). Dies alles war mit dem Zeitpunkt ihrer Entstehung und dem damaligen Wissensstande gegeben. Die hohe Bedeutung der Völkertafel spricht für sich selber. Sie beruht vor allem darauf, daß in ihr die drei als Brüder aufgefaßten Völkergruppen der weißen Rasse als die Hauptträger der Weltgeschichte hingestellt werden, und damit die Grundlage für den Aufbau der Geschichte — der bisherigen wenigstens— aufgewiesen erscheint. Darüber hinaus hat sie nicht nur einer langen Folge von Geschlechtern ihre allgemeinen ethnographischen Kenntnisse vermittelt, sondern vermag selbst uns heute noch im einzelnen reelle Erträgnisse zu liefern[199]). Die überschwänglichen Verherrlichungen dagegen, welche ihr

---

[196]) Malte-Brun, „Précis de la géographie universelle", T. I, p. 13. Topinard, p. 5ss 92. Knobel, „Die Völkertafel der Genesis", Gießen 1850. (Durch die Fortschritte der Orientalistik in Einzelheiten überholt, aber im ganzen heute noch wertvoll.) Neuere Literatur über die Völkertafel bei Reuß, „Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testamentes", 2. Aufl., 1890, S. 36 und noch genauer in Schenkels Bibellexikon, Artikel „Völkertafel". Vgl. auch A. v. Gutschmid, „Kleine Schriften", Bd. 5, S. 585 ff.

[197]) Knobel, S. 6—7.

[198]) Vgl. hierüber Reuß, a. a. O., Bd. I, S. 35 ff. Pott, „Die Ungleichheit menschlicher Rassen", S. 69 ff., 247. Topinard, p. 63 und besonders Delitzsch, „Babel und Bibel" 3, S. 3 ff.

[199]) Hierüber handelt Peschel, „Völkerkunde", 6. Aufl., S. 530 ff. Er führt unter anderem an: den aus ihr gewonnenen Nachweis der Herstammung der Hebräer aus der Landschaft Arrhapachitis in der Nähe des Ararat, und die durch die neueste Anthropologie so nachdrücklich bestätigte enge Verwandtschaft von Hamiten und Semiten in der Urzeit. Auch daran darf hier wohl erinnert

wegen angeblich überragender Höhe des Gesichtspunktes der Entstehung des menschlichen Geschlechtes zuteil geworden sind — insofern alle anderen Völker sich als Ausfluß eines besonderen Gottes betrachteten und nur die Juden sie alle als Einem entstammend sich vorstellten[200]) — sind in keiner Weise gerechtfertigt. Sie gehören ins Gebiet jener künstlichen Emporschraubung des Judentums als geistiger Macht, die nur mit Hilfe der falschen Autorität des Alten Testamentes möglich war. Schon Gliddon hat übrigens die allzu lange aufrechterhaltene Monopolstellung der Völkertafel mit zuerst erschüttert, indem er (im 5. und den folgenden Kapiteln) die ungemeine Bedeutung der ägyptischen Denkmäler neben, ja vor ihr kräftig zur Geltung brachte, insbesondere auch darauf hinwies, daß die Vierteilung derselben wissenschaftlich zureichender sei als die mehr symbolische Dreiteilung der Genesis[201]). Kiepert zeigte dann unter anderem, daß allein aus dem südlichen Syrien eine die Berichte des Alten Testamentes weit übertreffende Zahl topographischer Daten in den ägyptischen Inschriften gefunden worden seien[202]), und seitdem sind uns vollends aus der Welt der Keilschriften, in der mannigfachen Kunde über die Sumerer zumal, Schätze erschlossen worden, neben denen das Alte Testament fast dürftig erscheint.

Die Überheblichkeit des Judentums, wie sie auf Schritt und Tritt zutage tritt, und wie sie gipfelt in den wahnwitzigen Prahlereien Grätzens, der es wagte, uns sein Volk als den einzigen schöpferischen Heilbringer neben dem der Hellenen aufzureden, zwang dazu, dies alles möglichst scharf herauszustellen. In weit höherem Maße noch als ihre politische und wirtschaftliche haben die Juden ihre geistige Weltstellung erschlichen. Waren dort wenigstens gewaltige Kräfte am Werk, zeigte vor allem Juda sein wahres Gesicht, so war dagegen sein ganzer geistiger und kultureller Nimbus Larve — eine Larve, die ihm von der Wahrheit und ihren Dienern rücksichtslos abgerissen worden ist. In dem Augenblicke, da Juda materiell als Reichster und Mächtigster dasteht, da seine Weltherrschaft Wirklichkeit zu werden droht, erscheint

werden, daß die Ableitung der indogermanischen Völker von Japhet in deren eigenen Urquellen (wie Hesiod opera et dies 50), wo Japetos als Stammvater aufgeführt ist, ihre bekräftigende Parallele findet. (Malte-Brun, a. a. O., p. 16, wo noch weitere Belegstellen.)

[200]) Man sehe etwa Rocholl, Bd. II, S. 272 ff., und dort Lenormant. Naturgemäß haben solche Anschauungen im monogenistischen Lager ihr stärkstes Echo gefunden. Selbst ein sonst so „fortschrittlicher" Denker wie Virchow zeigt sich von ihnen beeinflußt, indem er den Juden eine universellere Auffassung der Ethnologie als die der übrigen Völker nachrühmt. („Die Urbevölkerung Europas", S. 12.) Ein Görres aber stand derart im Banne der Bibel und der Offenbarung, daß er für die Aufdeckung der wirklichen Quelle der Völkertafel — „Phönizische Schiffersagen und Berichte der Karawanenführer" — an Stelle der göttlichen Erleuchtung nur Hohn hat. („Die Japhetiden", München 1844, S. 1.)

[201]) Nott und Gliddon, „Types of mankind", p. 85.

[202]) „Lehrbuch der alten Geographie", S. 2.

es an geistigen Leistungen, als Kulturvolk, wahrhaft ärmlich, steht es als vollkommene Nebenfigur neben den großen schöpferischen Völkern der Sumerer und Ägypter, Inder und Perser, Griechen und Germanen[203]).

---

[203]) Dieses Urteil wäre, ideell genommen, zugunsten des Christentumes, als Ausläufers des jüdischen Gnostizismus (und der ihm verwandten Schöpfungen des Alten Testamentes), einzuschränken, wenn das Judentum, indem es jenes verwarf und tödlich bekämpfte, es sich damit nicht selbst abgesprochen hätte. Wir kommen darauf noch unten zu sprechen. Ich lege im übrigen Wert darauf, daß es nicht nur Deutsche, nicht nur Arier waren, welche obiger Erkenntnis zum Durchbruch verholfen haben, sondern daß redliche Juden und Halbjuden dazu mitgewirkt haben. Benfey war Vollblutjude. Auch Arthur Trebitsch, der sich in seinen Werken förmlich darin erschöpfte, nachzuweisen, daß das schaffende Element bei den Ariern, und nur das Aufgreifen und Anpassen bei den Semiten daheim sei, war jüdischer Abstammung. Delitzsch und Haupt hatten Mischblut.

Drittes Kapitel

Die Griechen.

Hauptphasen der griechischen Geschichte. Zwei große Blutseinflüsse: Nordisch-arische — mittelländisch-semitische Elemente. Blutswandel der Griechen. Rassenzucht und Rassenhygiene. Genealogie. Geschlechtsverbände. Stämme. Einheitsmomente. Kolonien. Griechen und Barbaren. Bedeutung des rassischen Momentes für die Charakteristik der Griechen. Dualismus im Griechentum. Unsere Verwandtschaft mit den Griechen auf deren nordischem Elemente beruhend. Die griechische Literatur als Quelle für die Rasse.

Können wir das, was über die Stellung der Juden zur Rasse zu sagen wäre, dahin zusammenfassen, daß sie zwar Rassen z u c h t in eminentem Maße gelehrt, der Rassen l e h r e aber — wie in einem früheren Teile dieses Werkes (Bd. I, S. 23 ff.) schon angedeutet worden und in einem späteren noch näher auszuführen sein wird — eher gewehrt haben, so werden wir dagegen den G r i e c h e n nach beiden Seiten den gleichen hohen Ertrag entnehmen können. Sie haben nicht nur auf Rasse gehalten, sie haben auch darum gewußt und uns auch dieses ihr Wissen in den damals möglichen Grenzen und Formen aufbewahrt und hinterlassen.

Auch die Griechen waren ein zusammengesetztes Volk, auch sie haben einen Blutswandel durchgemacht, den wir durch drei — wenn man will durch vier — große Hauptphasen verfolgen können: die pelasgische des vor- und urgeschichtlichen Dunkels, die achäische der ägäisch-kretischen und der mykenischen Kultur, die hellenische (dorisch-jonische) der geschichtlichen Hauptzeit des Griechentums, endlich die der hellenistischen und römischen Ära.

Jeder, der sich nur einigermaßen mit griechischer Geschichte und Vorgeschichte beschäftigt hat, weiß, wieviel zum größten Teil vergebliche Mühe von philologisch-historischer Seite Menschenalter lang darauf verwandt worden ist, über die Pelasger und überhaupt über die griechische Urgeschichte ins klare zu kommen. Das meiste von diesen älteren Untersuchungen ist heute für uns vollkommen wertlos, wie ja denn hier wirklich nur die Anthropologie und Archäologie Wandel schaffen konnten. Das schließt natürlich nicht aus, daß vereinzelt auch schon Frühere ahnungsvoll geniale Einblicke in das Blutsleben der Griechen getan haben[204]).

---

[204]) So z. B. L e i b n i z, Opera T. IV. 2, p. 189: „Apparet . . . hominum examina . . . partim ad meridiem flexos in Thraciam, Macedoniam Graeciamque vertisse, ubi serius ex Phoenicia et Aegypto coloniae super-

Gänzlich fallen gelassen ist heute die einst weit verbreitete Ansicht, daß Pelasger und Hellenen nahe verwandte Zweige eines und desselben Völkerstammes, eines uralten griechischen Gesamtvolkes seien[205]). Sie vermochten ein gewisses Unbehagen, das der so vieldeutige und viel mißdeutete Name mit seiner bloßen Nennung erweckte, immer weniger zu bannen, ein Unbehagen, das schließlich dahin führte, daß man die Πελασγιότης für einen bloßen Begriff erklären, die Pelasger jeder ethnographischen Realität entkleiden wollte[206]). Und es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß diese Vorstellung, wonach die Pelasger weniger eine bestimmte Nation als ganz allgemein ein früheres Kulturzeitalter bezeichneten[207]), unserer heutigen Erkenntnis ungleich näher kommt als die andere, welche sie als einen griechischen Volksstamm hinstellen wollte. Die neueste Anthropologie und Archäologie vermag ja auch nur in Iberern, Ligurern, Etruskern, Kretern und Pelasgern ein der Mittelmeerrasse angehöriges, über ganz Südeuropa sich ausdehnendes einheitliches Urvolk aufzudecken[208]), innerhalb dessen, wie sich von selbst versteht, eine Differenzierung ebensogut anzunehmen ist, wie wir sie etwa bei der Nordlandrasse zwischen Kelten und Germanen vorliegen sehen, wie wir sie aber höchstens in ganz allgemeinen Umrissen feststellen zu können hoffen dürfen. Übrigens hatten sich dieser Erkenntnis doch auch schon früher einzelne Forscher mehr oder minder angenähert. In Frankreich sprach sich Arbois de Jubainville sehr energisch für die Verschiedenstämmigkeit von Pelasgern und Hellenen aus[209]), und bei uns

---

venere ... Sed Scythae fundamentum (ut sic dicam) jecere gentis Graecorum" und Heeren („Ideen", Bd. III. 1. S. 44), der eine noch heute haltbare Grundskizze der griechischen Blutsgeschichte gibt: „Das Volk der Pelasger, das mit zu den Ureinwohnern des Landes gehörte und, verschieden durch seine Sprache, auch als verschiedener Herkunft betrachtet werden muß, ward... immer mehr beengt und wanderte entweder nach Italien und anderen Gegenden aus, oder, wo es, wie in Arkadien und Attika, sich noch behauptete, vermischte es sich doch allmählich mit den immer mächtiger werdenden Hellenen, bis es sich endlich ganz unter ihnen verlor. Bei dieser Verbreitung der Hellenen sonderten sich aber ihre einzelnen Hauptstämme mehr voneinander ab, und diese Absonderung ward zugleich so bleibend und für die Folge so entscheidend wichtig, daß die innere Geschichte der Nation großenteils an ihr hängt." Ebenda gibt er dann S. 75—83 eine Übersicht über die sonstigen Hauptmischungen der Griechen mit Quellenbelegen aus den alten Schriftstellern.

[205]) Ihr huldigten nicht nur die älteren Hellenisten, wie Otfried Müller, K. Fr. Hermann, Schoemann, Clinton und andere, auch Ed. Meyer vertritt sie noch („Forschungen zur alten Geschichte", S. 112).

[206]) So namentlich Wilamowitz („Aus Kydathen", S. 144 ff.) „Pelasger ... ein relativer Volksbegriff ... Ein Wort, das dem späteren βάρβαρος inhaltlich ganz gleich ist... In der Πελασγιότης steckt nichts als das ἀλλόφυλον". Diese Stammesfremdheit hätten dann, wie in der älteren Zeit die einzelnen Stämme, auch später die in ihrem Blutsbewußtsein geeinten Hellenen empfunden.

[207]) So unter anderen auch Graf Wilczek in Helmolts Weltgeschichte, Bd. IV, S. 7, der nur auch dies Kulturzeitalter irrig für indogermanisch hält.

[208]) Schuchardt, „Alteuropa", 2. Aufl., S. 114, 276.

[209]) „Les premiers habitants de l'Europe", T. I², p. 110.

erklärte schon Heinrich Kiepert, damals noch ziemlich allein, die ersteren kühnlich für Semiten[210]).

Wenn nun, wie es scheint, für jene alte Mittelmeerkultur, innerhalb welcher auch die Pelasger ihre Stelle gehabt haben müssen, vornehmlich die mittelländische Rasse, oder richtiger sagen wir wohl — Kürze halber — die mittelländischen Rassen als die sie schaffenden bzw. ausfüllenden in Anspruch zu nehmen sind, so hat sich das im Laufe der Jahrtausende in dem Maße geändert, als die nordische Rasse in jene Gebiete vor- und eindrang. Der allmähliche Übergang aus der alten ägäisch-kretischen in die jüngere mykenische Kultur mag diesen Wandel bezeichnen. An ersterer sind wohl noch beide Rassen, an letzterer ist unzweifelhaft immer vorwiegender die nordische beteiligt. Was das auf die Griechenwelt entfallende Segment betrifft, so hatte sich dort in der älteren Periode die Vermischung der eingedrungenen Nordländer (Thraker- bzw. Illyrier-Griechen) mit den Pelasgern, von denen, neben vielen sprachlichen Anzeichen, insbesondere Ortsnamen, auch mehrere Götterkulte, wie der des Dionysos, des Hermes und der Kabiren zeugen, vollzogen. Die Träger der mykenischen Kultur, an welcher aber auch z. B. die Völker des westlichen Kleinasien teilgenommen haben, ja, die sich im wesentlichen mit der homerischen Geographie deckt, sind die vordorischen hellenischen Stämme, die Vorfahren der Äolier und Jonier, nach ihrem Kern und Hauptstamm gewöhnlich Achäer genannt. Die Hochblüte dieser herrlichen Kultur, deren Überreste uns die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte zutage gefördert haben, haben wir etwa um die Mitte des zweiten Jahrtausends, ihr Ende um 1100 v. Chr. anzusetzen. Ihr entsprach vermutlich jenes achäische Großreich — ein Bundesstaat unter Führung eines Großkönigs —, von welchem, unter anderen Unternehmungen nach dem Osten zu, auch der Eroberungszug gegen Troja ausging. Die „hellumschienten, hauptumwallten Achäer" Homers mußten dann, als ihre Zeit abgelaufen war, dem neu hereinbrechenden Nordstrom der Dorier weichen, welcher die Gräzisierung des Landes vollendete[211]).

Diese meist als die dorische Wanderung bezeichnete griechische Völkerwanderung, durch welche die bisher in Hellas herrschende Kultur vorerst zertrümmert wurde, hat dann aber im weiteren nicht nur derjenigen des eigentlich geschichtlichen Griechenland die definitiven Sitze bereitet, sondern vor allem das Menschenmaterial geliefert und herangebildet, das im staatlichen (Stadtstaat) und geistigen Leben das Griechentum Jahrhunderte lang so glänzend verkörpern und in unerschöpflicher kolonialer

[210]) „Lehrbuch der alten Geographie", S. 241 ff. Über Vorgänger Kieperts Schoemann „Griechische Alterthümer", Bd. I, S. 4.

[211]) Zur ägäischen Kultur vgl. besonders den letzten Abschnitt von R. von Lichtenberg, „Die ägäische Kultur", Leipzig 1911. Über die mykenische Kultur und ihre Träger Busolt, „Griechische Geschichte", Bd. I², S. 114, 120. Beloch, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 85 ff. K. Sittl, „Archäologie der Kunst", München 1895, S. 520. K. Wörmann, „Geschichte der Kunst", Bd. I, Leipzig und Wien 1900, S. 180 ff.

Ausbreitung in alle Lande tragen sollte. Als verhängnisvoll erwies es sich, daß die beiden jetzt rivalisierenden Hauptstämme, der dorische und der jonische, sich nicht nur immer gegensätzlicher, sondern sogar immer gegnerischer entwickelten, was schließlich im staatlichen Sinne zum Verlust der Unabhängigkeit, im rassischen zur Erschöpfung führte. Innerhalb der dem Griechentum jetzt noch belassenen bescheidenen Grenzen erfolgte dann nach der kurzen Glanzzeit Makedoniens ein letztes Aufflackern des Hellenentums in Gestalt der achäischen Elemente: im Achäerbunde erhob sich der älteste Hellenenstamm zu verjüngter Kraft, und unter dieser ihrer frühesten Gesamtbezeichnung (Achaia) sind die Griechen dann auch in die römische und mittelalterliche Epoche übergegangen[212]).

Die Griechen sind seit langem mit Vorliebe als die vor anderen indogermanischen Menschen, als die eigentliche indogermanische Vormacht des Altertums, gefeiert worden. Und gewiß, ihre großartigsten Leistungen sind urarisch; in ihren größten Helden der Taten wie der Werke haben sie gewisse Haupttypen der Nordlandrasse, wenn nicht zum ersten Male, doch in hellerem geschichtlichen Lichte als ihre Mitindogermanen verewigt. Diese haben das Wesentliche zum Stoff wie zum Geist dessen, was uns als griechische Geschichte vorschwebt, hergegeben. Aber nach beiden Seiten ist deren Entwicklung nichts weniger als einheitlich vor sich gegangen. Vielmehr haben auch in und um Griechenland von Anfang an zwei große Blutseinflüsse, die andauernden Zuströme aus dem Norden und die aus dem Süden und Osten, miteinander gerungen. Was sie bedeuteten, ist klar: hie arisch-nordisch, hie semitisch-mittelländisch. Zuerst hatten die Hellenen ihr Ariertum als herrschendes Element den Ureinwohnern der anderen Rasse, über die sie sich schichteten, abzuringen, dann es gegen ununterbrochenes Andringen von jener Seite zu behaupten.

Das unerschöpfliche Massiv, das ihnen die Kräfte hierfür lieferte, waren die Bergvölker nördlich des Balkan. Aus ihm sind nicht nur, in den Masseneinbrüchen großer Wanderungen, die Achäer und ihre Tochterstämme, und später die Dorier hervorgegangen; ihm entstammen auch die auf dem Wege langsamer aber stetiger Einsickerung gefolgten Nachschübe, die der griechischen Welt bis auf die spätesten Tage nicht verloren gegangen sind und das griechische Leben immer von neuem aufge-

[212]) Neben den Achäern traten noch die Ätoler hervor. Das dorische Element erhielt sich nach dem Versagen Spartas am längsten in den Rhodiern lebenskräftig. Hertzberg, „Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer", Bd. I, S. 4 ff., 101. Der gemeinhin angenommene gewaltsame Umsturz der älteren griechischen Kultur durch die große Völkerwanderung des 12. Jahrhunderts ist neuerdings (von Beloch, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 47, 154) bestritten worden. Unzweifelhaft ist ja wohl, daß die damalige geographische Umschichtung der griechischen Stämme sehr langsam vor sich gegangen ist, was entsprechende allmähliche Übergänge in die Kultur der klassischen Zeit nicht ausschließt. Da die Tradition der dorischen Wanderung zwar dem gesamten Altertum für sicher galt, auf uns aber nur in den Berichten so später Autoren wie Strabo und Pausanias gekommen ist, so wird hier immer vieles hypothetisch bleiben.

frischt haben. Der Schwerpunkt ist bei der Charakterisierung dieser Elemente bald mehr auf die illyrische, bald mehr auf die thrakische Seite gelegt worden[213]). Beide Quellen mögen gleichmäßig geflossen sein. Der ersteren entstammten unter anderem die Epiroten, die Ätoler und wohl auch die Dorier, der letzteren die anderen Hauptstämme. Vor allem ist der jonische immer wieder daraus gespeist worden. Aus einer Verschmelzung beider Elemente, des illyrischen und des thrakischen, scheinen die letzten und glorreichsten Erneuerer des Griechentums, die Makedonen, erwachsen zu sein.

Daß je länger je mehr in der griechischen Geschichte vorwiegend von den Thrakern die Rede ist, findet in den geographischen Verhältnissen seine Begründung. Dieser überaus vermehrungs- und verbreitungsfähige, wanderlustige Volksstamm hat nicht nur das eigentliche Hellas bevölkert, auch Teile von Kleinasien (Karien, Lykien, Phrygien, Lydien und Mysien) und die Inseln des östlichen Mittelmeeres mit seinen Wellen überflutet. Da er ursprünglich rein nordisch war, darf auch seine hochstehende Kultur als eine Schöpfung dieser Rasse bezeichnet werden[214]).

Die Anwesenheit thrakischer Stämme in frühgeschichtlicher Zeit ist für Böotien sicher, für Attika äußerst wahrscheinlich[215]). Niederlassungen in Eleusis, ein Demetertempel gehen auf sie zurück. Eumolpos, der Begründer der Eleusinien, und das Priestergeschlecht der Eumolpiden waren thrakischen Ursprungs. Wie gewichtige Zweige der materiellen Kultur, sind auch hervorragende Dichter und Musiker den Griechen von den Thrakern gekommen[216]). Es brauchen hierfür nur die Namen des Orpheus und der Orphiker, Thamyris und Musäos genannt zu werden. Verstärkt wurde die Bedeutung Thrakiens als einer Wiege des Griechentums, als zur Zeit der großen Siedlungsausbreitung die Hellenenstämme — der jonische voran — auch hierhin kolonisierend zurückfluteten. Mit seine besten Staatsmänner hat es seitdem dem Mutterlande geschenkt. Miltiades wurzelte dort, Themistokles — wie später auch Thukydides — war zum mindesten Halbthraker. In der thrakisch-griechischen Kultur vollends — in Kunst, Philosophie, Geschichtsschreibung, Naturwissenschaft — haben wir die ernster und gründlicher gewordene jonische zu erkennen[217]). Männer wie Polygnotos, Paionios und Alkamenes legen

[213]) Vgl. hierzu Max Kießling, „Das ethnische Problem des antiken Griechenland“ in der „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1905, S. 1009 ff. und Wilser, „Polit. Anthropol. Revue“, Jahrg. 7, S. 255 ff.

[214]) Im Laufe der Zeit haben freilich auch hier bedeutsame Vermischungen stattgefunden. Dafür würde allein schon die Tatsache sprechen, daß nach vielfachen Zeugnissen der Griechen selbst Thrakien die Heimat des bestimmt nicht arischen Dionysoskultes war. (Erwin Rohde, „Psyche“, S. 299 ff., 315.)

[215]) C. Wachsmuth, „Geschichte der Stadt Athen im Altertum“, Bd. I, S. 401—403.

[216]) Arbois de Jubainville, a. a. O., p. 281—298. Diefenbach, „Vorschule der Völkerkunde“, S. 404.

[217]) A. Holm, „Griechische Geschichte“, Bd. II, S. 521 ff., der mit Recht diesen Unterschied auf die Beimischung eines ungleich kräftigeren Blutes, das den dortigen Joniern von Thrakern und Makedoniern zufloß, zurückführt.

hierfür in der Kunst, Demokritos und Protagoras in der Philosophie vollwichtiges Zeugnis ab. Auch der größte und universellste Forschergeist des Altertums, Aristoteles, ist aus Thrakien hervorgegangen[218]).

Daß nach dem Versiegen der heldischen Ader, die in der Verkörperung des nordischen Blutes dem Griechentum seine Kraft und seinen Schwung gegeben hatte, der glänzendste der Nordstämme nun auch die politische Führung über jenes übernahm und seine letzten weltgeschichtlichen Aufgaben für es mit vollzog, war ebenso in den Gesetzen der Rasse logisch begründet, wie, daß nun wiederum jenes selbe Makedonien, das mit seinen Blutskräften wenig Haus gehalten hatte und vielleicht über seine Kräfte gegangen war, dem frischer nordischen Element, das ihm in den Römern entgegentrat, das Feld zu räumen hatte. Jedenfalls aber ist das ausschlaggebende, leitende der griechischen Geschichte, dasjenige, welches uns in allen großen und entscheidenden Momenten derselben an hervorragender Stelle entgegentritt und welches die anderen im Volkskörper der Hellenen mitvertretenen mit fortreißt, bis zuletzt das nordische gewesen.

Aber es war nicht ohne einen starken Antagonisten. Bei dem Fremdelement, das die so schwer entzifferbaren Pelasger in jedem Falle für uns bedeuten, ist es nicht geblieben. Vielmehr spricht alles dafür, daß Ansiedlungen vom Orient her — in älterer Zeit in größeren Einwanderungen bzw. Niederlassungen, in jüngerer in Gestalt individuellen Eindringens — immerfort erfolgt sind und im Grunde nie aufgehört haben. Und die entsprechenden Blutsmischungen und kulturellen Einwirkungen ergeben sich dann daraus von selbst.

Das Thema „Hellas in des Orients Umklammerung" ist lange Zeit ein besonders heiß umstrittenes gewesen. Heute darf die Frage im wesentlichen als geklärt gelten, so viel auch im einzelnen noch der Aufhellung bedürfen und harren mag. Ich kann hier nur eine summarische Übersicht über den geschichtlichen Verlauf dieser Erörterungen geben, die aber nach den unten folgenden Literaturnachweisen näher zu verfolgen sehr wohl verlohnt[219]).

Zunächst muß sehr stark betont werden, daß die Griechen selbst kein Arg darin gefunden haben, semitische Einströmungen jeder Art und aller Orten anzuerkennen[220]). Auch die Neueren sind ihnen hierin lange Zeit

---

[218]) Wir dürfen hier auch die bezeichnende Tatsache nicht unerwähnt lassen, daß die, wenn man will, urzeitlich-vorgriechischen Stämme der Bergvölker der Balkanhalbinsel (Illyrier-Albanesen) dem neuen Griechenland ganz ebenso andauernd und gründlich blutlich aufgeholfen haben wie einst ihre Stammesverwandten dem alten. S. v. Hahn, „Albanesische Studien", S. 222, und vor allem Gobineaus „Royaume des Hellènes".

[219]) Ich habe das Griechenkapitel und insbesondere auch die Semitisierung schon in meinem älteren Werk („Gobineaus Rassenwerk", S. 351—361) behandelt, wohin daher zur Ergänzung verwiesen sei.

[220]) Herodot, Thukydides, Strabo lassen hierüber keinen Zweifel. Euripides spricht an drei Stellen seiner „Phönikerinnen" von der Blutsver-

weitgehend gefolgt, und es ist bedeutsam, daß gerade die Enthusiasten des Hellenentums, Männer wie Otfried Müller und Ernst Curtius, vor der Feststellung orientalischer Einflüsse und Beimischungen am wenigsten zurückschreckten. Sie blickten objektiv und erkannten mit Recht gerade in der Überwindung des Fremden während der mittleren (Haupt-) Periode der griechischen Geschichte einen Triumph des Hellenentums. Diese Auffassung, wonach Griechenland trotz semitischer Beimischung so lange das geblieben, was es dem eigenen Blute nach war, so vieles absorbiert und assimiliert hat, ehe Semitisches schädigen konnte[221]), spricht fast noch mehr für die Persistenz und den Wert der griechischen Rasse, als der verunglückte Versuch einer kleinen Schar von Altertumsforschern, die Hellenen aus allen Kultur- und Blutszusammenhängen, in welche die verwandten Wissenschaften sie gebracht, herauszureißen und ganz auf sich zu stellen. Diese allerdings über glänzende Namen verfügende puristische Minderheit, die, griechischer als die Griechen selbst, deren Land und Volk dem semitischen Orient gegenüber als ein noli me tangere behandelt wissen wollte und es als einen Triumph feierte, wenn sie die Phönizier von irgendeinem Punkte von Hellas zurückgeschlagen zu haben vermeinte, hat sich im Grunde doch nur in einem von ihr selbst errichteten Luftschlosse verschanzt, das sie uns als eine Naturveste einreden wollte. Vergebens hat sie sich auf unzureichendem Grunde den von allen Seiten hereindringenden andersartigen Erkenntnissen entgegengestemmt. Die Zeiten, in denen man die Völker ganz für sich allein betrachten konnte, sind eben überhaupt — auch für das klassische Altertum — unwiderbringlich dahin. In Fragen dieser Art gebührt fortan das erste und letzte Wort der Geographie und der Völkerkunde: hätte man deren maßgebende Vertreter gehört, wären Verirrungen der genannten Art gar nicht denkbar gewesen[222]). Ja, schon allein Analogieschlüsse aus Geschichte und Gegenwart hätten auf den richtigen Weg führen müssen. Wie in für uns überschaubarer Zeit vom Mittelmeere her die Semitisierung Südeuropas erfolgt ist, wie zur Zeit um uns her die Verjudung

---

wandtschaft zwischen Thebanern und Phöniziern (V. 218, 245, 290). Plato (Menex. Cap. 17, p. 245. Vgl. Cap. 8, 14.) beansprucht allerdings für die Athener völlige hellenische Blutseinheit und -reinheit, nimmt aber für die übrigen Hellenen um so bestimmter orientalische Mischungen an.

[221]) Die Umbildung namentlich der ausländischen Gottesdienste und Sagenbildungen, deren Auflösung in den griechischen Volksgeist kennzeichnet treffend Preller, „Griechische Mythologie", Bd. I⁴, S. 8 ff. Zur Selbstbehauptung griechischen Wesens der Einströmung und Überströmung des Fremdblütigen gegenüber auch Erwin Rohde, „Psyche", S. 104 ff.

[222]) Man sehe etwa die so schlichten und einleuchtenden Darlegungen Kieperts (S. 239 ff.), wonach es für Griechenland ohne eindringliche Austauschverbindung des Blutes und der Kultur mit dem Orient gar nicht abgehen konnte, oder Ratzels („Völkerkunde", Bd. 3, S. 733, und „Berichte der Sächs. Ges. d. W.", Bd. 52, S. 80), der die Griechen „arisch, doch semitisch angehaucht" nennt und geradezu sagt: „Griechenland lag dem Osten immer zu nahe, daher wurde es zuzeiten selbst zu einem Stück Orient."

Gesamt-, insbesondere Mitteleuropas vor sich geht, so muß Ähnliches im Altertum von Kleinasien aus sich vollzogen haben. Dort hat in jedem Falle soviel des semitischen Blutes gemischt und ungemischt gekreist, daß es völlig undenkbar ist, daß namentlich die Küsten-, die Hafenstädte, von denen es dann nachweislich wieder nach den Inseln wie nach dem Festlande von Hellas abfloß, nicht reichlich damit hätten getränkt sein sollen.

Zum Überfluß sind nun aber auch im engeren Gebiete der Altertumswissenschaft die heftigen Fehden auf rein historisch-literarischem Wege für den unbefangen Urteilenden ganz unbedingt und in allen Teilen zugunsten der älteren Lehre entschieden worden. Vier Reihen von Beweisgründen stehen deren Verfechtern unumstößlich zur Verfügung.

Erstlich ist an der Hand der alten Quellen dargetan worden, daß namentlich mit den Phöniziern[223]) reichliche Verschmelzungen stattgefunden haben. Unbedingt sichergestellt ist dies für die Inseln. Auf Rhodos z. B. wurden nach der Eroberung durch die Dorier phönizische Geschlechter als gleichberechtigt in die neuen Gemeinden aufgenommen. Ähnliches geschah auf Kreta und in noch viel weiterem Umfange auf Kypros. Auf Thera dagegen scheinen die Phönizier in ein untergeordnetes Verhältnis zu den Eroberern getreten zu sein. Auch für Theben, ja für Athen sind phönizische Ansiedlungen wenigstens im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht. Insbesondere wird an letzterer Stelle der Gau Melite, wird das Geschlecht der Gephyräer, dem unter anderen Harmodios und Aristogeiton entstammten, für die Phönizier in Anspruch genommen[224]).

Zweitens ist ein reichliches Zuströmen phönizischer — wie auch anderer levantinischer — Elemente auch noch in das fest in griechischer Hand befindliche Hellas auf dem Wege allmählicher Einsickerung nachgewiesen. Thales von Milet und später Zeno, der Begründer der Stoa, waren phönizischer Abstammung, wobei wir uns gegenwärtig zu halten haben, daß all dergleichen typische Bedeutung hat, indem es dunkle Verhältnisse in einzelnen Beispielen blitzartig aufhellt. Die alten Handelsverbindungen des achäischen Zeitalters wurden in der historischen Zeit unvermindert aufrecht erhalten. Sidon und Tyrus hatten in Milet ihre festen Lager, wie die levantinischen, ja die deutschen Städte im Mittelalter ihre fondachi in Venedig. Import phönizischer Künstler und Handwerker in die Griechenwelt ist vielfach bezeugt, am stärksten für Athen, wo eine ganze Klasse der Metöken, die Töpfer, vorwiegend

[223]) Daß im folgenden von diesen besonders ausführlich die Rede ist, muß sich daraus erklären, daß sie allerdings bei der vorzeitlichen Besiedelung wie bei der späteren Einsickerung die Hauptrolle gespielt haben.

[224]) Die beste Zusammenfassung alles auf die phönizischen Ansiedlungen und Mischungen Bezüglichen findet sich in Dunckers „Geschichte des Altertums", Bd. II⁴, S. 34 ff., Bd. V, S. 42—55, 107, 233, 240, 455. Über Kypros insbesondere Ed. Meyer, Bd. II, S. 225, 228. Über Thera Movers, „Die Phönizier", Bd. II, 2, S. 267. Über Thasos, ebenda, S. 279.

semitischer Herkunft waren[225]). Endlich finden sich unter den in Attika entdeckten semitischen Grabinschriften über die Hälfte Phönizier[226]).

Die dritte Beweisreihe liefert uns die Sprache. In zwei Werken[227]) sind die Ergebnisse langjähriger Forschungen und Kontroversen der dieser Seite der Frage besonders nahe getretenen Gelehrten, Lagarde, Renan, Pott, Benfey, Olshausen und anderer, zusammengetragen. Schritt um Schritt wird gekämpft, eine Etymologie um die andere den Semitisten von den Indogermanisten streitig gemacht. Mögen aber immerhin im Gebiete der Mythologie gelegentlich Übergriffe erfolgt sein, in der Geographie bleibt, wenn auch nur ein Teil sicher wäre, eine geradezu bedenkliche Anzahl für die griechische Geschichte höchst bedeutsamer Namen, welche in die semitische Sphäre entfallen: Megara, Salamis, Sikyon, Mykale, Malea, Munichia, Melite, Marathon und viele andere sind an die Phönizier abzutreten. Wieder andere Ortschaften tragen semitisch-griechische Doppelbezeichnungen. Erstaunlicher noch ist das Ergebnis für die Dinge des praktischen Lebens, Wohnung, Kleidung, Kunst und Handwerk, Bergbau, Schiffahrt, in denen die Phönizier die Anreger und Lehrmeister der Griechen gewesen sind[228]). Selbst — und damit sind wir bei der vierten Beleggruppe angelangt — ins Gebiet der höheren Künste scheint dies hinüberzureichen, wiewohl es schwer halten dürfte, hier immer zu bestimmen, inwieweit die Phönizier etwa nur Mittelsleute zu den Chaldäern und Ägyptern hin gewesen sein mögen. Eine gemeinsame Beteiligung der Mittelländer und der Nordischen zum mindesten an der Kunstproduktion der älteren ägäischen Epoche wird aber, so viel ich sehe, einhellig von allen Kunsthistorikern angenommen und selbst eine Beeinflussung namentlich der griechischen Plastik der späteren klassischen Zeit von semitischer Seite nicht ausgeschlossen[229]).

Soviel von den Phöniziern[230]), die aber, wie hier zuletzt schon angedeutet, in der Frage der Semitisierung Griechenlands zwar in erster

---

225) E. Große, „Kunstwissenschaftliche Studien", S. 144—148.

226) Clerc, „les Météques Athéniens", Paris 1893, p 382.

227) Otto Keller, „Lateinische Volksetymologie und Verwandtes", Leipzig 1891. Heinrich Lewy, „Die semitischen Fremdwörter im Griechischen", Berlin 1895.

228) Von dem Kellerschen Buch entfällt hierher vornehmlich der Abschnitt S. 225—262: „Phönizisches Lehngut im Griechischen und Lateinischen". Das Lewysche gehört ganz hierher. Vgl. übrigens auch Hehn, „Kulturpflanzen und Haustiere", S. 60 ff., 65, 69, 545.

229) Große, a. a. O., S. 148.

230) Zur Literatur des Kampfes um die Phönizier: Eröffnet wurde derselbe durch das große Werk von Movers („Die Phönizier"), welcher diesem Volke in der griechischen Welt den denkbar weitesten Raum anwies oder, nach einem Witzworte Alfred von Gutschmids, „förmliche phönizische Reunionskammern errichtete". Ihm folgten vor allem Müllenhoff in seiner „Deutschen Altertumskunde", Bd. I, S. 1—210 und andere. (Vgl. Gutschmids „Kleine Schriften", Bd. II, Leipzig 1890, S. 80 und Bd. IV, S. 126 ff.) Die puristische Reaktion fand ihren Hauptwortführer in Wilamowitz („Aus Kydathen", S. 125 ff., 129 ff., 134—160 ff. „Euripides' Herakles", Bd. I²,

Reihe, keineswegs aber allein in Betracht kommen. Betreffs ihrer sehen wir nur in der Hauptsache klar, was sich von den übrigen semitischen Völkern nicht in gleicher Weise sagen läßt. Durch die Ausgrabungen, welche seit einigen Jahrzehnten das wissenschaftliche Interesse ganz überwiegend in Anspruch nehmen, sind diese — insbesondere Chaldäer und Ägypter — und die durch sie vertretenen Kulturströmungen allerdings stark in den Vordergrund gerückt worden. Aber bei aller Großartigkeit und Reichhaltigkeit der archäologischen Funde werden wir doch anthropologisch und historisch nach dieser Seite nie viel weiter kommen, weil alles zu weit zurück- bzw. abliegt, solide literarische Quellen uns nicht zu Gebote stehen. Der Anklang des böotischen an das ägyptische Theben mag uns als Symbol dafür dienen, wie tief hier alles in kaum durch Ahnungen erhelltem Dunkel liegt. Und Kleinasien? Es wäre ja geradezu ein Wunder, wenn die dort herrschende ethnische Verworrenheit nicht auch auf Griechenland die entsprechende Rückwirkung übte. Nur ganz im allgemeinen können wir daher sagen, daß, wie jene Landschaften in der historischen Zeit der Griechen zusehends immer stärker semitisiert worden sind, so auch die semitische Infiltration in gleichem Maße in der Hellenenwelt zugenommen haben muß, gleichviel ob sie durch Vollblut oder durch Halbblut erfolgte. Wenn wir also hören, daß nicht nur in den Scharen der Sklaven skythisches, getisches, lydisches, phrygisches, paphlagonisches, karisches, syrisches — in Sizilien und Großgriechenland sogar negerisches — Fremdblut einströmte, daß es um die Herkunft vieler Metöken, die zum Teil von jenen — als Freigelassenen — abstammten,

S. XIII, S. 4), dem etwas weniger scharf Eduard Meyer (I, 231 ff., 234, II, 142 ff., 161 ff., 248) sekundierte. Im gleichen Sinne einer Einschränkung des phönizischen Einflusses haben sich dann noch Holm, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 88 ff., 114—125, Busolt, „Griechische Geschichte", Bd. I², S. 265, II², S. 75, Pietschmann, „Geschichte der Phönizier", S. 279 ff., 283 ff. und Ernst Maaß („Griechen und Semiten auf dem Isthmos von Korinth", Berlin 1903) ausgesprochen. Auch Beloch nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein. Auf der anderen Seite ist Curtius' „Griechische Geschichte" ganz auf der Voraussetzung stärkster semitischer Durchtränkung aufgebaut, und Curtius hat dann auch das Thema nochmals aufgenommen in seinen „Gesammelten Abhandlungen", Bd. I, S. 276 ff., Bd. II, S. VII ff., 540 ff. Ganz im gleichen Sinne W. Helbig, „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert", Leipzig 1884, S. 15 ff., 45 ff., 50. J. Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte", Bd. I, S. 61 ff., 151 u. ö. Arbois de Jubainville, T. II, und vor allem Wachsmuth, „Geschichte der Stadt Athen im Altertum", Bd. I, S. 404 ff., 410, 414 ff., 429 ff., 439 ff., 442 ff., 462. Das eigentliche Arsenal der Phönizisten aber ist das große zweibändige Prachtwerk von Victor Bérard, „Les Phéniciens et l'Odyssée", Paris 1902, das für alles im Texte Gesagte erschöpfende Belege bringt, und nach welchem man sich in der Tat das Hineinragen der Phönizier in die Vor- und älteste Geschichte der Hellenen — namentlich in ihre Seewelt — gar nicht intensiv genug vorstellen kann. Selbst der Satz Bérards, daß die Odyssee zwar von einem Griechen gedichtet sei, aber einen Phönizier zum Helden habe, klingt paradoxer als er ist, indem wir nur an Stelle des Phöniziers den Semitengriechen zu setzen brauchen, als dessen Personifikation, ganz im Sinne des griechischen Volksgeistes, schon Gobineau Odysseus dem Ajas, als dem Ariergriechen, gegenübergestellt hatte.

nicht wesentlich anders stand, so werden wir, auch ohne uns um das einzelne viel den Kopf zu zerbrechen, wissen, was das bedeutet. Zum Überfluß belehren uns die Grabschriften, daß im Attika der späteren Zeit Araber, Armenier, Assyrer, Karthager und Syrer — von den Phöniziern gar nicht zu reden — ihre Ruhestätten fanden[231]). Auch die Juden dürfen wir hier wieder nicht ganz übergehen[232]).

Suchen wir nun noch einen geschichtlichen Überblick über die semitischen Einwirkungen auf die Griechenwelt zu gewinnen.

Daß von den pelasgischen Ureinwohnern her ein Fremdelement dort bestanden und latent, wenn man will passiv, bis in späte Jahrhunderte weitergewirkt hat, ist ebensowenig zu bezweifeln, wie, daß im Frühalter des Griechentums, in der älterägäischen Epoche, weitreichende und ausgedehnte aktive Beeinflussungen — auch in Gestalt von Mischungen — vom Auslande her zu jenen einheimischen hinzugetreten sind. Ganz besonders gilt dies für die Phönizier. Es kann gar keine Rede davon sein, daß, wie die Puristen vorschnell triumphierten, „den Rothäuten überhaupt die Türe zu weisen sei". Vielmehr ist anzuerkennen, daß ein gut Teil phönizischen Blutes und Geistes in den jugendlichen Volkskörper der Griechen eingedrungen ist[233]). Neben manchem Wertvollen und Heilsamen, das dies gebracht, dürfen wir aber bestimmt auch die schädigenden Einwirkungen voraussetzen, die von der semitischen Welt noch immer und überall auf die arische ausgegangen sind, so daß mit der höheren Kultivierung auch eine gewisse Verweichlichung Hand in Hand ging, „bis zuletzt die angeblichen Helden (der achäischen Periode) von wirklich kräftigen Menschen, den Doriern, besiegt und unterworfen wurden"[234]). In der dorischen Periode trat dann unzweifelhaft eine scharfe antisemitische Reaktion ein. Der jetzt herrschende Volksbestandteil wurde sich seines Ariertums kräftig bewußt, was sich nicht nur in negativer Weise, in einem starken Widerwillen gegen das ausländische Wesen, insbesondere in einer tiefgewurzelten Abneigung gegen alles Semitische verrät[235]); vielmehr ist damals das erfolgt, was viel mehr sagen will: „Das Hel-

[231]) Clerc, a. a. O.

[232]) Schon nach der Zerstörung ihrer Hauptstädte Samaria und Jerusalem hatten sich viele die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres zum Aufenthalt gewählt. Ewald, Bd. IV³, S. 6 ff. Später sind sie dann wohl noch reichlicher in die Hellenenwelt eingedrungen. Vgl. Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. 5, S. 490.

[233]) J. Töpffer macht in seiner „Attischen Genealogie", S. 300, darauf aufmerksam, daß das attische Geschlecht der Φοίνικες, das in Phaleron lebte und im Besitze des Poseidonkultes war, höchstwahrscheinlich auf die Phönizier zurückgehe. Sicher war dies der Fall in dem entsprechenden Priestergeschlecht zu Jalysos auf Rhodos.

[234]) Holm, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 29.

[235]) Curtius findet Spuren einer solchen in Zügen der Palamedessage, ja er erklärt Palamedes überhaupt für eine Personifikation der ganzen Kultur, welche die Griechen von den Phöniziern übernommen hatten und fand dafür einen Bundesgenossen in Otto Jahn. („Gesammelte Abhandlungen", Bd. I, S. 157, Bd. II, S. VIII.)

lenentum ist durch Aneignung und Überwindung des Fremden erwachsen, und seine Entwicklung gelangt in der Sonderung der Stämme und in ihrer Ausbreitung über den Archipelagus nach Asien zu einem Abschluß[236].“ Immer unter der Voraussetzung einer früheren starken semitischen Beeinflussung und Lehrmeisterschaft, die sich sicher in der Begründung des wirtschaftlichen Lebens der Hellenen nicht erschöpfte, wird man dann für die Charakteristik dieser Periode auch Wilamowitz freudig beistimmen, wenn er sagt: „Die seit Jahrhunderten faulenden Völker und Staaten der Semiten und Ägypter stürzten alle mit fürchterlicher Schnelligkeit vor der Jugendkraft eines edlen indogermanischen Stammes zu Boden, der von seinen Bergen herabkam, arm und bedürfnislos, um in wenig Jahren der Herr einer Welt voll Schätze und voll Genüsse zu werden[237].“ Aber diese Jugendkraft hielt nicht vor, so wenig wie die Armut und die Bedürfnislosigkeit. Die semitischen Einflüsse aber kehrten wieder, und immer weniger vermochten die hellenischen Stämme — am wenigsten der ionische — ihnen zu widerstehen. Diesmal nahten auch nicht wieder verjüngende Nordländer in genügender Fülle. Das nordische Blut ging zurück, das arische Erbe an Rom, von diesem später an die Germanen über. Wie wenig von arischem Geist in der hellenischen Gesellschaft zuletzt noch vorhanden war, dafür zeugt wohl nichts deutlicher, als daß während der Kämpfe zwischen Rom und Karthago die griechischen Sympathien auf seiten der Karthager standen[238]. Ein untrügliches Kennzeichen des tiefen Wandels haben wir ferner darin zu erkennen, daß das Leben der Frauen, die ja immer den besten Wertmesser in sozialen und sittlichen Dingen abgeben, namentlich das der Athenerinnen, nach und nach völlig orientalisiert war, derart orientalisiert, daß ihnen das Echthellenische geradezu als fremdartig erschien, insbesondere — von der Tracht zu geschweigen — ihre Auffassung von Ehe und häuslichem Leben sich völlig ins Gegenteil verkehrt hatte[239]. Und selbst von dem Höchsten, was Hellenengeist geschaffen, von der griechischen Kunst, konnte schließlich gesagt werden, daß „in des Orients Umarmung erstickt sei, was von Athen aus siegesfrohen Herzens erobernd in die Welt getreten war“[240].

Die Griechen haben ihr Volkstum an die Semiten verloren, wie es zuvor die Perser getan hatten, und wie wir das unsrige an die Juden verloren haben oder zu verlieren im Begriffe sind.

Es bedarf keines Wortes darüber, daß sich dieser Prozeß nicht auf einmal und nicht überall gleich abgespielt, ja daß er sich manchenorts viel-

---

[236] Müllenhoff, a. a. O., Bd. I, S. 67 ff.

[237] „Homerische Untersuchungen“, S. 215 ff.

[238] Stahr zu Aristoteles' Politik, IV, 5.

[239] Otfried Müller, „Die Dorier“, Bd. II, S. 258 ff., 279, 282, vgl. auch Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste“, Bd. II², S. 119.

[240] J. Strzygowski in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 1902, Nr. 40.

leicht überhaupt nicht bis zu Ende abgespielt hat. Wer Rassenleben kennt, wird nicht daran zweifeln, daß Reste und Nachklänge echt griechischer Art sich bis auf den heutigen Tag in verborgene Winkel der Hellenenwelt gerettet haben. Aber die Hauptvertreter derselben, die großen Zentren, erlagen eben doch dem fremden Ansturm. Zwar die konservative dorische Vormacht suchte durch periodische Fremdenausweisungen (ξενηλασίαι) den unerwünschten Zufluß von außen nach Kräften einzuschränken, erfuhr aber dafür durch die inneren Umgestaltungen — indem mehr und mehr Periöken, ja Heloten an die Stelle der alten Spartanergeschlechter traten — einen derartigen Wandel der Bevölkerung, daß kaum mehr als der Name Sparta und ein Schatten der Lykurgischen Zucht mehr übrig war, als ihr Sellasia den Rest gab. Und nun aber Athen! Hier sehen wir die oben geschilderten Dinge in greifbarer Deutlichkeit, sozusagen vor unseren Augen, vor sich gehen.

Attika war ursprünglich vorwiegend von Landbauern bewohnt; aber schon zur Zeit des Peisistratos machte sich das Gegenelement unsteter und beweglicher Gewerbs- und Seeleute stark bemerkbar, das dann seit den Perserkriegen immer mehr überhandnahm. In den zahlreichen Kriegen waren von den alten Geschlechtern viele erloschen, andere heruntergekommen. Der Schwerpunkt ging vom Lande mehr und mehr in das Stadtleben über. Athen wurde immer entschiedener eine Handelsstadt, was mit dem steigenden Fremdenverkehr auch die Niederlassung zahlreicher auswärtiger Geschäftsleute als Schutzbürger zur Folge hatte. Zwar wurde die Liberalität, die man in den ersten Jahrzehnten nach den Perserkriegen in der Erteilung des Bürgerrechtes hatte walten lassen, um die Mitte des 5. Jahrhunderts durch Perikles wieder etwas eingeschränkt, aber namentlich seit dem Peloponnesischen Kriege sah man sich in immer zunehmendem Maße genötigt, die Einwohnerschaft durch die Aufnahme Fremder und freigelassener Sklaven zu ergänzen. Wie stark das ausländische Element im Verhältnis zum einheimischen anschwoll, wird man sich klar machen können, wenn man erfährt, daß der Piräus neben Karthago der Haupthafen der gesamten damaligen Kulturwelt wurde, und daß infolgedessen Fremde aus aller Herren Ländern in Scharen nach Athen übersiedelten. Mit der Einbürgerung, wie sie die Zeitverhältnisse öfter herbeiführten, gewannen sich viele von diesen Schutzbefohlenen, ähnlich wie bei uns die Juden, geradezu eine Vorzugsstellung. Immer weniger konnte das einheimische Element mit ihnen Schritt halten. In den Jahrzehnten vor dem Peloponnesischen Krieg hatte Athen seine Bürgerschaft durch Entsendung eines beträchtlichen Teiles derselben in die Kolonien stark geschwächt, während dieses Krieges raubte dann erst die Pest, später namentlich die sizilische Expedition wiederum Tausende um Tausende. So starb das mannhafte Geschlecht der alten Athener dahin, die „παντοδαποὶ βάρβαροι" Xenophons traten an ihre Stelle. Sogar die Stadtwache, gewissermaßen die Leibgarde des athenischen Volkes, setzte sich aus solchen zusammen. Schutzmaßregeln wie

der auf Antrag des Demophilos 346 gefaßte Beschluß, in allen Demen eine Prüfung der Bürgerrollen vorzunehmen und die Eindringlinge, die sich unberechtigterweise für Athener ausgegeben hatten, auszuschließen, hatten am Ende auch keinen Erfolg, wie sich grell genug schon nach kaum einem Jahrzehnt (nach Chäronea) in dem von Hyperides herbeigeführten Volksbeschlusse zeigen sollte, wonach Sklaven aus den Silbergruben und vom Lande, die zum Waffendienste tauglich und bereit wären, für frei erklärt, mitkämpfende Schutzverwandte zu Bürgern erhoben, ja, selbst die für ehrlos Erklärten, die Ausgestoßenen und Verbannten, wenn sie sich zum Kampfe stellten, in das volle Bürgerrecht eingesetzt wurden. Mit diesem Akte der Verzweiflung hatte das alte Athen abgedankt, und es hat in dem uns hier beschäftigenden Sinne keinerlei Bedeutung mehr, wie es fortan in dem neuen ausgesehen haben mag. Schon längst dürfte übrigens für diese Stadt — und gar für das Piräus-Viertel — das nicht mehr gegolten haben, was von den Griechen insgesamt hat gesagt werden können, daß auch durch die sehr zahlreichen fremden Elemente, die sie seit ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel in sich aufgenommen, der arische (heute würden wir sagen: nordische) Charakter in der äußeren Erscheinung des Volkes nicht habe verwischt werden können[241]).

Um uns von diesem nordischen Typus, der nicht nur für das homerische, der auch für das klassische Zeitalter der Hellenen feststeht[242]), von diesen stattlichen Gestalten mit den scharfgeschnittenen Profilen, den großen, tiefliegenden Augen, dem lichten Lockenhaar ein Bild zu machen, tun wir gut, uns vor allem an die Dichter zu halten. Lapouge hat die Hauptstellen gesammelt[243]). Da figurieren vor allem Homer, später Pindar und Bacchylides, aber auch noch Theokrit (aus der Ptolemäerzeit), die alle übereinstimmend nicht nur die Götter und

[241]) Zum Blutswandel Athens führe ich nur die wichtigsten Werke an (alle Lehrbücher der griechischen Altertümer und Geschichte enthalten weiteres): Zumpt, „Über den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Altertum“ (Abhandlungen der Berliner Akademie d. Wiss. 1840), S. 6 ff. Böckh, „Die Staatshaushaltung der Athener“, Bd. I², Berlin 1851, S. 47—58, 292, 781 ff. Arnold Schäfer, „Demosthenes und seine Zeit“, Leipzig 1856 bis 1858, Bd. I, S. 4 ff., Bd. II, S. 289 ff., Bd. III, S. 8; Eduard Meyer, „Geschichte des Altertums“, Bd. 3, S. 538, 547, Bd. 4, S. 11, 55, Bd. 5, S. 221, 289 ff. Beloch, „Griechische Geschichte“, Bd. I, S. 399 ff. und desselben, „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt“, S. 71 ff. Endlich, und vor allem, Wachsmuth, „Geschichte der Stadt Athen im Altertum“, Bd. II, S. 150 ff., 165 ff., der namentlich auch über die bunte Bevölkerung, die im Piräus zusammenfloß, Aufschluß gibt. Die Grabinschriften der Ausländer sind jetzt im zweiten Band des Corpus inscriptionum Atticarum gesammelt.

[242]) Ripleys (p. 407/8) Ansicht, daß die Hellenen auch der klassischen Zeit Mittelländer gewesen seien, kann heute nicht mehr ernstlich erörtert werden, vielmehr leidet es keinen Zweifel, daß die Merkmale, die ihn dazu gebracht haben, Verdunkelung des Haares, Verkürzung des Schädels usw. erst Folgen der Mischungen sind.

[243]) „L'Aryen“, p. 323—327.

Göttinnen, sondern auch die Helden und Heldinnen als blond oder goldhaarig bezeichnen. Daraus ließe sich nun wohl an sich immer noch der Schluß ziehen, daß blondes Haar und blaue Augen damals ungewöhnliche und daher besonders bemerkte Erscheinungen gewesen seien[244]). Weniger aber geht das schon an, wenn wir hören, daß Pindar[245]) die Danaer insgesamt und Bacchylides die lakonischen Mädchen insgesamt blond nennt. Daraus ist doch zu ersehen, daß der aristokratische, der führende Teil des Volkes, der — zumal in der dorischen Welt — in der älteren Zeit noch stark überwog, unzweifelhaft dem nordischen Typus angehört haben muß. Und in diesem Eindruck bestärken uns die Bildwerke. Was immer uns aus den Denkmälern, Reliefs, Statuen, Grabsäulen usw. entgegentritt, trägt zum unverhältnismäßig überwiegenden Teile die vorbezeichneten Züge. Man kann — etwa in Viscontis „Iconographie grecque", in Conzes „Attischen Grabreliefs" oder in Kunstgeschichten und ihren Atlanten, Baumeister, Sittl, Wörmann und anderen, Hunderte und aber Hunderte griechischer Bilder durchblättern, ohne am Durchschnitt auf etwas anderes zu treffen, als auf jenes mit Recht sprichwörtlich gewordene Gegenteil des semitischen Typus. Aber Ausnahmen sind doch freilich auch nicht ganz selten, wie namentlich die Porträtbüsten lehren. Unter diesen finden sich manche wenig nordische Gesichter, „denen wir noch jetzt selbst in deutschen Städten oft genug begegnen[246]), ja, auch bei aller Zurückhaltung im Urteil[247]) wird man einige als unbedingt semitisch ansprechen müssen. In ganz anderem Maße noch wäre dies der Fall, wenn wir den Vasenbildern trauen dürften. Aber diese fallen als Kunstgebiet, von dem etwa Beweise hergeholt werden könnten, völlig weg. Die flüchtige, unvollkommene künstlerische Ausführung entspricht dem untergeordneten Rang ihrer Urheber, die zudem vielfach nicht vom besten hellenischen oder gar von nichthellenischem Blute waren und dies wohl unwillkürlich auch in ihre Erzeugnisse mit übertrugen. Nur so viel kann gesagt werden, daß die Zeit, in der eben diese Erzeugnisse wucherten, in keinem Falle mehr eine stark oder gar vorwiegend arische gewesen sein kann. Der hohe Geist, der das arische Hellas in seiner Dichtung und Kunst einst beseelt, war in

---

244) Wie es z. B. Virchow tut, „Die Urbevölkerung Europas", S. 33.

245) In der neunten nemeischen Ode. Die Stelle fehlt bei Lapouge.

246) So Klemm, Bd. 4, S. 59, der dafür — aus Visconti — Äsop, Bias, sogar Platon, Menander und andere anführt. Grell unhellenisch war bekanntlich das Äußere des Sokrates.

247) Daß solche den griechischen Bildnissen gegenüber im allgemeinen sehr geboten sei, da gar zu leicht Subjektives bei den Eindrücken mit unterlaufe, hat mir — namentlich auch auf Grund seiner Erfahrungen im heutigen Orient, wonach dort Übergänge fast die Regel, eine strenge Scheidung zwischen Semiten und Indogermanen skulpturell wie anthropologisch daher fast unmöglich sei — einst Otto Puchstein nachdrücklich versichert. Um uns von der hier angedeuteten Schwierigkeit eine Vorstellung zu machen, brauchen wir uns nur etwa die heutige deutsche Welt bildlich wiedergegeben zu denken.

diesem jüngeren, wenn nicht ganz gewichen, zum mindesten nicht mehr in der Vorhand[248]).

In jenem arischen Hellas aber haben wir in der Tat, wie ich an anderer Stelle mich ausgedrückt habe[249]), die imposanteste Manifestation des Rassengeistes vor und neben dem Germanentum zu erkennen, was sich unschwer im einzelnen belegen läßt.

Am kürzesten darf ich dabei wohl jene berühmte eigentliche Rassenzucht (und Rassenhygiene) der griechischen Staaten abtun, weil sie in ihren Grundzügen fast vom Schulunterricht her als bekannt vorauszusetzen ist. Als das durchschlagend Charakteristische derselben ist von je das Zurücktreten der Anliegen des Individuums vor denen des Staates, die sich aber hier völlig mit denen der Rasse decken, erkannt worden. Das Ich gilt dem Hellenen nichts, die Allgemeinheit — sagen wir ruhig: die Idee — alles. So ist denn auf diese Weise ein generatives Bewußtsein, ein Verantwortungsgefühl gegenüber den vergangenen wie den kommenden Geschlechtern herangezogen worden, das um so wirksamer sich erweisen sollte, je weniger es von dem Einzelnen als ein Opfer empfunden wurde oder gar Auflehnung erfuhr. Gewiß hat die einseitig schroffe Hingebung an den Staat, die unbedingte Unterordnung unter die von ihm vertretenen rassischen Ziele zu Herbheiten und Härten geführt, die unser Gefühl verletzen. Aber nachdem wir selbst allzusehr ins entgegengesetzte Extrem verfallen waren, ist es doch an der Zeit, das von den Griechen gegebene Vorbild mit den sich von selbst ergebenden Einschränkungen als Ideal wieder aufzugreifen.

Logischerweise wandte man gleich den Fundamenten die größte Sorgfalt zu. Der hohe Instinkt, der über dem Gesamtleben der hellenischen Rasse gewaltet hat, zeigt sich nirgends deutlicher als in der allumfassenden Fürsorge, mit der man den unversehrten Bestand der Familie, als der Zelle des sozialen Organismus, als des Keimes der Rasse, zu sichern suchte. Als das schlimmste der Übel erschien dem Griechen — überhaupt dem Arier alter Zeit — die Verwaisung des Hauses, das Erlöschen der Familie mit allen ihren ideellen Spiegelungen, vor allem also ihren sacra. An deren Erhaltung, an den sicheren Fortbestand des Geschlechtes mußte daher alles gesetzt werden. Daraus erklären sich Bestimmungen wie die der Berechtigung, ja Verpflichtung nächster Blutsverwandter, nach dem Tode eines Hausherrn ohne Söhne die hinterlassene Tochter zu heiraten bzw. auszusteuern, welche — gemeingriechisch — zu einer

[248]) Auch Kossinna („Der nordische Körpertypus der alten Griechen und Römer“ im „Deutschen Volkswart“, Jahrg. 1, Heft 7, 1914) stützt sich zur Widerlegung der Ansicht, daß die Griechen (d. h. der Hauptstamm der Griechen) in der klassischen Zeit Mittelländer gewesen sein könnten, vornehmlich auf die Bildwerke, unter denen er mit Recht namentlich auch die tanagräischen Terrakotten und verwandte Schöpfungen hervorhebt. Ganz neuerdings behandelt diese Frage aufs eingehendste und mit reichlichen Bilderbelegen Günther in seiner „Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes“.

[249]) „Gobineaus Rassenwerk“, S. 359 ff.

der heiligsten Familieninstitutionen sich auswuchs, und die verwandte, wonach einer verheirateten Erbtochter im Falle der Zeugungsunfähigkeit ihres Mannes ein anderer aus der Anchistie (engeren Familie) zur Zeugung eines Kindes zugesellt werden konnte[250]). So der athenische Brauch, der im letztgenannten Falle in Sparta noch eine Erweiterung erfuhr, wie denn dort überhaupt die Übertragung der ehelichen Pflichten z. B. von Älteren an Jüngere etwas ganz Gewöhnliches war. Wir wissen ja, daß alle eugenischen und rassenhygienischen Vorschriften in Sparta ihre schärfste Zuspitzung, aber auch ihre wirksamste Anwendung gefunden haben. Die Verbote des Ledigbleibens oder Zuspätheiratens, die Strafandrohungen für Verbindungen mit Frauen, die als minderwertig galten, die Auflösung kinderloser Ehen, die auf die Entscheidung der Stammesältesten erfolgende Aussetzung schwächlicher oder mißgestalteter Kinder in den Schluchten des Taygetos — dies alles und anderes diente dem einen Zweck, ein Geschlecht heranzubilden und auf der Höhe zu halten, das es ja dann in der Tat fertiggebracht hat, in der kleinen Anzahl von einigen Tausenden Jahrhunderte lang 120 000 achäische Periöken und 200 000 Heloten der Urbevölkerung als stolze, harte Herren im Schach zu halten und als willenlose Werkzeuge in der von ihnen betriebenen tonangebenden hellenischen Politik zu verwenden. Die Auswüchse eines solchen Systems mögen den einen oder anderen schrecken, im allgemeinen aber spiegelt sich sein Wert genugsam in den Beurteilungen wie in den Nacheiferungen, die ihm aus nächster Nähe wie aus weiterem Abstand bis in entlegene Fernen geworden sind. Unter den nichtdorischen Mithellenen fand dorische Zucht ihre eifrigsten Bewunderer: es braucht hier nur der Name Xenophons genannt zu werden, aber auch Plato hat sich in wesentlichen Teilen des von ihm ersonnenen idealen Staatsgebildes an das angeschlossen, was in Sparta schon Wirklichkeit geworden war. Und nicht minder ist in der römischen Welt aus dieser dann vieles wahlverwandt widergeklungen[251]).

Die grenzenlose Einseitigkeit des spartanischen Ideales springt in die Augen. Durch nichts kennzeichnet sie sich besser als durch die rücksichtslose Festhaltung des Inzuchtprinzips (Verbot der Ehe mit Ausländerinnen für alle Spartiaten) selbst noch in Zeiten, da der altspartanische Geist schon völlig erstarrt war, und nur eine Auffrischung von draußen dem alternden Volkskörper noch neues Leben hätte bringen können. Schwung des Geistes wurde hier überhaupt nicht angestrebt, das Genie eher ausgeschlossen, um dafür das Talent, auf Herrschaft und kriegerische Taten konzentriert, desto höher zu züchten. Wenn man so will, war es ein

---

250) B. W. Leist, „Gräko-italische Rechtsgeschichte", Jena 1884, S. 46 ff.

251) Diese Wahlverwandtschaft veranlaßte Wilamowitz zu der treffenden Bemerkung, wenn überhaupt von einer gräko-italischen Einheitsperiode die Rede sein könne, könne dies nur eine dorisch-italische gewesen sein. Die gräko-italische Einheit spielt übrigens heute längst nicht mehr die Rolle wie vor zwei Menschenaltern.

Phantom, dem man in Sparta nachjagte, das Phantom der Macht. Aber niemand wird bestreiten können, daß alle die Züge, welche die Spartaner in der Jagd nach diesem Phantom entfaltet haben, die Hochhaltung der Tradition als der heiligen Kette, die sich durch ihr gesamtes Dasein als Volk schlang, der Sinn für Ehrfurcht, der Instinkt für Zucht, der schwere Ernst und der heroische Grundton ihrer Gottesverehrung, ihrem Gesamtwesen und -tun einen Charakter von Großartigkeit, ja von Erhabenheit verleihen. Und wenn diese hochgesinnten, mannhaft besonnenen Heldengestalten uns Verwöhnten nach der geistigen Seite arm und öde erscheinen wollen, so mögen wir uns daran erinnern, daß sie dafür nach der ethischen etwas vollbracht haben, was keinem anderen Volke je in gleicher Weise geglückt ist: den Fluch des Goldes zu bannen und sich den Geist des Mammons schier bis an ihr Ende fernzuhalten. Das war nur möglich, wenn ihnen, wie es tatsächlich der Fall war, Edles, und im letzten Grunde auch Tiefsittliches, als oberster Leitstern unverrückbar vorschwebte, wie es eben die Erhaltung artechten Spartanertums bedeutete[252]). Das so urlakonische Vermächtnis des Leonidas an seine Gattin: „Heiratet Edle und gebärt Edles!" enthält so einen wahren Kanon aristokratisch-heroischer Rassenzucht[253]).

Wir haben hier die Spartaner verdientermaßen an die Spitze gestellt, weil sie die rassenhaften Eigenschaften der Griechen in ihrer Gipfelung und in Reinzucht darbieten. Aber in der Hauptsache waren diese doch allen griechischen Stämmen gemeinsam. In der Veranlagung zur Genealogie, dieser eigentlichsten Grundlage rassischen Sinnes, gab kaum einer dem anderen etwas nach. Ganz besonders haben wir dies auch für Athen festzustellen: Dem instinktiven genealogischen Sinne, der dort waltete und sich auch schriftstellerisch ausprägte, haben wir es zu verdanken, daß uns so viele Bemerkungen erhalten sind, welche über die Blutmischungsverhältnisse des attischen Volkes und seiner führenden Familien Licht verbreiten. Aber auch in der gesamten übrigen Literatur der Griechen tritt deren Hang zur Genealogie auf Schritt und Tritt

[252]) Selbst eine auf den ersten Blick so anfechtbare Sitte wie das „Verleihen der Frauen", die übrigens, und unter den gleichen Gesichtspunkten, in Rom Nachahmung fand (Montesquieu, „Esprit des lois", livre 26, chap. 18), gewinnt ein anderes Ansehen, wenn man bedenkt, daß hier die Heiligkeit des Ehebundes nur zeitweilig dem nach der Ansicht des Stammes höheren Zwecke der Erhaltung der Familie aufgeopfert wurde. Das verkannte Euripides, wenn er („Andromache", Vers 572—78) den spartanischen Frauen ganz allgemein Unkeuschheit nachsagte.

[253]) Ich würde kein Ende finden, wenn ich über die Literatur des Doriertums ausführlichere Nachweise geben wollte. Ich begnüge mich daher, außer auf Otfried Müllers im Grunde nie veraltendes Werk „Die Dorier" auf zwei neuere Darstellungen zu verweisen, welche als besonders eigenartig bezeichnet werden dürfen: die knapp zusammenfassende, ästhetisch wohlgeglückte Taines („Philosophie de l'art", T. II, p. 183 ss.) und die mehr biologisch eingestellte Reibmayrs („Zur Entwicklungsgeschichte des spartanischen Nationalcharakters" (Polit.-Anthrop. Revue, Jahrg. 9, Heft 5).

zutage[254]). Das erklärt sich nur aus einem ganz unverhältnismäßig großen Interesse für diese Dinge, das im Leben vorhanden war und von da in die Literatur übergegangen ist. Ein sprechendes Zeugnis dafür sind die ausführlichen Stammbäume, welche Euripides in seinen Prologen seinem Publikum vorführen konnte. Sie riefen zwar den Spott des Aristophanes hervor, haben sich aber doch behauptet, der beste Beweis, wie sehr ihre Abkunft den Athenern selbst noch in einer Zeit am Herzen lag, da doch das Volk von Athen schon „vielleicht zur Hälfte aus ehemaligen Ausländern, Bastarden von fremden Müttern und freigelassenen Sklaven bestand[255])“. Die Griechen der guten Zeit vollends, insbesondere ihr aristokratischster Stamm, die Dorier, hielten es noch ganz anders genau mit dem Blute, zumal an ihre führenden Männer stellten sie in dieser Beziehung die höchsten Anforderungen[256]), und Nachklänge dieser Gesinnung finden wir bis in die spätesten Zeiten des Griechentums. Noch im Hadrianischen Griechenland wird gut hellenische Abstammung betont[257]).

Diesen Zug werden wir freilich in seiner ganzen Bedeutsamkeit, in seiner Wurzeltiefe gleichsam, erst verstehen, wenn wir ihn in seinem Zusammenhange mit dem religiösen Leben der Griechen, im Lichte der von dort her über ihn ausgegossenen Weihe betrachten. Dem Griechen war sein Stammbaum nur darum so über alles teuer, weil er durch ihn, den er sich lückenlos bis zum Begründer des Stammes rücklaufend dachte, seine Vereinigung mit diesem — einem Heroen oder Gotte — vollzogen wähnte[258]). Gewiß ist diese Vorstellung ursprünglich ein Privileg des Adels, der ja bei den edleren Völkern in ihrer Kindheit immer auf Götterblut beruht[259]). Und so war es ganz natürlich, daß z. B.

---

[254]) Die griechischen Literaturgeschichten geben hierüber im einzelnen Aufschluß. Über Hesiod sehe man Otfried Müller „Geschichte der griechischen Literatur“, Bd. I, S. 150, 154, 161 ff. Die Epiker, S. 167 ff. Pindar, S. 373, 378 ff. Simonides d. J. führte sogar wegen seines Werkes περὶ γενεαλογιῶν den Beinamen „Der Genealoge“ (ebenda, S. 349). Über die Logographen (von Thukydides herstammende Bezeichnung der älteren Geschichtsschreiber der Griechen) Hekatäos, Pherekydes, Hellanikos und andere, S. 437—443. Auch Christ, „Geschichte der griechischen Literatur“, S. 322 ff. Über die genealogischen Epen, ebenda, S. 103. Sie enhielten Genealogien herrschender Geschlechter, aber auch Stammbäume ganzer Stämme, die als verwandt angenommen wurden.

[255]) Wieland in seiner Abhandlung über die Verfassung von Athen (Werke, Hempelsche Ausgabe), Bd. 33, S. 46.

[256]) Bei Älian XII, 43 findet sich eine ganze Liste berühmter Hellenen, deren Blut zu wünschen ließ oder zweifelhaft war. In Sparta war aus der Mischung von Herrschern und Beherrschten mit der Zeit eine ganze eigene Klasse, die der μόθακες erwachsen, der allerdings bezeichnenderweise so hervorragende Spartaner wie Lysander, Gylippos, ja wahrscheinlich sogar Brasidas, angehörten.

[257]) Mommsen, „Römische Geschichte“, Bd. 5, S. 245.

[258]) Grote, „Geschichte Griechenlands“, deutsche Ausgabe, Bd. I, S. 63 ff.

[259]) Die Edelinge sind θεῶν παῖδες (Eur. Med. 825), ἴκταρ Διός (Äsch. Eum. 977), διογενεῖς. Ganz besonders gilt das natürlich von den großen Helden. So führt Herodot den Stammbaum des Leonidas in seiner ganzen Ahnenreihe bis

die Heldengeschlechter, die Pindar besang, sich mit ihren Ahnherren, den Heroen, und diese mit den Göttern, ihren Vätern identifizierten. Aber aus den Zeiten, da der Staat noch nur aus solchen, aus Patriziern bestand, und alle Legitimation der Zugehörigkeit zu ihm lediglich durch das Blut erfolgte, ist dann doch diese Adelsgesinnung auch von den späteren übernommen und festgehalten worden. „Die Vorstellungen von der Heiligkeit des Blutadels haben den Athener eigentlich immer beherrscht, und sie begleiten jeden einzelnen von der Wiege bis zur Bahre.“ (Wilamowitz.) Verkörpert und ausgebildet waren sie ursprünglich in den Geschlechtern, aus denen ja überhaupt der Staat erst erwachsen ist, wie auch die Götter und Kulte des Staates ursprünglich Hausgötter und Kulte der Familien und Geschlechter gewesen waren. Aber auch nachdem durch Kleisthenes, den Vollender der durch Solon angebahnten Demokratie, die alten genealogischen Zusammenhänge zerstört, die auf gemeinsamer Abstammung beruhenden Verbände aufgelöst, die Kulte zusammengezogen, politische Gemeinschaften (Stände oder Klassen) an die Stelle patriarchalischer Genossenschaften getreten waren, blieb doch die fundamentale Bedeutung der alten Adelsgeschlechter für die Gestaltung und Entwicklung des sozialen und religiösen Lebens in Attika, wenn auch stark eingeschränkt, weiterbestehen. Wohl waren die Bande der Geschlechter gelockert, wohl war jetzt das ganze Volk durcheinander gemischt; aber die Bekleidung der hohen athenischen Staatspriestertümer ist bis in die spätesten Zeiten aufs strengste mit der Zugehörigkeit zu bestimmten allein dazu befugten Geschlechtern verknüpft geblieben[260]. Und damit hatten diese eine Macht in der Hand, deren Zauberkraft auch bei allen politischen Umwälzungen nie versiegen konnte, weil nun einmal der Athener von der Ideenassoziation nicht lassen mochte, nach welcher er teil am echten Blute nur habe, wenn er auch an seinen Göttern teil habe. So konnte selbst Sokrates die Anzweiflung seiner gut attischen Herkunft nur dadurch widerlegen, daß er sich unter den Schutz des Ζεὺς Ἑρκεῖος (Zeus des Gehöftes) und Ἀπόλλων πατρῷος (des väterlichen Apollo), als seiner Ahnherrn und Gebieter, flüchtete[261]), die zwar jetzt vom gesamten attischen Volke verehrt wurden, aber von jenen alten Geschlechtern als ehemaligen Sonderbesitzern gleichsam in Verwahrung genommen waren. Noch in römischer Zeit konnten, wie die alten, so auch neu aufgetauchte große Familien ihren Blutsvorrang vor allem durch erbliche Verwaltung geistlicher Ämter erweisen[262]).

auf Herakles zurück (VII, 204). Wilamowitz, „Aristoteles und Athen“, Bd. II, S. 50 und 184 ff. und desselben „Homerische Untersuchungen“, S. 210 ff.

260) Joh. Töpffer, „Attische Genealogie“, Berlin 1889, S. 19 ff. So blieb z. B. die höchste Priesterwürde, die des Hierophanten bei den eleusischen Mysterien, im erblichen Besitze der Eumolpiden. (Busolt, „Griechische Geschichte“, Bd. II², S. 355.)

261) Plato, „Euthydemos“, p. 302.

262) Hertzberg, „Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer“, Bd. II, S. 374 ff. Über die Quellen zur attischen Genealogie, die reich-

So sehen wir also, wie die Kultgemeinschaften gewissermaßen einen Ersatz des Adels bilden, und wie die Geschlechter, die sie vertreten, vom sakralen Gebiete aus ihre lebendige Macht auch den mehr schematischen staatlichen Neubildungen gegenüber behaupten. In der homerischen Zeit noch eine höchst greifbare Realität[263]), haben die Geschlechtsverbände dann zum mindesten in der Idee sich als korporative Macht noch bis tief in die historische Zeit hinein dem Staate gegenüber bewährt[264]). Auch als der Staatsgedanke, der im Staate nur Bürger, keine Sippengenossen anerkennt, so weit durchgedrungen war, daß die Familienverbände offiziell vor den bürgerlichen Gliederungen völlig zurücktraten, hat man doch auf jene immer wieder Rücksicht genommen, so in der Einrichtung der ἑστίασις (Stammspeisung), der φυλετικὰ δεῖπνα (Gastmahle an den Stammfesten), eingeführt zunächst, wie alles dergleichen, zu sakralen Zwecken, demnächst aber überhaupt, um eine freundliche Gemeinschaft unter den Bürgern eines Stammes aufrechtzuerhalten[265]). Man hat eben auch im demokratischen Athen nie aufgehört, sich den Bürger auf seine Herkunft, auf Nam' und Art anzusehen.

Dieselbe Erscheinung, wonach die vorgeschichtliche, natürliche, instinktive Gliederung dank der Macht des Blutes der geschichtlichen, künstlichen, willkürlichen Trotz bietet, begegnet uns dann auch noch auf einer höheren Stufe. Wie dort — innerkantonal — die Geschlechter in die spätere attische Staatsgeschichte, so ragen — interkantonal — die Stämme hier und da in die hellenische Gesamtgeschichte. Das merkwürdigste Beispiel hierfür ist das der delphischen Amphiktyonenverfassung. Deren Begründung fällt offensichtlich in die mythische Urzeit (Amphiktyon galt in der mythologischen Genealogie für den Bruder des Hellen), in jene Zeit, da man in Griechenland noch nur Stämme, keine Staaten kannte[266]). Damals trat der größte Teil der griechischen Bevölkerungen zu einer Amphiktyonie (Bundesgenossenschaft) zusammen, deren Zweck zunächst der Schutz des Heiligtums des Apollo zu Delphi war, der aber

lichen Untersuchungen des Altertums über Herkunft und Verfassung der alten Adelsgeschlechter Attikas, sehe man Töpffer, im Eingang des vorbezeichneten Werkes, das dann auch über die Hauptgeschlechter (6 des eleusinischen Priesteradels, 11 städtische Adelsgeschlechter, 41 des attischen Landesadels) das Wißbare mitteilt. Einen sehr wertvollen Beitrag zu den hier behandelten Fragen liefert, unter andauernder biologischer Begründung, Reibmayr „Zur Entwicklungsgeschichte der Charaktere und künstlerischen Anlagen des attischen Volkes“. (Polit. Anthropol. Revue, Jahrg. 9, Heft 7.)

263) Nach Sippen und Stämmen (Phretren und Phylen) rät Nestor dem Agamemnon das griechische Heer aufzustellen: Schrader, „Realenzyklopädie“, S. 800.

264) „Durch eine Legalfiktion machte Kleisthenes alle Athener adelig ... Die gentilizische Fiktion ist auch nach Kleisthenes niemals aufgegeben worden, sondern hat für den Bürgerbegriff immer gegolten“ sagt Wilamowitz, „Aristoteles und Athen“, Bd. II, S. 81.

265) Böckh, „Die Staatshaushaltung der Athener“, Bd. I², S. 616.

266) Es fehlten Arkader, Eleer, Pisaner, Minyer, Dryoper und Ätolier.

dann allgemach auch die gemeinschaftliche Feier gewisser Feste, namentlich der Pythien, sowie die Aufrechterhaltung völkerrechtlicher Grundsätze und einer gewissen Einheit des Kultus innerhalb der griechischen Welt zufielen. Die konstituierenden Mitglieder waren ursprünglich die folgenden 12 Stämme: Thessalier, Böotier, Dorier, Jonier, Perrhäber, Magneten, Lokrer, Oetäer, Achäer, Phoker, Doloper, Malier, und es ist nun bezeichnend, daß diese Einteilung und die darauf begründete Abstimmungsweise bis zum Verlust der griechischen Unabhängigkeit ununterbrochen fortbestanden hat (erst im Jahre 346 wurden die Phoker ausgestoßen, und Philipp von Makedonien trat an ihre Stelle). Auch als die staatlichen Bildungen längst vor sich gegangen waren und die Zahl der teilnehmenden Staaten bis auf 30 angewachsen war, blieb nicht nur die Einteilung nach Stämmen, sondern auch die Beschränkung bzw. Zusammenziehung auf 12 Stimmen und die volle Gleichberechtigung dieser Stimmen bei der Abstimmung. Nach wie vor sah man in den Bundesmitgliedern nur die unabhängigen Stämme von einstens, ohne Rücksicht auf ihre spätere politische Bedeutung. Und so haben alle das gleiche Recht, das mächtige Athen, Sparta oder Theben haben nicht mehr Einfluß als das bescheidenste staatliche Kleingebilde; ja, was noch mehr sagen will: sogar Völker, welche den Thessaliern gehorchten (Perrhäber und Magneten), stimmen wie die Thessalier selbst — der sprechendste Beweis, wie die natürlichen Bildungen die politischen überdauern, wie die ursprünglichen Stämme immer wieder durch das Äste-, Zweig- und Laubwerk der Geschichte hindurchschimmern[267]).

Wie hier bei einer Vereinigung von Völkerschaften, welche in alter Zeit sich in das griechische Land geteilt hatten, bei einer Art von griechischem Bundestage, so haben nun aber auch, und noch weit kenntlicher, die Stämme in allen Hauptstaaten der Griechen sich als das diese zusammensetzende und bildende Menschenmaterial, als die recht eigentlich organische Grundlage behauptet. In jedem dorischen Staate fanden sich die drei Stämme der Hylleis, Dymanes und Pamphyloi (letztere, die „Leute von allerlei Stämmen", wahrscheinlich die Fremden, welche sich den Doriern auf deren Wanderung angeschlossen hatten). Wo aber nach der dorischen Eroberung auch nichtdorische — alteingesessene achäische — Geschlechter zur Teilnahme an der Staatsgewalt zugelassen waren, da mußte es neben jenen noch einen oder mehrere Stämme (Phylen) geben, wie in Argos, Epidauros, Ägina, Sikyon und Korinth[268]). Die Jonier zählten durchweg vier Stämme (Geleonten, Hopleten, Argadeis

---

[267]) Κατηριθμησάμην δὲ ἔθνη δώδεκα τὰ μετέχοντα τοῦ ἱεροῦ... καὶ τούτων ἔδειξα ἕκαστον ἔθνος ἰσόψηφον γενόμενον, τὸ μέγιστον τῷ ἐλάττονι. Vgl. hierzu Grote, a. a. O., Bd. I, S. 585 ff. Niebuhr, „Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde", S. 131 und besonders Busolt, „Griech. Geschichte", Bd. I^2, S. 682 ff. K. Fr. Hermann, „Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer", T. I, § 12, 13. Schömann, „Griech. Altertümer", II, S. 32 ff.

[268]) O. Müller, „Die Dorier", Bd. II, S. 70 ff.

und Aegikoreis, d. i. Priester, Krieger, Bauern und Hirten, also von Hause aus berufs-, kastenmäßig abgesondert), neben denen sich aber ebenfalls, wie bei den Doriern, in einzelnen Stadtstaaten, wie z. B. in Kyzikos, noch aus einheimischen Elementen gebildete Ergänzungsstämme nachweisen lassen[269]). Im Laufe der Zeit, nach den Kleisthenischen Reformen, wechselten nun zwar die Phylen mehr und mehr ihre Bedeutung; der ursprünglich allein maßgebende Blutsgesichtspunkt trat zurück, der der Verwaltung in den Vordergrund. (Die sogenannten topischen Phylen.) Wie sehr aber der erstere, das Bewußtsein stammlicher Zusammengehörigkeit, den Hellenen eingewurzelt, unentbehrlich war, zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Phylen, als Landsmannschaften, auch in manche Pflanzstädte von gemischter Bevölkerung eingeführt wurden. Das denkwürdigste Beispiel hierfür liefert die Begründung der panhellenischen Kolonie Thurioi im Jahre 443, in welcher nicht weniger als zehn Phylen vereinigt wurden, mit drei Namen nach Peloponnesiern, drei nach den Kolonisten aus Mittelhellas, vier nach denen aus dem attischen Reichsgebiet[270]). Ähnlich waren schon früher bei der Neubegründung des arg zerrütteten Kyrene drei Phylen aus den Hauptbestandteilen der neuen Bevölkerung, den Theräern, den Peloponnesiern samt Kretern, und den übrigen Inselleuten, gebildet worden[271]).

Charakteristisch und beherrschend tritt nun aber auch bei diesen Koloniegründungen wieder das Moment hervor, das überhaupt im Leben der Griechen eine so große Rolle gespielt hat: das religiöse. Wie alle ähnlichen Vereinigungen, waren auch diese Stämme oder Landsmannschaften auf eine Verschmelzung der Idee von Gottesdienst mit der von Ahnentum, von Gemeinschaft bei gewissen religiösen Riten mit wirklicher oder angenommener Gemeinschaft des Blutes begründet. Der Gott, dem sie ihre Opfer darbrachten, wurde als ihr erster Ahn, dem sie ihren Ursprung verdankten, aufgefaßt. Nur wenn man sich dies gegenwärtig hält, kann man eines der Wunder hellenischer Geschichte, die Begründung von Messene durch Epaminondas, ganz begreifen.

Die Messenier waren unter den Opfern spartanischer Herrschsucht und Grausamkeit zweifellos das härtest betroffene. Nach drei äußerst langwierigen verlorenen Kriegen war fast das gesamte Volk, jedenfalls der Kern desselben, ausgetrieben worden oder ausgewandert. Als nun — fast ein Jahrhundert nach dem letzten Kriege — Spartas Stunde geschlagen hatte und der Sieger von Leuktra es nicht entscheidender in seinem Lebensnerv treffen zu können vermeinte als durch die Wiederaufrichtung Messeniens, gelang es ihm durch seinen Aufruf, die versprengten Trümmer des Volkes aus den fernsten Enden der damaligen Hellenenwelt, aus Italien, Sizilien und Nordafrika, wieder zusammenzubringen und im Zeichen der alten Götter, insonderheit der „Großen Göttin-

269) Schömann, Bd. I, S. 137.
270) Busolt, Bd. III, 1, S. 533.
271) Burckhardt, Bd. I, S. 60.

nen“ (Demeter und Persephone), die einst dort über dem Lande und Volke gewaltet hatten, zu erneuerter Gemeinschaft zu vereinigen. Mit den Gottesdiensten, die von heimgekehrten Abkömmlingen der alten messenischen Priestergeschlechter wieder aufgenommen wurden, hatten die Messenier auch ihre Sitten, ja ihre Mundart beibehalten, kurzum, ein ganzes Volkstum lebte hier plötzlich wieder auf, und die Frage liegt nahe, welche Faktoren hierzu zusammengewirkt haben. Kein Zweifel, daß es der Zauber der Heimat war, der das Unerhörte bewirkte; Heimat aber kann hier nur als das Produkt von Landschaftlichem und Landsmannschaftlichem, von Umwelt und Rasse gefaßt werden. Der neue Staat, die πόλις war doch nur der Leib der Rasse, die die eigentliche Seele, die idealen Bestandteile des neuen Gemeinwesens lieferte. Sie hatte eine Zeitlang nur als Idee weitergelebt, um alsbald wieder im Boden der Wirklichkeit Wurzel zu schlagen und so ein Zeugnis ganz einziger Art für die Ewigkeitskräfte des Blutes abzulegen[272]).

Wir kehren zu den Stämmen zurück, deren hauptsächlichste aus der Zeit der Begründung der delphischen Amphiktyonie wir zuvor kennenlernten. Es ist aber klar, daß, je weiter man über diesen Zeitpunkt hinaus zurückgeht, desto mehrere, vielleicht kaum zu zählende, anzunehmen sind. Unter denjenigen, deren Namen uns aus der Urzeit am öftesten begegnen, und die sich anscheinend in den Besitz des vorgeschichtlichen Griechenland geteilt haben, Leleger, Kureten, Kaukonen, Dryoper und andere Völkerschaften, sind wohl zweifellos die meisten nichthellenischen Blutes gewesen, aber auch vorachäische und vorjonische nordische Elemente müssen sich darunter befunden haben. Die Unmöglichkeit, hier im einzelnen klar zu blicken, hat nicht zum wenigsten den Forschern alter und neuer Zeit das Verlegenheitsmittel, alle vorhellenischen, d. h. vorgeschichtlichen Völker unter dem Sammelnamen der Pelasger zusammenzufassen, an die Hand gegeben.

Über die Entstehung der Stämme und ihre Entwicklung kann nicht der geringste Zweifel bestehen. Ihre Bildung wie ihre Mannigfaltigkeit geht in der Hauptsache zurück auf das durch Jahrhunderte sich hinziehende Einströmen verschiedenartiger Volkselemente nach Griechenland. Unter jedem neuen Einwandererschub haben wir uns zunächst — mehr oder minder — einen neuen Stamm vorzustellen. Dann hat die geographische Gestaltung des Landes, das ja mehr als andere von Gebirgsketten und Meeren durchschnitten ist, diese Zerklüftung des Volkes in zahlreiche unabhängige Zweige auch weiterhin gefördert und aufrechterhalten. In

[272]) Über die Gründung von Messene sehe man die ausführlichen Darstellungen bei Grote, Bd. 5, S. 487 ff. und Curtius, Bd. 3, S. 313 ff., 330 ff. Letzterer zieht treffend das Beispiel der Juden nach dem Exil zum Vergleich heran. Nur geht Messene insofern noch über Jerusalem, als die heimatliche Anknüpfung nur ganz allgemeiner Natur war. (Die neue Stadt wurde an einer Stelle — am Fuße des Ithomeberges — begründet, über der zwar die Erinnerung an alte heldenhafte Kämpfe schwebte, wo aber nie zuvor eine eigentliche Stadt gestanden hatte.)

dem Zeitalter, dem man nach dem Vorherrschen kriegerischer Stämme und Völkerschaften und nach dem Obwalten eines kühnen Unternehmungsgeistes den Namen des heroischen zu geben pflegt, und das durch die patriarchalische Monarchie gekennzeichnet, durch das Epos verherrlicht wird, muß dann die Zusammenziehung der vielen kleinen zu wenigen großen Stämmen erfolgt[273]), zugleich aber auch der Grund zu dem Gegensatze unter den Stämmen und Mundarten Griechenlands gelegt worden sein, der für den Zustand des bürgerlichen wie für die Richtung des geistigen Lebens, Poesie, Kunst und Literatur, von so großer Wichtigkeit war. Um den Anfang der Olympiadenrechnung, wo die Genealogien von den Söhnen des Hellen entstanden sind (8. Jahrh. v. Chr.), treten die Hauptstämme hervor[274]), und es beginnt die eigentlich hellenische Zeit, die bis Alexander den Großen dauert. In dieser haben sich die Stämme durch Gewöhnung befestigt und sind zuletzt, nachdem sie sich ihrer Eigentümlichkeit bewußt geworden, mit Absicht ausgebildet worden. In der makedonischen Periode tritt diese Eigentümlichkeit wieder mehr zurück. Nur die Dialekte bleiben in der Literatur zunächst bestehen, bis sich aus dem attischen die allgemeingriechische Schriftsprache bildet, wie schon vorher die attische Bildung der Vermischung der Stammcharaktere vorgearbeitet hatte[275]).

Als die vier Hauptstämme der Griechen gelten gemeinhin die Achäer, Äolier, Jonier und Dorier, von denen je der erste und dritte und sodann der zweite und vierte einander näherstehen. „In der weltgeschichtlichen Rolle der Griechen löst ein Stamm den anderen ab und baut auf den Errungenschaften der anderen weiter. Ein jeder erfüllt seine Bestimmung und verfällt dann dem Gesetz der menschlichen Beschränktheit.“ (Bergk.)

Der älteste, der achäische Stamm, hat sich als uns kenntlich hauptsächlich in der Heroenzeit ausgewirkt. In historischer wird er durch Jonier und Dorier teils aufgesaugt, teils zurückgedrängt. Eine Art politi-

[273]) Die Frage, ob in jener Zeit im Peloponnes schon ein „großes Reich von Argos“ bestanden — eine von Eduard Meyer aufgestellte, von Wilamowitz bestrittene Hypothese —, kann hier unerörtert bleiben. Die Ergebnisse der neuesten Forschung, insbesondere auch der Ausgrabungen, scheinen aber dafür zu sprechen.

[274]) Über deren Umfang und geographische Verteilung Schömann, „Griechische Altertümer“, Bd. I², S. 90/91.

[275]) Über die Bedeutung der Stämme für das Griechentum W. von Humboldt „Über die Kawi-Sprache“, Einleitung S. CCXXVIII und „Die Aufgabe des Geschichtschreibers“, S. 20. An ersterer Stelle heißt es: „Alle umschloß das allgemeine Griechentum und trug in jeden, in allen Äußerungen seiner Tätigkeit von der Verfassung des Staates bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigentümliches Gepräge über.“ Zur Geschichte der Stämme im einzelnen vergleiche man die Lehrbücher der griechischen Geschichte und der griechischen Altertümer. Vortreffliche Charakteristiken bei Böckh, „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften“, Leipzig 1877, S. 281 ff. und Bergk, „Kleine philologische Schriften“, Bd. II, 1886, S. 363—85. Auch — namentlich mit Berücksichtigung der Dialekte — Otfried Müller, „Geschichte der griechischen Literatur“, Bd. I, S. 11 ff., 14 ff., 129.

scher Bedeutung gewinnt er nur noch einmal gegen Schluß der griechischen Geschichte.

Die Äolier (der Name bezeichnet die Bunten, Schillernden) sind von den vieren am wenigsten eine feste Einheit, ein charakteristisch ausgeprägter Stamm. Es fehlt ihnen das Bewußtsein gemeinsamen Ursprungs. Von Hause aus wohl den Doriern nahestehend, bilden sie später ein Mittelglied zwischen diesen und den Joniern. In der historischen Zeit sammelten sich unter ihrem Namen die Reste der Achäerzeit, überhaupt alles, was nicht den Joniern und Doriern zufiel. Mit den Achäern teilten sie sich in die Ruhmestaten der Heroenzeit und die Verherrlichung durch das Epos, urritterlich wie sie waren, haben sie der Hellenenwelt Achill, den ersten ihrer sagenhaften Großhelden, geschenkt. Auch den zweiten — Ajas — spricht Wilamowitz ihnen zu. In der Literatur sind sie vornehmlich durch zwei glänzende Namen, Hesiod und Pindar, vertreten. Historische Wichtigkeit gewinnt der äolische Stamm — mit Theben — in der letzten Zeit der griechischen Unabhängigkeit, als die Entwicklung der anderen Stämme abgeschlossen, ihre Kraft erschöpft war, und es galt, durch Neutralisierung der seit dem Peloponnesischen Krieg gebrochenen Gegensätze durch Verallgemeinerung griechischer Bildung und Gesittung eine Übergangsperiode, als Vorbereitung der Neugestaltung durch Alexander, herbeizuführen[276]).

Die eigentlich hellenische Zeit — vom achten bis zum vierten Jahrhundert v. Chr. — wird vornehmlich ausgefüllt durch das Ergänzungsverhältnis und den zeitweiligen Ausgleich, dann aber mehr und mehr durch den Gegensatz und zuletzt die Gegnerschaft von Doriertum und Joniertum. Den Doriern hat es während ihrer ganzen geschichtlichen Rolle angehaftet, daß sie ursprünglich ein rauhes Bergvolk waren, aus diesem zum Erobervolke wurden, als solches sich immer streng abgeschlossen und nach außen herb, streng und unempfindlich hielten, daher dem Stillstand, ja der Erstarrung zutrieben. Aber ein großer Zug ist doch in die hellenische Gesamtgeschichte nach dem Zusammenbruche der Heldenära vornehmlich durch sie erst wieder gebracht worden. Sie haben auf Trümmern eine neue Welt aufgebaut, große Staatsgründungen vollführt, vielfältig Hohem zugestrebt und in dem meist so stürmisch bewegten griechischen Leben das Feste, Stetige, die Ordnung, mit Würde vertreten. Die Unterordnung unter, die Gestaltung aller in ihrem Bereiche liegenden Dinge nach Ideen ist ihr schönster Ruhmestitel, und mit Rücksicht hierauf konnte sogar von ihnen gesagt werden, daß der griechische Geist sich in ihnen zur größten Innerlichkeit, dessen er fähig, vertieft habe[277]). Auf die Jonier hat, so lange wir sie geschichtlich ins Auge zu fassen vermögen, die See, mit der sie von je in Berührung lebten, die gleiche gründliche und dauerhafte Wirkung ausgeübt wie das

[276]) Bergk, a. a. O., S. 382 ff. Zu den Äoliern vgl. auch Curtius, Bd. I, S. 82 ff., 112 ff. O. Müller, a. a. O., Bd. I, S. 129.
[277]) Böckh, a. a. O., S. 281.

Gebirge auf die Dorier. Ihr verdanken sie ihre ganz andere Beweglichkeit und Empfänglichkeit, ihr auch die leichte Erregbarkeit des Geistes, der alles sich ihm Bietende mit Liebe und leidenschaftlichem Interesse umfaßt[278]) und in seiner höchsten Steigerung — in Athens bester Zeit — die herrlichsten, unvergänglichsten Blüten treibt. Immer ins Weite strebend, allem Neuen zugänglich, hat das vom Mutterfestlande in die Inselwelt und an die kleinasiatische Küste hinausgetragene Joniertum in immer steigendem Maße mit dem Orient Fühlung gesucht und gefunden, dabei allerdings die im Keime vorhandenen Schwächen einer anmutigen Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und Genußsucht stärker ausgebildet, dafür aber auch den Ruhm davongetragen, mit der Autochthonie in der Heimat, auf die man namentlich in Attika nicht wenig pochte, die weiteste Ausbreitung und stärksten Wirkungen in jenen östlichen Bezirken in einem Maße zu verbinden, daß der Joniername (Javan, Ἰάϝονες) dem gesamten Orient das Hellenentum schlechthin (wie später der der Franken das gesamte Abendland) vertreten konnte[279]).

Die tiefeingreifende, auf allen Gebieten festzustellende Einwirkung der Stammesunterschiede auf die ganze Bildung der Nation hat man im Altertum selbst am besten erkannt und dies auch dadurch bekundet, daß man die vielfachen individuellen Richtungen durch die Namen der Stämme charakterisierte. Die Staatsverfassungen zerfielen in der Hauptsache in dorische und jonische (hie Aristokratie, hie Demokratie bzw. Timokratie. Die äolischen bieten eine Mischung von beiden). Im Privatleben unterschied man dorische und jonische Sitte und Lebensweise, in der Sprache den männlicheren dorischen und den weicheren jonischen Dialekt, im literarischen Stil dorische Brachylogie (Kurzangebundenheit) und jonische Makrologie (Breite), in der Baukunst dorische und jonische Säulen, in der Musik ebensolche Tonarten usf.[280]).

Die Bedeutsamkeit der Stämme für das politische Leben kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Wie exklusiv die Dorier waren, ist bekannt, wie auch, daß sie am strengsten auf Rassereinheit innerhalb ihres Stammes hielten. Das war schon damit gegeben, daß sie mit Weib und Kind wanderten, während die Jonier nach Herodot ohne

---

278) Ebenda und O. Müller, S. 129.

279) Dieses Übergewicht des Joniertums und seiner Vormacht Athen im geistigen Leben und zumal in der Literatur, das in der ihm gewordenen Schätzung vom Orient auf die Nachwelt übergegangen ist, hat dann allerdings zur Folge gehabt, daß das so eminent vielgestaltige Gesamtbild des hellenischen Lebens für uns etwas zu einseitig das Gepräge von Athen trägt (Grote, Bd. I, S. 5). Ganz besonders gilt dies auch in Beziehung auf die griechischen Dialekte. Dieselben Umstände, welche eine so scharfe Sonderung der Stämme hervorriefen, haben es auch bewirkt, daß die Dialekte in der griechischen Literatur eine größere Rolle spielten als in irgendeiner anderen alter und neuer Zeit. (Christ, „Geschichte der griechischen Literatur“, S. 13 ff.) Dennoch ist nur der attische in die Kenntnis der gebildeten Welt übergegangen, die übrigen sind, soweit sie sich überhaupt ermitteln ließen, Sonderbesitz der Gelehrten geblieben.

280) Böckh, S. 282.

Frauen aus Attika auswanderten und eingeborene Karerinnen usw. zu Frauen bzw. Sklavinnen nahmen[281]). Aber daheim wahrten auch diese lange Zeit nach Kräften die Blutseinheit des Stammes. Seit der dorischen Wanderung hielten die Athener sich hinsichtlich der Ehegemeinschaft von Doriern und Äoliern möglichst fern und vermischten sich fast nur mit Stammesgenossen von den Inseln und Kleinasien[282]). Bei Bündnissen gab so gut wie immer Stammesgemeinschaft den Ausschlag. Ganz besonders heilig wurde die Blutsverwandtschaft zwischen Mutter- und Tochterstädten gehalten, die durchweg unter dem Bilde eines Elternverhältnisses aufgefaßt wurde[283]). Auch diese Pietätsseite des Stammeslebens wurde vornehmlich in der dorischen Welt gepflegt, wo überhaupt alle blutlichen (National-, Stammes-, Geschlechter-) Verbindungen grundsätzlich im Vordergrunde standen, während sie in Athen je länger je mehr vor rein politischen, willkürlich geschlossenen zurücktraten. Daß die Athener im Verfolg ihrer Herrschaftspläne solche auf Natur, Stammeinheit und Altertum beruhende Verbindungen mehrfach mißachteten, ist eine Hauptquelle des Peloponnesischen Krieges geworden[284]). Daß dieser im wesentlichen ein Kampf der Stämme war, zeigt ein Blick auf die Verteilung der Kämpfenden: Spartas Bundesgenossen waren so gut wie ausnahmslos Dorier, mit Athen gingen alle Jonier Europas, der Inseln, Asiens[285]). Allerdings haben jene Pietätsverletzungen von seiten Athens den längst vorhandenen Gegensatz nur auf die Spitze getrieben und sind daher mehr nur der Anlaß des Krieges gewesen, dessen Grund viel tiefer gesucht werden muß. Wilamowitz[286]) dürfte ihn aufgedeckt haben, wenn er sagt, damit, daß in den Jahrhunderten nach der dorischen Wanderung die alten Stämme mit den Einwanderern unter den gemeinsamen Hellenennamen getreten seien, sei der Gegensatz, der zur Zeit der Einwanderung jede ursprüngliche Stammesverwandtschaft überwogen haben müsse, nicht beseitigt gewesen. „Denn fremden Geistes sind die Einwanderer alle Zeit geblieben. Deshalb ist die Völkerwanderung für die Geschichte Griechenlands so verhängnisvoll. Denn der Pelopon-

[281]) Otfr. Müller, „Die Dorier“, Bd. I², S. 7 f.

[282]) Nur in diesem Sinne ist es wohl auch zu erklären, daß die sonst im Punkte der Zulassung von Fremden so liberalen Athener doch bis in die kritischsten Momente ihrer Geschichte hinein in der Vorenthaltung des Bürgerrechts sich immer wieder zähe erwiesen.

[283]) C. Fr. Hermann, Bd. I, S. 211 ff. (mit Belegstellen aus alten Schriftstellern).

[284]) Otfr. Müller, „Die Dorier“, Bd. I, S. 194 ff., der dies durch Beispiele belegt.

[285]) Ebenda. Das Orakel bei Thukydides II, 54 nennt den Peloponnesischen Krieg geradezu den Dorischen.

[286]) „Euripides' Herakles“, Bd. I², S. 6 ff. Wilamowitz gebraucht hier „Hellenen“ als Kollektivbezeichnung der älteren Einwandererschichten, die er — für die geschichtliche Zeit mit Recht — als autochthon in Anspruch nimmt. (Ebenda, S. 1.)

nesische Krieg ist der letzte Akt des Jahrhunderte langen Kampfes, der, fast immer den Kämpfenden unbewußt, darum geführt ward, die Hellenen und die Einwanderer zu einer nationalen Einheit zu verschmelzen. Als auch dieser Versuch scheitert, ist ihr politischer Untergang unvermeidlich."

Daß sich der Rassengeist so immer stärker in den Stammesgeist zusammenzog, und zwar, da die Stämme sich immer feindseliger differenzierten, zuletzt fast ausschließlich auf Kosten des Nationalgeistes, war das Verhängnis Griechenlands. So ist das hellenische Blut als solches unter den fremden Völkern erst dann in seiner vollen kulturellen Bedeutung zur Geltung gekommen, als es, staatlich genommen, kein Hellas mehr gab, und als auch die Stämme naturgemäß von ihrer schroff rassenhaften Art eingebüßt und sich mehr einander genähert hatten. Aber auch jetzt, wo dieselbe Blut längst nicht mehr das, was einst in der großen Zeit, verkörpern konnte, sollte sich doch immer noch zeigen, daß die Entwicklung aus der Zersplitterung zur Einheit letzten Endes der Sinn und Inhalt der griechischen Geschichte gewesen war, daß die Griechen „durch vielfachere Teilung des urnationalen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder ebenso aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten[287]).

Das war freilich nur denkbar, wenn die Hellenen — im weitesten Sinne und Umfange — wenigstens in ihren berufenen Vertretern und auf den Höhepunkten ihrer Geschichte sich einer gemeinsamen Art bewußt wurden, sich eine gemeinsame Mission zuschrieben. Und dieses wiederum wäre nicht möglich gewesen, wenn sie nicht dahin gelangt wären, über alles stammlich Trennende hinweg sich doch eines Blutes zu fühlen.

Wieder ist es Wilamowitz, der die bedeutsame Entdeckung gemacht hat, daß diese Erkenntnis den Griechen nur in Kleinasien aufgegangen sein könne. „In Kleinasien, wo Äolier, Jonier, Dorier nebeneinander saßen, ist die Genealogie von Hellen und seinen Söhnen erdacht und geglaubt worden, auf dem Festlande hatte sie keinen Sinn[288])" (weil nämlich dort die Stämme sich mehr abgeschlossen und getrennt voneinander hielten). „Stämme, die im Mutterlande weit voneinander getrennt und in Sprache und Sitte sich fremd waren, traten hier in der Fremde in unmittelbare Berührung und in lebhafteren Austausch von Vorstellungen sowohl untereinander wie mit den kleinasiatischen Nachbarvölkern, denen gegenüber sie sich als engverbrüdert und Nach-

[287]) Wilh. v. Humboldt, „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers", S. 20.

[288]) „Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen" (1877), S. 36 ff.

kommen eines Stammvaters fühlten[289]).“ Und indem nun so dieser Gegensatz in der Diaspora ein den in einer Unzahl von Stämmen ihrer Verwandtschaft unbewußt dahinlebenden Menschen arischen Geblütes bisher unbekanntes Gemeingefühl erzeugte, entstand zugleich das Bedürfnis, diesem in einem gemeinsamen Namen Ausdruck zu geben, wie es die Brüder im Osten mit dem Ariernamen getan hatten. So bildete sich der Hellenenname, der, ursprünglich von einem kleinen durch die dorische Wanderung an den unteren Spercheios gedrängten thessalischen Stamme hergenommen, allgemach die Gesamtheit, oder doch die Mehrzahl der griechischen Stämme umfaßte[290]). Mit dem Worte Πανέλληνες (panhellenisch) wurde dann stolz der ganze Glanz der hellenischen Welt gekennzeichnet[291]). Er hat seinen Zauber bis in die spätesten Tage geübt und blendete noch den begeisterten Philhellenen Hadrian dermaßen, daß er zu seiner Neubelebung den Griechen an Stelle der überlebten delphischen Amphiktyonie ein neues Nationalfest der Panhellenien stiftete, auch eine Synode der Panhellenen einrichtete, die zu Athen zusammentreten und die hellenische Nation religiös wie national neu einigen sollte[292]).

Daß das so allmählich immer stärker angewachsene Nationalgefühl aber auch ein wirkliches Rassenbewußtsein in sich schloß, ja recht eigentlich auf ihm beruhte, dafür haben wir die sprechendsten Beweise. Nichts könnte wohl beredter dafür zeugen, als die Tatsache, daß in der berühmten Antwort, welche die Athener dem spartanischen Gesandten beim Herannahen des Mardonios erteilten, unter den vier Banden, welche die Hellenen verknüpften — Blutsverwandtschaft, Verwandtschaft der Sprache, gemeinschaftliche feste Wohnsitze der Götter und Opfer, Gleichheit der Sitten — das Blut an die erste Stelle gerückt wird[293]). Aus dem Blute hat sich dann freilich, wie noch immer und allerwärts, so auch den Hellenen alles übrige von selbst ergeben, was sie gegen den Geist der Zersplitterung an als Nation zusammenhielt[294]).

---

289) Preller-Robert, „Griechische Mythologie“, Bd. I⁴, S. 10.

290) Daß beim Hellenen- wie beim Achäernamen tatsächlich immer nur die Mehrzahl der griechischen Stämme inbegriffen gewesen sei, bemerkt C. Fr. Hermann, Bd. I, S. 23. Der zweite, durch die Römer den neueren Völkern vermachte Gesamtname (Graeci) ist in Epirus — nach einem der dort eingewanderten illyrischen Stämme, Graer — entstanden. Kretschmer, S. 279, der auch S. 415—417 zur Einigung der Hellenen zu vergleichen.

291) Hertzberg, „Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer“, Bd. II, S. 330 ff.

292) Πανέλληνες kommt zuerst im Schiffskatalog der Ilias, dann bei Hesiod vor. Über die spätere Ausdehnung des Namens Ἕλληνες ist die Hauptstelle Thukydides I, 3 (Christ, „Geschichte der griechischen Literatur“, S. 12).

293) Herodot, VIII, 144. „Τὸ Ἑλληνικὸν ἐὸν ὅμαιμόν τε καὶ ὁμόγλωσσον, καὶ θεῶν ἱδρύματά τε κοινὰ καὶ θυσίαι ἤθεά τε ὁμότροπα.“

294) Alle die im folgenden näher ausgeführten Einheitsmomente hat schon Wieland in seiner Abhandlung „Über deutschen Patriotismus“ (Hempelsche Ausgabe, Bd. 34, S. 321) gut zusammengefaßt. Ausführlicher behandelt sie

Ihrer ganzen Art entsprechend, stand natürlich auch hier wieder die Religion in vorderster Reihe. Neben und über die einzelnen Stammesreligionen und Stammessagen tritt die gemeinhellenische Religion und Mythologie. Der Zeus Hellenios wurde als der Gott anerkannt, der über die Verbrüderung aller Hellenen wachte, und mehr als je fühlten sich diese eines Blutes, wenn sie sich ihren Göttern nahten. Vor der Feier der eleusinischen Mysterien erfolgte eine Proklamation, daß alle Nichthellenen sich entfernt zu halten hätten. Auch der delphische Apollo, der in noch viel weiteren Kreisen als der Zeus von Olympia verehrt wurde, bildete ein mächtiges Einigungsband, wiewohl seine Priesterschaft auch mit goldreichen fremden Königen liebäugelte, und er beim Ausbruche der Perserkriege geradezu im Geruche der Barbarenfreundlichkeit stand[295]). Und wie die Götter, so die Helden. Herakles, der Stammheros der Dorier, der ἀνὴρ θεός, die Verkörperung des dorischen Mannesideales, ist mit dem Wachsen des dorischen Einflusses derart zu Ehren gekommen, daß am Ende alle griechischen Stämme darin wetteiferten, ihn durch ungeheure Taten zu verherrlichen, und Euripides ihn als gesamthellenischen Helden feiern konnte.

In nichts aber fand die Tatsache, daß der Gegensatz zwischen den infolge der Wanderungen eingedrungenen und den älteren Stämmen an Schärfe genügend verloren hatte, um einem überwiegenden Gemeingefühle Platz zu machen, glanz- und lebensvolleren Ausdruck, als in den nationalen Wettspielen, bei denen man sich aus der gesamten Hellenenwelt an den berühmten vier großen Festorten zusammenfand. Wurde hier vorwiegend der heldische Zug der Arier-Hellenen gemeinsam gepflegt, so bekundete sich deren Zusammengehörigkeit nicht minder auf dem rein geistigen Felde, in der Kunst, und vor allem in der Literatur, die in Wahrheit eine Nationalliteratur war. Alles auch Dialektisch-Stammliche, was diese bot, wurde von allen Griechen gemeinsam genossen[296]). Es ist hier der Ort, daran zu erinnern, in wie weitgehendem Maße auch allem zuvor Dargelegten auf literarischem Wege, vom Gebiete des Geistes aus, nachgeholfen worden ist. Man sagt nicht zu viel, wenn man Homer als den eigentlichen und letzten großen Einiger der Griechen bezeichnet. Es ist gar nicht auszusagen, was alles für sie in diesem einen Namen beschlossen liegt. Er, das heißt die epischen Dichter, die sich hinter diesem bergen, haben über der unendlichen Zersplitterung griechischen Götterwesens ein Gesamtbild eines Götterstaates sich er-

---

Heeren in seinen „Ideen", Bd. III, 1, S. 131—150. Wieland fügt jenen mit Recht noch „die große und schöne Stadt Athen, als das Herz, den Mittelpunkt und gemeinsamen immerwährenden Versammlungsort aller Griechen", hinzu, wobei ihm allerdings mehr die späteren Zeiten vorschweben.

[295]) Curtius, „Altertum und Gegenwart", Bd. II, Berlin 1882, S. 4. Wilamowitz, „Aus Kydathen", S. 7 und „Euripides' Herakles", I², S. 14 ff. Apollo war zuvor vorwiegend Doriergott, der delphische Priesteradel blieb auch immer dorisch.

[296]) Otfr. Müller, „Geschichte der griechischen Literatur", Bd. II³ S. 1.

heben lassen, ein panhellenisches Göttersystem ausgebaut, das der Vorstellungsart der Griechen aller Stämme entsprach, und mit dem sie sich daher auch an alle wenden konnten[297]). Und nicht weniger wie ein Pantheon, haben sie ihrem Volke ein Panheroon geschaffen, in welchem die in ihren Helden verkörperten Stämme nach dem großen Ausgleich fortgelebt haben — fortgelebt, darf man sagen, bis auf unsere Tage. Wohl mochten sich ursprünglich Äolier und Jonier das Epos streitig machen, wie sich das ja auch schon darin bekundet, daß es, wiewohl vorwiegend die Ruhmestaten der Äolier aus Anlaß ihrer Siedlungen in Kleinasien und die der älteren — achäischen — Stämme feiernd, doch ebenso vorwiegend in jonischer Sprache abgefaßt ist. Aber im Bilde jener Helden, die sich um ihre Rolle im Epos ebenso streiten wie die in ihnen vertretenen Stämme um ihre Rolle in der Geschichte, ist eben zuletzt doch auch wieder deren Einigung vollzogen, so zwar, daß die Helden nicht weniger als die Götter gemeinsam allen angehören. Und wie einst Homer diese sagenhaften Gestalten ausgebildet, so haben noch Jahrhunderte später Äschylos und Sophokles sie für die Darstellung ihrer vorzüglichsten Charaktere von ihm übernommen[298]), wie anderseits auch das Hochgefühl, das als gemeinhellenisches die Brust der Sieger von Salamis und Platää und des Gelon von Syrakus schwellte, als gemeinachäisches schon in der Homers und der Homeriden vorgeklungen war.

Dieser von Homer erschaute und herangebildete, wenn auch noch nicht so benannte Hellene ist dann aber aus der innergriechischen Welt mehr und mehr auch in die draußen hinausgetreten, und gerade hier, in der großartigen Kolonisationsarbeit, die in jenen Jahrhunderten geleistet worden ist, sollte er seine eigentliche Heldenzeit erleben. Gewiß haben die Kolonien ohne Zahl, die damals im 8. und 7. Jahrhundert gegründet wurden, noch von den Stämmen ihren Ausgang genommen und auch bis zuletzt Stammescharakter bewahrt. Aber was diese Kolonisation als Gesamtvorgang charakterisiert und letzten Endes ihre geschichtliche Bedeutung ausmacht, ist doch gerade die einigende Kraft, die, vom Mutterlande auf die Töchter aller Himmelsgegenden ausströmend, sich an diesen bewährt hat[299]). Alles in allem genommen haben wir ja nun in

[297]) Erwin Rohde, „Psyche", S. 117 ff.: „Der epische Dichter steht wie auf einer Höhe über den einengenden Tälern, den engumschlossenen Gauen. Ihm schwebte ein Zeus, Apollo usw., in einheitlicher Persönlichkeit geschlossen, vor." Über die „allvermittelnde Zaubermacht der homerischen Gesänge inmitten des griechischen Stammeslebens" auch Alex. v. Humboldt, „Kosmos" (Stuttgart 1870), Bd. II, S. 114/15.

[298]) Jakob Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte", Bd. II, S. 344.

[299]) „Weitgetrennte Städte", sagt Ernst Curtius in seiner schönen Charakteristik jener Bewegung („Altertum und Gegenwart", Bd. 3, S. 76—89), „fühlten sich als Kinder eines Hauses, weil sie vom Stadtherde der Mutterstadt ihr Feuer holten, weil sie an denselben Tagen denselben Göttern opferten, dieselben Gesetze und Ordnungen hatten, weil sie alle einen Homer hatten." Vgl. desselben „Gesammelte Abhandlungen", Bd. I, S. 163—180 („Die Griechen in der Diaspora").

dem Ausdehnungsdrang, der jetzt die Hellenen aller Schattierungen in die Welt hinaustrieb, eine Wiederholung oder Fortsetzung des gleichen zu erkennen, der einst ihre Urväter dem Süden zugetrieben hatte. Der unstillbare Wandertrieb der Nordlandrasse, die, wie sich eben hierin am deutlichsten bekundet, damals als siegreich und allbeherrschend im Griechentume durchgebrochen war, hat sich hier noch einmal freiesten Lauf lassen dürfen. Thukydides (I, 12) hat uns darüber belehrt, wie in der ersten Zeit, der Zeit nach dem troischen Kriege, Wanderung und Kolonisation noch sozusagen ineinander übergingen. Erst später ist letztere immer planmäßiger vom Mutterlande aus vorgenommen worden. Immer aber zeugt sie von der blühenden Fülle, dem überquellenden Reichtum an Kraft und Leben, die diesem Zweige des Menschengeschlechtes Jahrtausende lang zur Verfügung gestanden haben. Man weiß nicht, wo die Unerschöpflichkeit größer war, bei Hellenen oder Germanen. Jedenfalls hat sie bei ersteren erstaunlich lange vorgehalten; und wenn in der Zeit von den Perserkriegen bis auf Alexander die Auswanderung infolge der Ungunst der politischen Verhältnisse stockte, so haben sich, nachdem einmal Isokrates dem Könige Philipp die Notwendigkeit dargetan, dem Überschusse der griechischen Bevölkerung durch die Eroberung und Kolonisierung Asiens ein Ventil zu öffnen, und dessen Sohn die Verwirklichung dieser Aufgabe in die Hand genommen hatte, noch wieder fünfzig Jahre lang die Fluten hellenischer Volkskraft um so hemmungsloser in die Ferne ergossen[300]. Übrigens aber hatte schon lange zuvor nach dem natürlichen Lauf der Dinge ein anderer Weg rassischer Expansion an Stelle der kolonialen Ausbreitung im Söldnerwesen sich ausgebildet. Während Massen von Ausländern zur Arbeit in den Fabriken, in den Bergwerken, auf den Landgütern nach Hellas gebracht wurden, zogen die Söhne des Landes zu Zehntausenden als Mietlinge in die Fremde. In aller Herren Ländern finden wir die Griechen — ganz wie später die Kelten und die Germanen — als Söldner[301], so daß man, da es auch hier am allerwenigsten immer nur bei Kriegsdiensten blieb, wohl sagen darf, die Hellenisierung durch Einsickerung sei schon geraume Zeit vor der des eigentlichen Hellenismus angebahnt worden. Und selbst nach dem gänzlichen Untergange der hellenischen Selbständigkeit, in der Römerzeit, haben noch wieder massenhafte Einströmungen von Griechen, diesmal nach dem Westen, nach Italien, nach Rom, nach den Seestädten, stattgefunden[302], die freilich deren alten Ruhm, die Würze und Blüte der Bevölkerungen auch da auszumachen, wo sie in der Minderheit waren, nicht mehr aufrechtzuerhalten vermochten. Die rassische Bestimmtheit hatte überhaupt nach-

300) J. Beloch, „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt", S. 496.

301) Derselbe, „Griechische Geschichte", Bd. II, S. 364. Vgl. Holm „Griechische Geschichte", Bd. 4, S. 122. Treitschke, „Historische und politische Aufsätze", N. F. Bd. II, S. 504.

302) Hertzberg, a. a. O., Bd. I, S. 327 ff.

gelassen, das arische Blut war immer stärker zurückgegangen, so daß zuletzt die üblen Eigenschaften ganz unverhältnismäßig auf Kosten der guten bei diesen „Graeculi“ überwogen. Aber die Regsamkeit und die Beweglichkeit blieb, und mit den neuen — slavischen und albanesischen — Mischungen, die das Mittelalter brachte, ist auch der starke Überschuß der Volkszahl über den zur Verfügung stehenden Raum wiedergekehrt, so daß schon seit der Türkenzeit im ganzen europäischen Südosten und kleinasiatischen Westen alles von Griechen wimmelte, und somit Althellas noch heute nicht nur blutlich in einem Teile der Berg- und Inselbewohner[303]), nicht nur sprachlich im Gesamtbereich der Neugriechen[304]), sondern auch darin fortlebt, daß die letzteren, ganz wie einst die Altgriechen, weit mehr als Rasse denn als Volk verbreitet sind[305]).

Wir erwähnten schon früher, daß namentlich bei den älteren Kolonien — am meisten gilt dies für die kleinasiatischen, aber auch für die sizilischen und unteritalischen und andere — das stammliche Moment, und damit die Tendenz möglichst rein griechischen Blutes, noch stark überwog, was zur Folge gehabt hat, daß z. B. in Städten wie Rhodos, Kyrene, Byzanz und selbst Syrakus altgriechisches Wesen und Leben sich weit länger erhielt als im Mutterlande[306]). Aber hierfür war doch durchaus nicht in allen Kolonien die Möglichkeit gegeben. Manche erhielten schon dadurch einen gemischten Charakter, daß man einen Teil der Ureinwohner von Hause aus an Ort und Stelle ließ[307]). In anderen Fällen erfolgten Zuwanderungen fremder Stämme, und so entstanden Mischbevölkerungen wie die Hellenoskythen, Hellenolibyer, Rhonekelten und andere[308]). Auch Vergewaltigungen fanden statt, wie bei einigen großgriechischen und namentlich einigen kleinasiatischen Städten. In Ephesos z. B. brachte die häufige Anwesenheit eines persischen Hauptquartiers eine starke Verschiebung des Bevölkerungsstandes hervor, der erst Lysander wieder zugunsten des griechischen Elementes ein Ende machte[309]). Bedrohte Städte im Barbarenlande ließen Aufrufe ergehen, worin jeder Hellene zur Ansiedlung eingeladen wurde. Denn das Barbarischwerden (ἐκβαρβαρωθῆναι[310]) galt als das größte denkbare Unglück für eine griechische Polis.

303) C. Fr. Hermann, a. a. O., Bd. III², S. 3/4, 6/7.

304) Kretschmer, S. 417.

305) Das Wort „Rasse“ darf man hier allerdings namentlich für Kleinasien nicht allzu wörtlich nehmen. Daß in diesem Lande der Übergänge der „Grieche“ mehr einen kulturellen (sprachlich-religiösen) als anthropologischen Begriff darstellt, hatte schon Gobineau mehrfach betont und wird von allen Kennern bestätigt. (Ripley, p. 409/10.)

306) C. Fr. Hermann, a. a. O., S. 53.

307) A. Holm, „Griechische Geschichte“, Bd. I, S. 328.

308) J. Burckhardt, Bd. 4, S. 78.

309) Ebenda, Bd. I, S. 326.

310) Wie es Livius (38, 17, 11/12) von einem Teil der durch Asien und Ägypten verstreuten Griechen und Makedonier sagt: „In Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt.“

Es ist wohl überhaupt wahrscheinlich, daß der Gegensatz gegen die Fremde in den Kolonien den Griechen am stärksten zum Bewußtsein gekommen ist, und so auch der Begriff des Barbaren, als gleichsam des Negativbildes des Hellenen, dort seine schärfste Ausbildung gefunden hat. Wir haben in unserem ersten Teile (S. 307—311) die Geschichte und die Wandlungen dieses Begriffes in der hellenischen Welt ausführlich dargelegt und können, indem wir den Leser dorthin verweisen, uns hier auf die kurz zusammenfassende Bemerkung beschränken, daß im allgemeinen das Blutliche dabei zum mindesten nicht in erster Linie vorschwebt, nur allenfalls gelegentlich mit hineinspielt, noch öfter aber, und je länger je mehr, vor der Vorstellung des in der Kultur Zurückgebliebenseins selbst solcher Völker zurücktritt, denen die Griechen blutlich nahestanden, ohne sich — infolge langer geschichtlicher Wandlungen — dieser Verbundenheit mehr bewußt zu sein. Niemand wird das Große verkennen, das in der Glanzzeit des Hellenentums in der stolzen Weise, mit welcher dieses der Barbarenwelt gegenüber sich fühlte und abhob, zutage trat. Aber niemanden auch wird es entgehen, daß dies vornehmlich aus dem vollen Einklang, ja aus dem Zusammenfallen des nationalen mit rassischem Bewußtsein hervorging. Das Hellenentum war national wie rassisch auf der Höhe, als es arisch-nordisch auf der Höhe war, und so lag Sinn darin, wenn es einer in den meisten — nicht in allen — Fällen höchst tatsächlichen Überlegenheit auch durch eine besondere Bezeichnung der Nichthellenen Ausdruck gab. In Unsinn aber schlug dieser Sinn um, wenn in Zeiten, wo mit dem Schwinden des nordischen Blutes auch die Fähigkeit, nordische Taten nicht etwa nur zu tun, nein auch nur zu begreifen, geschwunden war, unter Führung des Demosthenes jene Bezeichnung des Barbaren auf ein Volk angewandt wurde, das rassisch da stand, wo Hellas in seiner besten Zeit gestanden hatte, und das, wie dies ja übrigens anderen Griechen auch aufgegangen ist, nicht nur durch die Überlegenheit, auch durch die Verwandtschaft seines Blutes das Recht besaß, an die Spitze der Hellenen zu treten und deren Geschicke in die Hand zu nehmen[311]). Das gänzliche Versagen alles gesunden Empfindens für die eigene geschichtliche Bestimmung, deren Erfüllung ihnen fortan abgezwungen werden mußte, ist mit Recht scharf

[311]) Darüber, daß die Makedonier den Griechen blutlich nahestanden, hat wohl ein Zweifel nie bestanden. Nur das war strittig, ob sie ein wirklich griechischer Stamm oder ob sie thrakisch-illyrischen Geblütes waren. Die neueste Forschung scheint beide Ansichten zu vereinigen. Danach hätten die Makedonier, ein ursprünglich griechischer Stamm, der einen echt griechischen Dialekt — einen Schwesterdialekt des thessalischen — sprach, als eindringende Eroberer illyrisch-thrakischen Stämmen die Ebene zwischen Bermion-Gebirge und Arios abgerungen und dort das makedonische Reich begründet, das dann dessen weitschauende Fürsten der hellenischen Welt immer näher zu bringen wußten, um schließlich ihre Politik mit der Griechenlands unauflöslich zu verknüpfen. Kretschmer, S. 283—288 (wo auch frühere Literatur) und vor allem Otto Hoffmann, „Die Makedonen, ihre Sprache und ihr Volkstum", Göttingen 1906, S. 35, 230 ff., 257 ff., 260 ff.

gerügt worden[312]) und kann im letzten Grunde nur aus dem Absterben der richtunggebenden rassischen Kräfte und dementsprechend des Rassenbewußtseins erklärt werden.

Kaum je haben über ein Volk die Urteile wieder so gewechselt, ja, sind so ins Gegenteil umgeschlagen wie bei den Griechen. Nachdem man lange Zeit, namentlich im Blütenzeitalter der Klassik, sie als das Mustervolk schlechthin betrachtet und dementsprechend gefeiert, dabei freilich nicht nur ethisch und ästhetisch, auch politisch alles mögliche in sie hineingedichtet hatte, ist man im vergangenen Jahrhundert zuerst vom letzteren Gesichtspunkte, dann aber auch vom rassischen, zu einer ganz anderen Auffassung gelangt, die dann zeitweilig zu einer ebenso gründlichen, vielfach auch ebenso übers Ziel hinausschießenden Verurteilung führte. Die politische Enge und Kurzsichtigkeit der Griechen, ihre durch die Gaukeleien ihrer Phantasie noch verstärkte Ruhmredigkeit, ihre Grausamkeit, die namentlich in dem unglaublich blutigen Charakter ihres Parteilebens zutage trat, die Knechtung des Individuums durch die rücksichtslose Tyrannei des Staates, die Ausschreitungen der Demokratie und die Niedrigkeiten, zu denen sie führten — das alles ist genug und übergenug gegeißelt worden[313]). Es war nun aber naturnotwendig, daß auf diese gegensätzlichen Stadien ein drittes folgte, das als das objektive bezeichnet werden darf. An der Gewinnung dieser größeren Objektivität darf unzweifelhaft die Rassenkunde ihr Teil von Mitverdienst in Anspruch nehmen, zumal seit sie sich bei ihrer Stellungnahme von der Tendenz berichtigender Gegenwirkung, welche ihren ersten Verdikten (Gobineau!) einen reichlich herben Beigeschmack verlieh, freizumachen und eben dadurch die rein sachlichen Momente um so wirksamer zur Geltung zu bringen vermochte.

Daß der rassische Gesichtspunkt von den Früheren zu sehr außer acht gelassen worden, war doch auch der Fachhistorik nicht verborgen geblieben. So hatte unter anderen Wellhausen darauf hingewiesen, daß die Griechen durchaus nicht als bloße Indoeuropäer gelten und als solche etwa den Semiten gegenübergestellt werden dürften, da eben doch zu viel Luft aus dem Orient in sie eingeströmt sei und sie so z. B. in ihrem städtischen Leben den Aramäern viel näher gestanden hätten als den Iraniern[314]). Und Beloch wollte ihren schlimmsten sittlichen Nationalfehler, den Mangel an Ehrlichkeit und an Achtung vor dem gegebenen Worte, der sie so sehr zu ihrem Nachteil von den Iraniern wie von den Italikern unterschied, als gänzlich unarischen Charakterzug,

[312]) Am schärfsten von Droysen, „Geschichte des Hellenismus", Bd. I 2², S. 268 ff. Vgl. ebenda über Demosthenes, Bd. I 1², S. 84.

[313]) Ich habe die Hauptstellen aus Droysen, Jak. Burckhardt, Hume, Schlözer, Boeckh, Fustel de Coulanges und anderen, teilweise im Wortlaut, in „Gobineaus Rassenwerk", S. 387, zusammengetragen und brauche sie daher hier nicht zu wiederholen.

[314]) „Israelitische und jüdische Geschichte", 7. Aufl., S. 219 ff.

auf ihre Vermischung mit der bei der Einwanderung im Lande vorgefundenen Bevölkerung zurückführen[315]). Selbst den Einschlag von Blutrünstigkeit, den die griechische Geschichte aufweist, wäre man versucht, hiermit in Zusammenhang zu bringen, wobei man indes gut tun wird, im Hinblick darauf, daß gerade auch die reinsten Dorier-Arier an ihren Heloten — wie z. B. in den Sklavenjagden der Krypteia! — die ärgsten Schandtaten begingen, denen übrigens durch das, was einst die Brahmanen den Parias, und was neuere Nationen den Niederrassen angetan, durchaus die Waage gehalten wird, sich der Kennzeichnung zu entsinnen, die Gobineau dem gesamten Menschengeschlecht, als dem „animal méchant par excellence", hat angedeihen lassen.

Auch zur Erklärung der fast spielenden Leichtigkeit, mit welcher der Grieche das eigene Blut verriet[316]), brauchen wir nicht selbstgerecht aus der Sphäre des Arischen herauszutreten, da uns — dem Himmel sei es geklagt — aus der germanischen Welt nur allzu viele Beispiele des gleichen Zuges entgegenstarren, wenn dieser auch erst in allerneuester Zeit zu einem den Deutschen vorwiegend mit charakterisierenden ausgebildet worden ist.

Wie dem aber auch sei, der Dualismus im Griechentum ist vorhanden und auf die Rassenmischung zurückzuführen. Er äußert sich auf den verschiedensten Gebieten des nationalen wie kulturellen Lebens. Am deutlichsten hat er sich neuerdings auf dem religiösen nachweisen lassen. Schon die älteren religionsgeschichtlichen Forscher, ein Preller und Erwin Rohde, hatten ihn erkannt, aber erst in einer dieser Frage gewidmeten Sonderforschung von Karl Kynast[317]) ist er nach seinem Grundwesen und zugleich bis in seine Einzelheiten aufgedeckt worden.

Kynast faßt das Nordische und das Unnordische innerhalb der griechischen Religion, wie dies ja wohl auch schon von anderer Seite geschehen war, in den Gestalten des Apollo und des Dionysos, in den Begriffen des Apollinischen und des Dionysischen zusammen. Aber er gruppiert nicht nur um diese beiden sprechendsten und einflußreichsten Typen der griechischen Götterwelt deren übrige Hauptgestalten, er weist überhaupt allem, was im Leben der Griechen religiös eine Rolle gespielt hat,

[315]) „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 60. Es heißt dort unter anderem: „Auch in der klassischen und hellenistischen Zeit hat es in Griechenland wenig Leute gegeben, die nicht für Geld zu allem zu haben gewesen wären ... es hatte fast niemand ganz reine Hände."

[316]) Noch des letzten Dareios Hauptstütze war ein Grieche, Memnon, welcher diesem griechische Söldner warb, sein Landheer befehligte, ihm vor der Schlacht am Granikos den — nicht befolgten — besseren Rat gab, nach derselben Halikarnaß tapfer gegen Alexander verteidigte und schließlich eine Landung mit der Flotte in Griechenland plante, die Alexander mit den schwersten Gefahren bedroht hätte, wäre nicht Memnon, nach glänzender Eröffnung seiner Expedition, 333 bei der Belagerung von Mytilene gefallen.

[317]) „Apollon und Dionysos. Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen", München 1927. Zum Grundgedanken vgl. bes. S. 5, 25, 30, 49, 62, 66, 70 ff., 75, 97, 105.

Riten, Kulten, Mysterien, nach dem Blute, dem es entwachsen, einen dem verschiedenen Ursprung entsprechenden Charakter und Wirkungskreis zu. Den pelasgischen Erdgöttern werden die nordrassischen Himmelsgötter gegenübergestellt. Dort eine Welt des Nächtigen, Erdhaften, Halbtierischen, mit Zauberspuk und Dämonenglauben aller Art, hier erhabene Lichtgestalten, nach Menschenart gedachte Gottheiten als Gegenstände vertrauend frommer Ehrfurcht. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß bei einer Stoffülle, wie sie hier vorlag, nicht alles restlos geklärt werden konnte, daß manches im einzelnen unsicher, zweifelhaft bleiben mußte und wohl für immer bleiben wird. Aber ebenso steht es fest, daß der gediegenen Besonnenheit des Verfassers die Trennung, die Sichtung und die Zuweisung dieses Stoffes an die beiden blutlichen Hauptgruppen der Griechen im allgemeinen vortrefflich gelungen ist. An der Richtigkeit seines Grundgedankens, daß es sich bei der griechischen Religion nicht um Entwicklungsstufen, nicht um eine allmähliche Umwandlung der Gottesauffassung, sondern von Anfang an um verschiedene Religionsvorstellungen rassisch verschiedener Völker handle, daß der Unterschied zwischen höherem und niederem Glauben — ganz wie ähnlich in Ägypten und Indien, wo die gleichen gegensätzlichen Erscheinungen nur noch krasser und roher hervortreten — letzten Endes nicht entwicklungsgeschichtlich, sondern rassenmäßig begründet sei, wird niemand mehr rütteln dürfen. Und auch darin wird man Kynast freudig beistimmen, daß er alles Hohe und Erhabene der griechischen Kultur und Kunst, vorab Homer und die hellenische Plastik, als die adeligsten Kundgebungen nordischen Wesens, aus apollinischem Geiste herleitet (schon Zeus ist ihm, und ist wohl auch in Wirklichkeit, eine pelasgisch-nordische Kompromißgestalt, die durch mannigfache Verwandtschaften in die Sippe der Erdgötter hineingezogen wurde), wie er anderseits im dionysischen die Verkörperung des Niederen, Unedlen, Barbarischen sieht, dessen Herrschaft daher mit dem Wiedererstarken des pelasgisch-mittelländischen Dämonenglaubens in der letzten Periode des Griechentums dessen endgültigen kulturellen Verfall besiegeln mußte[318]).

Wie durch die Welt der Götter, so geht der Riß auch durch die der Helden. Wir gedachten schon früher der stammlich-lokalen Entstehung der hauptsächlichsten Heldengestalten[319]). Aber auch nachdem die Stämme

[318]) Die schöne Begeisterung für Apollo und das Apollinische hat Kynast in eine Kampfstellung zu Nietzsche — der ja in seinem ganzen Wesen wie insbesondere in der Behandlung des obigen Themas zu Dionysos und dem Dionysischen hinneigt — gebracht, die stellenweise die allerschärfsten Formen annimmt. Dies mag bei manchem seiner Forschungsgenossen Anstoß erregen. Aber bei aller Anerkennung des vielen Guten, was Nietzsche in Sachen der Rasse, und zumal der Eugenik, vorgebracht hat, wird man doch im Sinne des arischen (nordischen) Gedankens Kynast darin recht geben müssen, daß durch die ungesunden, jedenfalls durchaus un-, ja antiarischen Beimischungen, welche sein Geist wie sein Charakter aufweisen, auch jene Leistungen des besten Teiles ihres Wertes beraubt werden.

[319]) Vgl. hierzu Wilamowitz, „Homerische Untersuchungen", S. 376.

sich durch Angleichung zur Nation konsolidiert hatten, blieb mindestens einem Teil von jenen die Bestimmung anhaften, eine größere Gruppe innerhalb der Volksgemeinschaft blutlich zu verkörpern. Als bedeutsamstes Beispiel hat schon Gobineau das Gegnerpaar Ajas und Odysseus — als Verkörperung des Arier- und Semitengriechen — herausgehoben. Er hat es allerdings bei einer kurzen Andeutung bewenden lassen. Sie ist aber wichtig genug, um dem Gegenstande näher nachzugehen.

Daß wir in Odysseus, dem typischen Piraten der Mittelmeerwelt, eine Ausgeburt des griechischen Seelebens mit seinem bunten Völkergemisch und seinen vielgestaltigen Abenteuern zu erkennen haben, lehren uns seine Heimat, seine Art und seine Schicksale. Dieser ebenso an alle Küsten wie in allen Listen Verschlagene ist der Gegenpol des Achilleus, mit dem ihn ja auch schon die Alten einmal — in dem Zank, ob Troja gegenüber der List oder der Tapferkeit die Vorhand gebühre — gründlich zusammenstoßen lassen[320]), wenn er auch erst in dessen Stammes- und Geistesbruder Ajas den Gegner auf Tod und Leben findet. Das Bild des Ajas leuchtet aus der Ilias in alle Lande und Zeiten. Mit Recht ist gesagt worden, daß es zusammen mit dem Achills das vollkommene Heroenideal der Hellenen ergebe[321]), und daß er neben Achilleus und Agamemnon die notwendigste Person der ilischen Sage sei[322]). In der nachhomerischen Dichtung nun — der Αἰθιοπίς des Arktinos von Milet und der Ἰλιὰς μικρά des Lesches — treten Odysseus und Ajas als Bewerber um die Waffen des Achilleus auf, und Odysseus siegt bei diesem Wettstreit. Der hier gefällte Spruch, der Ajas in Wahnsinn und Tod treibt, würde, da seine symbolische Bedeutung nicht zu verkennen ist, auf den hellenischen Nationalcharakter das eigenartigste, ja bedenklichste Licht werfen, wenn er unwidersprochen geblieben wäre. Unterliegt es doch keinem Zweifel, daß griechischer Dichter- und Sehergeist in dem Antagonismus der beiden Helden und in dessen Ausgange ein für Jahrtausende typisches Bild arischen und semitischen Ringens gegeben hat, woraus dann folgte, daß die edelsten arischen Geister unter jenem Ausgang leiden mußten und sich nicht dabei bescheiden konnten. Das beginnt gleich in der Odyssee, wo — in der berühmten Begegnung des Odysseus mit dem Schatten des unversöhnlichen Ajas im Hades — der seines Sieges Unfrohe dem gewaltigen Gegner von einstens wie zur Sühne die uneingeschränkteste Huldigung darbringt[323]). Das gleiche Motiv wendet Sophokles in seinem Ajas an, der allerdings der sittlichen Hebung des Odysseus eine Herabsetzung des Ajas unter seinem Lieblingsgesichtspunkte der Gottesfürchtigkeit zugesellt. Mit der ganzen

[320]) Homer, „Odyssee", 8, 75.

[321]) Schneidewin in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Sophokleischen Ajas.

[322]) Wilamowitz, a. a. O., S. 246.

[323]) Odyssee 11, 543 ff.

Wucht seiner sittlichen Größe aber ist dann Pindar für Ajas eingetreten, ja man kann geradezu sagen, dieser stolzeste Herold arisch-hellenischer Größe habe sich die Ehrenrettung dieses seines Lieblingshelden methodisch angelegen sein lassen[324]). Noch Plato läßt sodann in seiner Apologie (p. 41 B) den Sokrates seine Sehnsucht aussprechen, zu Palamedes und Ajas zu kommen „und wer sonst noch durch ungerechtes Gericht untergegangen sei". Die Äolier in Troas erzählten, nach Odysseus' Schiffbruch seien die Waffen des Achilleus an Ajas' Grabmal herangeschwommen[325]). Und die Auflehnung gegen jenen verhängnisvollen Urteilsspruch hat noch lange in den Literaturen anderer Völker, ja in arischen Gemütern bis in die begeisterten Aufsätze deutscher Primaner hinein, nachgezittert.

Wir sahen, was dies bedeutet. Aber wir dürfen doch auch nicht übersehen, daß die Griechen es über sich vermocht haben, den Mittelländer Odysseus unter den besonderen Schutz der Athene, der nächst Apollo nordischsten Gottheit, zu stellen, was so viel heißt wie: ihm in der arisch-hellenischen Welt das volle Bürgerrecht zuzuerkennen. Rein auf sich selbst gestellt, verfällt das arische Heldenideal nur zu leicht tragischem Lose. Wie die Welt einmal ist, kommt semitische Lebenskunst weit eher darin zu Geltung und Ehren. Nichts anderes besagt die tiefgründige Allegorie unseres deutschen Tierepos, in welchem ja auch „Tugend und Weisheit" in Gestalt Reinekes den Sieg davontragen.

Nach diesem allen klärt sich nun doch unsere Stellung zum Griechentume in einem ganz neuen Sinne. Was an der unserer Vorväter des klassischen Zeitalters irreführend und unhaltbar war, war die wahllose Verherrlichung alles Griechischen schlechthin. Wir haben immer mehr gelernt, das Arische in ihm, als das uns Verwandte, aufzusuchen,

[324]) Im Index nominum der Christ'schen Pindarausgabe sind sämtliche auf Ajas bezügliche Stellen verzeichnet. Da sie, wie ich gezeigt zu haben denke, von der höchsten Tragweite und bisher viel zu wenig beachtet sind, kann ich nur dringend raten, sie einzusehen. Ganz besonders sei auf die 7. und 8. Nemeische und auf die 3. und 5. Isthmische Ode verwiesen. Da heißt es unter anderem: „Blind an Geist ist ja der Menschen weit größte Zahl. Vermöchten sie zu sehen die Wahrheit, hätte des Telamon starker Sohn sich, erzürnt um die Wehr, nicht den blanken Stahl in die Brust gestoßen, der größte Held nach Achilleus." Und weiter: „Ja, Vergessen drückt im argen Streite den Mann, der, rüstig an Muth, karg an Wort ist (ἄγλωσσος μέν, ἦτορ δ'ἄλκιμος). Doch dem bunten Truge winkt als Krone der höchste Gewinn. In betrüglicher Stimmen Heimlichkeit fröhnte das Volk dem Odysseus: Ajas rang, des goldenen Waffenschmucks beraubt, im Selbstmord." Und vollends: „Auch stärkre Männer warf die Kunst geringerer schon in den Staub hin. Kennt ihr doch die blutige Kraft des Ajas, die in später Nacht er, stürzend ins eigene Schlachtschwert, gebrochen, daß die Schmach auf Hellas' Volke lastet, das gen Troja zog. Doch Homer hat vor der Welt ihm Ruhm verlieh'n, der alle seine Tugend hoch erhob und in göttlichen Liederweisen kundthat an das späte Geschlecht zum Festgesange. Denn in unsterblichen Tönen wallt es weiter, was von Meisters Lippen strömt; durch fruchtbare Fluren und über die See wandeln leuchtend, ewig unauslöschbar, edler Thaten Sterne."

[325]) Pausanias I, 35. 4. Einige weitere Zeugnisse bei Schneidewin, a. a. O., 5. Aufl., S. 62.

das wir aber auch um so fester halten müssen. Wir haben nun zwar an einer früheren Stelle bekannt, daß der Deutsche sich im allgemeinen den Hellenen von der Gemütsseite nicht leicht ebenso verbunden fühlen werde wie den Indern und den Iraniern. Dies Rätsel dürfte, soweit überhaupt, am ersten dahin zu lösen sein, daß die Inder ihren Niederrassen, die Iranier zum mindesten den Turaniern weit schroffer und fremder gegenüberstanden als die nordischen Griechen den Mittelländern (und Vorderasiaten), mit denen sie sich auch weit wahlloser vermischten, an die sie viel mehr vom Ihrigen abgaben. So erscheint das Arische in Indien und Iran nach manchen Seiten noch reiner und schärfer ausgeprägt als in Hellas — religiös, aber auch in der Heldensage —, dem des Orients Umklammerung in dem Maße gefährlicher wurde, als der kulturelle Abstand im Vergleich zu jenen anderen Ländern ein geringerer war. Wahrhaft heimatlich weht es uns im Grunde nur aus der Achäerwelt[326]) an, aus der Welt Homers, in dessen Sonne ja denn auch unser Schiller sich zu baden sehnte. Im klassischen Zeitalter sind es vorwiegend doch immer nur die einzelnen erlauchten Geister, ein Äschylos und Sophokles, ein Thukydides, Plato und Demosthenes, in denen wir voll mit aufgehen können. Die Plastik natürlich nicht zu vergessen, der es ja sogar gelang, das nordische Ideal für das Auge noch lange festzuhalten und in Jahrhunderte hinüberzutragen, in welchen dessen Seele schon mehr und mehr entwichen war[327]). So war es ja denn auch vollauf logisch begründet, daß jene herrliche Bewegung, kraft welcher wir uns im 18. Jahrhundert die Griechen heimholten, in Winkelmann von jener Kunst aus ihren Anfang nahm. Ihm folgten, jeder ein Entdecker in diesem Neulande, jeder den Blick darauf erweiternd, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin und als letzter Richard Wagner. Sie alle haben den Antrieb zu einem besten Teile ihres Schaffens von dort entnommen, weil sie in dem hellenischen Arier das Urverwandte fanden und erkannten[328]). Eine feste, klare Linie zieht sich auch von der griechischen zur deutschen Philosophie; eines Geistes sind die Lehren Platos

[326]) Treffend bezeichnet Kynast, S. 10, die Achäer als die Urhellenen.

[327]) Wie unverhältnismäßig das nordische Schönheitsideal in der guten Zeit überwog, beweist nichts sprechender, als daß — soweit ich habe feststellen können — selbst Odysseus auf der weit überwiegenden Mehrzahl seiner Abbildungen prachtvoll arische Züge trägt. Vgl. z. B. Baumeister, „Denkmäler", II, 1035 bis 1046. Roscher, „Lexikon der griechischen und römischen Mythologie", III, 1, S. 653—681. („Odysseus in der bildenden Kunst.")

[328]) Am meisten gilt dies von Goethe, dem Wagner mit Recht zurufen konnte: „Heil dir, Goethe, der du die Helena dem Faust, das griechische Ideal dem deutschen Geiste vermählen konntest," und der wie so leicht kein zweiter „das Land der Griechen mit der Seele gesucht hat", weil er selbst viel vom Griechen in sich hatte. Das ist oft hervorgehoben worden, so schon in Otto Jahns schönem Greifswalder Vortrag über die Iphigenie (1843): „Mit staunender Bewunderung schauen wir in seinem edlen Angesicht die klare Schönheit eines Apollon, die majestätische Kraft eines Zeus, jene wahrhaft olympische Heiterkeit und Ruhe, wie sie den schönsten Gebilden der alten Kunst eigen ist, aber nicht minder nehmen wir in dem tiefen Auge, in dem bewegten Munde, in den geistig

und Kants, und Schopenhauer konnte sich ihnen als Dritter gesellen nicht nur im enger philosophischen Sinne, nein, als nie verstummender Lobpreiser griechischer Geistesherrlichkeit überhaupt. Unter der Einwirkung der großen philhellenischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat sich dann längere Zeit sein Wort bewahrheitet: „Die Alten sind und bleiben der Polarstern für alle unsere Bestrebungen... Schande wartet des Zeitalters, welches sich vermessen möchte, sie beiseite zu setzen[329].“ Und doch drohte dies unter dem doppelten Ansturm internationaler Weitherzigkeit und übernationaler Engherzigkeit einzutreten. Erst im Zeichen der Rasse hat sich dann die hoffentlich endgültige Wiederannäherung vollzogen, die in immer mehr Zeugnissen zutage tritt und unter anderem in der Widmung des Kynastschen Buches „Dem hohen Andenken derer, die Apollon und Athena schauten“ symbolischen Ausdruck fand[330].

Wir sind so den Griechen durch die mit ihrem geistigen Gesamtinventar vorgenommene Sichtung zwar, unseren Vorfahren gegenüber, in manchen Beziehungen etwas ferner gerückt, insofern wir sie im allgemeinen objektiver betrachten. Dafür aber dürfen wir sie von anderen Seiten jetzt weit unmittelbarer als die Unsrigen, fast als einen Teil von uns, betrachten, und jedenfalls ist uns von dem unermeßlich reichen Kulturgut, das sich in ihnen aufgesammelt und verkörpert hat, nichts wahrhaft Großes verloren gegangen, noch kann es uns je verlorengehen. Die ganz großen Arier, von denen neben den Germanen die Griechen die meisten gestellt haben, sind heute mehr denn je Gemeinbesitz zunächst der arischen Welt, die sie nutzen und verwerten muß, wie sie nur kann, ehe die Versumpfung, die unsere ganze Kultur bedroht, auch sie und uns mit erfaßt. Das ist schon damit gegeben, daß aus Hellas der Genius hervorgegangen ist, der der Welt den Idealismus erschlossen und vorgelebt hat, und mit ihm die Lebensmacht, ohne welche auch deutsches Wesen nicht gedacht werden kann.

Wenn wir jetzt darangehen, das bisher zum Wesen der Rasse im allgemeinen und der hellenischen im besonderen Ergründete aus der grie-

---

belebten Zügen mit inniger Rührung den Ausdruck einer Seele wahr, die, was auch immer unser Inneres bewegt, wahr und warm empfunden hat.“ Neuerdings hat die Spiegelung des apollinischen Ideals in Goethe und dessen eigene apollinische Natur Kynast in seinem vorbezeichneten Werke gut gekennzeichnet. Zu bedauern ist es, daß einzelne Deutsche, darunter selbst ein Moeller van den Bruck, Goethe so verkennen konnten, daß sie diesen aus innerster blutlicher wie geistiger Zusammengehörigkeit erwachsenen Teil seines Lebenswerkes als eine Abirrung bezeichneten.

[329] „Parerga“, Bd. II, S. 436.

[330] In geistvoller Weise werden diese Gedankengänge unserer innerlichen Zugehörigkeit zum arischen Griechentume als Ur- und Vorbild, mit besonderer Betonung des Rassengesichtspunktes, sozusagen programmatisch durchgeführt in einer Studie G. A. O. Collischonns im „Deutschen Philologenblatt“, Jahrg. 36, Nr. 7, S. 105 ff. Sehr gut auch Th. Bieder, „Geschichte der Germanenforschung“, Bd. 3, S. 232 ff.

chischen — dichterischen wie wissenschaftlichen — Literatur noch etwas näher zu belegen und zu ergänzen, so haben wir uns zunächst zu erinnern, daß im gesamten Quellenmaterial uns doch nur ein verhältnismäßig kleiner Teil dessen erhalten ist, was griechischer Forschungsgeist einstens zutage gefördert hatte. Der weitaus größere dürfte verbrannt, vermodert oder verloren sein. Und darunter entfallen, wie wir sehen werden, gerade für unser Gebiet äußerst wichtige Werke. Demnächst kommen die Beschränkungen in Betracht, welche teils den alten Völkern insgesamt, teils den Griechen nach ihrem besonderen Naturell in der Forschung auferlegt waren. Ganz zu geschweigen von dem Abstraktum Rasse, selbst deren konkreterer Vorstufe, der Völker, vermochten diese sich nur in der vagsten Weise zu bemächtigen. „Nam olim Graeci", sagt Leibniz, „quos ignorabant populos, occidentales Celtarum, septentrionales Scytharum, orientales Indorum, meridionales Aethiopum appellatione designabant, ulteriora ex propioribus denominantes."[331]). Der Mangel an nüchterner Methode, das Vorwalten der Phantasie und anderes kam hinzu, vor allem aber die bewußte Einseitigkeit, welche, aus dem Hochgefühl der eigenen Art entsprungen, sie abhielt, sich in das Wesen fremder Nationen ernstlicher zu versenken. „Graeci, qui sua tantum mirantur", konnte so Tacitus von ihnen sagen[332]). Das hat sie, bis erst die letzten großen philosophischen Geister der klassischen Zeit hierin Wandel schufen, nicht nur in der Praxis den Fremdvölkern derartig ferngehalten, daß sie, ohne irgendeinen Rassenunterschied zu machen, für alles Nichthellenische („Barbarische") eine Art negativer Rechtsgleichheit oder Ebenbürtigkeit schufen, indem sie vom minderwertigsten Individuum der minderwertigsten Rasse bis zum Fürstensohne eines stammverwandten Volkes wahllos alles zum Sklaven machten[333]), es hat sie vor allem wohl auch abgehalten, selbst in Ländern, wo sie auf kolonisatorischem Wege dauernd ansässig geworden waren, wie in Asien und Ägypten, sich die dortigen Denkmäler- und sonstigen Quellen wissenschaftlich zu eigen zu machen[334]). Doch dürfte gerade hier vielleicht das zuvor über das viele Verlorengegangene Gesagte seine Anwendung finden; sicher gilt dies für eine ganze Reihe von Werken griechischer Autoren über phönizische Dinge[335]). Wie summarisch sie aber bei solchen Gelegenheiten vorzugehen pflegten, dafür haben wir ein Beispiel darin, daß sie auf sämtliche Bewohner des zwischen Kleinasien, Ägypten, dem

[331]) „De originibus gentium" (Opera T. IV, 2, p. 194).

[332]) Ann. II, 88.

[333]) Buchholz, „Die homerischen Realien", Bd. III, 2, S. 377. (Achill verkauft den Priamiden Lykaon nach Lemnos!)

[334]) G. Finlay, „Greece under the Romans", p. 9. 10.

[335]) R. Pietschmann, „Geschichte der Phönizier", S. 7/8. Die Griechen haben sogar den Namen der Phönizier als einer besonderen weltgeschichtlichen Einheit (nach dem Merkmale der rötlich gebräunten Hautfarbe) geschaffen, da diese selbst sich meist nach ihren Vaterstädten nannten (vgl. Homers „Sidonier"). Ebenda, S. 13, 107, 121.

syrischen Küstenabschnitte und dem persischen Meerbusen eingeschlossenen Länderkomplexes ohne Unterschied eine entstellte Form des Namens von deren ehemaligen Beherrschern, den Assyrern, „Syrer", übertragen haben[336]).

Daß überhaupt alles zuvor Gesagte nur mit Einschränkungen gilt, liegt bei der einzigartigen Veranlagung und Begabung der hellenischen Rasse allzusehr in der Natur der Sache. Der einzige Name Herodot würde genügen, um Übertreibungen nach dieser Seite vorzubeugen. Aber auch der des Ktesias und andere sind neben ihm als ehrenvolle Ausnahmen zu nennen. Und merkwürdigerweise haben gerade diese selteneren Kundgebungen derartig durch die Jahrhunderte fortgewirkt und nachgetönt, daß Pausanias (im 2. Jahrh. n. Chr.) sich über die Morgenländerei jener Männer beklagen und ausrufen konnte: „Die Hellenen seien doch wirklich sehr sonderbar, wie sie alles Ausländische[337]) immer weit mehr anstaunten als das Einheimische." Hierbei haben nun wohl unzweifelhaft Eindrücke aus der hellenistischen Zeit mitgewirkt, in der ja nicht nur die Griechen selbst ihren Horizont stark erweitert hatten, sondern auch vieles sich literarisch und sprachlich in ein griechisches Gewand hüllte, was nicht griechisch war. In dieser Epoche ist man dann auch auf künstlerischem Wege den fremden Rassen nähergetreten. Die Münzen namentlich haben uns eine Reihe von Porträts, z. B. der baktrischen Könige und einiger Könige des Bosporus, überliefert, bei denen man sich freilich gegenwärtig halten muß, daß diese, deren Körperbildung durch Wechselheiraten mit unter Umständen auch fremdblütigen Frauen gehoben gewesen sein muß, den Typus der Rasse ihres Volkes meist wohl nur sehr bedingt wiedergaben[338]).

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen kommen wir jetzt zum einzelnen und beginnen, wie billig, mit Homer.

Wir sprachen schon früher von dem gewaltigen Einfluß, den Homer auf die Einigung der griechischen Stämme in ihrer Gottesverehrung ausgeübt hat. Aber damit ist seine Bedeutung für das griechische Gesamtleben noch keineswegs erschöpft. Ein neuerer Historiker hat gesagt: „Homer hat den Griechen nicht nur, wie Herodot sagt, ihre Götter, sondern auch ihre Urgeschichte geschaffen[339])". Letzteres ist dann freilich einschließlich der urhellenisch-achäischen Periode zu verstehen, für deren, und damit des reinstarischen Hellenentums, Erkenntnis Homer dieselbe Bedeutung besitzt wie die Veden für die des reinstarischen Indertums. Und so gipfelt denn auch sein kultureller wie sein dichterischer Wert darin,

[336]) Ebenda, S. 17.

[337]) IX, 36, 3.

[338]) R. St. Poole im „Archiv für Anthropologie", Bd. 18, S. 337. Sehr merkwürdig ist die Tatsache, welche ich dem Bericht über einen Vortrag des Herrn Professor Buschor in der Freiburger Kunstwissenschaftlichen Gesellschaft entnehme, wonach vom 7. Jahrhundert bis zum Ausgang der Antike die griechische Kunst sich immer wieder mit der Darstellung der schwarzen Rasse beschäftigt habe.

[339]) Beloch, „Griechische Geschichte", Bd. I, S. 47.

daß er dem arischen Hellas sein Hoheslied gesungen, daß er der Nachwelt ein Sittenbild seines Volkes aus dessen größter und schönster Zeit hinterlassen hat, das sich, wie auch die Helden, aus denen es sich zusammensetzte, durch alle Perioden der griechischen Geschichte in kanonischer Geltung erhalten hat[340]).

Der für uns wichtigste dieser drei Gesichtspunkte ist natürlich der anthropologisch- bzw. ethnologisch-historische. Ehe wir aber versuchen, an einigen Beispielen zu zeigen, eine wie nie versagende Quelle Homer nach dieser Seite darstellt, müssen wir mit einem Worte wenigstens Hesiods gedenken, der in mehr als einer Beziehung als Lehrer und geistiger Gesetzgeber seines Volkes Homer, wenn auch nicht vollebenbürtig, zur Seite tritt. Schon die vorbezeichnete Stelle des Herodot (II, 53) gilt genau genommen beiden Dichtern gemeinsam („Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Theogonie gemacht und den Göttern ihre Benennungen, Würden und Beschäftigungen gegeben und die Gestalten derselben bestimmt"), und auf Hesiods „Theogonie" hat ja in der Tat die Bezeichnung als einer Art von Kodex der griechischen Religion angewandt werden können[341]). Aber kaum geringer muß seine Bedeutung für die Heldensage, und damit für die Urgeschichte, gewesen sein. Dafür zeugt, da die hierher gehörigen Werke nicht erhalten sind, schon die eine Tatsache, daß der bekannte Hellenenstammbaum (Hellen und seine Söhne) in seiner authentischen Fassung, die in einem Fragment der „Eöen" überliefert ist, auf ihn zurückgeht.

In ganz anderem Umfange freilich faßte Homer die Anschauungen und das Wissen ganzer langer Zeiträume zusammen, so daß doch nur er letzten Endes bei seinen Volksgenossen die Rolle der Bibel oder der Veden vertreten konnte. Von dieser seiner beispiellosen Autorität nur ein paar Proben. Die geographische Wissenschaft der Griechen hat sich in der Hauptsache an der Homererklärung emporgerankt: Strabos Geographie Griechenlands sieht fast wie ein Kommentar zu Homer aus[342]). Die größte Rolle spielt dabei der Schiffskatalog der Ilias. Daß dieser lange Zeit als historisches Dokument betrachtet wurde, bezeugt die Angabe, daß unter Solon die Athener und Megarer ihre gegenseitigen Ansprüche auf Salamis durch Zitate aus ihm zu begründen suchten[343]). Ähnlich mutet es uns an, wenn wir hören, daß die Athener

[340]) „Alle Ethik der philosophischen, literarischen und rhetorischen Zeit tritt für die Nachwelt in den Schatten neben der edlen und trotz aller Leidenschaft und Gewalttat so reinen homerischen Welt. Hier waltet eine noch nicht durch Reflexion zersetzte Empfindung, eine noch nicht zerschwatzte Sitte, eine Güte und ein Zartgefühl, woneben das ausgebildete Griechentum mit all seiner geistigen Verfeinerung seelisch roh und abgestumpft erscheint. Was diese spätere Zeit noch vom Besseren festhielt, verdankt sie im Grunde dem Weiterleben Homers und seiner Ausbildung der mythischen Gestalten." (Jakob Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte", Bd. II, S. 344.)

[341]) Otfr. Müller, „Geschichte der griechischen Literatur", Bd. I³, S. 144.

[342]) Christ, „Geschichte der griechischen Literatur", 3. Aufl., S. 685.

[343]) Niebuhr, „Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde", S. 32.

auf eine andere Stelle daraus, wo gesagt wird, daß ihr Stammheros Erechtheus der Erde entstamme, nicht wenig stolz gewesen seien, da sie Zeugnis für ihre Autochthonie ablege[344]).

Und noch bei unserem ganz anders kritischen Geschlecht ist das Ansehen des alten Sängers kaum geringer. Mit staunender Dankbarkeit können wir Gelehrten des 20. Jahrhunderts nur immer aufs neue bekunden, wie viel und wie Unschätzbares er uns für unsere Wissenschaft an die Hand gegeben hat. Auch wo seine Mitteilungen ans Märchenhafte streifen, bergen sie nicht selten einen wertvollen wissenschaftlichen Kern. Man sehe z. B. nur, was alte wie neuere Forscher aus seiner Schilderung der Zyklopen herauszuholen gewußt haben: Aristoteles, der diese als Beispiel für das Leben einer noch nicht über die Familie hinausgehenden Menschengruppe verwertet[345]), oder — von den Neueren — Arbois de Jubainville, der ihnen den Beweis entnimmt, daß primitive, urgeschichtliche Rassen (Höhlenbewohner) gleichzeitig mit frühgeschichtlichen, wie sie Odysseus vertritt, in Südeuropa gehaust haben, und daß erstere, als den Göttern des indogermanischen Kreises bis zur völligen Unkenntnis fremd, außerhalb dieses Kreises gestanden haben müssen[346]). Allerdings ersehen wir num gerade wieder aus Homer, daß er die griechischen Götter, und damit das Höchste, selbst den Äthiopen mitgibt, was nicht nur auf eine sehr weitherzige Toleranz in religiösen, auch auf eine gewisse Ahnungslosigkeit in rassischen Dingen schließen lassen kömmte. Und doch hat er die Äthiopen, die er in östliche und westliche teilt, denen er in Memnon den schönsten Mann als Fürsten zuerteilt, auch von der letzteren Seite genügend charakterisiert, um die Ethnologen, die unter anderem für den östlichen Zweig an die dunklen Bewohner Gedrosiens und Indiens, für die westlichen an die Berbern gedacht haben, in lebhafteste Bewegung zu bringen[347]). Ebenso verhält es sich mit dem Zwergvolke der Pygmäen (= Däumlinge), die Homer ins südliche Afrika — wie er's verstand —, vornehmlich in die sandigen Regionen Libyens, verwies, die dann wiederum Aristoteles dem Bereiche der Fabel entzog, und die neuesterdings durch die Wissenschaft die gründlichste Bestätigung erfahren haben[348]).

Mehrfach hat Homer in stichwortartigen Bezeichnungen den Ton für alle späteren Beurteilungen und Charakteristiken einzelner Völker angegeben, wie wenn er die phönizischen Händler als Ausbünde von Verschmitztheit, die aller Kniffe und Pfiffe voll seien, bezeichnet[349]), oder

344) Ilias II, 548. Buchholz, „Die homerischen Realien", Bd. I, 1, S. 195, welches Werk auch für das Folgende mehrfach herangezogen ist.

345) Polit. I, 1, 7.

346) „Les premiers habitants de l'Europe", T. I², p. 4ss.

347) Buchholz, Bd. I, 1, S. 282 ff., mit Literatur.

348) Ebenda, S. 373 ff. Peschel, „Völkerkunde", 6. Aufl., S. 483—86, mit den Beschreibungen neuerer Reisender, insbesondere Schweinfurths.

349) Φοίνικες πολυπαίπαλοι Odyssee XV, 415, 417, 419. Vgl. auch ebenda XIV, 288.

den Karern das Prädikat Βαρβαρόφωνοι beilegt, was nach Strabos Vorgang mit Recht dahin gedeutet worden ist, daß der Barbarenbegriff von der Sprache, von dem Ungriechisch oder schlechten Griechisch, das dem Hellenen unerquicklich ins Ohr klang, seinen Ausgang genommen habe.

In der Ilias (II, 804, IV, 437 ff.) wird die Verschiedenheit der Mundarten unter den Verbündeten der Trojaner, in der Odyssee (XIX, 175 ff.) die unter den griechischen Stämmen auf Kreta erwähnt. Letztere Stelle bietet ein besonderes, daher auch viel verwertetes Beispiel dafür[350]), wie Homer in die Aufhellung wichtiger völkerkundlicher Fragen — in diesem Falle einer solchen der griechischen Urgeschichte und Stämmeschichtung — entscheidend eingegriffen hat. Er zählt dort fünf verschiedene Volksstämme auf, welche verschiedene Dialekte sprachen: Achäer, Eteokreter, Kydonen, Dorier und Pelasger. Die Eteokreter und Kydonen sind offenbar die Urbewohner (Autochthonen): erstere Bezeichnung (= wirkliche oder echte Kreter) konnte natürlich erst Sinn haben, als der Gegensatz zu späteren Ansiedlern gegeben war, das heißt, nachdem Hellenen sich in Kreta niedergelassen hatten. Auch wurden erst in dieser, — der „Minoischen" — Periode die Kreter zu den hellenischen Völkern gerechnet. Bei der ungemeinen Bedeutung, die diese Insel durch die neueren Ausgrabungen gewonnen hat, ist dieser Überblick über ihre Bewohnerschaft und ihre verschiedenen Besiedelungen von doppeltem Wert[351]).

Daß das soeben Gesagte auch die Kulturgeschichte mit einbegreift, daß die ganze ältere Kultur der Griechen sich uns vornehmlich an der Hand Homers erschließt, versteht sich von selbst. Man braucht zum Belege dessen nur einen Blick in einschlägige Werke wie Schraders Reallexikon oder Hehns Kulturpflanzen und Haustiere zu werfen[352]).

Auch auf das soziale Leben der Griechen eröffnet eine einzelne homerische Wendung manchmal blitzartig die bedeutsamsten Rückschlüsse. Wenn Achilleus in der Ilias (IX. 648) gegen Ajas äußert, Agamemnon habe ihn vor den Argeiern schnöde behandelt wie einen verachteten Beisassen (ὡς ἀτίμητον μετανάστην), so läßt sich hieraus schließen, daß es in der heroischen Zeit schon eine Art von naturalisierten Halbbürgern gab, welche sich, ohne durch Geburt dem Volke anzugehören, im Lande niedergelassen hatten, und daß diese mehr oder minder

[350]) Vgl. z. B. Wilser, „Polit. Anthropol. Revue", VII, 254.

[351]) Überaus merkwürdig wäre es, wenn wirklich auch die ersten dunklen Ahnungen von den Germanen (als einem im europäischen Norden wohnenden, höchst gerechten Volke, einem „Volk der gerechtesten Männer", Ilias XIII zu Anfang) in der Griechenwelt auf Homer zurückgingen. Mindestens erwähnt mußte diese Möglichkeit werden, da Männer wie Müllenhoff, Erwin Rohde und Ed. Norden dafür eingetreten sind. S. Th. Bieder, „Geschichte der Germanenforschung", Teil 3, Leipzig 1925, S. 213 ff.

[352]) Vgl. z. B., was Hehn a. a. O., S. 165 ff. über den Flachs bei den Griechen der epischen Zeit ausführt, wo der Linnenpanzer des jüngeren (lokrischen) Ajas dazu dient, den gewissermaßen vorhellenischen Charakter des lokrischen Stammes zu illustrieren.

rechtlos, jedenfalls vom Gesetze nicht geschützt waren. Wir haben in ihnen die Vorgänger der späteren Metöken zu erblicken.

Daß auch für die Feststellung des physischen Typus der älteren Hellenen Homer in erster Reihe zu befragen ist, sahen wir oben. Als ewige Muster treten seine Helden neben die nordischen Brüder aus den indischen, persischen und germanischen Epen — und zwar nicht nur in ihren leiblichen, auch in ihren seelischen Zügen —, wie sie etwa Helena dem Antenor im dritten Gesange der Ilias zeigt und schildert. Und neben den königlich edlen Atriden, neben Achill, dem schlanken, schnellfüßigen, dem Urbild männlicher Schönheit, und Ajas, dem gewaltigen, der in seiner gigantischen Gestalt mit Haupt und Schultern unter dem übrigen Volke hervorragt, darf auch Odysseus nicht fehlen, der zwar in der genannten Szene in seiner äußeren Erscheinung neben den anderen zurücktritt, aber im allgemeinen doch in der Ilias in der Runde der arischen Helden noch weniger absticht, wenn er auch schon vorwiegend als der erfindungsreiche Ratgeber auftritt, der sich dann in der Odyssee in seinem eigensten Allerweltsrevier in den listenreichen Großabenteurer gewandelt hat. Es entspricht dies der Tatsache, daß Ilias und Odyssee, wie sie der Entstehung nach geraume Zeit auseinander liegen, so auch verschiedene Entwicklungsstadien des griechischen Lebens widerspiegeln müssen. Daß übrigens auch in alle jene arische Herrlichkeit der älteren Zeit schon gelegentlich die Niederrassen ein Wort mit dreinredeten, hat der Dichter unter anderem in der Gestalt des Thersites vernehmlich, ja drastisch angedeutet.

Und endlich noch eines. Mehr als einmal klingt aus beiden Epen die wehmütige Klage heraus, daß jenes Heldentum sich nicht auf der Höhe habe halten können, daß die Geschlechter der Menschen nicht nur an physischer Kraft und kriegerischer Tapferkeit, sondern auch in ihrem sittlichen Werte gesunken seien. Unwillkürlich entnehmen wir dieser Klage etwas von dem Bilde einer Achäerdämmerung, wie es uns weit greller, ja erschütternd aus der Schilderung des fünften Zeitalters (nach dem goldenen, silbernen, erzenen und „heroischen“ das eiserne) in Hesiods „Werken und Tagen“ (Ἔργα καὶ ἡμέραι Vers 174—201) entgegentritt. Um eine solche Düsternis überhaupt zu begreifen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sie einem Hellas entstammt, in welchem eine alte Heldenzeit erloschen, ihre stolzen Burgen gebrochen, die Generation aber, welche ein neues Zeitalter heraufführen sollte, noch nicht zu ihrer ganzen geschichtlichen Größe herangewachsen war.

Der Dichter dieses neuen Hellas nun ist Pindar gewesen. Er lebt und webt im Glanz und Ruhm hellenischen Adels, in den Wettkämpfen (Agonen) jeder Art, als dessen damals höchstem Ausdruck, in der Verherrlichung arischer Heldengröße. Er war selbst ein Mann von altem hellenischem Hochadel, der mit dem Könige Hiero wie mit seinesgleichen verkehrte und ganz in dem Gedanken des noblesse oblige aufging. So kann man ihn denn auch insofern den am meisten griechischen aller

Dichter nennen, als ihm, wie keinem anderen, das Blut im Vordergrunde steht. Es bildet die tragende Grundlage seines gesamten Schaffens, edler Stammbaum liefert ihm das Hauptmaterial, aus dem er den Bau seiner Siegesgesänge aufführt. Entsprechend der gemeingriechischen Auffassung, die den Menschen immer als Glied seines Geschlechtes und Volkes nahm, sieht auch Pindar den gegenwärtigen Ruhm des Siegers vor allem im Zusammenhange mit der Vergangenheit des Stammes und Staates, aus dem er hervorgegangen; die Ahnen, die Stammheroen leben nach Geist und Charakter, ja selbst in ihren Geschicken, in den Siegern fort. Daß jene zumeist ins Mythische hineinragen, konnte ein Geschlecht nicht beirren — dem auch Pindar noch angehörte —, welches die Heroenwelt noch so gläubig in lebendige Verbindung mit der Gegenwart brachte. Im Gegenteil mußte, wie eben das Beispiel Pindars lehrt, dieser schöne Wahn den dichterischen Flug nur erhöhen.

Echte Art ist Pindar alles. Nicht List noch Gewalt vermag ihr etwas anzuhaben:

„Weder mag der Fuchs im roten Pelze noch
Der brüllende Leu der Urart Weise wandeln“[353]).

Sie bricht auch immer wieder durch. Wie die Erde nicht in jedem Jahre reiche Früchte zeugt, sondern zuweilen ausruht, also die Geschlechter der Menschen. Aber

„Alter Stammestugenden Kern
Ringt nach unterbroch'nem Gedeihn
Zu neuer Kraft sich auf“[354]).

Noch einmal sei hier auch an die zähe Begeisterung erinnert, die Pindar dem Adlersohne Ajas[355]), und in ihm dem arischen Heldenideale, widmet: Der ganze Mann liegt darin, um so mehr, da er damit auch ein Beispiel gibt, daß ein Großer sich nicht vor dem Erfolge beugt, und hätte er alle Mächte der Erde hinter sich, wenn er die Wahrheit gegen sich hat.

Während Pindar längere Zeit in der Rassenliteratur auffallender- und unberechtigterweise stark vernachlässigt worden ist, hat dagegen der Ausspruch eines anderen griechischen Lyrikers, Theognis, der die Weisheit Pindars gewissermaßen negativ-kritisch wiedergibt, reichliche Verwendung darin gefunden[356]). Wir dürfen ihn hier ebenfalls nicht übergehen. Er lehrt, daß das Adelsblut verdorben werden muß,

---

[353]) Schluß der 11. Olympischen Ode: „Τὸ γὰρ ἐμφυὲς οὔτ' αἴθων ἀλώπηξ οὔτ' ἐρίβρομοι λέοντες διαλλάξαντο Fῆθος.“

[354]) 11. Nemeische Ode.

[355]) Ajas hieß nach Pindar nach dem Adler, den Zeus in dem Augenblicke, da er dem Vater Telamon verkündet wurde, diesem sandte.

[356]) Darwin (im 2. Kapitel des 1. Teiles der „Abstammung des Menschen“) hat den Anfang damit gemacht, dann sind ihm namentlich die Rassenhygieniker gefolgt, und heute fehlt die Stelle kaum in einem wichtigeren Rassenwerke mehr. Offenbar hat sie auch Goethe bei einer bekannten entsprechenden im 7. Gesange von Hermann und Dorothea vorgeschwebt.

wenn bei ihm nicht, wie bei edlen Tieren, Zucht geübt wird, wenn zumal Habsucht und Geiz dazu verleiten, daß Edle und Unedle Familienbande untereinander schließen. Er findet sich in den Elegien, Vers 183 ff.:

„Widder erwählen zur Zucht wir untadlig, o Kyrnos, und Esel,
Ross' auch, denn jeder will solche von tüchtigem Schlag
Aufziehn; aber zu freien des Schuftes verächtliche Tocht
Kümmert den Edelen nicht, bringt sie nur Schätze ihm
Ebenso sträubt sich ein Weib nicht, des Schurken Gattin
Ist er nur reich, denn vor zieht sie der Tugend das G

Und weiter: (Vers 190 ff.)

„Reichtum vermischt das Geschlecht.
Darum wundre dich nicht, Polypaïdes, wenn ins G
Sinket der Bürger Geschlecht, Edles mit Schlecht

Offenbar ist hier von einer Menschenklasse di
und immer einer sinkenden Adelskaste
auch sonst ergeht sich der einer
zur Aufgabe gesetzt hat,
altadeligen Grundsät
in dem Gedankeng
des Besitzes un
Seelenadel d
kommt ni
deutung
Rasser
ren
me
de
g

teres, wenn wir hören, daß diese höchstwahrscheinlich in ihrem ersten Teile ein auf den Argonautenzug bezügliches Drama enthielt, das Ganze sich also, indem das eine sich als die Fortsetzung des anderen gab, vor dem weltgeschichtlichen Hintergrunde der Jahrtausende langen Kämpfe zwischen Europa und Asien, als etwas schicksalhaft Gegebenen, abspielte.

„Schutzflehenden" sind für uns dadurch von besonderem Inter-
sie (Vers 250 ff.) ein ziemlich klares Bild von dem Gebiete
s zu der Zeit, da Danaos und seine Töchter, von den Ägyptern
m peloponnesischen Argos Schutz suchten, der pelasgischen
unterstand. Diese erstreckte sich darnach damals außer dem
Griechenland noch auf Epirus, Thessalien und Makedonien
an Thrakien. Wenn wirklich als der historische Kern dieser
ehmen ist, daß — etwa um 1700 v. Chr. — aus Ägypten
kos sich an die Küsten des Peloponnes geflüchtet hätten,
wo der thrakisch-illyrische Zweig der Indoeuropäer
n sein mußte[359]), so gewinnt die von Äschylos
tschaft zwischen Pelasgern und Ägyp-
der damals noch nicht durch-
der Mittelmeerrasse. Daß
Zeit in einer Lebens-
zur Beratung ein-
opags zu Athen

ichtungen
nach der
Wirk-
iebte,
aufe

en

zu verfolgen, die ganze Skala der Freuden und Leiden einer Gesellschaft zu durchmessen, in welcher das geheiligte Alte zum größten Teil ins Wanken gebracht, der Glaube der Väter unterhöhlt, das klare, schlichte Denken durch Sophistik angefressen, der gesunde mannhafte Bürgersinn durch politische Leidenschaften, Flatterhaftigkeit und Genußsucht herabgedrückt, durch rhetorische und demagogische Künste irregeleitet war.

Von alledem finden wir, wie gesagt, ein Echo im Euripides, das vielfach um so seltsamer anmutet, als es anachronistisch genug in das Heroenzeitalter zurückverlegt wird und von dort herübertönt. Das gleiche gilt nun aber auch von den Kundgebungen gesunden Sinnes, sich aufraffenden Artbewußtseins, mit welchem dieser tiefernste, tragisch zerrissene Dichter sich jenen Schäden seiner Zeit entgegenwirft. Sicher steht er an gemeinhellenischem wie an athenischem Patriotismus keinem seiner Vorgänger nach, aus der Aulidischen Iphigenie und anderen Werken, vor allem aus dem Schlusse des Jon, spricht er vernehmlich genug, und im Kyklops (V. 291 ff.) erleben wir es gar, daß Odysseus dem sizilischen Polyphem schon zumutet, sich — als Sohn des Poseidon — auf den Boden panhellenischen Gemeingefühles zu stellen! An früherer Stelle schon konnten wir darauf hinweisen (Bd. I, S. 301—310), daß kein anderer Dichter, ja vielleicht überhaupt nicht leicht ein zweiter Hellene, sich den Barbaren gegenüber so in die Brust geworfen, diesen ihre Unterlegenheit so zu verstehen gegeben habe[360]). Daß dies aber nicht aus einem persönlich hochfahrenden oder beschränkten Wesen hervorging, lehren Stellen wie Jon 1139 ff., wo ausdrücklich gesagt wird, daß Sklaverei nur ein Begriff sei, der Sklave dem Freien völlig gleich stehe, wenn sein Wert darnach sei, oder Phönikerinnen 246 ff., 290 ff., 300 ff., 630 ff., wo die phönizische Herkunft und Blutsverwandtschaft der Thebaner ungeschmälert verkündet wird.

Und doch wieder hält Euripides auf das „Unvermischte" (ἀκέραιος), er wird zum Herold der Rasse, der er in dem Maße mehr als seine Vorgänger das Wort redet, als er sie, deren hohe Bedeutung keinem Hellenen verborgen blieb, im Schwinden begriffen sieht. Wir gedachten früher der breit ausgesponnenen Stammbäume seiner Prologe. Und wie preist er den Adel: „Erhab'ne Zierde, die mit Ruhm das Leben schmückt, von Edlen abzustammen!", heißt es Hekabe 375 ff., und Andromache 743 ff.: „Nicht leben möcht' ich, oder aus edlem Geschlecht entsprossen sein." Das hindert ihn an anderer Stelle nicht, neben dieser allgemein weltanschaulichen Gesinnung in praktischer Anpassung an die Zeit eine Vorliebe für den tüchtigen Bürger, als den Mittelstand zwischen der Masse und dem damals schon sehr unzuverlässig gewordenen Adel, an den Tag zu legen (Schutzflehende 235 ff.). Die Hauptsache ist auch ihm immer die Wahrung des Erbgutes, der unverrückbaren Naturanlage, die jeder Mensch mit in die Welt bringt (Hekabe 5!4—590 u. ö.), und demnächst

[360]) Die Hauptstellen hierüber sind a. a. O. zusammengetragen.

die sorgfältige Zucht, welche ein frischgrünend und stark aufblühendes Geschlecht erst befähigt, dem Heimatlande eine rettende Schutzwehr zu werden (Jon 470 ff.). Sein letztes Wort in diesen Dingen spricht der Dichter in den Herakliden 293 ff., gewissermaßen der klassischen Stelle des Altertums:

„Ein schön'res Erbteil gibt es doch für Kinder nicht,
Als edler, wackerer Väter Blut entsprossen sein,
Und frei'n um edle Frauen. Wer, von Lust betört,
Mit schlechten sich verbindet, solchen lob' ich nicht,
Daß er der Lust zuliebe Schmach den Kindern bringt.
Denn böses Schicksal wehrt dir ab der edle Stand,
Wenn niedrer Stand verzweifelt."

Das Geschick wollte nur, daß dieses Loblied auf die Rasse erst erscholl, als es mit dieser vorbei war, wie ähnlich die Rückkehr zu den alten Göttern von Euripides in den Bakchen erst vollzogen oder anempfohlen ward, als, nicht am wenigsten unter seinem Zutun, ihr Bild in den Herzen der Hellenen schon verblaßt oder doch getrübt war. Und so hat er auch der kosmopolitischen Humanität, deren Zeit bald darauf anbrach, nicht wehren können, ja eher vorgearbeitet, wie er ja denn auch seinen den seiner Vorgänger weit überbietenden Ruhm vornehmlich ihr verdanken sollte[361]. Daß er so — als guter Athener und im Herzen Aristokrat — doch wider Willen an der Auflösung des alten Volkstums und dem damit unrettbar verbundenen Rückgang der und des Edlen mitwirkte, hat ihm vor allem die unversöhnliche Gegnerschaft des Aristophanes zugezogen.

Auch von diesem, zum Abschluß unserer Dichterschau, noch ein Pröbchen, auf daß in einem notgedrungen im ganzen so streng ernsten Werke das Heitere wenigstens nicht ganz fehle. Wo anders könnte es sich finden, als in der Königin aller Komödien, in den Vögeln? Da belehrt uns der Kuckuck, daß er die Vögel, die früher Barbaren gewesen seien, mit der Menschensprache bekannt gemacht, sozusagen hellenisiert habe (V. 199 ff.), und von Prometheus erfahren wir gar, daß es auch im Götterreiche nicht anders aussehe als auf Erden: wie hier über den Hellenen (d. h. aufwärts nach dem Binnenlande zu) die Barbaren wohnen, so im Olymp über den hellenischen die Barbarengötter oder Götterbarbaren (V. 1520 ff.).

Von den Dichtern uns den Denkern der Griechen zuwendend, müssen wir jetzt in diesem einen Falle von der zeitlichen Reihenfolge absehen und von den letzteren einen Mann an die Spitze stellen, der, wie er unser Problem von der Quelle — der Natur — an am gründlichsten erfaßt, so auch ihm mit schöpferischer Kraft eine Deutung und Formulierung gegeben hat, die dementsprechend durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende weiter-

[361]) So Mommsen in seiner meisterlichen Charakteristik des Euripides Römische Geschichte I⁵, S. 921—925.

wirken sollte. Das ganz Einzigartige an Hippokrates, dem großen Arzt und Naturforscher, ist, daß ihn die Verfechter der Milieu- wie die der Rassenlehre mit annähernd gleichem Rechte für sich in Anspruch nehmen können. Anfänglich scheint dies allerdings nicht so, indem Hippokrates der Umwelt in einem Maße das Wort redet, wie wir es später fast nur noch bei einzelnen extremen neueren Denkern — in den Übertreibungen Buckles etwa — wieder antreffen. Doppelt und dreifach viel will es aber unter diesen Umständen besagen, wenn er nun doch ganz unter der Hand, und ohne es zu wissen und zu wollen, zur Entdeckung der Rasse, freilich in seinem Sinne als eines unbedingten Produktes der Umwelt, gelangt. Diesen Fund wird ihm die Wissenschaft ewig danken, deren späteren Vertretern es ein leichtes war, neben der vermeintlichen Allmacht der Umwelt auch die der Rasse selbst innewohnende Urkraft zur Geltung zu bringen.

Die Hauptschrift, in welcher Hippokrates seine Gedanken über diese Fragen niedergelegt hat, ist betitelt „Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων", d. h. über die Rückwirkung von Luft, Wasser und Ortslage auf die menschlichen Bewohner. Ein goldenes Buch hat Blumenbach die kleine Schrift genannt und damit gewiß nicht zu viel gesagt. Schicken wir nur gleich voraus, daß Hippokrates, wenn er mit großem Scharfsinn den Einfluß der Natur auf das Schicksal der Gesellschaften untersucht, dabei ganz unverhältnismäßig, fast ausschließlich, das Klima in Betracht zieht. Die „ὧραι" spielen bei ihm die Hauptrolle, d. h. eigentlich die Räume und Zeiten der Sonnennähe und Sonnenferne (Süden und Sommer, Norden und Winter), dann übertragen die den verschiedenen Jahreszeiten und Zonen eigentümlichen Temperaturen, von deren Gleichmaß die klimatische Begünstigung eines Landes abhängt. Eingehend führt nun Hippokrates aus, wie das Klima die Lebensweise bedingt, und wie aus dieser wieder nicht nur die physische Beschaffenheit, sondern auch der Charakter der Völker hervorgeht. Durchgehends legt er dabei die Einteilung der ihm bekannten Welt in zwei Teile zugrunde: Asien und Europa, die er als gegensätzlich einander gegenüberstellt. (Ägypten und Libyen dürfte er, wie Homer, zu Asien geschlagen haben, die betreffenden Partien sind nicht erhalten.) Den Asiaten hat die Natur alles reichlicher und bereitwilliger zugemessen, daher sie auch körperlich große Vorzüge vor den Europäern aufweisen, welche, kärglicher bedacht, in der höheren Entwicklung ihrer Kräfte einen Ersatz suchen müssen. An den Skythen werden besonders genau die Folgen des rauhen Klimas, Tapferkeit und kriegerischer Sinn bei Männern und Frauen, Ertötung der Wollust usw. dargetan.

Nun aber kommt der entscheidende Punkt. Hippokrates war ausgegangen von der Voraussetzung, daß sich in Asien und Europa zwei große Menschenkomplexe, als Massen, gegenüberständen. Neben anderen Unterschieden aber fällt ihm jetzt auch der auf, daß die Menschen in Asien einander mehr gleichen, daß die Europäer abgestufter, gruppenweise

stärker individualisiert sind. Und damit eben ist er ganz unmittelbar der Rasse auf der Spur; der Begriff ist ihm aufgegangen, wenn er mehrfach es ausspricht, daß — als Folge äußerer Natureinflüsse — menschliche Gruppen sich bilden, die sich unter sich ebenso gleichen wie sie sich von anderen Gruppen unterscheiden. Wir müssen ihn hier selbst hören: „Περὶ δὲ τῶν Σκυθέων τῆς μορφῆς, ὅτι αὐτοὶ αὐτοῖσιν ἐοίκασι καὶ οὐδαμῶς ἄλλοις, ὡυτὸς λόγος καὶ περὶ τῶν Αἰγυπτίων". Haben wir da nicht schon das berühmte Taciteische sui tantum similes vorausgenommen? Und an einer anderen Stelle heißt es gar: „ὅτι πολὺ ἀπήλλακται τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων τὸ Σκυθικὸν γένος καὶ ἔοικεν αὐτὸ ἑωυτέῳ, ὥςπερ τὸ Αἰγύπτιον". Hier werden Skythen und Ägypter sogar als Rassen — oder doch rassisch bestimmte Völker — benannt, und es ist in der Tat eine wunderliche Ironie, daß Hippokrates, der Vater der radikalsten Milieutheorie, mit dem „γένος", als das er jene herausschält, zugleich als erster die Rasse definieren mußte. Und nicht genug damit, daß er diese naturwissenschaftlich festgestellt hat, er schreitet auch schon zu den geschichtlichen Rassen fort, indem er die Unterschiede des Volkscharakters auf geistig-seelische Momente wie Verfassungen u. dgl. begründet. (So heißt es von den ihm näherliegenden europäischen Völkern, sie unterschieden sich von den asiatischen „διὰ τοὺς νόμους ὅτι οὐ βασιλεύονται ὥςπερ οἱ Ἀσιηνοί": hier die freiheitlich gesinnten Hellenen, dort die knechtischen, despotisch regierten Orientalen.)

Nach dieser grundlegenden Leistung erscheint es fast nebensächlich, was sich bei einem Hippokrates von selbst versteht, aber der Vollständigkeit halber doch nicht fehlen darf, daß er sowohl für die allgemeine Biologie bzw. Anthropologie wie für die Völkerkunde noch manche wichtige Einzelerkenntnis beigebracht hat. In ersterer Beziehung sei daran erinnert, wie sehr er die Erblichkeit betont, die er sogar sehr weit, z. B. auf die künstliche Deformation des Schädels bei den Makrokephalen Kleinasiens, ausgedehnt zu haben scheint[362]). In letzterer Beziehung verdanken wir ihm unter anderem die ersten genaueren Nachrichten über die Anwohner des Schwarzen Meeres und über die Pfahlbauern am Phasis[363]).

Nach dem, was wir im Eingang dieses Bandes über die Behandlung völkerkundlicher Fragen bei den Griechen und an anderer Stelle über deren ganz ungemeine Veranlagung und Vorliebe für Genealogie gesagt haben, werden wir uns in erster Linie an ihre Geschichtschreiber halten, wenn es gilt, Ausbeute für diese Wissenschaften und die aus ihnen gemeinsam resultierende Rassenkunde zu gewinnen. In der Tat lassen schon die Berichte über die ältesten, die sogenannten Logographen, und die uns überkommenen Fragmente derselben keinen Zweifel daran,

---

362) Roget de Belloguet, „Ethnogénie gauloise", T. II, p. 22, 170 ss.

363) Christ, „Geschichte der griechischen Literatur", S. 364. Zu Hippokrates vgl. im übrigen noch Topinard p. 8—10, 17. Die Zitate im Text sind dem ersten Bande der Ausgabe von Kühn (Lipsiae 1825) entnommen.

daß die geschichtlichen Aufzeichnungen mannigfachster Art, in denen sie mythische, geschichtliche, geographische und ethnographische Stoffe bunt durcheinander anhäuften, doch schon ahnungsvoll dem zusteuerten, was die Werke ihrer Nachfolger zu unschätzbaren Fundgruben für uns machen sollte. Ganz besonders gilt dies für den letzten und bedeutendsten dieser Reihe, Hekatäos von Milet, der in seinen Werken (περίοδος γῆς und γενεαλογίαι) als erster jenen Wissenszweigen eine kritische Behandlung angedeihen ließ und insbesondere die Völkerkunde zum Range einer Wissenschaft erhob. Hekatäos, der neuerdings immer höher gewertet wird[364]), war der unmittelbare Vorgänger Herodots, der des öfteren auf ihn Bezug nimmt, und dem er als Vorbild und womöglich zu überbietender Nebenbuhler vorgeschwebt hat.

In Herodot haben wir den in jeder Beziehung ergiebigsten Geist des Altertums für Anthropologie und Ethnologie im weitesten Sinne zu erblicken. Nicht als ob er diese Wissenschaften schon ex officio betrieben oder überhaupt eigentliche Betrachtungen über Rassenleben angestellt hätte, aber er hat auf alles ein Auge, worin solches wurzelt und woraus es sich entwickelt, und so fließt ein schier überreiches Material wertvollster Erkenntnisse wie von selbst in die kindlich einfache und doch unbewußt tiefgründige Wiedergabe seiner nimmermüden, allseitigen Beobachtungen mit ein. Es ist gewiß kein Zufall, daß der mächtigste Erwecker rassischen Geistes in neuerer Zeit ihm eine begeisterte Dankeshuldigung dargebracht hat[365]), die, nachdem die überlegene Weitherzigkeit der Gesichtspunkte, der wunderbare Instinkt für das Wesentliche, die Wahrheitstreue des Mannes verdiente Würdigung gefunden, in den folgenden Sätzen, als dem Fazit des Herodoteischen Werkes („le plus complet peut-être des documents qui ont pu jusqu'ici aider l'homme à retrouver l'homme dans le passé"), gipfelt: „Il a possédé cette qualité suprême, don des poëtes et des philosophes, si rare chez les historiens, que rien de ce qui est humain ne l'a laissé froid. Il s'est peu occupé des théories, des doctrines, des faits généraux ... mais avec raison il leur a préféré la connaissance. l'étude, l'exposition de l'homme même, sous quelque climat, ou loi, ou nationalité qu'il l'ait rencontré."

Wenn es hiernach nicht in meiner Aufgabe liegen kann, genauer dem nachzugehen, worin Herodot sich an den allgemeinen Fragen unserer Wissenschaft versucht hat — Versuche, die naturgemäß, wie in der Klassifizierung der Rassen, der physischen Anthropologie usw., über

[364]) Schon Ernst Curtius nannte ihn „einen wissenschaftlichen Geist von bahnbrechender Wirksamkeit". Seitdem ist sein Ansehen noch gewachsen, namentlich durch den Nachweis, daß Strabos Schilderungen der Babylonier und Perser zum großen Teil auf ihn zurückgehen (F. C. Lehmann in der Festschrift für H. Kiepert, Berlin 1898, S. 307 ff.). Genaueres über ihn in der alsbald zu besprechenden Schrift von Graßl, S. 8—11, 77.

[365]) Gobineau, „Histoire des Perses", T. I, p. 246—252.

schüchterne Anfänge nicht hinauskommen konnten[366]) —, so fällt mir um so mehr ein doppeltes anderes zu: erstlich — an einigen methodologisch wichtigen Beispielen — zu zeigen, wie hellsichtig er schon an manche Einzelerscheinungen des Rassenlebens herangetreten ist, und sodann — das uns hier Nächstliegende —, welche Bedeutung er für das Blutsleben insonderheit der Griechen sich errungen hat.

Dies alles wird sich uns als um so wertvoller, ja bewundernswerter erweisen, je mehr wir uns klar machen, vom Hintergrunde welcher Bindungen er es abzulösen hatte. Zunächst ist ja klar, daß ihm nach seiner ganzen Entwicklung noch ein Stück vom alten Logographen anhaften mußte. In nur zu vielen Fällen ist Sagenhaftes und Geschichtliches endgültig nicht zu unterscheiden, so daß seine Funde und Auskünfte manchmal ebenso sehr cruces und nuces als wirkliche Aufklärungen und Besitztümer für uns bedeuten. Die Milieutheorie des Hippokrates ist eine weitere Fessel. Wie sehr er ihr unterworfen war, lehrt, von anderen Beispielen abgesehen — wie wenn er z. B. den vermeintlichen Unterschied der Schädeldichtigkeit zwischen Persern und Ägyptern auf sie zurückführt (III, 12) —, die Tatsache, daß er sein Gesamtwerk, noch dazu aus dem Munde des Kyros, in den Schlußworten in sie ausmünden läßt. Aber so wenig ihn aller Nebel, den Aberglaube und Beschränktheit des Horizontes über die damalige Völkerwelt noch ausgebreitet, daran gehindert hat, dieser im allerweitesten Umkreise ethnographische Wirklichkeiten ohne Zahl abzugewinnen, vermochte die weitgehende Beugung vor der äußeren Natur das freie Walten seines großen Instinktes für die eigenen inneren Gesetze des Menschentums zu hemmen, denen er sogar mit besonderer Vorliebe an allen Ecken und Enden nachgegangen ist.

Von der Urgesundheit Herodoteischen Denkens zeugt schon der Umstand, daß er sich die Ursprungsfragen, insbesondere die der Entstehung der Menschheit, so gut wie ganz fernhält. Seinem durchaus empirisch gerichteten Sinne genügt es, diese und ihre Unterabteilungen, die Rassen, als etwas Gegebenes zu nehmen. Um so mehr gefällt er sich darin, deren bunte Mannigfaltigkeit im Völkerleben aufzuweisen, wie bei der Aufzählung der dem Dareios zinsenden Stämme (III, 90 ff.) oder der Heerschau über Xerxes' Land- und Seemacht (VII, 61—99). Auch sichtet und scheidet er, wenn auch nicht systematisch, doch in einzelnen Fällen, wie z. B. bei den „Äthiopen", wie schon Homer, die westlichen, d. h. die kraushaarigen Negerstämme, von den östlichen, den schlichthaarigen dunkelfarbigen Indern (VII, 70). Wie Weibergemeinschaft, Polygamie und Inzucht ineinander übergehen, verdeutlicht er an den Massageten (I, 216) und an den nordlibyschen Nomadenstämmen

[366]) Über dies und alles Verwandte unterrichtet jetzt vortrefflich die Münchener Dissertation von A. Graßl „Herodot als Ethnologe" (Sulzbach 1904), besonders S. 20—30, 35 ff. und die Zusammenfassung am Schluß, S. 75—78.

(IV, 172)[367]). Auch an dem Problem gemeinsamer Abkunft entfernter Völker versucht er sich schon: die Kolchier im heutigen Mingrelien will er für ein erratisches Bruchstück ägyptischer Herkunft aus den Zeiten der großen Eroberungen unter Sesostris erklären und beruft sich zur Begründung dieser Vermutung auf die Ähnlichkeit von Haut und Haar, den gemeinsamen Brauch der Beschneidung und die beiderseitige Fertigkeit in der Linnenweberei (II, 103 ff.). Auch in Sprache und Lebensweise will er Ähnlichkeiten aufgefunden haben. Zwangsverpflanzungen weist er mehrfach nach, so die der thrakischen Päoner vom Strymon nach Asien (V, 12—16). Die für ihn merkwürdigste ist die der von Datis und Artaphernes gefangenen Eretrier in die Nähe von Susa, wo deren Nachkommen ihn selbst noch in der treu bewahrten Muttersprache begrüßten (VI, 119). Von einzelnen bedeutsamen Wanderungen wie der der Mysen und Teukrer in vortroischer Zeit, welche wahrscheinlich eins ist mit dem Zuge der mit jenen stammverwandten Phryger und Lyder, haben wir nur durch ihn Kunde (VII, 20, vgl. 73). Am reichhaltigsten sind seine Nachrichten über Kolonisierungen und die damit verbundenen Umgestaltungen der Blutsverhältnisse, insbesondere innerhalb der Hellenenwelt. Hier bedarf es keiner einzelnen Beispiele, da dergleichen ja zu seinem stehenden Materiale gehört. Nur das mag bemerkt werden, daß die soeben von mir vorgenommene stärkere Betonung der hellenischen Welt nicht etwa auf eine Bevorzugung derselben durch Herodot selbst schließen lassen darf. Vielmehr ist für diesen das Allerbezeichnendste die großartige Objektivität, mit der er den Barbaren — er faßt den Begriff noch durchaus blutlich, im Sinne von nichthellenisch, nicht kulturell — gegenübersteht, deren vielfache Überlegenheit, namentlich soweit die Perser in Betracht kommen, er bereitwillig zugesteht. Natürlich weilt er mit dem Herzen vorwiegend bei seinen Landsleuten, innerhalb deren er aber nun auch wieder eine Mittlerstellung einnimmt, was schon damit gegeben war, daß er dem alten Adel einer Stadt entstammte, die, auf karischem Boden von Doriern begründet, doch längst die überlegene jonische Kultur angenommen hatte, also, dorischen Geblütes, jonischer Bildung, einen Musterhellenen darstellte, der nach dem damaligen Stande der Dinge nur in Athen ausreifen und zur vollen Geltung gelangen konnte. Dort und von dort aus ist ihm denn auch die ungeheure Autorität zugewachsen, die, zu vergleichen nur mit der Homers, sich durch alle Zeitalter behauptet hat, und heute noch in bewundernden Ausrufen unserer ersten Forscher und Entdecker widertönt. Wir werden ja in nur zu viele Geheimnisse griechischer Vor- und Urgeschichte niemals eindringen, soweit wir es aber können, verdanken wir es in erster Linie Herodot, der allen Kardinalfragen hellenischer Blutsgeschichte

367) Mit H. Stein zu letzterer Stelle scheint nicht daran zu zweifeln, daß die ἐπίκοινος μῖξις (gemeinsame Begattung) nur innerhalb bestimmter Geschlechter vor sich gegangen, aus etwaiger früherer Weibergemeinschaft also mit der Zeit Inzucht erwachsen ist.

mit der summarischen Sicherheit des Genies und doch auch wieder mit der gewissenhaften Detailarbeit des wissenschaftlichen Kleinkrämers zu Leibe gegangen ist. Hier nur die Hauptbeispiele. Mit der lapidaren Wendung (I, 57): Τὸ Ἀττικὸν ἔθνος, ἐὸν Πελασγικόν, ἅμα τῇ μεταβολῇ τῇ ἐς Ἕλληνας καὶ τὴν γλῶσσαν μετέμαθεν", d. h. „Das Volk von Attika, das pelasgisch ist, hat bei seinem Übergange zu Hellenen zugleich eine andere Sprache angenommen", und einigen weiteren, die er zur Entstehung der hellenischen Nation beibringt (ebenda c. 56 bis 58), namentlich der wiederholten Bezeichnung der Pelasger als Barbaren, scheint die Pelasger- und Hellenenfrage gelöst, und es bleibt unverständlich, wie man diese beiden je hat blutlich zusammenwerfen können. Ebenso sollte allein das Zeugnis des Herodot genügen, um über das blutliche Hineinragen der Phönizier in die Hellenenwelt nicht den geringsten Zweifel zu lassen. (Vgl. z. B. seine Mitteilungen über deren Ansiedlungen im Ägäischen Meere II, 44, IV, 147 u. ö.). Von einschneidender Bedeutung ist seine Zergliederung der Bevölkerung des Peloponnes (VIII, 73), und vollends seine geschichtliche Überschau über die griechischen Gemeinwesen Kleinasiens aus den drei Hauptstämmen (I, 142—151). Am eingehendsten befaßt er sich mit den jonischen. Nicht allein, daß er über die Völkermischung, aus der die geschichtlichen Jonier hervorgegangen sind, wertvolle Angaben macht, Angaben, die uns in der Annahme bestärken, daß jene Gemeinwesen nicht aus einer großen jonischen Auswanderung, sondern aus vielen aufeinander folgenden Ansiedlungen hervorgegangen sind, er stellt auch (c. 146/47) ein förmliches Gerichtsverfahren über die Frage: angebliche oder wirkliche jonische Blutsreinheit an, wobei er nur die Abstammung von Athen und die Feier der Apaturien als Kriterium echtjonischer Abkunft gelten läßt, und wir unter anderem erfahren, daß selbst die, welche in diesem Punkte gut bestehen, zum Teil nach der Einwanderung Karerinnen zu Frauen genommen, und daß andere Fürsten lyzischer Herkunft gehabt hätten. Hier finden wir Herodot auf seinem allereigensten Felde. Der Beobachtungen und Mitteilungen über Herkunft, Genealogie und Verwandtschaften von hervorragenden Männern wie von Fürstenhäusern, von ganzen Stämmen und Völkern ist bei ihm kein Ende. Es steckte auch in ihm etwas vom Rassenspürhund, als welchen sich unser Ernst Moritz Arndt selbst gezeichnet hat[368].

Eine Gestalt ganz anderer, um nicht zu sagen entgegengesetzter Art haben wir in Thukydides vor uns. Zum mindesten läßt sich diese Gegensätzlichkeit für die Aufgabe, die er sich gestellt, behaupten. Es geht ihm einzig und allein darum, das gewaltige geschichtliche Drama

[368]) Zum Beleg sehe man, was Herodot über die Blutsverhältnisse von Attika (V, 66, 69), von Korinth (V, 92), von Argos (VI, 83), von Sikyon (V, 68, VI, 126), von Kreta (VII, 170/71), von Cypern (VII, 90), von Syrakus (VII, 155, 170), von Kyrene (IV, 159, 161, 186), endlich über die der Lykier (I, 173, 176) sagt.

des Peloponnesischen Krieges nach seinen Ursachen, seinem Verlauf und seinen Folgeerscheinungen ins Licht zu setzen. Damit war gegeben, daß im allgemeinen weitere ethnologische Ausblicke, wenn nicht ganz ausgeschlossen waren, doch nur beiläufig eine Stelle finden konnten. Thukydides nahm die Völkergruppen, wie sie zu seiner Zeit, als das Ergebnis Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende langer Mischungen, in geschlossenen nationalen Verbänden vorlagen, als geschichtliche Gegebenheiten, denen er nicht weiter nachforschte, hin. Herodot schrieb als erster eine Welt- und Völkergeschichte, Thukydides eine Teilgeschichte des Hellenentums. Und wiederum als Hellene empfindet er vorwiegend national, wo jener rassenhaft. Zwar dürfen wir nicht daran zweifeln, daß die heterogene blutliche Zusammensetzung des griechischen Volkes ihm so gut wie seinem Vorgänger bekannt gewesen und immer bewußt geblieben ist. Aber die Dinge waren damals schon so weit gediehen, stellten sich jedenfalls ihm so dar, daß der in nebelgrauer Ferne zurückliegende, im geschichtlichen Verlauf teils ausgeglichene, teils unwirksam gemachte pelasgisch-hellenische Gegensatz ganz unverhältnismäßig zurücktrat vor dem geschichtlich andauernd wirksamen, ja damals auf seine zur Katastrophe treibende Höhe gelangten dorisch-jonischen, der sich tatsächlich, als Grundgedanke und Leitmotiv sozusagen, durch das ganze Thukydideische Werk zieht[369]).

Das schließt natürlich bei einem Geiste vom Range des Thukydides nicht aus, daß auch gelegentlichen Seitenblicken, die er über das unmittelbar Zeitgeschichtlich-Nationale hinaus in die Völkerwelt vergangener Jahrhunderte wirft, für uns bedeutsame Aufschlüsse zur Vor- und Urgeschichte im allgemeinen wie insbesondere auch zur anthropologischen Ergründung der Griechen entwachsen. Und so haben denn schon die Mitteilungen des ersten Buches über das Werden von Hellas (in den ersten Kapiteln), über die Vorbewohner der Inseln (Kap. 8), über die Völkerwanderung in Griechenland und die planmäßigen Ansiedlungen außerhalb seiner Grenzen (Kap. 12) von je verdientermaßen in kanonischem Ansehen gestanden. Zu Anfang des 6. Buches gibt er eine Darstellung der vorhellenischen — Sikaner, Sikuler, Phönizier, Elymer — und hellenischen Siedlungen auf Sizilien, so gründlich und so klärend wie sie damals angesichts des hier besonders stark gehäuften Dunkels nur denkbar war. Einem anderen größeren ethnographischen Exkurse, der Aufzählung der das makedonische Reich bildenden Stämme (II, 99), verdanken wir neben Strabo das Wenige und Einzige, was uns das Altertum über die Vorgeschichte und rassische Zusammensetzung des make-

[369]) Seinen allerschärfsten Ausdruck findet er in der Rede des athenischen Gesandten Euphemos während des sizilischen Feldzugs (VI, 82 ff.), an deren Eingang die Gegnerschaft der beiden großen Stämme geradezu als immerdar (ἀεί ποτε) vorhanden bezeichnet wird. III, 92 wird die Gründung von Heraklea in der Landschaft Melis durch die Spartaner als dorischer Rassenakt dadurch gekennzeichnet, daß „Jonier, Achäer und einige andere Stämme" in dem Gründungsaufruf ausdrücklich ausgeschlossen werden.

donischen Volkes überliefert hat, und es hat sich gezeigt, daß gerade hier Thukydides der neuesten Auffassung in betreff der Nationalität und Geschichte der Makedonier stark vorgearbeitet hat[370]).

Übrigens aber versteht es sich von selbst, daß es da, wo Thukydides einmal ausnahmsweise völkerkundliche Fragen berührt, oft nicht sowohl auf das Materielle seiner Angaben als auf die Beleuchtung ankommt, die er diesen Fragen zuteil werden läßt. So, wenn er die vorgeschichtliche Epoche der Hellenen durch Schwäche und Vereinzelung gekennzeichnet werden läßt, welche erst durch die zunehmende Arbeitsteilung und die durch sie bedingte Zunahme des Verkehrs behoben werde, oder wenn er, in gewissen im westlichen Hellas erhaltenen Zuständen die einst allen Hellenen eigentümlichen erkennend, eine Idee der modernen Völkerkunde vorwegnimmt, die ja auch aus dem Bilde wenig entwickelter Völker auf das der Vorzeit der Kulturvölker Rückschlüsse anzustellen liebt[371]).

Die geringste Ausbeute von den drei erhaltenen bedeutenden Historikern der Griechen bietet uns Xenophon. Weder in dem „langweiligen Roman" seiner Cyropädie — einem rechten Vorläufer von Fénélons „Télémaque" —, noch in der farbenreicheren Schilderung des von ihm geleiteten Rückzugs der Zehntausend, noch vollends in seiner Griechischen Geschichte hat er je Veranlassung genommen, sich mit den ihm aufstoßenden Menschen und Dingen auf spekulativem Wege auseinanderzusetzen, und wenn ja einmal — namentlich in dem mittleren Werke — ein völkerkundlich interessanter Brocken für uns abfällt, ist das weder sein Verdienst noch seine Absicht, sondern es bringt es eben der Gegenstand ganz unmittelbar mit sich[372]). Das rassengeschichtlich Merkwürdige an diesem Manne ist für uns, daß er als echter Athener dem Spartanertum eine so begeisterte Verehrung widmete — eine Verehrung, die ihn nicht nur in seiner Schriftstellerei bis zur Einseitigkeit und Parteilichkeit beherrscht, die er auch im Leben in einem Grade betätigt hat, daß sie ihm die Verbannung aus dem Vaterlande zuzog. Ob diese Richtung seines Geistes in seinem Blute vorgebildet lag? Bekannt

[370]) Kretschmer, S. 285. Vgl. O. Hoffmann, „Die Makedonen", S. 231, 257 ff. Übrigens war die enge Verwandtschaft der Makedonier mit den Hellenen (Dorern) schon Herodot aufgegangen (I, 56).

[371]) Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, S. 207.

[372]) Immerhin kann Xenophon für ein paar wichtige Punkte des Rassenlebens wenigstens mit einzelnen Stellen aus Nebenwerken als Kronzeuge herangezogen werden. In seinen „Memorabilien" (Erinnerungen an Sokrates) hat er (II, 2, 4) den Grundgedanken der Eugenik, daß die Ehen nicht um des Liebeslebens der Eltern willen, sondern im Sinne des Wohlgedeihens der kommenden Generation zu schließen seien, im Munde des Sokrates unübertrefflich knapp und klar formuliert und in der Schrift über den Staat der Lakedämonier (namentlich im 1. und 5. Kapitel) deren überlegene Machtstellung vornehmlich auf ihre methodische Rassenzucht begründet. Außerdem aber verdanken wir ihm (in seiner Schrift über die Staatseinkünfte, „Πόροι, ἢ περὶ προσόδων" cap. 2, 3) die Mitteilung, daß die athenische Schutzbürgerschaft (die „Metöken") sich aus Lydern, Phrygern, Syrern „und anderen Barbaren aller Art" zusammengesetzt habe.

ist meines Wissens nichts von einem dorischen Einschlag in demselben[373].

Nach allen uns über ihn vorliegenden Nachrichten wie nach den erhaltenen Fragmenten zu schließen, wäre einer der für uns wertvollsten Historiker des Altertums Ephoros gewesen, der im 4. Jahrhundert v. Chr. eine allgemeine Geschichte der Griechen in Verbindung mit derjenigen des Auslandes schrieb, in welcher er sich anscheinend vornehmlich Herodot zum Muster nahm[374]. Das wichtigste Zeugnis über ihn hat uns Polybios hinterlassen, der ihn, im Gegensatze zu sich selber, als dem Vertreter politisch-pragmatischer Geschichtschreibung, an mehreren Stellen[375] als Autorität, fast als Spezialisten, für Kolonien, Städtegründungen, Stammverwandtschaften und Wanderungen anführt. In der Tat finden sich schon in den an und für sich leider spärlichen Fragmenten[376] reichlich viele dergleichen Untersuchungen; die Frage nach der Herkunft, nach dem Blute scheint ihn stets vor anderen interessiert zu haben, vgl. z. B. über Klazomenä (Steph. Byz.), über die epizephyrischen Lokrer (Strabo VI, p. 397), über Metapont (ebenda, p. 406), Milet (ebenda XIV, p. 941), Naxos (ebenda, VI, p. 410), Tarent (ebenda, p. 417), über die Frage, ob die Akarnanier den Griechen oder den Barbaren zuzuzählen seien (ebenda, VIII, p. 514).

Am merkwürdigsten ist wohl die Stelle, wo er von den Blutsverhältnissen Kleinasiens spricht. Sie ist uns von Strabo (XIV, p. 678 ff.) aufbehalten. Es heißt dort: „Ephoros behauptet, daß diese Halbinsel sechzehn Volksstämme bewohnen, drei hellenische, die übrigen barbarische, die Mischvölker ungerechnet (χωρὶς τῶν μιγάδων)". Worauf Strabo kritisierend erwidert: „Welche sind denn die Mischvölker?.. Gesetzt, sie waren gemischt, so machte doch das Übergewicht sie entweder zu Hellenen oder zu Barbaren; eine dritte Art, die gemischte, kenne ich gar nicht."

So viel ich habe feststellen können, ist dies das erstemal, daß das Problem der Mischung als solches (von Ephoros) wissenschaftlich ins Auge gefaßt worden ist, und Strabo hat in seiner Kritik des Ephoros dann auch schon den Grundsatz aufgestellt, den die neuere Rassenkunde nur hat bestätigen können, daß nämlich bei gemischten Völkern eines immer das Übergewicht hat und zuletzt auch den Namen gibt.

Mit am meisten hat Ephoros dadurch von sich reden machen, daß er als erster unter den Alten eine systematische Gruppierung der ge-

[373] Daß im übrigen das Lakonisieren in Tracht, Haltung und Lebensweise in den vornehmen Kreisen Athens nichts Ungewöhnliches war, ersehen wir aus Aristophanes Vögeln V. 1279 ff.

[374] Für Näheres sei auf die Einleitung der Ausgabe der Fragmente von Marx (Karlsruhe 1815) und auf die Literaturgeschichten, besonders Christ, Bd. I[6] S. 528—531, verwiesen.

[375] IX, 1. XXXIV, 1.

[376] Fragmenta Historicorum Graecorum ed Müller, I, 234—277.

samten hellenischen Völkerwelt vornahm, indem er sie nach den Weltgegenden in Inder (im Südosten), Skythen (im Nordosten), Äthiopier (im Südwesten) und Kelten (im Nordwesten) einteilte. Dies Verfahren, das bei dem großen Ansehen, welches sich Ephoros gewann, im Altertum weit hinaus gewirkt hat, mußte wohl oder übel dadurch, daß die verschiedensten Stämme nicht nur geographisch, sondern auch ethnographisch zusammengeworfen wurden, vielfach Verwirrung stiften, und hat daher in neuerer Zeit berechtigte Kritik erfahren[377]. Es entsprach freilich ganz der summarischen Unbekümmertheit, mit welcher man damals durchweg in diesen Dingen zu Werke ging, und wir finden denn auch nicht, daß es dem Rufe des Mannes geschadet habe, der vielmehr gerade bei den ernstesten und gediegensten Schriftstellern des Altertums uneingeschränktes Lob geerntet hat[378]. Daß ihm etwas wie Methode zum mindesten vorgeschwebt hat, geht schon daraus hervor, daß er, in der Erkenntnis, wie vielfach Tradition auf Fiktion hinauslaufe, die ganze mythische Zeit aus dem Bereiche der Geschichte, die er erst mit der dorischen Wanderung begann, ausschloß und die genealogischen Phantasien von Vorgängern wie Hellanikos scharf zurückwies. Nur haben seine guten Vorsätze nicht immer vorgehalten, wie er sich namentlich von Strabo sagen lassen mußte[379]. Und so ist ihm vollends in neuerer Zeit von seiten einzelner Altertumsforscher, welche in Thukydides das höchste, ja ausschließliche Ideal streng sachlicher historischer Kritik erblicken, mehr oder minder harter Tadel zuteil geworden, der freilich ihn nur als das bis in die neueste Zeit fortwirkende Haupt- und Urbild einer ganzen historischen Richtung traf und im Grunde diese Richtung selbst treffen sollte. Es handelt sich um die Gegensätze: unbedingte äußere Beglaubigung aller und jeder einzelnen Tatsache oder gelegentliche Hinnahme einer Hypothese, einer Induktiv-, ja selbst einer Surrogatwahrheit um höherer Gesichtspunkte willen. Zu leugnen ist nicht, daß alle Rassenwissenschaft sich nur zu oft mit letzterem Verfahren wird begnügen müssen. Und aus allem zuvor Ausgeführten ergibt sich ja, daß wir in Ephoros den ersten eigentlichen Rassendenker — wie in Herodot den ersten Rassenforscher — des Altertums zu erkennen haben. Welch einen ungemeinen Reichtum an Problemen er entfaltet hat, ersehen wir am besten aus Strabo, in welchem er hauptsächlich mit fortlebt[380]. Irrtümer mögen ihm dabei mannigfach mit unterlaufen sein,

---

377) Vgl. unter anderen Bayer, Opuscula p. 64 bei Schlözer, „Allgemeine Nordische Geschichte“, S. 289. Malte-Brun „Précis de la géographie universelle“, T. I, p. 79. Die Stelle bei Strabo, welche uns jene Einteilung überliefert, findet sich p. 34.

378) Sein Hauptlobredner ist bezeichnenderweise Polybios. (Vgl. besonders VI, 45, XII, 28 und Strabo X, p. 465).

379) Strabo, IX, p. 422.

380) Man sehe den Artikel „Ephoros“ im Namenregister des 4. Bandes von Chr. G. Groskurds deutscher Ausgabe des Strabo (Berlin 1834), S. 171 ff.

ebenso gewiß ist aber, daß ihm die Wissenschaft ein reichliches Teil wertvoller Erkenntnisse und Winke verdankt[381]).

Dem Geschichtswerke des Ephoros kommt eine symptomatische Bedeutung auch insofern zu, als es zu einer Zeit entstand, da der griechische Horizont sich erweiterte, das Griechentum aus seiner engeren Sphäre heraustrat und das Herannahen des hellenistischen Zeitalters sich immer deutlicher ankündigte. Es ist klar, daß in einer solchen Übergangsperiode der Barbarenbegriff mehr und mehr verblassen, von seiner Schärfe verlieren mußte, in dem Maße wie das Hellenenblut an Reinheit und Fülle verlor, aber ebenso begreiflich, daß Hellenen alten Schlages, die sich als solche fühlten, sich noch einmal mit aller Kraft auf ihn als den vornehmlichsten Ausdruck des alten Stammesstolzes warfen. Demosthenes zumal hält an dem Gegensatze von Hellenen und Barbaren zäh und energisch fest trotz einem seiner Vorväter[382]). Noch jetzt vertritt er erneut die einst von Euripides gepredigte Lehre, daß die letzteren normalerweise den ersteren zu gehorchen hätten, und seine Angriffe auf Philippos gipfeln darin, daß dieser vom hellenischen Standpunkte kein echtblütiger Sohn, sondern ein Bastard sei[383]).

Wenn man die ganze Reihe der Olynthischen und Philippischen Reden an sich vorbeiziehen läßt, gewinnt man den Eindruck einer Kluft zwischen dem Redner und den Angeredeten, die auf einer hoffnungslosen Unvereinbarkeit des Wesens, und diese wieder auf einer solchen des Blutes, beruhen muß. Aber Demosthenes ist sich gerade dessen nicht

381) Vgl. unter anderen Maspéro-Pietschmann S. 143 (zur Äthiopenfrage) und Arbois de Jubainville, T. I², p. 21 über die Westwanderungen der „Äthiopen“, d. h. die Ausbreitung der Berberrasse im westlichen (iberischen) Nordafrika. — Im allgemeinen muß hier bemerkt werden, daß es keinem unserer früheren Geschichtsschreiber des Altertums beigekommen ist, Ephoros seine Anerkennung zu versagen. (So Wachsmuth in seiner „Einleitung in die alte Geschichte“, Busolt „Griechische Geschichte“, Bd. I², S. 155—160.) Ja, von Männern wie Duncker und Ernst Curtius konnte Eduard Meyer sagen, sie hätten in der Weise des Ephoros Geschichte geschrieben. Dieser letztere hat zuerst den Vorwurf erhoben, Ephoros ermangele der wahren Kritik und schwanke zwischen Gläubigkeit und Skepsis („Geschichte des Altertums“, II, 15). Wilamowitz hat dann die allerschärfste Polemik gegen diesen eröffnet, er nennt ihn einen bloßen Literaten, der die Weltgeschichte als Objekt prunkvoller Beredsamkeit behandelt habe. („Aristoteles und Athen“, Bd. II, S. 16/17.) Dem widerspricht nicht nur Polybios XII, 28, aufs strikteste, auch Eduard Meyer, a. a. O., S. 16, der dort sagt, „Ephoros habe sehr ruhig und nüchtern geschrieben“. In seinen weiteren Erörterungen verfällt Wilamowitz leider einigermaßen in den Pamphletenton, und es war Zeit, daß Ephoros von anderer Seite wieder zu Ehren gebracht wurde. In dem Hauptpunkte, dem des Mangels an Kritik, ist ihm Beloch („Griechische Geschichte“, Bd. II, 416, Anm.) energisch zu Hilfe gekommen durch den Hinweis, daß „das sehr wenig gerechtfertigte Verdammungsurteil, das jetzt Ephoros gegenüber Mode sei, eventuell Thukydides' Archäologie (d. h. die Urgeschichtsbetrachtungen seines ersten Buches) ganz ebenso treffen würde“.

382) Hier nur einige Hauptstellen: Olynth. 3, 16, 24. Philipp. 3, 30, 31.

383) Demosthenes' eigene Mutter war übrigens wahrscheinlich „skythischer“ Abkunft (jedenfalls also eine Nordländerin): Äschines, gegen Ktesiphon 172.

bewußt gewesen. Wo er seinen Landsleuten das tatkräftige Nationalgefühl der älteren Hellenen zur Beschämung vorhält, weiß er für das Schwinden eines solchen nur moralische Gründe anzuführen, die zu beseitigen jene in der Hand hätten[384]).

In dieser Hinsicht nun hat unzweifelhaft sein älterer Zeitgenosse Isokrates tiefer geblickt. Er erkannte den wahren Grund von Athens Verfall und hat ihm in einer seiner Reden unübertrefflich klaren Ausdruck gegeben. Es heißt dort unter anderem[385]) (angesichts der Tatsache, daß man die starken Verluste der Feldzüge durch Aufnahme von Fremden in die Bürgerlisten wettzumachen suchte): „Alljährlich errichtete man ein Gesamtgrab... Dabei bemerkte man nicht, daß man die Gräber mit Bürgern, die Phratrien und Bürgerlisten aber mit solchen anfüllte, welche die Stadt nichts angingen... Die Familien der erlauchtesten Männer und die großen Häuser, welche die Tyrannenzeit und den persischen Krieg überlebt haben, finden wir vertilgt. Es ist aber nicht die Stadt glücklich zu preisen, welche von allen Enden her aufs Geratewohl viele Bürger anhäuft, sondern diejenige, welche den Stamm der von Anbeginn angesiedelten am besten erhält." Als erster Athener hat so Isokrates die seinem Vaterlande drohende Gefahr durchschaut und auch den biologischen Grund richtig bezeichnet. Freilich hat ihn diese Erkenntnis nicht abgehalten, bei anderen festlichen Gelegenheiten auf das Athenerblut noch recht weidlich zu pochen. Er hätte nicht der Redner aller Redner sein müssen, wenn er sich diese Seite hätte entgehen lassen. Die berühmte Autochthonie der Athener namentlich ist wohl nie volltönender gefeiert worden. So heißt es z. B. im Panegyrikus 24: „Denn dies Land bewohnen wir nicht als solche, die andere daraus vertrieben, oder die es leer in Besitz genommen, oder die aus vielen Völkerschaften gemischt sich zusammengefunden haben, sondern so edel und echt ist unsere Abkunft, daß wir den Boden, dem wir entsprossen, all die Zeit her beständig innehaben" und im Panathenaikus 124: „Die wir weder Mischlinge noch Ankömmlinge, sondern die einzigen Urbewohner unter den Hellenen sind"[386]). Dies lebhafte Rassenbewußtsein noch zu einer Zeit, wo es doch nur noch auf die Theorie sich stützen konnte! Auch dies, und wie sehr gerade Athen dazu beigetragen habe, das spezifisch Rassentümliche zu verwischen, hat wieder niemand klarer eingesehen als Isokrates, wenn er sagt (Panegyrikus 50): „Unsere Stadt hat bewirkt, daß der Hellenenname nicht mehr einen Volksstamm, sondern Gesinnung, Denkart, gewissermaßen ein Prinzip bedeutet (μηκέτι τοῦ γένους, ἀλλὰ τῆς διανοίας δοκεῖν εἶναι)."

---

384) Philipp. 3, 36, 37, 45, 46.

385) Den vollen Wortlaut gibt Reibmayr in der angeführten Studie, S. 26.

386) Ähnlich Lysias in der Pariser Ausgabe der Oratores Attici, I, p. 100.

Charakteristisch für Isokrates ist endlich noch die Stellung, die er in der Frage „Barbaren und Makedonier“ einnimmt. Er tritt da zwischen Demosthenes, der Philipp und die Seinen unbedingt aus der Hellenenwelt ausschließen, und Äschines, der sie unbedingt in sie hineinziehen will. Philipp ist ihm ein Verwandter, und die Makedonier bilden ein gleichberechtigtes drittes Blutselement neben Hellenen und Barbaren. Im Philippikus 154 legt er Philipp ans Herz, er möge als der Wohltäter der Hellenen, der König der Makedonen und der Beherrscher möglichst vieler Barbaren sich bewähren, und dies alles dreies faßt er zusammen in die Aufforderung, Makedonier und Hellenen vereint gegen die Perser zu führen. Alles in allem einer der weitest- und tiefstblickenden Geister des damaligen Griechenland!

Von den großen Philosophen Griechenlands liebt man neuerdings Plato mit in erster Linie unter den Rassendenkern aufzuführen. An sich ist dies gewiß nicht zu beanstanden, wohl aber die Weise, wie es geschieht, nämlich ohne alle Einschränkung, was bei Fernerstehenden und Laien den Anschein erwecken muß, als seien die betreffenden Schriften — es handelt sich um den „Staat“ und die „Gesetze“ — ohne weiteres und als gleichartige Glieder der Gesamtheit sowohl der Platonischen Schriften wie der allgemeinen Rassenliteratur einzugliedern. Das ist aber durchaus nicht der Fall, vielmehr treten sie in allerwesentlichsten Beziehungen aus beiden Reihen heraus. Schon ihr äußerer Umfang — sie sind die längsten des Meisters — scheint sie vorwiegend nur den Spezialisten einerseits für Plato, anderseits für Gesellschaftslehre, allenfalls für Rassenhygiene, zum Studium zu überweisen. Aber auch Inhalt und Ton sind von der Art, daß sich, hier wie dort, vieles äußerst fremd ausnimmt und nur ein Teil als für das Gedankenwerk des großen Weisen wie für die Rassenkunde ohne Vorbehalt in Betracht kommend sich erweist, während vor dem übrigen auch der größte Bewunderer Platos kopfschüttelnd stehen wird.

Um dies zu erklären, werden wir gut tun, zuvörderst die Zeitumstände ins Auge zu fassen, aus denen ein Werk wie der „Staat“ mit seinen sozialen Reformvorschlägen erwuchs. Der für Athen unglückliche Ausgang des Peloponnesischen Krieges mußte alle edleren Geister dieser Stadt in die düsterste Stimmung versetzen, und einem alten Adelssproß wie Plato ergab sich dabei von selbst die Erkenntnis, daß die Demokratie gründlich abgewirtschaftet habe, daß eine aristokratische Reaktion zur Lebensnotwendigkeit geworden sei. Diese legte er sich dabei in dem Sinne zurecht, daß es gelte, dem Handels- und Industriestaat, zu dem das attische Reich ausgeartet war, einen zugleich geistig beseelten Staat alten Schlages, mit Landbau, Zunftverfassung und patriarchalischen Einrichtungen, entgegenzustellen. Ja, so weit ging er dabei in seinem altertümelnden Drange, daß er sogar an der Kleinstaaterei, mit der es doch, wie sich bald nachher zeigen sollte, kaum weniger als mit der Demokratie vorbei war, unbedingt festhielt, weil er seine Grundforderung der vollen Einheit

der Interessen, des Wollens, der Überzeugung, nur in dem begrenzten Umfange des kleinen Stadtstaates durchführen zu können hoffen durfte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß damit den Verwirklichungsmöglichkeiten seiner Reformpläne von Hause aus in dem Maße Schranken gezogen waren als die Staaten größer würden, davon gar nicht zu reden, daß er sich mit ihnen an ein ganz anderes — nicht mehr vorhandenes — Geschlecht wandte als das seiner Zeit, das sich davon abgekehrt haben würde, auch wenn sie ihm ein anderer als Plato gebracht hätte.

Das aber kam nun hinzu, daß hier ein Mann vor sein Volk hintrat, dem, als dem kühnsten aller Idealisten, nichts Geringeres vorschwebte, als, alles Leben, und so auch das staatliche, zu einer Vorbereitungsstufe, einem Abbild eines höheren zu gestalten, dem es daher auch nicht darauf ankam, mit der Wirklichkeit aufs rücksichtsloseste umzuspringen, Utopien auf Utopien zu häufen, unbekümmert darum, in welch radikalistische Gesellschaft ganz anderer Art er dabei geriet, wie wenn er Gemeinschaft der Weiber, Kinder und Güter, Aufhebung der Ehe, Paarung auf Zeit, Beseitigung von Familie und Privatbesitz, ja die unbedingteste Gleichstellung der Geschlechter unter die Grundlagen seines Idealstaates aufnahm. (Im Punkte des Privatbesitzes und der Familie hat Plato später in den „Gesetzen" leise Zugeständnisse gemacht, als er selbst einsah, daß sein erster Staat „sich nur für Götter und Göttersöhne eigne".) Und nun das allereigenst Platonische, der eigentliche Kern dieser Staats- und Gesellschaftstheorie, aus welchem der Sokratiker, dem ja alle Tugend lehrbar erschien, hervorblickt: die Ordnung des öffentlichen Lebens kann nur durch eine Lehre bestimmt werden. Die Macht der Erziehung, der philosophischen Unterweisung, der überlegten Weisheit ist für Plato weitaus die Hauptsache, und so kann nach ihm auch die beste Staatsform auf philosophischem Wege entdeckt und durch freie Zustimmung der Bürger angenommen werden. Diese Gedankengänge gipfeln in dem berühmten Satze, daß der Not der Menschen kein Ende sein werde, ehe nicht entweder die Herrscher Philosophen oder die Philosophen Herrscher werden — „eine Aristokratie des Wissens in einem Volke von Übermenschen".

Wenn es darnach feststeht, daß „das gesamte Menschenmaterial, das höhere nicht weniger als das niedere, in diesem Staate für die Herrschaft einer Lehre geopfert wird[387])", so wird zugleich klar, wie weit sich Plato mit diesem seinem Grundgedanken von allem eigentlichen Rassendenken entfernt. Weder des physiologischen Unterschiedes der Menschenrassen noch der Erblichkeit der Eigenschaften ist er sich voll bewußt geworden, oder hat doch beides nicht genügend berücksichtigt. Nur ganz allgemein und von weitem klingt der Rassengedanke ahnungsvoll in sein Lehrgebäude hinein, insofern ihm der Staat den Menschen

---

[387]) Worte Windelbands in seiner ausgezeichneten Analyse der beiden Platonischen Schriften in seinem „Platon" (4. Aufl., Stuttgart 1905, S. 149 bis 177), an die sich auch die obige Darstellung teilweise anlehnt.

im großen bedeutet, er die Staaten aus den menschlichen Eigenschaften hervorwachsen läßt. Wenn er aber weiter, im Anklang an Hesiod, den er sogar ausdrücklich nennt („Staat“, VIII, 546), drei Klassen von Menschen mit organischem Charakter annimmt, denen er je nach ihren Anlagen Gold oder Silber oder Erz und Eisen zuspricht, und aus denen er die drei Stände, den Lehr-, Wehr- und Nährstand gestaltet, so läßt doch seine nicht immer leichte Darstellung keinen Zweifel darüber, wie künstlich dies alles ersonnen ist, wie alles von oben geleitet wird, wie wenig die natürlichen Grundlagen berücksichtigt werden.

Anders wird die Sache, wenn Plato nun daran geht, seine Erziehungsgrundsätze nach seiten einer eigentlichen Rassenzüchtung auszugestalten. Da verfährt er denn ganz im Sinne unserer Eugeniker, negativ wie positiv. In ersterer Beziehung schreckt er (III, 410) nicht vor der Forderung zurück, daß Rechts- und Arzneikunst nur die an Leib und Seele gut gearteten Bürger schützen und pflegen, daß die Ärzte die körperlich Minderwertigen sterben, die Richter die an ihrer Seele schlecht Gearteten und Unheilbaren töten lassen sollen. Nach der positiven Seite predigt er (III, 458 ff.) die Steigerung des Menschen durch sexuale Auslese, und zwar mit ausdrücklicher Beziehung auf die Erfahrungen der Hunde-, Geflügel- und Pferdezüchter. Nicht „ohne Ordnung“ sollen die Bürger sich miteinander geschlechtlich vermischen, sondern nur die besten Männer und besten Frauen einander beiwohnen. Die Überwachung der Eheschließung wie der Kinderzeugung erfolgt von seiten des Staates durch die Hüter der Ordnung, die Wächter (φύλακες).

Es kann hier nicht unsere Sache sein, des näheren zu untersuchen, worin die spätere Schrift, die „Gesetze“ sich von der älteren unterscheidet[388]), da diese Unterschiede die Rassenfragen nicht berühren. Es muß dagegen in einem Werke, das die historische Entwicklung des Rassengedankens darlegen soll, nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß gerade das auf diesen Bezügliche im Verhältnis zu anderen — soziologischen — Ideen[389]) am wenigsten Plato originell angehört. Wo dieser aus der Sphäre des Abstrakten, Übersinnlichen, das diesen Schriften das Gepräge gibt, heraustritt, spiegelt er entweder gemeinhellenische Anschauungen wider, wie wir sie unter anderem bei Pindar, bei Theognis,

[388]) Es sei hierfür auf Windelband, a. a. O., S. 170—177 verwiesen.

[389]) So hat Woltmann (Polit. Anthrop. Revue II, S. 117) treffend nachgewiesen, daß nicht Adam Smith, wie gewöhnlich angegeben wird, sondern schon Plato, in seiner Ständegliederung nach natürlichen Anlagen, der Vater der Idee der sozialen Arbeitsteilung sei. Die Herausschälung des mit den Rassenfragen mittelbar oder unmittelbar Zusammenhängenden an der genannten Stelle (S. 116—119) ist überhaupt sehr dankenswert und unterrichtet den Leser knapp und klar über den Kern der Frage. Ausführlicher behandelt Plato vom rassenhygienischen Standpunkt Fr. Lenz im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, Bd. X, S. 750—768. (Vgl. auch G. von Hoffmann, ebenda, Bd. XI, S. 174—183.) Lenz gibt übrigens auch wertvolle Hinweise auf Antisthenes (ebenda Bd. X, S. 633—640, 754, 774) und auf die Pythagoräer (S. 749, 764).

bei Xenophon anklingen hörten, und wie sie sicher noch bei vielen anderen angeklungen haben, oder er hat sich — in seinen konkreten Vorschlägen — Motive aus dorischen Sitten, insonderheit spartanische Einrichtungen, in freier Nachbildung zu eigen gemacht[390]).

So gewiß in manchen Teilen von Platos Sozialethik, wie z. B. in dem Nachweis des vollkommenen Staates als Gerechtigkeitsstaates, die ganze Erhabenheit dieses Weisen sich ungetrübt offenbart, so wenig läßt sich verkennen, daß an anderen Stellen eine unüberbrückbare Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit sich auftut. Der übersinnliche Flug seines Denkens hat hier zwei große Träume gezeitigt, wie sie bei Geistern seiner Art im Alter nicht selten sind. Neben ihnen ist eine andere schriftstellerische Leistung Platos ungebührlich zurückgetreten, in welcher wir doch seine gesamten Rassenanschauungen aufs natürlichste ausgedrückt und gedrängt zusammengefaßt finden: sein Menexenos.

Da bringt er zunächst (Cap. 6, 7, p. 237, 238) das übliche Loblied auf die athenische Autochthonie (das nebenbei, wie unbewußt, auch ein Bekenntnis zum Polygenismus in sich schließt). Zur Wohlgeborenheit, die bezeichnenderweise hier einmal als das Erstzuverherrlichende selbst der Erziehung und Unterweisung vorangestellt wird, gehört gute Herkunft („Abkunft von Guten"), und diese wieder ist nur denkbar bei Ureingeborenen. Nur diese sind Muttersöhne, Eingewanderte schlüpfen nur bei einer Stiefmutter unter. Daran schließt sich ein Preis der Blutseinheit Athens, der es zu danken ist, daß es hier keine Herren und Knechte gibt, wie bei zusammengesetzten Völkern, sondern daß die Gleichbürtigkeit auch Rechtsgleichheit im Gefolge hat, und endlich (Cap. 17, p. 245) ein solcher seiner Blutsreinheit: „So edel und frei ist der Sinn dieser Stadt, und so kräftig und gesund und von Natur die Barbaren hassend, weil wir ganz rein hellenisch sind und unvermischt mit Barbaren." Nehmen wir den schönen Patriotismus hinzu, der diesen ganzen kleinen Dialog durchzieht, die begeisterte Heimatliebe, die aus der erstangeführten Stelle spricht[391]), so steht der Menexenos wie ein vollsaftiges Wirklichkeitsbild neben den über alle Schranken der Wirklichkeit nicht nur, selbst der Möglichkeit hinausschweifenden großen Phantasien des Staates und der Gesetze.

Mit ganz anderer Berechtigung als Plato hätte seinem großen Jünger und Nachfolger Aristoteles ein Ehrenplatz in unserer Rassenliteratur gebührt, den wir doch unbegreiflicherweise nur allenfalls in der älteren einigermaßen, in der neueren höchstens ganz nebenher be-

[390]) Daß das platonische Staatsideal in einer allerwesentlichsten Hinsicht, insofern nämlich der Beamten- und der Kriegerstand allen persönlichen Interessen des Erwerbslebens entrückt sein sollte, im Staate Friedrich Wilhelms I. unbewußt verwirklicht gewesen sei, bemerkt sehr richtig H. Wolf, „Angewandte Rassenkunde", S. 233.

[391]) Die ihm übrigens das Herz nicht so verengerte, daß er nicht auch gemeinhellenisch genug hätte denken können, um den Ausschluß jedes Sklavereiverhältnisses von Hellenen untereinander zu verlangen („Der Staat", S. 469 ff.).

rücksichtigt finden. Und doch sollten wir alle, die wir uns um die Rasse bemühen, zu diesem „Meister derer, die da wissen“ (maestro di color che sanno, Dante) vor anderen als zu unserem Ahnherrn aufblicken. Ist er doch vor allem unbestritten der Vater der naturwissenschaftlichen Anthropologie, insofern er als erster einerseits den Menschen systematisch dem Tierreiche eingliedert, anderseits aber auch mit unübertrefflicher Präzision und Sicherheit die Merkmale bezeichnet hat, durch welche er sich von den übrigen Tieren spezifisch unterscheidet[392]). Und nicht minder hat er, was seinem Vorgänger Hippokrates vom Wesen der Rasse als einer Gruppe artverwandter Individuen ahnungsvoll aufgegangen war, weiter ausgebaut, ja er hat auch schon, durch Anwendung zweier verschiedener Ausdrücke (γένος und εἶδος) für die sei es nach dem Wert sei es nach dem Umfang verschiedenen Gruppen, Rasse, Art und Gattung auseinanderzuhalten gesucht, freilich auch, indem er dann doch wieder beide durcheinander gebrauchte, allen seinen Nachfolgern zu verstehen gegeben, daß ihre im gleichen Sinne bis auf den heutigen Tag fortgesetzten Haarspaltereien vergebliches Bemühen seien[393]).

Reichlich so sehr wie die naturwissenschaftliche ist die soziale und historische Anthropologie Aristoteles verpflichtet. Kein anderer Denker des Altertums, selbst Herodot nicht, hat ihr eine reichere Ausbeute geliefert. Das tritt nur weniger zutage, weil das Hauptquellenmaterial, um das es sich hier handelt, in Gestalt der berühmten „Politien“ (Πολιτεῖαι), verloren ist[394]). In diesem Riesenwerke gelangten die Geschichte und die Verfassungen von nicht weniger als 158 (nach anderen Nachrichten 191, ja sogar 250) verschiedenen Staatswesen, meist hellenischen, aber auch makedonischen, persischen, thrakischen, karthagischen, tyrrhenischen und anderen nichtgriechischen, zur Darstellung.

Die Blutsgeschichte stand Aristoteles, wie Ephoros, in erster Linie. Nur dürfen wir bei ihm eine weit größere kritische Sorgfalt voraussetzen, wiewohl auch er das Mythische nicht verachtete, das bei den Alten nie durch eine scharfe Linie von den Geschichtserzählungen getrennt erscheint. Aber in der Hauptsache ging es ihm offenbar darum, Abstammung und Verwandtschaften historisch zu begründen, wie schon daraus hervorgeht, daß ein eigener Teil des Werkes den Namen Gründungsgeschichten (κτίσεις) führte, wobei dann die Geschlechter, welche sich bei der Anlage einer Stadt vorzugsweise beteiligt hatten, besondere Berücksichtigung fanden. Der Überblick über die Schicksale der verschiedenen Verfassungen ergab von selbst einen solchen über den Bluts-

---

[392]) Näher ausgeführt bei Topinard, p. 11 ss., der auch p. 13 angibt, wie manches einzelne noch heute für die Anthropologie Brauchbare sich in verschiedenen Teilen seiner Historia animalium findet. Ganz anders klar noch würde Aristoteles' Eröffner- und Bahnbrecherstellung hervortreten, wenn mehr von seinen naturwissenschaftlichen Schriften erhalten wäre.

[393]) Topinard, p. 24.

[394]) Die erhaltenen Fragmente sind gesammelt in den Fragmenta historicorum Graecorum ed. C. Müller, II, 101—180.

wandel der einzelnen Stadtstaaten, wie anderseits schon der Rückblick auf die Zuwanderungen und sonstigen Ereignisse älterer Zeit die Erklärung dafür brachte, wenn in manchen derselben neben dem Hauptstamme der Bevölkerung noch ein anderer Menschenschlag sich fand. Nehmen wir endlich noch hinzu, daß den Anfang des ganzen Werkes die Beschreibung des uralten, in der Dorfverfassung verbliebenen Arkadervolkes bildete, in welchem sich rassisch noch ein Teil des im übrigen untergegangenen Pelasgervolkes erhalten hatte, so haben wir das nach den Fragmenten und nach sonstiger Überlieferung über die Politien Wißbare beisammen[395]. Ein günstigerer Stern als über diesen hat nun aber über dem Werke gewaltet, zu welchem jene nur Vorstudien bedeuteten, in welches sie alle gemeinsam ausmündeten: über der „Politik" des Aristoteles. Mit Recht konnte von diesem gesagt werden, daß „jeder Gebildete sich darüber unterrichten sollte, was der größte Denker aus dem gebildetsten Volke des Altertums über den Staat, über das Zusammenleben der Menschen, über diese unsere eigene heutige große Angelegenheit gedacht habe[396])". In der Tat gibt es ja kaum eines unserer sozialen und politischen Probleme, das nicht in dieser Staatslehre zum mindesten schon anklänge. Die meisten finden eine gründliche Erörterung, viele eine endgültige Lösung, soweit dies überhaupt bei der Verworrenheit des Erdentreibens denkbar ist. Noch heute können wir uns daher in Lebensfragen unseres gemeinsamen Seins keinen besseren Rat holen als bei diesem tiefgründigsten und zugleich besonnensten philosophischen Beherrscher einer unermeßlich reichen Erfahrung.

Zum guten Teil bedeutet die Lehre des Aristoteles eine Zurückweisung derjenigen Platos, dessen fanatische Übertreibungen überall, soweit sie nicht gänzlicher Ablehnung verfallen, auf das rechte Maß zurückgeführt werden (Buch II, Kap. 1—3). Während Plato über eine degenerierte Welt unbekümmert um alle Winke der Erfahrung aus der Pandorabüchse seines Ideales mit vollen Händen vermeintliche Wohltaten ausstreut, geht Aristoteles weit bescheidener durchweg vom Gegebenen, Natürlichen, oder wie er sich einmal ausdrückt, vom Notwendigen aus. So ist der Kern selbst dessen, was er mit seinem großen Lehrer gemeinsam vertritt, zumal auch da, wo aus beiden spezifisch hellenische Anschauungen reden, ein unvergleichlich viel gesünderer als bei Plato. Man betrachte in diesem Lichte einmal, was er (Buch VII, Kap. 14) über die Gebote einer gesunden Rassenzucht vorbringt: diese Maßregeln muten z. T. noch immer reichlich hellenisch an, aber gerade die Abdämpfung gegen die Platos läßt sie auch im Sinne unserer heutigen rassenhygienischen Anschauungen als möglich erscheinen.

Über die unselige Gleichheit kann wohl nicht leicht Klärenderes gesagt werden, als (V, 7, 3), daß sie, welche die Demokraten für die Menge

[395]) Genaueres über die Politien s. bei Ad. Stahr in der Einleitung zu seiner deutschen Ausgabe der Aristotelischen Politik (Stuttgart 1860), S. 48—67.
[396]) Ebenda, S. 9.

haben wollen, nur unter den Gleichen eines aristokratischen Staates Sinn und Berechtigung, daß sie (II, 1, 6) für gewöhnlich aber nur als Gegenseitigkeit der Leistungen und Abwechslung im Genuß der Rechte, und damit als erhaltendes Moment der Staaten, aufzutreten habe. Daß im übrigen durchweg Ungleichheit als Unterlage und Wertmesser im Staats- wie im Völkerleben vorauszusetzen sei, verstand sich für einen Aristoteles dermaßen von selbst, daß er nach dieser Voraussetzung seine ganze Stellung in den beiden wichtigsten Rangfragen, die es für einen Hellenen gab, nach innen der von Bürgern und Sklaven, nach außen der von Hellenen und Barbaren, regulierte. Die Unterschiede beider Gruppen führt er (in den Eingangskapiteln seines Werkes) auf Art- und Stammesunterschiede, das heißt auf Blutsverschiedenheit zurück (sie sind „von dem Augenblick ihrer Entstehung an vorhanden"), welche die einen zum Herrschen, die anderen zum Beherrschtwerden bestimmt (I, 2, 8). Die Ausführungen über die Sklaverei und ihre Naturbedingtheit haben dem Aristoteles in neuerer Zeit viele Anfechtung eingebracht, unter anderen hat sie auch Alexander von Humboldt mit einem „leider!" am Rande versehen. Aber mit Abstreifung aller Sentimentalität wird man doch sagen müssen, daß unser Weiser hier einem harten Weltgesetz eine verhältnismäßig milde, jedenfalls des Wohlwollens nicht entbehrende Ausdeutung gegeben hat. In der Größe der Auffassung des Bürgerbegriffes, der auch bei ihm eine fast fürstliche Beimischung erhält (Buch III, Kap. 1 und 5), nähert er sich durchaus Plato. Alle großen Hellenen hatten eben, als solche, eine so hohe Vorstellung von ihrem Blute, daß ihnen daraus auch die einer Unebenbürtigkeit der Fremden („Barbaren"), die sie wiederum zu einem Unterwürfigkeitsverhältnis ausgestalteten, wie von selbst erwuchs. Seit Hippokrates durfte bei allen dergleichen Abschätzungen auch der Einfluß des Klimas nicht fehlen. Und so heißt es in der vielangeführten Kardinalstelle dieser Art (VII, 6, 1), nachdem den Nordvölkern, als mit mehr Mut, aber geringerem Verstand begabten, größere Freiheit, aber mindere Bildung, den Asiaten, als zwar intelligenter, aber weniger mutig, Unterwürfigkeit und Sklaverei zugesprochen, von den Hellenen: „Das Geschlecht der Hellenen aber, wie es hinsichtlich seiner Wohnsitze die Mitte hält, vereint auch die Naturanlagen beider, ist mutvoll und intelligent, und deswegen behauptet es sich ebensowohl in seiner Freiheit, als seine staatlichen Einrichtungen die besten sind."

Daß er unter diesen „besten Einrichtungen" grundsätzlich eine Aristokratie (im Sinne einer Herrschaft der Besten und zum Besten des Staates und seiner Angehörigen, III, 5, 2) verstand, darüber hat Aristoteles keinen Zweifel gelassen. Bei seinen „Besten" aber läßt er die Geburt zwar, wie billig, mitsprechen, indem er auf das Ererbte materieller wie sittlicher Werte den Nachdruck legt (IV, 6, 5. V, 1, 3), aber noch weit stärker betont er immer wieder, daß nur die Überlegenheit an Geisteskräften und Tugenden bürgerlicher wie menschlicher Art das natür-

liche Recht, über andere zu herrschen, mit sich führt[397]). Alles in allem darf man überhaupt sein Staatsideal wohl als das einer geläuterten Aristokratie, eines Mittleren zwischen Oligarchie und Demokratie bezeichnen, mit charakteristischer Bevorzugung des Mittelstandes, als dessen Kern er die Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung betrachtet. Die goldenen Worte, die er im 2. Kapitel des 6. Buches über letzteren Stand gesprochen, können unserem Zeitalter der Industrie und der Börse nicht nachdrücklich genug ins Gedächtnis gerufen werden.

Die Rückschlüsse, die sich aus allen diesen Anschauungen auf das Blutsleben gewinnen lassen, kann jeder Rassenkundige selbst ziehen. Aber auch ganz unmittelbar erhalten wir in betreff des letzteren von Aristoteles reiche Belehrung. Zur anthropologischen Charakteristik der alten Völker würde sich bei ihm manches sammeln lassen[398]). Seine Ausführungen über den Staat als Naturprodukt, erwachsen aus einer Vereinigung von Geschlechtern und Ortschaften, und diese wieder aus einer solchen von Familien (I, 1, 7. III, 5, 14), liefern uns geradezu das Grundgerüst der Rasse, soweit wir sie überhaupt aus dem staatlichen Gefüge noch herauserkennen können. Sehr sinnig nennt er die Dorfgemeinde, die zugleich den Übergang zu dem Stamme bildet, eine „Kolonie der Familie".

Zur Blutsgeschichte seines Vaterlandes gibt er mancherlei Beiträge, so im 2. Kapitel des 5. Buches, wo der durch Staatsumwälzungen (meist infolge von Stammesverschiedenheit der Bewohner) hervorgerufene Wandel des Blutes an einzelnen griechischen Staaten nachgewiesen wird, und im 2. des 6. Buches, wo die Maßnahmen der Demokratie zur Verstärkung der Bürgerschaft und die Reformen des Kleisthenes zur Befestigung der Demokratie durch Umgestaltung der Stämme zur Sprache kommen. Es sind dies freilich nur spärliche Brocken, der Hauptstoff dieser Art ist mit den Politien verloren.

Und verloren ist endlich auch noch eine weitere Schrift, „Ἀλέξανδρος ἢ περὶ ἀποίκων", die uns darüber belehrt haben würde, daß auch der Kolonisations- und Verschmelzungsgedanke Alexanders wesentlich mit von Aristoteles ausgegangen ist. Allerdings sollte es ja nun gerade über dessen Ausführung zu einer Entzweiung zwischen diesem und seinem gewaltigen Zögling kommen. Wie das Hellenentum sich überhaupt in Aristoteles allzusammenfassend seiner selbst bewußt geworden ist, so erscheint es insbesondere auch in dem denkwürdigen Gegensatze der in seinem Blute sich spiegelnden Kulturwelt gegen die der Barbaren noch ein letztes Mal durch den großen Stagiriten nachdrücklich, wenn auch schon nicht mehr siegreich, vertreten. Aristoteles verlangte den Vorrang der Hellenen, und sicher sprach er damit im Sinne der großen Mehrheit seiner Landsleute, wie auch der Makedonen. Der junge König aber

[397]) Die Hauptstellen über die Aristokratie bei Aristoteles hat Vollgraff gesammelt, Bd. III, S. 310—312.

[398]) Einige Stellen gibt Lapouge im „Aryen", p. 523.

war anderen Sinnes; ihm ging es um eine Verschmelzung um jeden Preis, und indem jener dagegen Protest erhob, wurde er zum geistigen Haupte der Opposition, die sich der neuen Ära entgegenwarf[399]. Aber die Tage von Althellas waren gezählt. Es mußte dem Hellenismus, der Rassengedanke dem Humanitätsgedanken an entscheidender Stelle der Weltgeschichte weichen.

---

399) Wilamowitz, „Aristoteles und Athen“, Bd. I, S. 338 ff.

Viertes Kapitel

Der Hellenismus.

Das Werk Alexanders. Das „Völkerchaos". Die Hauptströmungen der hellenistischen Ära. Die Stoa. Das Schrifttum griechischer Zunge aus der hellenistischen und römischen Ära unter dem Gesichtspunkte der Rassenkunde.

Eine günstige Fügung hat uns über Wesen und Verlauf des am Schlusse des vorigen Kapitels angedeuteten, auf Jahrhunderte weltgeschichtlicher Entwicklung nachwirkenden Konfliktes in Kenntnis erhalten. Plutarch berichtet darüber[400]), daß Aristoteles dem Alexander empfohlen habe, den Hellenen als Führer (ἡγεμονικῶς), den Barbaren aber als Herr (δεσποτικῶς) gegenüberzutreten, jene als Freunde und Genossen zu versorgen, diese wie die Tiere und Pflanzen zu nützen. Alexander aber zog es vor, das, was dem Haupte der Stoa wie ein Traum- oder Seelenbild philosophischer und staatlicher Gesetzmäßigkeit vorgeschwebt hatte, in die Tat umzusetzen: „wie in einem Becher der Liebe die Elemente des Völkerlebens ineinander zu mischen[401])." Im Gegensatz zu dem Achämenidenreiche, das nur ein äußerliches Aggregat von Ländermassen gewesen war, dachte er eine wirkliche Einheit aus den Völkern des ihm zugänglichen und von ihm möglichst zu erweiternden Teiles des Erdkreises zu schaffen. Dafür kam ihm alles darauf an, die Elemente, die er vereinigen wollte, einander zu nähern und aneinander zu binden. Ganz konnte er sich dem Rate des Aristoteles dabei nicht entziehen: die Überlegenheit des griechischen Geistes stand auch für ihn allzu fest, als daß er nicht alle Menschen ihm hätte unterworfen sehen mögen, und auch das griechische Staatsleben hatte ihm sein großer Lehrer in genügend günstigem Lichte nahegebracht, um ihn zu bestimmen, daß er bei der Durchführung seines Planes einer Ausbreitung des Hellenismus, bei seinen zahlreichen Städtegründungen, die spezifisch griechische Form der Stadt, die πόλις, zum Ausgangspunkte und Vorbilde nahm. Es kam hinzu, daß die Griechen selbst dem Gedanken, sie als die eigentlich tragende Grundlage dem neuen Reiche unterzulegen, schon stark vorgearbeitet hatten. Handeltreibend, abenteuernd, als Reisende, als Ärzte und vor allem als Söldner waren sie in allen Teilen der Welt zu finden, freilich nicht mehr als die Hellenen alten Schlages, sondern vielfach vom Heimatlichen und natürlich Bedingten abgelöst, zu allgemeineren, kosmopolitischen Formen übergehend. Es war einmal nicht anders: Die rassische Kraft, und mit ihr die nationale Blüte, blieb bei den Griechen

---

400) In seiner Schrift „de fortuna Alexandri", I, 6.

401) „ὥςπερ ἐν κρατῆρι φιλοτησίῳ μίξας τοὺς βίους καὶ τὰ ἤθη, καὶ τοὺς γάμους καὶ διαίτας."

immer an das individuelle Leben der Stämme gebunden. Mit dessen Erlöschen, das zusammenfiel mit dem Absterben des alle Stämme gleichermaßen, wenn auch charakteristisch verschieden, beseelenden nordischen Blutes, war der Grieche zur Aufrechterhaltung des Hellenentums unfähig, zur Begründung des Hellenismus um so befähigter geworden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß zu der Zeit, da Alexander das ganze damalige Staatengefüge in Trümmer schlug, die rassische Zersetzung bei den übrigen von ihm ins Auge gefaßten Völkerkomplexen zum mindesten ebensoweit fortgeschritten war wie bei den Hellenen[402]).

Gleichwohl sollte sich das große Mischungswerk nicht ohne Widerstände von verschiedenen Seiten vollziehen. Das Blut war namentlich bei den Makedoniern noch lebendig genug, und daher auch der Blutsgedanke noch mächtig genug, um sich gegen Alexanders Allverbrüderungsidee aufzubäumen. Der hohe makedonische Adel zumal pochte immer wieder auf seine Anerkennung als ξυγγενεῖς (Verwandte, und entsprechend Ranggenossen) des Königs, und wenn auch dieser durch sehr zahlreiche Verheiratungen makedonischer Generale und Würdenträger mit vornehmen Perserinnen den Grund zu einem neuen Adel legte, so mußte sich doch bald zeigen, daß die Führung, auf die das Stammvolk Alexanders in dem neuen Reiche Anspruch zu haben glaubte, ihm mindestens nicht in dem erhofften Maße zu erhalten war, ja, daß die Verschmelzung mit den Persern im wesentlichen nicht auf eine Hellenisierung dieser letzteren, sondern auf eine Orientalisierung der Makedonier und Hellenen hinauslief[403]). Kaum geringer war die Auflehnung im griechischen Lager: Das Verhalten und das Schicksal des von Alexander beseitigten Kallisthenes hatte da typische Bedeutung; und wenn der König mehr und mehr dazu überging, bei seinen Massenverpflanzungen nach Asien die Griechen überwiegend in den östlichsten Satrapien anzusiedeln, so ist es begreiflich, daß sie sich dabei in zunehmendem Maße nur als Deportierte (ἀνάσπαστοι) des neuen Großkönigs fühlten[404]). Aber nicht nur von diesen charaktervollsten Völkern bekam der es zu kosten, daß man fremde Sitten und Gewohnheiten nicht wie ein Kleid aus- und anzieht, im Gesamtbereiche des Hellenismus regte sich das rassische Moment, wenn auch stark abgeschwächt und durch die Mischungen verwandelt, im Sinne einer Lokalisierung und Individualisierung in Sprache, Religion und Sitte. Ziemlich bald sollte sich das auch äußerlich in dem Auseinanderfallen der Schöpfung Alexanders in mehrere Teilreiche, vor allem in dem Gegensatze des Seleukiden- und des Lagidenreiches, ausprägen. Man erwäge nur, was alles in jener hatte vereinigt werden

---

402) Droysen, „Geschichte des Hellenismus“, Bd. III, 2, S. 185. Es versteht sich, daß dieses ausgezeichnete Werk im obigen, auch wo nicht ausdrücklich darauf hingewiesen wird, mehrfach benützt ist.

403) Spiegel, „Eranische Altertumskunde“, Bd. II, S. 577 ff. A. von Gutschmid, „Geschichte Irans und seiner Nachbarländer“, Tübingen 1888, S. 12.

404) v. Gutschmid, a. a. O., S. 5/6.

sollen: in Europa, außer Makedoniern und Griechen, die bunte Masse der Völker Thrakiens, in Asien und Afrika aber mindestens fünf hochentwickelte Kulturkreise, der griechische in einem großen Teile Kleinasiens, der semitische in Phönizien, Syrien, Palästina, Babylonien und Assyrien, der arische in Medien, Persien und Baktrien, der indische im Pendschab, endlich der ägyptische, ungerechnet die Völker, welche den Griechen, Semiten oder Ariern nahestanden, ohne ganz in ihnen aufzugehen, wie Lykier, Lyder, Phryger und andere[405]).

Der an sich schon so anfechtbare Gedanke, Völker so verschiedener Abstammung ohne Rücksicht auf ihr Volkstum, ja unter ausdrücklicher Verneinung und Vernichtung desselben zu verschmelzen, ließ sich jedenfalls nur verwirklichen, wenn, wie es Alexander tat, es zum Grundsatze erhoben wurde, das zu gründende Weltreich nicht aus Stämmen, sondern aus Städten zusammenzusetzen. Nur in diesen ließ sich, was sich nicht wehrte, zusammenpferchen. Und so ist denn, nächst seinen Eroberungen, in seiner Massengründung von Städten — die später von seinen Nachfolgern noch fortgesetzt wurde — Alexanders allereigenste Tat zu sehen[406]).

Wenn, wie oben bemerkt, Alexander im allgemeinen die griechische Städteverfassung zum Muster nahm, indem er seinen Städten das möglichste Maß von Selbstverwaltung verlieh, so wich er dagegen in der Zusammensetzung der neuen Bürgerschaften von den bei der Anlage der älteren griechischen Kolonien maßgebenden Gesichtspunkten gründlich ab. Schon bei den Griechen selbst, die ja vor allem die Sprache für das gemischte Gemeinwesen liefern mußten, wurde das stammtümliche Moment völlig ausgeschaltet, die Stämme wahllos durcheinander herangezogen. Freilich brachten diese ja auch nicht allzuviel des Stammtümlichen mehr mit[407]), was ihre Anpassung an die örtlichen Bedingungen der neuen Heimat, ihre Assimilierung an die Nichtgriechen wesentlich erleichterte.

Dreierlei Elemente sind es im wesentlichen, welche durchweg sich in Alexanders Neugründungen finden: in erster Reihe standen die Veteranen des Heeres, sowohl Makedonier wie Griechen, demnächst wurden Landeseingeborene mit hineingezogen, endlich aber auch fremden Nichthellenen die Aufnahme gestattet. Insbesondere haben sich die Juden diese einzigartige Gelegenheit zu Freizügigkeit und Gewinnung von Bürgerrechten und Privilegien im allerweitesten Umfange zunutze gemacht[408]). Wenn Mommsen im Hinblick darauf, daß Alexander als

---

[405]) Holm, „Griechische Geschichte", Bd. IV, S. 8.

[406]) Droysen widmet Bd. III, 2, S. 189 ff. diesen Städtegründungen, von denen nachweislich über 70 allein auf Alexander entfallen, eine eigene größere Abhandlung.

[407]) Das gilt nicht am wenigsten in bezug auf ihre Dialekte, die geistigen Typen der Stämme: Steinthal, „Geschichte der Sprachwissenschaft bei Griechen und Römern", S. 370.

[408]) Droysen, a. a. O., Bd. III, 1², S. 31 ff. Schürer, „Geschichte des jüdischen Volkes", Bd. II, S. 494 ff. Proben für das Rezept, wonach

der Stifter des Alexandrinischen Judentums zu betrachten sei, von ihm sagt, er habe damit nicht viel weniger für die Nation getan als ihr eigener König David durch den Tempelbau von Jerusalem, so läßt sich diesem Ausspruche ein anderer an die Seite setzen, für den wir nur einen früher von uns verwerteten desselben Historikers sinnentsprechend umzugestalten brauchen, daß nämlich das von jener Nation ausgegangene Unheil nicht erst mit Titus, sondern schon mit Alexander über die Völker hereingebrochen sei.

Wir haben seit den Tagen Alexanders einen genügenden Einblick in Großstadtleben und Überblick über Großstadtkultur gewonnen, um es begreiflich zu finden, daß eine in diesem Zeichen erfolgte Gründung von seiten ziemlich aller derer, die sich mit der Epoche des Hellenismus näher befaßt haben, eine stellenweise bis zur Herbheit ungünstige Beurteilung erfahren hat. Ich gebe hier nur eine kurze Auslese solcher Urteile, um dann daran eine Betrachtung zu knüpfen, die mir naturnotwendig daraus zu erwachsen scheint.

„Zum ersten Male", sagt der Bahnbrecher dieses Gebietes[409]), „erfüllen und durchdringen mit dem Hellenismus die Welt gemachte Zustände, Formen, die Verstandeswillkür schuf, Tendenzen, mehr von dem, was gesucht wird, als von dem, was gegeben ist, bestimmt. Es ist eine Zeit der Absichtlichkeit, des Bewußtseins, der Wissenschaft, des zerstörten historischen Rechtes... Die Zeit des Naturstaates ist dem Prinzip nach überwunden." Wie wenig diese „gemachten Zustände" der hellenistischen Gesellschaft ins Mark gedrungen sind, lehrt sodann in glücklichem Bilde Wellhausen[410]): „Der Hellenismus glich einem weiten Mantel, der oberflächlich über die Unterkleider geworfen wird. Er beherrschte nur die größeren Städte, nicht das platte Land. Das Dorf blieb aramäisch und die Wüste arabisch. Und selbst in den Städten wurde die aramäische Kultur und die aramäische Sprache nicht verdrängt, wenn auch stark beeinflußt." Und das konnte gerade von dem Teile der hellenistischen Welt gesagt werden, wo Alexander mit seinem Makedonierblute am verschwenderischsten umgegangen war[411])!

„Zugleich zivilisierend und degenerierend", nennt Mommsen[412]) die Propaganda des Hellenismus, und Steinthal redet von der „unterschieds- und farblosen Masse, in welcher durch und nach Alexander

sich „eine buntgemischte hellenisch-makedonische Bevölkerung mit einer einheimischen zusammenfindet", liefern Antiochia, später Edessa und Seleukia. Am grellsten tritt der Mischmasch in Alexandria zutage, wo neben Ägyptern und Griechen Afrikaner und Asiaten aller Stämme hausten, und die Juden allein von den fünf Revieren der Stadt zwei innehatten. (Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms", Bd. II, S. 72. J. Marquardt, „Römische Staatsverwaltung", Bd. I, S. 296 ff. Die im Text erwähnte Stelle Mommsens: Bd. III, 534.)

409) Droysen, Bd. III, 2, S. 177.

410) „Israelitische und jüdische Geschichte", S. 192 ff.

411) Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. V, S. 450.

412) Ebenda, S. 454.

die Völker und Stämme verschwommen, die Griechen — die geistig tragende Schicht — alle gleich matt und nichtig waren, in welcher es einen Gegensatz von Adel und Gemeinen so wenig wie einen solchen zwischen Hellenen und Barbaren mehr gab[413])".

Gobineau zuerst hat die rassischen Untergründe aller dieser Erscheinungen voll aufgedeckt, hat die künstlichen Notbehelfe, die Degeneration, die Mattigkeit und Nichtigkeit, die Farblosigkeit der Mischbevölkerungen daraus erklärt, daß die einst schöpferischen Rassen jetzt erschöpft waren, daß keine große richtunggebende Rasse mit der nötigen Urkraft mehr vorhanden war. Er hat den Begriff und das Bild des Völkerchaos herausgearbeitet, wenn diesem auch erst Chamberlain, der hier ganz auf seinen Schultern steht, den Namen gegeben hat. Das hat freilich nicht gehindert, daß jener Begriff und jenes Bild in rassisch bestimmten Kreisen so gut wie ausnahmslos auf Chamberlains Namen geht, der doch nur bei seinen Schilderungen noch stärker aufgetragen hat, als schon Gobineau getan hatte, und von dem dann wieder andere dieses immer einseitiger ausgemalte „Völkerchaos" schlagwortartig übernommen haben, um blind dagegen loszuziehen.

Da scheint doch eine Gegenerwägung grundsätzlicher Art am Platze.

Was wir bisher von Weltgeschichte übersehen können, lehrt uns, daß Kampf und Mischung, Mischung und Kampf als Regel die Losung im Völkerleben sind. Die Perioden, in welchen große schöpferische Rassen so unbedingt dominieren, so unbehelligt durch Mischung, so siegreich im Kampfe sich behaupten, daß sie gewaltige Kulturen wie die des Zweistromlandes, des Nilgebietes, die hellenische und germanische hervorbringen können, sind durchaus die Ausnahme. Weit verbreiteter ist die andere Erscheinung, daß kleinere Teile solcher Rassen die unter ihnen stehenden Rassen kulturell befruchten und mit fortreißen, durch Mischungen mannigfachster Art auf sie einwirken. Zweifellos wird, was dabei zutage kommt, für gewöhnlich weniger groß und vor allem weniger erfreulich sein als die reinrassigeren Ausströmungen. Aber ebensowenig ist zu verkennen, daß auch ersteres nun einmal das Werk des Weltgeistes ist, der eben die Rassen sich zersplittern und sich abnutzen läßt, vor allem aber sie durcheinander wirbelt, und daß daher Tadel oder auch nur Mißstimmung selbst einem Alexander gegenüber letzten Endes nicht am Platze wäre, da dieser ja immerhin wähnen konnte, mit seiner Allvermischung, auf die in der Tat alles hinzudrängen schien, im Dienste des Weltgeistes zu Werke zu gehen. Gewiß, es erlischt und vergeht in solchen Zeiten wie in der hellenistisch-römischen und wie jetzt wieder in der unsrigen unendlich viel mehr als da entsteht und wächst, und es bleibt uns nur übrig, bei aller Trauer um absterbende Volkstümer uns etwas von der Seelenruhe der Naturforscher zu eigen zu machen, welche das Verschwinden der Nationen allgemach als Normalerscheinung in die Gesamtentwicklung der Menschheit einstellen. In jedem Falle aber wer-

413) A. a. O., S. 370 ff., 373.

den auch wir Geisteswissenschaftler gewissenhafterweise selbst in dem scheinbar chaotischen Gewirr immer noch sondern müssen. Unbedingt schädlich, ja verderblich sind stark heterogene Vermischungen, wie sie bei einem Allgemisch wie dem Alexanders mit unterlaufen mußten. Die Sondereinwirkungen der einzelnen Rassen werden sich immer in sehr entgegengesetzter Richtung vollziehen. Wo die wilden Rassen des Ostens mit ins Spiel kommen, ist es bald um alle Kultur geschehen, und auch die Araber, die, als Söhne der Wüste, etwas von Unproduktivität immer mit sich herumgetragen haben, sind, wo diese Unproduktivität aktiv wurde, vielfach zu Zerstörern, wie die Juden zu Zersetzern und Vergiftern geworden. Umgekehrt aber wirkt auch das Positive und Schöpferische der Rassen, vor allem der indogermanischen, selbst in Zeiten des Niederganges, sei es auch nur latent und in verminderter Dosis, immer nach.

Das zum mindesten sollte sich auch im Verlauf der hellenistischen Ära bewähren. Es war und blieb doch ein großes Ding um das, was die Hellenen an Geistesschätzen in ihrer Jahrhunderte langen Geschichte aufgespeichert hatten, und was sie nun allen Völkern des Erdkreises zutrugen. Mochten diese als ganze wie immer beschaffen sein, es traten doch aus allen Stämmen und Völkern ungezählte einzelne in die Gemeinschaft dieses erweiterten Griechentums ein. So war es keine bloße rhetorische Floskel, wenn Isokrates sagte, daß Hellenen fortan nicht sowohl die Blutsverwandten als diejenigen genannt würden, welche an der hellenischen Bildung teilnähmen, und die lebensvolle Zusammenfassung, die Droysen nach der geistigen Seite vom Hellenismus gibt[414], ist namentlich auch in dem Punkte berechtigt, womit er sie abschließt, daß „alle die vereinzelten, teils versiegten, teils in wüster Uferlosigkeit hinschleichenden Ströme der Völkerbildungen in dem großen Becken der hellenistischen Bildung und Wissenschaft nun vereint und für alle Zeiten dem Gedächtnis bewahrt worden seien". Das meiste und größte ist in dieser Hinsicht in Ägypten geleistet worden, und wenn uns auch von dort so vieles von antiker Kunst und Weisheit nicht als frische Früchte, sondern nur als Konserven zugeführt worden ist, so hat dies doch dafür ausgereicht, daß sich nicht nur die römische, auch die germanische Welt gründlich daran laben konnte.

Aber freilich handelt sichs hierbei um die echthellenische Kunst und Wissenschaft der alten Zeit. Wie fernab von dieser die mehr und mehr kosmopolitische der hellenistischen abirrte, werden wir am besten erkennen, wenn wir sehen, welche geistige Bewegungen von ihr ausgegangen sind, mit welchen Strömungen sie sich gelegentlich verbunden hat. Gemeinsam war allen der weltbürgerliche Geist, wenn dieser auch meist noch eine griechische Einkleidung fand. Denn das regsamste und bis zu

[414]) Bd. III, 2, S. 170 ff. „Die geistigen Interessen sind nie zuvor so weit verbreitet, so lebendig, von so persönlich und allgemein bedeutsamem Inhalt gewesen." Vgl. auch Erwin Rhode, „Psyche", S. 588 ff.

einem gewissen Grade schöpferischste Element blieb nun einmal das griechische, auch da, wo es am weitesten von der Heimat abgesprengt und folglich am stärksten orientalisiert war. Nacheinander hat das Griechentum dem Buddhismus in Indien[415]), dem Judentum in seiner weitherzigeren Fassung in Alexandrien, dem Christentum im Gesamtbereiche seiner ersten Zeiten vorgearbeitet. Wie Alexander die Vorurteile seiner Griechen und Makedonier von einer Rangordnung der Menschen brach und dadurch den christlichen Lehren von der Menschengleichheit den Weg bahnte, so hätte vollends ohne die Schöpfung der griechischen Kultur das Christentum im Orient nie Boden fassen können[416]).

Eine Übergangserscheinung aber zu diesem allen, die zunächst noch stärker im griechischen Boden verwurzelt blieb, waren die letzten Ausläufer der griechischen Philosophie, war insbesondere der Stoizismus.

Schon der Begründer der kynischen Schule, Antisthenes, schloß in seiner Lehre die Nationalität sowohl in politischer wie in religiöser Beziehung aus und wollte nur noch ethische Gesetze anerkennen. Sein Jünger Diogenes sprach auf die Frage nach seiner Abstammung mit unter den ersten das denkwürdige Wort aus, er sei ein Weltbürger. Aber erst die Stoiker haben diese Anschauung methodisch ausgebildet und in ihr System aufgenommen. Plutarch konnte[417]) die Lehre Zenons dahin zusammenziehen, „daß wir nicht mehr nach Städten und Gauen getrennt, jeder durch eigene Gerechtsame gesondert wohnen, sondern alle Menschen für unsere Gaugenossen und Mitbürger halten sollen, und ein Leben und eine Ordnung sei wie in einer vereint weidenden, auf allgemeinsamer Trift sich nährenden Herde“. Und dessen gelehriger Schüler auf dem Throne des Welteroberers ließ darauf an alle seine Völker das Gebot ergehen, „als ihre Vaterstadt die Welt, als deren Akropolis das Lager, als Verwandte die Wackeren, als Fremdlinge (ἀλλοφύλους) die Schlechten anzusehen“[418]). Im System der Stoa wurde diese allgemeine Gleichheit damit begründet, daß Hellenen wie Barbaren gleichmäßig Gotteskinder seien. Allerdings gab es hiergegen zeitweise — in der mittleren Stoa — unter dem Einflusse des Platonismus aristokratische Rückschläge: Panätios und Poseidonios nahmen bedeutende Rangunterschiede in der menschlichen Gesellschaft

[415]) Über das griechisch-indische Reich, dessen Beherrscher, König Menander, sich um das Ende des 2. Jahrhunderts sogar zum Buddhismus bekehrte, s. E. Curtius „Gesammelte Abhandlungen“, Bd. II, 1894, S. 235 ff. Eduard Meyer, „Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien“, Berlin 1925. Auch v. Gutschmid, a. a. O., S. 104 ff.

[416]) Über die starken hellenischen Elemente in der Person und Lehre des Paulus Curtius, a. a. O. S. 527—543: „Paulus in Athen.“

[417]) An der S. 131 bezeichneten Stelle.

[418]) So wollte auch ein Jahrhundert später Eratosthenes (nach Strabo I, 4, 9) die Einteilung in Hellenen und Barbaren durch eine solche nach Trefflichkeit und Schlechtigkeit ersetzen, „denn viele Hellenen seien schlecht und viele Barbaren gesittet“.

an[419]), und auch Seneca schwankt zum mindesten noch sehr stark in der Wertbemessung des Adels[420]). Aber im allgemeinen behauptete sich doch der immer wieder durchdringende kosmopolitische Gleichheitsgedanke in einem Maße, daß er den nicht am wenigsten mitbestimmenden Faktor bei den starken Einwirkungen der Stoa auf das Christentum abgab[421]).

Mit dem Erbe Alexanders ging auch die Stoa auf Rom über, das ja schon damals als eine „Epitome des ganzen bekannten orbis terrarum" galt, wo sie sich daher besonders kräftig entfalten konnte. In Ciceros Pflichtenlehre ist die universi generis humani societas ein maßgebendes Prinzip, Lucan feiert in seinem Epos Pharsalia den Weltbürger: „non sibi sed toto genitum se credere mundo" und redet vom „sacer orbis amor"; sein Oheim Seneca erhebt den Staat der Welt, der alle Menschen zugleich mit den Göttern umfaßt, weit über den nationalen, dem wir durch unsere Geburt angehören[422]). Auch Marc Aurel ergeht sich des öfteren in diesen Gedankengängen, und im Grunde hat der kaiserliche Philosoph damit nur der Bestimmung, der Rom von Anfang an zusteuerte, eine letzte nachträgliche Begründung aus den Schätzen der Weltweisheit geliefert.

Durch ein halbes Jahrtausend getrennt, haben so zweimal die höchstgestellten Männer des Erdkreises sich mit voller Kraft für den Stoizismus eingesetzt und diesem durch ihre Großsinnigkeit eine Weihe seltener Art verliehen. Das Ideal der Menschenliebe ist ja wohl auch kaum je reiner herausgearbeitet worden[423]). Und doch liegt der Schwerpunkt der Wirkungen dieser Philosophie, wenigstens in ihren letzten Zeiten, nicht eigentlich nach dieser Seite. Vielmehr hat sie ihre ganze Erhabenheit, unter Aufgreifung der alten großen Seiten des Römertums, nachdem einmal das Individuum auf Kosten des antiken Gemeinwesens emanzipiert, nicht mehr mit dem Bürger gleichbedeutend erklärt war, im Sinne einer möglichsten ethischen Erhöhung eben dieses Individuums entfaltet. Die Zeiten brachten es mit sich, daß diese Erhöhung vorwiegend als Selbstbezwingung, als heroische Resignation, als Hinnahme eines auch unbegriffen einer höheren Vernunft zugeschriebenen Weltlaufes erscheint.

Seit langem ist es empfunden und auch des öfteren ausgesprochen worden, eine wie wesentliche Rolle das Blut bei der Begründung wie bei der Entwicklung der stoischen Schule gespielt hat. Hervorgegangen

---

419) Paul Barth, „Die Stoa", Stuttgart 1903, S. 128 ff.

420) Ebenda, S. 164.

421) Ebenda, p. 181 ff. Reichliche Zitate zum Kosmopolitismus der Stoa auch bei Zeller, „Die Philosophie der Griechen", Bd. III, 1³, S. 298—303. Vgl. Überweg-Heinze, Bd. I⁸, S. 271, 274, 299.

422) „De otio", (Dial. 8, c. 4).

423) P. Barth, a. a. O., S. 122 ff., 130. Von Marc Aurel insonderheit S. 27: „Keiner der antiken Philosophen hat wärmer die Menschenliebe gepredigt."

ist diese fast ganz aus dem semitischen Kreise[424]). Aber in dem Maße, wie sie aus dem rein Negativen der Ablehnung des Volkstums zu immer tieferer Ausgestaltung ihrer Ethik fortschritt, haben sich die verschiedenen Rassen hierbei die Hand gereicht. Der enge Anschluß des edlen Kaisers Marc Aurel an den phrygischen Sklaven Epiktet bietet hierfür wohl das bezeichnendste Symbol. Gewiß mag Günther recht haben, wenn er[425]) meint, der Stoizismus habe in der faulenden Welt der römischen Kaiserzeit gerade Menschen nordischen Wesens besonders angezogen, „Männer, die keinen Zusammenhang mehr mit ihrem Volke empfinden konnten, die ohne Hoffnung einem Untergang entgegenschauten und dabei doch die Würde bewahren wollten". Man kann aber sogar noch weiter gehen. Wie der Stoizismus als Lehre nie ganz erloschen ist, sondern immer — unter anderem bis tief in die neuere deutsche Philosophie hinein — fortgewirkt[426]) hat, so sind auch die ihn verkörpernden großen und edlen Gestalten aus nordischem Blute mitnichten mit dem Römertum abgestorben. Immer wieder sind auch in der Neuzeit ähnliche aufgetaucht. Friedrich der Große braucht hierfür, als Seitenstück zu Marc Aurel, nur genannt zu werden. Vor allen anderen aber stellt sich uns Gobineau als der letzte große Stoiker dieser Art dar, er, auf den Barbey d'Aurevilly das schöne Wort vom Stoizismus als dem Christentum derer, die keine Christen sein können, und Paul Bourget das vom „aristokratischen Stoizismus" angewandt hat. Die vorstehende Charakteristik der letzten Römer paßt haarscharf auch auf Gobineau und die ihm Geistesverwandten. Und wenn es dort weiter hieß „die letzten männlichen Gestalten Roms blieben Einsame", so werden auch das ihre Brüder von heute am wenigsten für sich ablehnen wollen.

Es liegt nahe, im Anschluß an das philosophische auch über das sonstige Schrifttum griechischer Zunge aus der hellenistischen und römischen Ära unter unseren Gesichtspunkten einen kurzen Überblick zu geben. Es war ja klar, daß für die Entwicklung der Erd- und Völkerkunde die Bildung von Alexanders Weltreich ganz neue Voraussetzungen schuf[427]). Freier denn je konnte der Forscherdrang die Flügel regen, und die großartigsten Hilfsmittel wurden ihm dafür zur Verfügung gestellt. Die Könige des Ptolemäerreiches zumal glänzten durch ihre Freigebigkeit. Der Geschichte, den Sitten und den Altertümern fremder Völker konnte man jetzt ganz anders auf den Grund kommen, als dies noch Hekatäos, Herodot und Ephoros möglich gewesen war, und durch das Griechische

---

[424]) Zeno insbesondere war phönizischer Abkunft. Über ihn und über das ganze bunte Gemisch der damaligen unter griechischen Namen zusammengewürfelten Philosophen J. Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte, Bd. III, S. 394 ff., 397 ff. Schuster in Baumeisters „Denkmäler", Bd. III, S. 2122.

[425]) „Kleine Rassenkunde Europas", S. 146 ff.

[426]) S. hierüber den Schluß des Barthschen Buches.

[427]) Man vergleiche hierzu die schönen Darlegungen im 2. Bande von Humboldts Kosmos.

als Weltsprache wurde alles Entdeckte auch immer weiteren Kreisen zugetragen[428]). So wuchs allmählich eine immer reichere geographische und historische Literatur heran, die uns auch in den verhältnismäßig nur geringen erhaltenen Beständen eine Fülle wertvollen Stoffes zugeführt hat.

Es schließt sich nun aber für uns aus, die einzelnen Vertreter dieser erweiterten Wissensgebiete ebenso eingehend zu behandeln wie die Schriftsteller der älteren, klassischen Periode. Selbst wenn wir die dafür nötige Arbeit leisten könnten, erschiene es doch fraglich, ob sie im Rahmen dieses Werkes angebracht wäre. Daß in der Zeit des Völkerchaos die Geister ganz allgemein gegen die der hellenischen heruntergingen, wer könnte es verkennen? Es war eine Zeit der Epigonen und der Mischlinge — Mischlinge dem Blute wie der Gesittung nach. Dem Blute nach meist kaum festzustellend, redeten und schrieben sie griechisch und waren dabei — in der späteren Zeit — römische Untertanen. Was aber die Hauptsache: die meisten von ihnen sind weder Originalforscher noch hervorragende Persönlichkeiten. Nach echt antiker Weise, die wir als Plagiierung bezeichnen würden, schreiben sie meist von überall her aus, so daß man sehr oft nicht weiß, was von wem stammt. Und kurz, es geht bei ihnen nicht sowohl um den Forscher als um das Erforschte; so kommt das meiste von ihnen Berichtete nicht sowohl ideell als materiell, nicht sowohl für die Geistes- als für die Blutsgeschichte der Völker in Betracht. Und daher gehört es vielmehr in die Einzelwerke der Ethnologie und Anthropologie, wo sich ja denn auch (wie z. B. in dem anthropologischen Teile von Pauls Grundriß oder in Zeuß' „Die Deutschen und die Nachbarstämme" und anderwärts) reichliche Nachweise dieser Art finden. Hier kann von uns nur einzelnes andeutungsweise herausgegriffen werden[429]), und eine wirkliche Ausnahme machen wir nur für

[428]) Näheres hierüber bei Christ, „Geschichte der griechischen Literatur", 3. Aufl., S. 364 ff., 558 ff., 681 ff.

[429]) Im allgemeinen muß zur Ergänzung dessen, was wir als uns vorzugsweise bemerkenswert oder typisch erscheinend aus den Historikern und Geographen der Jahrhunderte um Christi Geburt anführen, auf die Sonderliteratur über diese verwiesen werden. Sehr reichhaltig ist diese, wo es deren Verhältnis zu ihren meist unverändert und vielfach kritiklos ausgeschriebenen Quellen festzustellen galt. Durchschnittlich ist aus der späteren römischen, namentlich der Kaiserzeit, weit mehr für unsere Zwecke erhalten als aus der älteren, alexandrinischen. Das große Geschichtswerk des Poseidonios z. B., das als eine Fortsetzung des Polybios gedacht und durch Reichtum an geographischen und ethnographischen Nachrichten ausgezeichnet war, ist fast ganz verloren und uns vornehmlich aus Diodor von Sizilien, für den es eine Hauptquelle bildete, teilweise bekanntgeworden. Diodor selbst, der zwar bei den Historikern äußerst wenig gilt, kommt so doch indirekt, durch Übermittlung mancher wichtiger älterer Mitteilungen z. B. über die Völkerschaften Spaniens und vor allem über die Kelten (V, 25 bis 40, nach Poseidonios) in Betracht. Er segelt für seine Person ganz im kosmopolitischen Fahrwasser, hat aber doch gelegentlich Anwandlungen, die ihn einer anthropologischen Betrachtungsweise näherbringen. So erörtert er (I, c. 6—8) das Problem der Entstehung und der Urzeiten des Menschengeschlechts,

zwei Gestalten, einen Historiker — Polybios — und einen Geographen — Strabo —, welche sowohl als Forscherpersönlichkeiten wie durch das, was sie uns als solche an Material beisteuern, aus ihrem Gebiete weit herausragen.

Die ungemeine Bedeutung des Polybios liegt vorwiegend darin, daß er, als der eigentliche Begründer der Universalgeschichte, an dem

geht den Uranfängen des Völkerlebens bei den Wilden nach. III, 2, 1 stellt er die Vermutung auf, die Äthiopen möchten, als die der Sonne nächsten, die ältesten Menschen sein. Auch Mischungen beachtet er, wie die hellenischer Kolonisten mit den Sikanern (IV, 30, 3 ff.). Unvergleichlich viel wertvoller als Diodor ist für uns der gleich ihm im Zeitalter des Augustus lebende Dionysios von Halikarnaß, den daher auch schon Gobineau in seinen „Römischen Altertümern“ für die verschiedensten Gegenstände seiner Beweisführung herangezogen hat. Er verdiente und lohnte eine gründliche Einzeluntersuchung, wenn er auch natürlich Fragen wie z. B. (I, 29) die der Verwandtschaft von Tyrsenern und Pelasgern sehr anders anfaßt als wir heute. Wir verdanken ihm vor allem die klassische Stelle (I, 89) über den Blutswandel der Römer, die Gobineau zur Beleuchtung des zur Zeit Sullas gegen das der guten Zeit so ganz veränderten Volkes anführt.

Sehr eigenartig ist es um Plutarch bestellt. Von Hause aus schließt nicht leicht einer unsere Gesichtspunkte bewußter aus, als er, der mit seinen Charakterbildern geschichtlicher Helden nach seinen eigenen Worten vorwiegend ethisch wirken will. Und doch ist auch bei ihm die Ausbeute, die für uns abfällt, nicht ganz gering. Davon abgesehen, daß er doch, wo der Lebenslauf einzelner denkwürdiger Persönlichkeiten es mit sich bringt, auch ethnologischen Untersuchungen sich nicht entzieht, die er vielmehr, wie die über die Kimbern im Leben des Marius, sehr gründlich und gewissenhaft vornimmt, daß er, wie sich von selbst versteht, im Lykurg der Rassenzüchtung der Spartaner, im Numa dem Verschmelzungsprozeß der Römer und Sabiner seine Aufmerksamkeit schenkt, hat er uns vor allem auch mit genealogischen Nachrichten über seine Helden ausgiebig versorgt. Nicht leicht läßt er sich bei einem derselben diese für den Einzelausbau der Rassenkunde so wichtige Seite entgehen. Plutarch hat auch, als gründlicher Kenner seines und des römischen Volkes, zu denen gehört, welchen eine intuitive Ahnung von der einstigen Verwandtschaft beider aufgegangen war. So bildet schon seine durchgehende Parallelisierung griechischer und römischer Helden eine ahnungsvolle Tat, insofern die überragenden Gestalten hier wie dort nordische sind. Nur so ist es auch zu erklären, wenn er aus Anlaß der isthmischen Spiele, bei welchen Flamininus die Freiheit der Griechenstädte verkünden ließ, den damaligen Griechen Betrachtungen über jene ferne Verwandtschaft in den Mund legt (Flamininus, Kap. 11).

Für Appian (2. Jahrhundert n. Chr.) gilt ähnliches wie für Diodor, nur daß er als Forscher weit höher steht. Auch bringt ihn schon das unserem Gebiet weit näher, daß er in seinem großen Geschichtswerke statt der gewöhnlichen synchronistischen Methode die ethnographische wählte, indem er die Geschichte der Ereignisse eines jeden Landes ununterbrochen bis zu seiner Vereinigung mit Rom hindurchführte und damit also die Geschichte Roms in eine Reihe von Spezialgeschichten der einzelnen Länder und Völker des Römischen Reiches zerlegte.

Ptolemäos, vorwiegend mathematischer Geograph und Kartograph, ist mit seiner Γεωγραφικὴ ὑφήγησις durch seine Eintragung der Völkernamen doch auch namentlich für die Kenntnis Germaniens dadurch so wichtig geworden, daß er als Letzter uns die Verhältnisse von Nordeuropa vor den großen Völkerverschiebungen zusammenfassend dargestellt hat.

Arrian hat — nach besten Vorgängern wie Nearchos, Eratosthenes und anderen — die Entdeckungen des Alexanderzuges in den Osten vorzüglich erhal-

großen historischen Schauspiel der Begründung der römischen Weltherrschaft zuerst die innere Einheit in der Entwicklung der um das Mittelmeer im weitesten Umfange gelagerten Völkerwelt dargetan hat. Fast demonstrativ betont er selbst dabei den „pragmatischen" Charakter seiner Geschichtschreibung: sie soll belehren, nützen, namentlich den künftigen Staatsmann in der Vorbildung für seinen Beruf fördern[430]). Er lehnt es dabei zwar ausdrücklich ab, auch Ethnologe zu sein (IX, 1 und 2), aber als ein Forscher, dem Erklärung jedes Dinges über alles geht, dessen ganze Anschauungsweise derart rationalistisch gerichtet ist, daß er, wie er Dichter und Mythographen als Quellen grundsätzlich ausschließt (IV, 40), so überhaupt alle Urgeschichtsforschung als Fabeleien verschmäht, mußte er doch unwillkürlich auch nach jener Seite die Augen gründlich auftun, und so hat er uns am Ende doch unvergleichlich mehr geboten, als er in Aussicht gestellt hatte, wie er ja übrigens auch nicht nur zur Vorbereitung seines großen Geschichtswerkes umfassende Reisen im Gesamtgebiete des Mittelmeeres vorgenommen, sondern einmal sogar im Auftrage des jüngeren Scipio eine wissenschaftliche Flottenexpedition im Küstengebiete Westafrikas geleitet hat. Das alles tönt denn auch in seinem Werke reichlich wider. Sein entscheidend wichtiges 6. Buch, das die Darstellung der römischen Staatsverfassung enthielt, ist uns leider nur ganz fragmentarisch erhalten, aber selbst die vorhandenen Teile lassen deutlich erkennen, daß es, wenn auch nur indirekt, Wertvolles zur italisch-römischen wie phönizischen Rassengeschichte brachte. Im allgemeinen zwar bildet auch für den durchaus kosmopolitisch gesinnten Polybios — den, nebenbei, wohl die Römer immer als Fremdling, die Griechen immer als Abtrünnigen betrachtet haben, und der an seiner Ausgleichsmission schwer getragen haben mag — die geschichtliche Menschheit ein homogenes Ganzes, aber er blickt doch unbefangen genug in ihre Geschicke und Leistungen, um sich deren Verschiedenheiten aus der Verschiedenheit der Anlagen der einzelnen Völker zu erklären (Kap. 51, 52 über Italiker und Phönizier bzw. Römer und Karthager).

Ganz der Geographie als historischer Hilfswissenschaft war das 34. Buch gewidmet, und es läßt sich denken, daß ein Mann, dem der ge-

ten. Außerdem danken wir ihm eine wertvolle Sonderschrift über Indien und eine nur in Bruchstücken auf uns gekommene Geschichte der Alanen. P a u s a n i a s endlich verlegt zwar in seiner Beschreibung Griechenlands den Schwerpunkt durchaus in die Archäologie der Kunst, ist aber doch auch für die Kunde der alten Völker von entschiedenem Werte durch die zahlreichen Notizen über Herkunft der Völker, Kolonialgründungen usw. Selbst unsere Hauptprobleme streift er doch einige Male ganz unmittelbar, wie VIII, 29, 4 (über die ersten Menschen und ihre Sitze), IX, 21, 6 (über die Verschiedenheit der Menschenrassen nach Klima usw.).

430) Der überschwänglichen Forderung P l a t o s, daß entweder die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen werden müßten, setzt er die ungleich bescheidenere zur Seite, daß entweder praktische Staatsmänner Geschichte schreiben oder wenigstens die Geschichtsschreiber im Staatsleben vorgebildet sein sollten (XII, 28).

schichtliche Mensch derart im Vordergrunde stand, sich auch die Länder vorwiegend mit Rücksicht auf die sie bewohnenden Völker anschauen mußte. So verdanken wir ihm anschauliche ethnographische Bilder von Italien (II, 14—17), vom Schwarzen Meer (IV, 39—44), von Arkadien (IV, 20 ff.) und von dem Rassengemisch in Alexandria (das ihn mit Abscheu erfüllt, XXXIV, 14). Ein Bericht über die ethnographischen Ergebnisse der vorerwähnten Flottenexpedition findet sich gegen Ende der Fragmente des 34. Buches. Besondere Würdigung hat Polybios als erster aus eigener Kenntnis redender Berichterstatter über die Kelten gefunden[431]).

Vereinzelt erhebt sich Polybios, so wenig er im allgemeinen spekulativ veranlagt war, doch auch zu Betrachtungen solcher Art, freilich immer gern in Anlehnung an einzelne Vorgänge und Erscheinungen des Völkerlebens. Nicht nur die Geschicke der Völker, auch ihre Einrichtungen, ihre sozialen Zustände geben ihm hierzu Anlaß, und da kann es dann nicht fehlen, daß ihm auch deren rassische Untergründe mehr oder minder zum Bewußtsein kommen. So, wenn er (I, 101/103/4) Volksheere und Söldnerheere einander gegenüberstellt, oder wenn er (VI, 5) der Entstehung der Völker nachgeht, wobei ihm im 2. vorchristlichen Jahrhundert schon eine Wahrheit aufgegangen ist, die Chamberlain im 20. nachchristlichen leugnen konnte, daß nämlich die Reinrassigkeit, d. h. die größtmögliche Homogenität der Rasse in jene Anfänge zu verlegen sei, während Chamberlain sie zu beliebiger Zeit erzüchten zu können wähnte[432]). Endlich aber ist neuerdings, wo die Probleme des Geburtenrückgangs und der Entvölkerung wieder bedrohliche Wirklichkeitsbedeutung gewonnen haben, seine Äußerung hierüber (XXXVII, 4) sozusagen zu einer klassischen Stelle geworden: „In unseren Zeiten ist ganz Griechenland von einer Kinderlosigkeit und überhaupt von einer Abnahme der Bevölkerung betroffen worden, infolge deren sowohl die Städte entvölkert worden sind als auch Unfruchtbarkeit eingetreten ist, obgleich wir weder von ununterbrochenen Kriegen noch von ansteckenden Krankheiten heimgesucht worden sind... Da nämlich die Menschen in Großtuerei und Habsucht sowie in Vergnügungssucht verfallen sind und sich weder verheiraten noch, wenn sie sich verheiraten, die ihnen geborenen Kinder aufziehen mögen, sondern die meisten höchstens eins oder zwei aufziehen, um diese als reich zurücklassen und in Üppigkeit aufwachsen lassen zu können, so ist binnen kurzem das Unglück unbemerkt so groß geworden."

Wir beschließen unsere Überschau über die Griechen mit Strabo, einem Schriftsteller, der, lange nicht nach Gebühr beachtet, erst in neuerer

[431]) Roget de Belloguet, „Ethnogénie gauloise", T. II, p. 76/77, wo die Hauptstellen zusammengetragen.

[432]) Unübertrefflich knapp und klar faßt er jenen Vorgang dahin zusammen, daß jedesmal nach einer Sintflut von den übriggebliebenen größere Massen der gemeinschaftlichen Abstammung gemäß (κατὰ τὸ ὁμόφυλον) zusammenträten.

Zeit immer vollere und allseitigere Würdigung gefunden hat, den nun aber auch gerade jeder der Rassenkunde ernstlicher Zugewandte gründlich kennen sollte[433]). Wir sind auf ihn um so dringlicher angewiesen, als das einzige neben das seine zu stellende Werk eines Vorgängers, das des **Eratosthenes**, nicht erhalten ist. So wird er uns ein um so unschätzbarerer Gewährsmann, er eröffnet uns eine wahre Schatzkammer antiker Ethnographie. Weit entfernt, wie die meisten Geographen das Volk nur wie eine Staffage der Landschaft aufzufassen, hat er beiden Faktoren zum mindesten die gleiche Sorgfalt zugewandt, wenn er auch natürlich nicht so weit gehen konnte, in der Landschaft nur einen Hintergrund des Volkslebens zu sehen. Aber es gibt kaum einen Vorgang in der Physiologie und selbst in der Pathologie des Völkerlebens, den Strabo nicht mindestens an einem typischen Beispiele zum Ausdruck gebracht hätte. Die reichen Ergebnisse früherer Forschung nach den Möglichkeiten damaliger Kritik besonnen verwertend[434]), hat er das, was ein Herodot in genialem Ahnen instinktiv geübt, ein Ephoros bewußter und reichlicher gepflegt hatte, zum System erhoben, mit denselben Themen und Motiven wie sie klarer, methodischer gearbeitet. Nicht nur die Gründungen der **Staaten**, vor allem die Herkunft, die Verzweigungen, die Verwandtschaften und Ähnlichkeiten der **Völker** werden grundsätzlich berücksichtigt. Nehmen wir hinzu, daß Strabo, wie er sich des rühmen durfte, mehr von der bewohnten Erde gesehen hatte, als irgendein Früherer, so ergibt sich aus dem allen, wie vielfach er klärend und Ordnung schaffend wirken, wie er in einzelnen Fällen geradezu das lösende Wort für gewisse verzweifelte Fragen der Ethnographie sprechen konnte. Seine Darlegung des Völkerlebenslaufes Kleinasiens z. B. (XII, p. 565) bedeutet selbst für uns noch eine solche Klärung, wenn auch stark nach der negativen Seite, indem er zeigt, zu welcher Ohnmacht die Rassenkunde in solchen chaotischen Mischgebieten verurteilt bleibt — und das schon damals, lange ehe die türkischen Horden und die mongolischen Mordbanden einen noch weit schlimmeren Wirrwarr geschaffen hatten.

Es ist überhaupt erstaunlich, wie nahe Strabo in manchen Dingen schon unserer Betrachtungsweise kommt. Er steht da auf der Grenzscheide der alten und der neuen Zeit. Gleich in der Kapitalfrage Rasse

433) Über die lange Unbeachtung Strabos und ihre Gründe **Humboldt**, „Kosmos", Bd. II, Stuttgart 1870, S. 141. **Groskurd**, Bd. I seiner deutschen Ausgabe (Berlin und Stettin 1831), S. VII ff., XLVIII ff. „An Mannigfaltigkeit des Stoffes, an Großartigkeit des entworfenen Planes übertrifft das Werk alle geographischen Arbeiten des Altertums" (**Humboldt**). „Das unübertroffene Musterstück einer Landes- und Volkskunde" (**Riehl**). „Strabo einer der zuverlässigsten und schätzbarsten Schriftsteller des Altertums" (Ad. **Stahr**).

434) Genaueres über die Quellen Strabos bei **Christ**, S. 684 ff. Ganz besonders sei auch auf den 4. Teil von **Groskurds** Verdeutschung (einer gewaltigen Leistung), das Register, verwiesen. Groskurd hebt (I, S. XXXII) namentlich hervor, daß Strabo das Gerippe der mageren Aufzählungen des Ptolemäos und Plinius erst mit Fleisch bekleidet habe.

und Umwelt macht er sich nach Kräften von dem im allgemeinen die Alte Welt in Bann schlagenden Dogma frei: „... Die meisten Künste, Fähigkeiten und Beschäftigungen gedeihen, sobald einige beginnen, in jedem Breitenstriche. Etwas freilich beruht auch auf den Breitenstrichen, so daß einiges von Natur bei Völkern einheimisch ist, anderes durch Einrichtung und Übung... Nicht der Erdenraum hat den Atheniensern vor den Lakedämoniern oder ihren Nachbarn eine höhere geistige Begabung verliehen, nicht die Ortslage Babylonier oder Ägypter mit Kenntnissen bereichert, sondern die eigene Übung und Anstrengung" (II, p. 102). Nicht minder ist er davon durchdrungen, daß, wie schon die Ländermassen nach natürlichen, nicht nach wechselnden politischen Grenzen abzuteilen seien, so vollends für die Völker nur deren ethnographische Verwandtschaftsverhältnisse, nicht so etwas wie die willkürlichen römischen Provinzialabgrenzungen, in diesem Sinne in Betracht kommen (IV, 177). Von letzteren bemerkt er ausdrücklich (XIII, p. 629), daß sie die Verwirrung in Kleinasien nur steigerten; um die Dunkelheit voll zu machen, träten dann noch die Widersprüche der Gelehrten hinzu (XII, p. 573). Was nun aber jene Verwandtschaftsverhältnisse anlangt, so geht er auch bei deren Feststellung kritisch zu Werke. Ähnlichkeiten der Lebensweise, die manchen als Zeichen gemeinsamer Abkunft gelten, genügen ihm als solches nicht, wie er denn die den Kelten an Lebensweise nahestehenden Ligurer ausdrücklich als ἑτεροεθνεῖς bezeichnet (II, p. 137). Dazu freilich, die Scheidung oder Annäherung nach den heutzutage für die Anthropologie gültigen körperlichen Merkmalen vorzunehmen, ist auch er noch nicht vorgeschritten. Wohl aber hat er des öfteren solche als hinzutretendes Moment erkannt oder geahnt, wie bei Kelten und Germanen (IV, p. 195, VII, p. 290), bei Berbern und Arabern[435]). Aus Namengleichheit auf Stammesgleichheit zu schließen, wagt er nicht ohne weiteres; man müsse sich da, wie im Falle der gallischen und der adriatischen Veneti, mit der Wahrscheinlichkeit begnügen (IV, p. 195).

Auch dem Wahne des Altertums von dem Vorherrschen des Erdgeborenseins der meisten Völker hat sich Strabo schon auf einen hohen Grad entwunden. Er zählt (I, p. 61) eine ganze Reihe bedeutsamer Wanderungen auf und weist wieder und wieder auf Veränderungen der Länder und Vermischungen der Völker hin, die sie im Gefolge haben. (Insbesondere in Hellas: VIII, p. 333, IX, 442.) Nicht minder macht er auf Verlegungen von Städten und Verpflanzungen von Völkerschaften aufmerksam (ein Beispiel die Geschichte der Skepsier XIII, p. 607). Die Mischungen, als den eigentlichen Hauptprozeß des Völkerlebens, beachtet und verzeichnet er in einem Umfange, daß es gar nicht verlohnt, einzelne Beispiele dafür anzuführen. Nur sei daran erinnert, daß er in einigen besonders bedeutsamen Fällen die rassische Zusammensetzung eines Volkes so klar und sicher ergründet und uns überliefert hat, daß alle neuere Forschung seine Angaben lediglich hat bestätigen können.

[435]) Dozy, Geschichte der Mauren, Bd. I, S. 143.

In erster Linie gilt das von den Makedoniern, die er als aus Epiroten, Illyriern, Bottiäern und Thrakern gebildet bezeichnet[436]), wozu nur das eine zu bemerken bleibt, daß zur staatlichen Konsolidierung dieses Volkes die hellenischen Elemente mitgewirkt und vielleicht das Beste dabei getan haben[437]).

Nicht minder als auf die Mischungen hat Strabo auf sonstige Veränderungen im Leben der Völker ein Auge. Just zu seiner Zeit spielte die Romanisierung bei vielen derselben eine große Rolle; er veranschaulicht diesen Vorgang unter anderem an den Turdetanern (III, p. 151) und den Volken (IV, p. 187). Heruntergekommene und ausgestorbene Völker zählt er (VII, p. 315) unter den Galatern, Illyriern und Thrakern auf. Auch was er (VI, p. 253/54) über die Lukaner, Bruttier und Samniten sagt, gehört hierher. Über das Verschwinden von Völkern bemerkt er sehr richtig (IX, p. 434/35), es könne entweder das Volk vernichtet oder nur der Volksname nicht mehr vorhanden sein.

Erwähnen wir endlich noch, daß Strabo zu den Geistern des Altertums gehört, welche die Existenz eines neuen Kontinentes vorgeahnt haben[438]), so hätten wir alles Wesentliche, das sich für unser Thema bei ihm findet, verzeichnet. Kaum eines unserer Probleme, das er nicht zum mindesten angerührt, meist aber um ein gutes Stück gefördert hätte. Überaus würdig beschließt er, der noch im 83. Lebensjahre an die Ausarbeitung seines 40 Jahre lang vorbereiteten Riesenwerkes ging, die Reihe der hellenischen Forscher. Denn Hellene wollte er sein, wenn er es auch bestimmt nachweislich nur von Mutterseite war, während der Vater „kappadokischen" Blutes war, wobei wir uns in der damaligen Welt das Allerverschiedenste denken können. Sicher ist nur, daß Strabo als Mensch und Forscher die besten hellenischen Eigenschaften nochmals verkörpert hat und insofern ein Recht hatte, nicht nur den Barbaren, auch den Römern, zu denen wir uns jetzt wenden, sehr selbstbewußt gegenüberzutreten[439]).

---

436) X, Frg. 11, ed. Meineke.

437) Ranke, „Weltgeschichte", Bd. 1, 2, S. 121.

438) Al. v. Humboldt, a.a.O.

439) III, S. 166: „Die Schriftsteller der Römer streben zwar den Hellenen nach, jedoch eben nicht mit Erfolg. Denn was sie sagen, entnehmen sie von den Hellenen — aus sich selbst bringen sie wahrlich nicht viel Forschungseifer mit, so daß, wenn bei jenen Lücken sind, bei diesen nicht viel Ergänzendes sich findet. Überdies sind auch die meisten der berühmtesten Namen hellenisch."

Fünftes Kapitel

Rom.

„Colluvies." Ineinanderwachsen heterogener Volksbestandteile. Richtunggebende Rasse die nordische. Etruskerfrage. Fehlen des Stammtümlichen in der römischen Welt. Umwandlung des alten Römerblutes. Semiten und Germanen um das Erbe Roms ringend. Germanisierung Roms, Fortbestehen seiner geistigen Macht. Die römische Literatur als Quelle für die Rasse. Die Völker Italiens in der römischen Literatur. Herkunft von deren Hauptgestalten.

Die ungemeine Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit in der Gestaltung der griechischen und der römischen Geschicke ist von je bemerkt worden, und auch den Grund derselben hat man schon früh wenigstens ahnungsweise erkannt. Es steckt ein Kern von Wahrheit in den Ausführungen des Dionysios von Halikarnaß, der[440]) das Zurückziehen der Griechen auf sich selbst, ihren „Fremdenhaß", der römischen Weitherzigkeit gegenüberstellt. Wir können dies heute so ausdeuten: die Griechen lebten sich in der Rasse aus, das stammtümliche Element blieb bei ihnen herrschend und steigerte sich nur allenfalls zum Nationalen, während sie staatlich auf primitiver Stufe stehen blieben. Die Römer dagegen ordneten die Rasse, den Stamm, dem Begriffe des Volkes, und diesen wieder dem des Staates unter. Das hat zur Folge gehabt, daß die Griechen unter dem siegreichen Vorwalten einer besonders begabten Rasse sich zu den allerhöchsten kulturellen Leistungen aufschwangen, während die Römer als das Produkt der Ausgleichung verschiedener Rassen eine weit bescheidenere nicht sowohl Kultur als Zivilisation im Rahmen eines allgewaltigen Staates zuwege brachten. Es hat, kurz gesagt, den einen die geistige, den anderen die materielle und politische Weltherrschaft eingetragen[441]).

Daß die vielberufene „colluvies", das Gemisch und Gewirre, das Zusammenströmen von Menschenmassen, und nicht eben erlesenster Art, schon im ältesten Rom beträchtlich mitgespielt hat, kann heute weniger denn je bezweifelt werden. Es wäre das wohl auch nie worden, wenn nicht der gewaltigste der römischen Historiker es bestritten hätte, der nicht nur die Gründung Roms nur durch engstverwandtes Blut erfolgt sein,

---

[440]) Antiqu. Rom, II, 16. 17.

[441]) Treffend bemerkt Günther („Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes", S. 82), daß die verschiedene Entfaltung des der nordischen Rasse innewohnenden Ordnungs- und Gestaltungsgeistes bei Griechen und Römern nicht am wenigsten aus der Verschiedenheit der beiden beigemischten nichtnordischen Bestandteile zu erklären sein müsse.

auch das römische Volk „wie wenige andere seine Sprache, seinen Staat und seine Religion rein und volkstümlich entwickeln“ lassen wollte und sich heftig dagegen wandte, daß man es „in ein wüstes Geröll etruskischer und sabinischer, hellenischer und pelasgischer Trümmer verwandelt habe“[442]). Und doch ist die hier befehdete Anschauung immer wieder siegreich durchgebrochen, und sie mußte es auch. Den Stamm einer wirklichen römischen Rasse, wenn man überhaupt von einer solchen reden darf, haben von vorneherein nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl latinischer und sabinischer Geschlechter — die Ämilier, Cornelier, Fabier, Horatier, Menenier, Papirier usw. — gebildet[443]), und später ist dann dieses Grundelement durch das Jahrhunderte lange eroberungsweise Fortschreiten der Römer um das Blut der übrigen mannigfach gegliederten italischen Stämme bereichert worden. Aber wie jenes schon von dem Augenblicke der Gründung an zum mindesten mit einer etruskischen Beimischung sich abzufinden hatte, so sind dann vollends sämtliche innerhalb der Halbinsel von früher her vertretenen Stämme im Laufe der Ausbreitung des römischen Staatswesens reihum hinzugetreten. Und ihrer waren nicht wenige, denn in keinem anderen Lande Europas sind ähnlich viele Völkerfamilien zusammengeströmt wie in Italien (mit Einschluß der Inseln). Mit den Namen der Iberer (Sicaner), Sarden, Ligurer, Italiker, Etrusker, Illyrier, Veneter, Hellenen und Kelten — die Reihenfolge bezeichnet annähernd die mutmaßliche Zeitfolge der Einwanderung — sind nur die wichtigsten angegeben. Kein Erdteil, keine Himmelsgegend, nach welcher „römisches“ Geblüt nicht ursprungsgemäß verzweigt gewesen wäre. Das gemeinsame Asyl aller Flüchtlinge der alten Welt konnte man diese civitas ex nationum conventu constituta[444]) nennen, für die nichts bezeichnender ist, als daß man sich bis heute nicht darüber hat einigen können, welcher Sprache ihr Name entstammt[445]). Diese Buntscheckigkeit spiegelt sich ja denn auch in der gesamten römischen Kultur wie Literatur entsprechend wider. „In den Bürgerheeren, welche gegen Hannibal fochten, herrschte dasselbe Sprachengewirr, das zur Kaiserzeit in den Festungen am Rhein und an der Donau ertönte.“ Zweifellos hat eine solche Mischung, innerhalb deren immer gewisse Elemente gewissen anderen entgegenwirken mußten, Rom daran gehindert, im höheren, geistigen Sinne, wie Hellas, schöpferisch zu werden, sie hat einen gewissen öden, sterilen Zug in das römische Leben gebracht[446]). Und doch waren anderseits schon die Römer selbst stolz darauf, wie glücklich im allgemeinen die heterogenen Volksbestandteile ineinander ge-

---

[442]) Mommsen, „Römische Geschichte“, Bd. I[5], S. 44 ff.

[443]) Vgl. hierzu Mommsen, a. a. O., S. 36 ff., 43 ff., 49, 63, 67, 87.

[444]) Qu. Cicero, de pet. cons., 54.

[445]) Etruskischer, griechischer, latinischer Ursprung des Namens Rom ist in alter und neuer Zeit behauptet worden. Vielleicht bleibt der griechische der wahrscheinlichste.

[446]) Nissen, „Italische Landeskunde“, Bd. I, S. 57 ff., 466 ff.

wachsen seien[447]), und das Geschick, mit welchem die Staatskunst die Mischungen verwertet, die Gegensätze ausgeglichen und zur Einheit verbunden, fremde Elemente eingebürgert und assimiliert hat, ist, als Hauptursache der politischen Größe Roms, von je mit Recht bewundert worden. Dem dadurch erzielten praktischen Sinn, der Klarheit und Verständigkeit als Grundzug des Volkscharakters, soweit sich dieser in den herrschenden Schichten, die ihn zugleich in den Dienst eines großartigen Willens zu stellen wußten, verkörperte, ist es zu danken, daß dem Römertum Wirkungen und Eroberungen wie keinem anderen Volke beschieden gewesen sind. Zu einem eigentlichen Volkstume allerdings in dem Sinne, den wir heute darunter verstehen, hat man es in Rom nie gebracht; seine Nationalität ist eine durchaus künstliche Schöpfung, der vielmehr erst die Austilgung der in den unterjochten Stämmen lebendigen Volkstümer vorangehen mußte, ja die geradezu auf deren Vernichtung begründet war[448]).

Wir sprachen soeben von den herrschenden Schichten Roms, und als Hauptfrage tritt uns jetzt naturgemäß die entgegen, wer diese gewesen seien. Hier kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Die durchschlagende, richtunggebende Rasse ist auch in dem römischen Gemisch die nordische gewesen, verkörpert vor allem in den in einander folgenden Strömen (Zweigen) eingewanderten Italikern — Latiner, Sabeller, Umbrer, Osker usw. —, zu welchen schon früh nicht nur hellenische Ansiedler, auch — in den Venetern, Messapiern und Japygen — Angehörige des illyrischen Zweiges verstärkend hinzutraten. Diese reichlichen nordischen Elemente haben im Laufe der Zeit die ihnen vorangegangenen — prähistorischen —, durchweg der Mittelmeerrasse angehörigen Völkerschaften überwachsen, zurückgedrängt bzw. sich assimiliert. Weitaus in den Vordergrund treten dabei die latinischen und sabinischen Stämme, was sich in dem Augenblicke, da Sage und Geschichte einander die Hand reichen, in dem Akte der Gründung Roms symbolisch ausdrückt. Einen organischen Unterschied zwischen Latinern und Sabinern wird man kaum ausfinden können, sie stehen sich unendlich nahe und verschmolzen so unbedingt, daß sie nicht mehr auseinander zu reißen sind. Allenfalls hat man den Eindruck, und sieht ihn durch bedeutsame Stimmen aus der Römerwelt selbst[449]) verstärkt, daß in den Sabinern fast noch mehr als in ihren Stammesbrüdern nach der sittlichen Seite das tragende Grund-

---

[447]) Sallust, „Catilina“ 6. „Hi, postquam in una moenia convenere, ... quam facile coaluerint.“ Vgl. auch Florus I, 1: „Ita ex variis quasi elementis congregavit corpus unum.“

[448]) Zur Vielstämmigkeit Roms und ihren Wirkungen, außer Nissen, a. a. O., Fustel de Coulanges, „La cité antique“, p. 425—28, Duruy, „Histoire des Romains“, Nouv. Edit., Paris 1879, p. XXXV ss., CXXIX ss., Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien, Bd. I, S. 1, Schäffle, Bd. 4, S. 391.

[449]) „Sabinorum mores populum romanum secutum esse.“ Cato bei Servius zur Äneis VIII, 638.

element des Römertums zu erkennen sei. Niebuhr[450]) macht darauf aufmerksam, daß sie, wie die Dorier, vornehmlich in ihren Pflanzvölkern groß geworden seien und durch Eroberungen und Ansiedlungen weit ausgegriffen hätten. Jedenfalls sind sie es gewesen, die, mit der hohen Bedeutung der Familie, der großen Macht der Geschlechter, jenen patriarchalisch-aristokratisch-soliden Zug in das römische Wesen gebracht haben, welcher sich in Glauben und Sitte, Leben und Taten der Römer so ruhmvoll betätigt hat. Wie denn überhaupt die geschichtliche Größe der Römer mit ihrem nordischen Grundstamm unzertrennlich verwachsen ist, wenn anders Männer es sind, die die Geschichte machen. Die markantesten wie die entscheidendsten Gestalten der römischen Geschichte verraten diesen ihren Ursprung mit voller Deutlichkeit. Die Gründer Roms erinnern selbst durch allen Sagennebel noch an Nordlandssippen ursprünglichster Art. Coriolan, wieviel an ihm auch Sage, wieviel Geschichte sein mag, bleibt immer eine geschichtliche Kolossalfigur. Cato, ein Rotkopf, bläulich von Augen (Plutarch), war ein alter Sabiner. Die Scipionen entstammten je einem der Stammgeschlechter der Cornelier und Ämilier. Sulla war goldblond und blau, auch Cäsar ein wenig vermischter Nordländer. Oktavian ließ zwar von Vatersseite zu wünschen, war aber mütterlicherseits um so fürstlicher ausgestattet. Auch in der Kaiserzeit sind die wahrhaft schöpferischen Kaiser nordischen Geblütes gewesen[451]). Wären die Italiker in der römischen Mischung derart herrschend geblieben, wie sie es in Roms besten Jahrhunderten waren, sie hätten es wohl auch noch zu einem wirklichen Volkstum gebracht, wie ja denn der Wunsch und die Sehnsucht darnach in ihren rührigsten Geistern lebendig war. Aber eine unselige Entwicklung, auf die wir noch zu sprechen kommen, wirkte dem entgegen, und mit dem Bundesgenossenkrieg (91—88 v. Chr.), in welchem diese ihren Abschluß fand und die gegen Rom aufgestellte Gegenhauptstadt Italicum scheiterte, war es entschieden, daß den Italikern die Vorhand endgültig entrissen sei[452]).

Was im übrigen ein Mommsen nur immer zu deren Preis gesungen — denn er identifiziert in der Hauptsache römisch und italisch —, ist gewiß vollberechtigt. Einzig darin hat er sich allseitigen Widerspruch gefallen lassen müssen, daß er die Etrusker von der Einstellung in und Mitwirkung an Roms Entwicklung und Ausgestaltung so gut wie ganz ausschließen wollte[453]). Schon die Alten selbst haben es ausgesprochen, wieviel vom römischen Wesen auf Etrurien zurückgeht, und heute zweifelt wohl kaum mehr jemand daran, daß letzteres, wenn nicht schon von Hause aus, jedenfalls noch von der Königszeit her tief im römischen

450) „Römische Geschichte“, Bd. I, S. 55.

451) E. Kraus in der „Polit. Anthropol. Revue“, Jahrg. VII, S. 588 ff.

452) Vgl. hierzu die Verherrlichung des großen Marsers Silo, des Führers der Bundesgenossen, durch F. L. Jahn („Deutsches Volkstum“, Einleitung und III, 10).

453) a. a. O., Bd. I^5, S. 127, 221 ff., 229 ff.

Volksleibe dringesteckt habe[454]). Die Frage nach dem Blute der Etrusker erscheint daher von allerhöchster Wichtigkeit, schien allerdings Menschenalter lang unlösbar, so lange man nämlich von einer Einheitlichkeit dieses Blutskörpers ausging. Seit man auch für diesen eine Mischung, eine Übereinanderschichtung angenommen, ist man wenigstens einer gewissen Wahrscheinlichkeit näher gekommen, wenn auch in betreff der einzelnen Bestandteile, in welche man die Etrusker zerlegt hat, noch immer reichlich viel Uneinigkeit herrscht. Als Fazit ergibt sich aber daraus in jedem Falle, daß den Römern von etruskischer Seite auch noch in historischer Zeit eine starke Dosis mittelländischen Blutes zugeführt worden ist, denn rein indogermanisch sind jene sicher nicht gewesen. Wir kommen einmal nicht darum herum, da, wo Nord- und Mittelländer in Nebenbuhlerschaft stehen — wie schon bei der ägäischen Kultur —, ohne daß es der Wissenschaft möglich ist, klar zu scheiden, zu bestimmen, was jeder Teil an Blut und Kultur in die Geschichte der betreffenden Völker eingeschossen hat, uns mit der freilich recht vagen Vorstellung einer Gemeinsamkeit wenigstens im allgemeinen abzufinden. Im einzelnen mögen dann immerhin die Sonderwissenschaften (Anthropologie, Archäologie, Linguistik) den beiden Nebenbuhlern gewisse Kulturbestandteile und Wesenszüge mehr oder minder sicher zuweisen können[455]).

---

[454]) „Etrusco ritu oppida condebant in Latio". Varro de lingua latina, 5, 32, p. 144. „Ex Etruria omnis haruspicum disciplina adhibita." Cicero de Divin. 1, 2, 3. „Majores nostri insignia magistratuum ab Tuscis pleraque sumpserunt". Sallust, Catilina 51. Danach haben Neuere immer weniger Bedenken getragen, Rom überhaupt für eine halbetruskische Gründung zu erklären (die mitkonstituierenden „Luceres" gelten, trotz Mommsen, gemeinhin für etrurisch). Vollgraff (Bd. II, S. 494—499) verlegt den Schwerpunkt ihrer Einwirkung sogar dahin, daß sie wesentlich die Patrizier mit gestellt hätten. A. W. v. Schlegel (Werke Bd. XII, S. 506—512) redet unter anderem von einem Goldenen Zeitalter Roms unter den etruskischen Königen, auch Sittl (Archäologie der Kunst, S. 564) bezeichnet die Zeit der Tyrannis der Tarquinierdynastie als die erste Blütezeit Roms. Ähnlich schon Otfried Müller, „Die Etrusker", Bd. I, S. 119 und ganz neuesterdings sogar Wilamowitz („Erinnerungen", S. 260): „Rom ist eigentlich eine etruskische Gründung des 6. Jahrhunderts." Daß neben der etruskischen die hellenische Einwirkung, namentlich auf die feinere Bildung Roms und Latiums, stark betont wird, tut dem allen keinen Eintrag.

[455]) Auch hier ist einmal wieder Otfried Müller in seinem Etruskerbuche bahnbrechend vorgegangen. Nach ihm haben — etwa im 10. Jahrhundert — kleinasiatische Tyrrhener oder Tyrsener, welche durch die assyrische Eroberung aus Kleinasien, durch die dorische aus der Balkanhalbinsel vertrieben sein mögen, eine in dem später nach ihnen benannten Lande ansässige indogermanische, rhätische oder „rasenische" Bevölkerung überschichtet — eine Hypothese, die jetzt im allgemeinen von vielen Seiten als richtig anerkannt ist und nur einige Erweiterungen erfahren hat. Erstlich nämlich schließt sie keineswegs aus, daß außer den von Kleinasien her eingedrungenen mediterranen Elementen auch noch Reste eines älteren Mittelmeervolkes den Etruskern beigemischt sein könnten, das seine vorindogermanische Sprache bis in die Römerzeit festgehalten hätte (Schuchardt), und sodann hat die anthropologische Untersuchung der Etrusker neben dem mittelländischen und dem nordischen, stetig zurückgehenden, noch ein

Ehe wir jetzt die Entwicklungen und Wandlungen des römischen Blutslebens näher ins Auge fassen, müssen wir zuvor auf einen Zug zurückkommen, der ziemlich allen Forschern aufgefallen und gemeiniglich auch aus Gründen des Blutes erklärt worden ist. Das ist die geistige Armut, die schöpferische Beschränktheit, die nach den verschiedensten Seiten über Altrom waltet und im Grunde nie daraus gewichen ist, das durch und durch Unpoetische, welches das römische Leben kennzeichnet. Eine heterogen zusammengesetzte Bevölkerung entlehnt von Nachbarvölkern — Etruskern und Hellenen — Sitten und Gebräuche, Künste, ja selbst religiöse Kulte, eine künstlich gebildete Gesellschaft zieht sich, man möchte sagen auf dem Verordnungswege das heran, was bei anderen Völkern, bei Völkern mit Vergangenheit, in organischem Wachsen als Volkstum geworden ist[456]). Ohne offenes Auge und historischen Sinn, haben es die Römer auch zu etwas wie einer frisch quellenden Sage nie gebracht. „Wo sind", fragt Otfried Müller[457]), „in Rom die Patrizierfamilien, die von ihren Ahnen, ehe sie Römer wurden, im Sabinerlande oder in den latinischen Städten eine poetisch reiche Sage mitgebracht und bewahrt hätten?... Vieles, das jetzt wie alte Heroensage aussieht, ist nur ein künstlich hervorgebrachtes Scheinbild." Die griechischen Sagenhelden leben und werden ewig leben, weil sie gelebt haben im Stammesleben der Hellenen, weil sie der Wirklichkeit entstammen und nur Verdichtungen, ideale Zusammenfassungen des vorgeschichtlichen Lebens der hellenischen Rasse sind. Nichts von dem in Rom. Poesie und Sage fehlt der alten Zeit fast ganz, Niebuhrs Träume von einstigen Volksliedern, die er aus den Erzählungen von Tullus Hostilius, den Tarquiniern, Coriolan, Camillus herausdestillieren wollte, sind verflogen, in Wahrheit sind die Helden der römischen Sage, auch insoweit sie nicht der Ausländerei ihr Dasein verdanken, zumeist Kunstprodukte, blutlose Schemen, die den Römern wenig besagt haben und anderen Völkern nichts besagen.

Die Erklärung hierfür liegt nahe. Ein eigentliches Stammesleben ist in Italien, mindestens innerhalb des wichtigsten Teiles, der nordisch-italischen Völkerschaften, nicht zur Entfaltung gelangt. Den Italikern

drittes konstitutives Element des Volkskörpers, ein mongoloides festgestellt, das für die römische Charakteristik der späteren stark entnordeten Etrusker als pingues et obesi wesentlich in Betracht kommt. (Penka in der „Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 6, S. 297 ff., bes. S. 305.) Den indogermanischen Kern des Etruskervolkes hat man sich bald als italisch, bald im Sinne einer von den Alpen herabgekommenen, den Kelten nahestehenden Rasse ausgedeutet. Allgemein wird zugegeben, daß die etrurische Kultur eine Mischkultur aus orientalischen, vielleicht auch hellenischen, und italischen Elementen gewesen sei. Vgl. zur Etruskerfrage noch Wilser, „Die Germanen", S. 132 ff., 136—38, 144—147, Deecke bei v. Hellwald, „Kulturgeschichte", Bd. II[4], S. 167 ff., C. Pauli in Helmolts Weltgeschichte, Bd. 4, S. 308 ff., Schuchardt, „Alteuropa", S. 112—114, 120, Arbois de Jubainville, a. a. O., p. 144. 147.

456) Michelet, „Histoire Romaine", T. II, p. 62.

457) „Die Etrusker", Bd. I, S. 4 ff.

wurde auf dem Wege der Eroberung Sprache, Sitte, Bildung von Rom aus auferlegt. „Dem urbanum gegenüber wurde alles Abweichende als rusticum und peregrinum geringgeschätzt[458].“ Das heißt, es wurde der italischen Art der frische Waldboden entzogen, auf dem, wie alles Gesundeste und Lebensvollste, so zumal auch alles Edelste und Vergeistigtste eines Volkstums wächst und gedeiht, und eine künstliche Gartenzucht, die auf dies alles von Hause aus verzichtete, an die Stelle gesetzt. „Es scheint wirklich, als hätten alle Angehörigen der italischen Stämme mit dem Momente der Einverleibung alles von Volkstum und Individualität rettungslos dahinten lassen müssen, um in das phantasiebare System der großen politischen Abstraktion Rom hineingezwängt zu werden[459].“ Kaum daß bei so rein äußerlichen Verwaltungsmaßnahmen wie der militärischen Organisation des italischen Bundes die ethnographische Zusammengehörigkeit gewahrt, die sieben oder acht Aushebungsbezirke in der Hauptsache nach Völkergruppen eingerichtet wurden[460]. Wie wenig aber im übrigen etwas wie volkstümliche Zusammengehörigkeit gemeinhin dem Römer ins Bewußtsein gedrungen war, dafür gibt es kein sprechenderes Zeugnis, als daß das bezeichnendste Wort dafür, natio, vorzugsweise von Fremdländern (natione Batavus, Phryx, Cappadox, Aegyptius) gebraucht wird, weil bei diesen die Eigenartigkeit und das Zusammengehören am schärfsten empfunden wird[461]. Wo, wie in Rom, alles künstlich gemacht, nicht natürlich geworden war, da mußte auch die Naturseite blutsverwandter Verbindung in den Hintergrund treten, das Gemeingefühl, das sich, in engerem Kreise ausgebildet, zuletzt in der Formel civis romanus sum über den ganzen Erdkreis, als einen gewissermaßen um die eine einzige Stadt gezogenen Kreis, ausdehnte, immer einen staatsbürgerlichen Charakter tragen. Diese Verstaatlichung alles Nationalen prägt sich mit naivster Deutlichkeit namentlich auch in der bezeichnenden Abstraktion aus, welche den Römer schon sehr früh das Wort gens mit nomen vertauschen ließ: „in dem „nomen latinum“ — für die Latinerschaft — versteckt sich der leibhafte Stamm hinter dem bloßen Namen, der ihn dem Verstande kenntlich macht[462].“ ... „Von einer eigenen römischen Nationalität reden nur

---

[458]) Böckh, „Enzyklopädie der Philologie“, S. 296 ff. „Die provinziellen Eigentümlichkeiten machten sich in Sprache und Sitte erst in der Zeit des Verfalles geltend. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches bildeten sich nicht aus der Schriftsprache, sondern aus der lingua rustica wie sie sich in den Provinzen gestaltet hatte, die romanischen Sprachen, und die nationalen Verschiedenheiten der römischen Kultur erlangten so erst bei der Entstehung der neueuropäischen Völker historische Bedeutung“ (ebenda).

[459]) Otfr. Müller, a. a. O., S. 129.

[460]) J. Beloch, „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt“, S. 365 ff.

[461]) Mommsen im „Hermes“, Bd. 19, S. 34. Auch A. Dove an der sogleich anzuziehenden Stelle: „Die Nationen gegenüber den Bürgern bedeuten das Ausland.“

[462]) So Alfr. Dove, „Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Weltgeschichte“ (in den „Ausgewählten kleinen Schriftchen“, S. 4 ff.). Aller-

Dichter und Antiquare; das wirkliche Leben kennt nur die Bürgergemeinde, den populus romanus.[463])." Am schroffsten tritt dies mächtige Überwiegen der Staatsidee über die Nationalität da zutage, wo das Römertum dem Germanentum — z. B. in den Langobarden — gegenübersteht[464]). Da wird zuletzt kaum überhaupt noch versucht, diesem Stamme gegenüber, der durch und durch Charakter war, die charakterlose Masse der einstigen Römer noch irgendwie national zu kennzeichnen[465]). Wie denn ja auch in der Tat Rom, nachdem es aller stammlichen Fortentwicklung in seinem Bereiche ein Ende bereitet, alle ihm unterlegenen Nationalitäten, Italiker, Kelten, Etrusker, verschlungen und aufgesogen, von der Kaiserzeit ab bis auf den heutigen Tag, gleichviel ob unter kaiserlichem oder päpstlichem Szepter, nur noch als die Verkörperung alles Unnationalen, ja Antinationalen, das es sozusagen mit seinem Namen in die Welt gebracht hatte, fortgelebt hat[466]).

Das hier nur kurz Skizzierte haben wir nun noch etwas näher auszuführen, um den ungeheuren, im Sinne des Rassengedankens geradezu ungeheuerlichen Vorgang des römischen Blutswandels wenigstens einigermaßen zu begreifen. Volles, verstandesmäßiges Licht wird ja in diese Dinge kaum je zu bringen sein; wir können nur sagen, es handle sich da um eine schicksalsmäßige Vorherbestimmung, die alte Welt zu vereinigen[467]), welche Rom vom ersten Augenblicke an mit unerhörter Konsequenz zu erfüllen bemüht gewesen sei. Ein Instinkt gegen die Rasse und ihre blutlichen Zusammenhänge, gegen alles Stammesleben, das sie in der urgeschichtlichen Zeit verkörpert, hat sich dabei erst unblutig, dann immer blutiger ausgewirkt. Die durch die gebirgige Natur des italischen Landes und die vielfältige rassische Zersplitterung gegebene Isolierung der Stämme hat Rom in jeder Weise künstlich gefördert und verstärkt. Seit 338 v. Chr. der alte Latinerbund aufgelöst worden, ist

---

dings ersieht man aus O. Schrader, „Die Indogermanen", Abschn. 9, S. 113, daß doch auch im Sanskrit die Bezeichnung ârya nama für arisches Volk sich findet, der gemeinsame Name also doch auch bei den weit weniger nüchternen, phantasiebegabteren Indoariern als das auch im konkreteren Sinne Charakteristische eines volklichen Organismus angesehen wird.

463) Dove, a. a. O.

464) Gaupp, „Die germanischen Ansiedlungen", S. 216—18, 501.

465) So erklärt Manzoni („Opere varie" Milano 1845, p. 152), daß er die Namen Italiani, Romani und Latini unterschiedslos für sie gebrauche, und noch bezeichnender stellt er im Schlußwort des dritten Aktes seiner Tragödie „Adelchi" den „volgo disperso che nome non ha" der geschlossenen Masse der zwei germanischen Völker (Langobarden und Franken) entgegen.

466) Über den durch Rom vollzogenen Prozeß der Entnationalisierung und Universalisierung vergleiche man Wietersheim, „Geschichte der Völkerwanderung", Bd. I, S. 402 ff., v. Eicken, „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", S. 1 ff., 16, und (besonders mit Rücksicht auf das Recht) Wundt, „Methodenlehre", S. 599 ff.

467) Treffend findet Zumpt „Über den Stand der Bevölkerung" usw. S. 29, diesen Beruf schon durch die früheste Sage unter dem Symbol des Asyls auf dem kapitolinischen Berge ausgesprochen.

es ein leitender Gedanke der römischen Politik gewesen, den Zusammenhang der Stämme zu sprengen. Völkerschaften wie die Marser werden in vier, die Peligner in drei, die Vestiner in ebenso viele Teile auseinandergerissen, kleinere Stämme wie die Rutuler, Sidiciner und Marruciner in ihrer Gesamtheit dem Rahmen einer Stadtverfassung eingefügt[468]). Concilia oder Nationalversammlungen werden verboten, connubium und commercium auf die festgesetzten engen Kreise beschränkt, vor allem aber die Verwaltungskreise grundsätzlich unter Zerreißung früherer Verbindungen zusammengelegt[469]). Dies Zerreiben der Volksindividualitäten war schon früher von gewalttätigen Monarchen, wie den assyrischen, ausgeübt worden[470]), während z. B. der große Dareios bei der Bildung seiner Satrapien unter Beibehaltung der bestehenden natürlichen Gliederung je eine der Hauptvölkerschaften des Reiches zum Zentralkörper eines Bezirkes machte und mit ihr die benachbarten Stämme vereinigte.

Aber nicht nur negativ, auch pseudopositiv ging Rom vor mit seinem Kolonialsystem. In der Zeit von 336—264 v. Chr. wurden Latiner und römische Bürger in ganz Italien verbreitet, um dieses durch solche Massenverpflanzungen zu romanisieren, das heißt, die reiche Fülle seiner Nationalitäten in e i n e gleichartige, physiognomielose Masse aufzulösen[471]). Wiewohl schon damals die Schäden der Verödung der italischen Gefilde, des Verfalles der Bodenkultur, welche später bei den Militärkolonien einen so erschreckenden Umfang annehmen sollten, zutage traten, wurde doch namentlich nach den Hannibalischen Kriegen im zisalpinischen Gallien und anderwärts kräftig mit diesem System fortgefahren[472]). Und als man über Italien hinaus in die übrige Mittelmeerwelt und noch weiter ausgriff, kamen die anderen Völker in gleicher Weise an die Reihe. Ganz methodisch wurden die Volkstümer der Iberer und der Kelten ausgetilgt, in Spanien wie in Britannien die alten Gauverbände aufgelöst[473]). Aus letzterem Lande wurden die kräftigsten Elemente der einheimischen Stämme als Hilfstruppen in weitentlegene Provinzen versetzt und Scharen Fremdblütiger aus allen Ländern statt ihrer eingeführt[474]). Makedonien wurde in vier, Illyrien in drei Teile zerstückt, um beide Reiche in ihren innersten Zusammenhängen zu zerstören, weder Handelsverkehr noch Eherecht zwischen den einzelnen Teilen bewilligt[475]). Selbst im fernen Galatien tat die römische Verwaltung

468) N i s s e n, „Italische Landeskunde", Bd. II, S. 21 ff.
469) K a r l o w a, „Römische Rechtsgeschichte", Bd. I, S. 336.
470) P o t t (Die Ungleichheit menschlicher Rassen" S. 74) weist ähnliches außerdem bei den Inkas nach.
471) I h n e, „Römische Geschichte", Bd. I, S. 459 ff. S c h w e g l e r desgleichen, Bd. I, S. 154.
472) Näheres bei M i c h e l e t, T. II, p. 118.
473) M o m m s e n, Bd. 5, S. 65 ff., 174.
474) B r a n d e s, „Das ethnographische Verhältnis von Kelten und Germanen" S. 50 ff., mit Nachweisen aus der Notitia dignitatum.
475) Näheres bei M o m m s e n I, S. 779—781.

alles, um die Nationalitäten zu zersetzen und ihre Erinnerungen zu verwischen, wie sie auch, die Männer von 1789 vorwegnehmend, ein gleiches im Hauptlande des Keltentums, wenn auch nicht mit vollem Gelingen versuchte[476]. In allen diesen Dingen haben die Römer später in Napoleon, dessen Reich ja ebenfalls wie das ihrige „30 Völker verschiedener Rasse und Sprache in sich barg[477]", den gelehrigsten Schüler gefunden. Seine Glanzleistung vollbrachte er in Tirol, das er in vier Teile, jeder dem anderen entfremdet, einem verschiedenen Herrn unterworfen, zerriß[478].

Die bisher geschilderten Maßnahmen gingen noch meist auf unblutigem Wege vor sich oder waren doch Gefolgserscheinungen normaler kriegerischer Auseinandersetzungen. Aber schon bei den zisalpinischen Galliern beginnt jene andere Art der Vergewaltigung, das eigentliche Hineinwüten in fremde Stämme und Völker. Von den norditalischen Kelten erlagen ganze Völkerschaften der Wut der Römer oder wanderten aus gen Osten und zurück über die Alpen. Den Iberern, den Ligurern war es kaum besser ergangen[479]. Das grausamste Los aber erlitt das alte Kulturvolk der Etrusker, dessen Vernichtung durch Sulla fast ohne Beispiel in der Völkergeschichte dasteht[480]. Ähnlich wurde in Samnium, in Lucanien ausgerottet, und im Bundesgenossenkriege auch an den Italikern, was da in dieser Hinsicht etwa noch versäumt war, gründlich nachgeholt. 100 000 bis 150 000 römische Bürger soll nach Diodor und Livius, über 300 000 nach Vellejus, allein der marsische und Sullanische Bürgerkrieg hinweggerafft haben — Opferungen, denen sich dann später die Metzeleien und Ächtungen der verschiedenen Triumvirn würdig anschlossen. Zusammenfassend konnte über dies ganze Treiben gesagt werden: „In den älteren Jahrhunderten arbeitet Rom an der Auflösung der Stämme und hat zu diesem Zweck ein paar Millionen Menschen vernichtet, vertrieben, verpflanzt und angesiedelt. Und noch bevor das Ziel erreicht ist, hebt im Schoß der Gemeinde die wilde Raserei an, die unter den Besten gründlich aufräumte[481]."

Wir müssen hier einen Augenblick innehalten, da es unmöglich ist, eine an diese Vorgänge sich knüpfende Betrachtung zu unterdrücken.

Darüber, daß im allgemeinen der Kampf aller gegen alle in der Menschen- so gut wie in der Tierwelt die Losung ist, haben wir uns ge-

---

476) Renan „St. Paul" (1869), p. 48 ss.

477) Taine „Les origines de la France contemporaine" T. V, p. 183: „Le territoire découpé comme un damier, par les procédés de l'arithmétique et de la géométrie, en 100 ou 120 petites provinces; les anciennes nations ou Etats démembrés ou dépecés de parti pris, afin de briser à perpétuité les groupes naturels, spontanés et viables".

478) L. Häusser, „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen", Bd. 3, S. 448.

479) Diefenbach, „Origines Europaeae", S. 126, 187.

480) Über den Untergang Etruriens Niebuhr, Bd. I, S. 23 ff., Otfr. Müller Bd. I, S. 129 ff. Vgl. auch Ihne, Bd. 5, S. 408 ff.

481) Nissen Bd. II, S. 126.

meiniglich wohl oder übel philosophisch beruhigen lassen. Schwerer fällt es schon, sich mit einem Phänomen abzufinden, das sich gerade dem Rassenforscher so schmerzvoll wie unabweisbar aufdrängt, daß nämlich der Würgengel, dem es aufgegeben, jenen über die Menschheit verhängten Spruch zu vollziehen, vor der wie in allem anderen so insbesondere an Einsicht höchstbegabten Rasse nicht nur nicht haltmacht, vielmehr sie sich als Vorzugsobjekt der Vernichtung, ja der Selbstvernichtung ausersehen zu haben scheint. Wohin wir blicken, die Hauptzweige der Edelrasse überbieten geradezu einander in diesem fürchterlichen Spiel. Was in der arischen Welt der Art vorgeht — die Kämpfe der Kuru- und der Pandu-Söhne, der Meder mit den Persern und anderes — erscheint fast zahm und harmlos gegenüber dem wahnwitzigen Gebaren der griechischen Stadtstaaten und ihrer Parteiungen, die buchstäblich einander das Leben nicht gönnen und nicht eher ruhen, als bis sie dem besten nordischen Blut ein Ende gemacht haben. Das römische Seitenstück sahen wir soeben. Es unterscheidet sich von der dort herrschenden naturwüchsigen und mehr instinktiven Wildheit vornehmlich durch eine größere Überlegtheit, um nicht zu sagen Gewolltheit. Gleichwohl wäre es verfehlt, diese Überlegung, diesen Willen etwa auf das Überwiegen irgendeines bestimmten stammlichen Elementes zurückzuführen oder gar einzelne — es wäre da etwa an Sulla, als den Meisterschlächter, zu denken — dafür verantwortlich zu machen. Nein, es ist immer der gleiche Dämon, der durch die Reihen der Arier schleicht und nur bei den verschiedenen verschiedene Masken trägt. Schier am grausigsten wird er uns bei den Germanen entgegentreten, wenn wir an dies leidige Kapitel kommen. Um mit ihnen, als den letzten, aufzuräumen, sind endlich im Weltkriege nie dagewesene Dimensionen nordischen Bürgerkrieges entfaltet worden, und, dem Kundigen sichtbar, werden andauernd und allerwärts die Waffen geschärft, um dem Rest nordischen Blutes, den er gelassen, baldmöglichst das Lebenslicht auszublasen. Der empirischen Erkenntnis bleibt da, allen philosophischen und theologischen Konstruktionen zum Trotz, nur das Bild einer einzigen Riesentragödie, deren Deutung oder Lösung über Menschenkräfte gehen würde.

Doch — kehren wir zu den Römern zurück! Wir verließen sie in dem Stadium, wo die Hinmetzelung ganzer Myriaden in den Bundesgenossen- und Bürgerkriegen des ersten Jahrhunderts klaffende Lücken gerissen hatte. Wie wurden diese nun ausgefüllt? Um uns dies klar zu machen, müssen wir nochmals auf das Kolonialwesen der Römer zurückkommen.

Die Bürgerkolonien der älteren Zeit dienten vornehmlich dem Zwecke, neueroberte Länder in Italien einschließlich der Gallia cisalpina zu sichern. Bei neueren Kolonisationen — seit der Gracchenzeit — war nur noch die Versorgung ärmerer Bürger maßgebend, und seit etwa 100 v. Chr. wechselte die Bestimmung der Kolonien nochmals, indem sie nämlich nunmehr als Belohnung ausgedienter Soldaten durch Äcker-

besitz verwandt wurden, womit sie ihrer ursprünglichen, der des Schutzes eroberter Länder, wieder näher kamen. Den wechselnden Aufgaben entsprach der Wechsel des Menschenmaterials, das die Kolonien bildete. In ältester Zeit bestanden diese ausschließlich aus Patriziern, bzw. aus Bürgern der Zensusklassen, dann kamen auch Plebejer hinzu, die mehr und mehr in die sogenannten capite censi (Proletarier) übergingen. Da diese seit Marius und Sulla auch massenhaft in die Heere eingestellt wurden, so waren am Ende auch die während des ersten Jahrhunderts im riesenhaftesten Maßstabe ausgeführten Militärkolonien zum guten Teil nur eine andere Form von Proletarieransiedlungen.

Diese Militärkolonien nun haben fast mehr als alles andere zur Umwandlung des italisch-römischen Blutes beigetragen. Der alte Bauernstand Italiens, der sich teils in Jahrhunderte langen Kriegen verblutet hatte, teils der hereinbrechenden Spekulations- und Großbetriebswirtschaft erlag, erhielt jetzt den Rest. Güterkonfiskationen, Austreibungen der Italiker erfolgten in Massen. Selten wurden aus den Kriegern, die noch dazu häufig fremden Ländern entstammten, wirkliche Landbauern. Häufiger kamen die Grundstücke der Veteranen in die Hände reicher Spekulanten, die sie dann durch Sklaven bewirtschaften ließen. Es ist fraglich, ob schon damals durch die letzteren oder ganz unmittelbar durch die Militäranwärter Sullas, Cäsars, Oktavians mehr an Fremdblut in Italien eingeführt worden ist.

Wie schon Sulla sich mit einer Truppe von Barbaren, darunter Syrer, Phryger und andere, umgeben hatte, so setzte sich vollends die Armee Cäsars aus Fremdländern aller Farben zusammen. Nicht anders war es um die des Pompejus, vollends um die der zweiten Triumvirn bestellt. Seit — vermutlich unter Vespasian — die Italiker, das heißt, was man jetzt so nannte, vom Kriegsdienste gesetzlich ausgeschlossen waren, war die Aushebung ganz auf die Provinzen beschränkt. Einzig für die Prätorianer wurde noch etwas wie eine Fiktion von nationalem Römertum aufrechterhalten, der dann Septimius Severus ein Ende machte, indem er jene aus auserlesenen Offizieren und Mannschaften sämtlicher Legionen sich zusammensetzen ließ.

Auch die Kolonisation hatte schon Cäsar, und hat dann in immer stärkerem Maße Augustus in die Provinzen verlegt. In der Kaiserzeit trat das Schutzbedürfnis wieder stärker denn je hervor. Über die Neubesiedlung Daciens durch Trajan erfahren wir, daß er „Ex toto orbe Romano infinitas eo copias hominum transtulerat ad agros et urbes colendas“ (Eutrop. 8, 3), und seit Hadrian wird die Ansiedlung von Barbarenstämmen zum gleichen Zwecke etwas ganz Gewöhnliches[482]).

[482]) Eine historische Übersicht über das Kolonialwesen, insbesondere die Militärkolonien der Römer gibt J. Marquardt, „Römische Staatsverwaltung“, Bd. I, S. 36 ff., 427 ff., 448 ff., 453 ff. Vgl. auch K. Hoeck, „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter

Die allmähliche Minderung und Verschlechterung des alten guten Blutes war schon dadurch bedingt, daß man lange Zeit beste Bestandteile erst — in den Bürgerkolonien — vom Hauptkörper abtrennte und dann nach dem bis auf Marius in Gebrauch befindlichen System der Bürgerheere in den unaufhörlichen Kriegen sich opfern ließ. Wie sehr diese am Marke der Nation fraßen, davon werden wir uns eine Vorstellung machen können, wenn wir erfahren, daß in einem und demselben Jahre (216 v. Chr.) bei Cannä 70 000, im Walde Litana 20 000 Römer — in ersterer Schlacht darunter 2700 Ritter und 80 Senatoren — vernichtet wurden[483]), wie denn überhaupt der zweite Punische Krieg als der entscheidende Wendepunkt im Blutsleben der Römer bezeichnet werden muß. Er räumte mit dem römischen Mittelstand, der einst zahlreichsten Klasse der kleinen ländlichen Eigentümer, dermaßen auf, daß von da ab behufs Auffüllung der Zensuslisten zur Aufnahme Fremder in das Bürgerrecht und zur Freilassung von Sklaven gegriffen werden mußte. Wie gründlich das allgemach den Charakter des römischen Volkes umgewandelt hatte, zeigt der berühmte Zuruf des Scipio Ämilianus an eine ihn frech umtobende Rotte desselben: „Taceant, quibus Italia noverca est; non efficietis ut solutos verear quos alligatos adduxi." In den „Stiefsöhnen Italiens" erkannte er also die einst von ihm als Gefangene, als Sklaven nach Rom Gebrachten oder ihre Nachkommen wieder. Eine grausame Ironie lag darin, daß sodann just Sulla, der am schlimmsten in das alte eingesessene Italikerblut hineinwütete, um es durch heimatlose wilde Horden zu ersetzen, doch zugleich etwas wie eine neupatrizische Verfassung schaffen wollte, da es doch schon Patrizier alten Schlages kaum mehr gab. Und auch die Nobilität, die er nochmals hochbrachte, schmolz ja dann unter den Proskriptionen der einander folgenden Gewalthaber rasch wieder dahin: 2000 Ritter und mehrere hundert Männer senatorischen Ranges sollen sie dem Staate gekostet haben, so daß zu Beginn der Kaiserzeit wohl zu zählen sein mochte, was von alten Familien noch übrig geblieben war[484]). Nach Sulla griff Cäsar am

Konstantin", Bd. I, 2, S. 125 ff. Über die Zusammensetzung der Armeen Michelet, T. II, p. 257 ss. Mommsen, „Die Konstriptionsordnung der römischen Kaiserzeit" (Hermes, Bd. 19, 1884, S. 1—79).

[483]) Zumpt, a. a. O., S. 28, vergleicht den zweiten Punischen Krieg in dem, was er an italischem Edelblut geraubt, dem Peloponnesischen in seinen entsprechenden Einwirkungen auf Griechenland.

[484]) Neun Zehntel aller Grabmäler zeigen durch ihre Inschriften, daß sie die Reste von Freigelassenen bargen! (Hoeck, a. a. O., S. 310 ff.) Der „älteste Römerstamm" figuriert gleichwohl auch in spätrömischer Darstellung noch äußerst zuversichtlich, wofür unter anderen Attikus, dessen Verdienste um die Familienforschung im übrigen Cicero (Orat. V.) mit Recht hervorhebt (in der Lebensbeschreibung des Cornelius Nepos, zu Eingang und Kap. 18), ein Beispiel liefert. Die Spielerei und das Brüsten mit Genealogie hat überhaupt in Rom am allerwenigsten gefehlt, trieb vielmehr die seltsamsten Blüten. (Genaueres hierüber bei Michelet, T. I, 403 ss. Teuffel, Geschichte der Römischen Literatur, S. 119 ff., vgl. auch Mommsen, „Römische Forschungen", Bd. II, S. 149, 152.) Zum Glück haben einsichtige und ehrliche Römer

energischsten aktiv in die Neugestaltung des Römerblutes ein. Er nahm in seinen gallischen, germanischen und britannischen Kriegen eine Million Barbaren gefangen, die zum großen Teil nach Italien verpflanzt wurden, während er umgekehrt auch in den Provinzen stark siedelte und unter anderem Korinth und Karthago neu erstehen ließ. Seine bedeutsamste Neuerung war, daß er sogar den Senat zum guten Teil mit Ausländern — vornehmlich aus Gallien, in dem er sich gleichsam eine Hausmacht geschaffen hatte — bevölkerte: er machte so mit Rom als der Weltnation entschlossensten Ernst. Augustus folgte zuerst in der Amalgamierung seinen Spuren, suchte aber später als Kaiser retardierend auszugleichen, indem er es mit der Verleihung des Bürgerrechtes wieder strenger nahm, die Freilassungen einschränkte, den Patrizierstand mehrmals ergänzte und sogar den in dessen Bereich noch gepflegten Gentilkultus wieder zu beleben suchte — lauter Galvanisierungen, die doch in keiner Weise zum Ziele führen konnten, da vielmehr die Gegenkräfte die Abwärtsbewegung eher beschleunigten. Am grellsten trat das zutage in dem schon seit den letzten Zeiten der Republik immer stärkeren Einströmen des semitischen Blutes. Ihm war es vorbehalten, die Vernichtung des Volkstums zu vollenden, die sich gewissermaßen rächend aus den Provinzen auf Hauptstadt und Mutterland zurückgeworfen hatte.

Wohl mag es an dem sein, daß Rom selbst vor dem Orient ursprünglich instinktiv zurückgeschreckt sei[485]), weil es die von dessen Eroberung zu gewärtigenden, selbst für ein Gebilde seiner Art allzu stark „denationalisierenden Konsequenzen" fürchtete. Aber es hatte keine Wahl: Ziele, wie die ihm gesetzten, werden nie auf halbem Wege, werden immer nur unter Einsetzung des ganzen Seins bis zur Selbstvernichtung erreicht. Und Selbstvernichtung bedeutete es in diesem Falle, das kaum mehr nur zurückgehende, nein das aussterbende nordische Element, das Roms Größe geschaffen und lange hochgehalten hatte, durch ein in seiner bunten, planlosen Mischung immer unproduktiveres, an dem als charakteristischstes Merkmal das Zersetzende hervortrat, überwuchern zu lassen. Und doch war ein solcher Prozeß von dem Erwerb der Weltherrschaft durch eine Mittelmeermacht unabtrennbar, und er konnte nicht eher ein Ende nehmen, als bis die abgelebten, nichtsnutzigen Rassen des Orients durch ein junges, kräftiges und in jeder Hinsicht schöpferisch begabtes Geschlecht ersetzt wurden. Was fortan in Rom und Italien, ja im Gesamtreiche sein Wesen trieb, hieß nur noch Römer; in Wahrheit kämpften unter der Hülle dieses Namens zwei gewaltige Blutsgruppen, und damit zwei geschichtliche Prinzipien, zwei Weltanschauungen um das Erbe der ster-

genügend deutlich darüber aufgeklärt, was es damit auf sich hatte. Mochten die Familienchroniken und -stammbäume noch verhältnismäßig harmlos sein, am schlimmsten stand es um die Lobreden auf Verstorbene (laudationes funebres), von denen Livius sagte: „Vitiatam memoriam funebribus laudibus reor falsisque imaginum titulis." Plebejische Häuser fälschten vielfach ihre Stammbäume, um sich an altpatrizische anzuknüpfen. (Mommsen, a. a. O., I² S. 124.)

[485]) Mommsen, „Römische Geschichte", Bd. 5, S. 446.

benden Weltherrscherin. Die Germanen sollten schließlich obsiegen, wie es ja nicht anders sein konnte. Nur genügt dieser Name nicht, man sollte, wie es schon Gobineau getan, hier mehr denn je von den Nordmännern sprechen, die in verschiedenen Gruppen zur Umgestaltung und Neubelebung des Reiches zusammenströmten. Wie stark darunter z. B. das illyrische Element vertreten war, dafür braucht nur auf die gewaltige Gestalt Diocletians verwiesen zu werden, der dem wankenden Reiche noch einmal eine ganz neue feste Gestalt gegeben hat[486]).

Von der Germanisierung Roms und der Romanen, die an die Stelle der mißlungenen Romanisierung der Germanen trat, besitzen wir so viele und gute Darstellungen, daß ich mich einer neuen für überhoben erachten und auf die notwendigsten Literaturnachweise beschränken darf. Die hier in Frage stehenden Vorgänge sind ja auch die ersten aus der germanischen Geschichte, welche sich im hellen Lichte der Geschichte abgespielt haben und verhältnismäßig gut quellenmäßig bezeugt sind, während wir alles dahinter Zurückliegende mühsam mit den Mitteln der Vorgeschichte, aus Analogieschlüssen oder den spärlichen Quellen der Alten, günstigsten Falles aus Tacitus, aufzuhellen suchen müssen. Was sich in einer Reihe von Jahrhunderten vollzog, können wir in wenige Worte zusammenfassen: Seit Marius die Cimbern sozusagen offiziell abgewehrt hatte, drangen Germanen unter der Hand immer stärker und unaufhaltsamer ein. Mit Cäsar beginnt ihre entscheidende Beteiligung an der Armee. Seit Augustus finden wir allmählich Millionen von Germanen freiwillig oder gewaltsam auf den Boden des Römischen Reiches übergesiedelt, und zwar längst nicht mehr nur in Sklavenstellung oder als bäuerliche Ansiedler, sondern allgemach alle Stände durchdringend. „Die innere Schwäche, die Entvölkerung, die Entblößung an Talenten und Charakteren öffneten einen Zugang nach dem anderen: Germanen als Hilfstruppen, Germanen als Generale, Germanen in den Ämtern, Germanen als Minister, Germanen an der Grenze, in den Provinzen, in Italien, in der Hauptstadt, Germanen auf dem Throne, Germanen

[486]) Zum Blutswandel Roms schon Gibbon, „History of the decline and fall of the Roman Empire“, New Edit., London 1813, Vol. I, p. 87 ss., Vol. 5, p. 279 ss. Auf die vier Kapitel in Gobineaus „Essai“ (Rome etrusque, Rome italiote, Rome sémitique, Rome germanique) muß immer wieder hingewiesen werden, namentlich das dritte ist eines der glänzendsten Blätter seines Werkes. Sehr belehrend über viele Einzelheiten Michelet, „Hist. romaine“, T. II, p. 50, 75 ss., 120 ss., 163 ss., 188. Amédée Thierry, „Histoire de la Gaule sous l'administration romaine“, T. I, p. 180 und „Récits de l'histoire romaine au 5. siècle“, Paris 1878, p. 4 ss. Zumpt, a. a. O., S. 23—35. Hoeck, a. a. O., Bd. I, 2, S. 310 ff. Friedländer, „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“, Bd. I, S. 18 ff., 55, 73 ff., 163 ff., 171 ff., der namentlich über die Sklavenverhältnisse aufklärt. Seeck, „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“, Bd. I, S. 301—309. Noch manches Weitere könnte herangezogen werden, doch begnüge ich mich damit, allenfalls noch auf Felix Dahn, „Procopius von Cäsarea“ (Berlin 1865), S. 64, 109, zu verweisen, der zeigt, was zu Procops Zeit aus dem Römernamen geworden war.

überall[487])." Wie standen nun diese neuen Römer zu den alten? Wie stand es, mit anderen Worten, um das rassische Verhältnis beider?

Wir konnten schon früher feststellen (S. 6), daß von einer eigentlichen Antipathie namentlich von seiten der Römer, bei allem Abstand der Kultur wie des Blutes, keine Rede sein konnte. Vielmehr geht aus allen Zeugnissen hervor, daß die besseren Elemente der Römerwelt, deren breite Massen natürlich den Germanen unendlich ferngerückt waren, jene Elemente, in welche sich noch etwas vom alten Römer-, will sagen Italikerblute gerettet hatte, in dem jungen Stamme der Zukunft ahnungsvoll das erkannten und begrüßten, was dem ihrigen einstens ebenso zu eigen gewesen war, daß ein dumpfes Gefühl rassischer Verwandtschaft, wie sie doch nun einmal zwischen Italikern und Germanen bestand, über alle Völkerwirren und -trennungen hinweg in und aus den letzten Sprossen der ersteren sprach. Etwas Derartiges lehrt uns schon die Germania des Tacitus, und mindestens im gleichen Grade müssen wir uns dieses Gefühl allmählich auch in den obersten Regionen der staatlichen Welt vertreten denken. Es wäre ja sonst nicht denkbar gewesen, daß schon 235 n. Chr. mit Maximinus ein Gote und 350 mit Magnentius ein Franke den Kaiserthron bestiegen hätte. Von Konstantin erfahren wir geradezu durch Ammian, daß er eine Vorliebe für die Franken gehegt habe. Einer der letzten großen „Römer", Aëtius, germanisierte sich mit Bewußtsein, umgab sich mit Gefolgsschar, trat überhaupt nach Art eines deutschen Heerkönigs auf. Und auf germanischer Seite sah es kaum anders aus. Wenn vom Tode Valentinians bis zum Un-

[487]) W. Scherer, „Geschichte der deutschen Literatur", 7. Aufl., S. 23. In Frankreich ist das Hauptwerk Fustel de Coulanges, „L'invasion germanique", auf das schon in unserem ersten Bande (S. 318) hingewiesen worden ist. Hier sei nur noch nachgetragen, daß unter anderem p. 389 ss. die durch das ganze Reich bis in den fernsten Osten verstreuten germanischen Truppen nach der Notitia dignitatum aufgezählt werden. Auch wird von mehreren germanischen Korps nachgewiesen, daß sie sich im Inneren Frankreichs behaupteten und dort Wurzel schlugen, zugleich das Typische solcher Fälle hervorgehoben. Ein Seitenstück zu Fustel in Italien bildet in gewissem Sinne Pasquale Villaris „Le invasioni barbariche", 2. Ediz., Mailand 1905. Bei uns sei von älteren Werken nur Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung (besonders Bd. I, S. 138, 166, 218, 256, 322, Bd. II, S. 54, 278 ff.), von neueren wiederum Seeck (Bd. I, S. 332, 378 ff., 399 ff., Bd. II S. 87, 332 ff.) hervorgehoben. Auch Wietersheim betont mit Recht wieder und wieder, daß die Quellen uns nur die wichtigsten Momente germanischer Übersiedelung überliefern, nicht aber den nie unterbrochenen ruhigen Fortgang derselben im kleinen offenbaren — ein Argument, das gegen Verkleinerungsgelüste romanischer Renegaten gut zu verwerten ist. Bedeutsam auch die Zusammenfassung bei Mommsen, Bd. 5, S. 154. Neuerdings sind diesem Thema auch mehrere Sonderarbeiten gewidmet worden: K. Th. Wagner, „Die Germanen im römischen Imperium" (Programm, Leipzig 1867, mir nicht zugänglich), Otto Stäckel, „Die Germanen im römischen Dienste" (Programm Berlin 1880). Am ausführlichsten Martin Bang, „Die Germanen im römischen Dienst" (Berlin 1906). Streng wissenschaftlicher Nachweis namentlich der kriegerischen Betätigung der Germanen im Römerdienst. Zum Schluß Charakteristik des germanisierten Rom gegen Ende der Kaiserzeit.

tergange des abendländischen Kaisertums fast ununterbrochen Germanen — der Franke Arbogast, der Vandale Stilicho, der Sueve Ricimer, zuletzt Odovakar — als allmächtige Minister oder in sonstigen hohen Stellungen das Regiment geführt haben, so mögen sie dabei noch so viel von zeitgenössischer Römerluft eingesogen und sich darnach gewandelt haben, mindestens ebenso gewiß haben sie dabei doch das erkannt, verwertet und sich zu eigen gemacht, was von alter nordischer Schaffenskraft auch im entartetsten Rom noch fortlebte, gleichsam automatisch weiterwirkte und nur von verwandten Kräften in Betrieb zu setzen war. Wenn wir z. B. von Stilicho hören, daß ihn nichts mehr habe erfreuen können, als mit den Fabricius, Curtius und Camillus verglichen zu werden (Claudian, „de laudibus Stiliconis II, 379, 390), so haben wir auch darin wieder nicht lediglich eine schöne Illusion, sondern zugleich ein symptomatisches Beispiel für die innere Verbundenheit zweier blutsverwandter Stämme zu erkennen, die in den Spitzen beider fortbestanden hat, bis eine völlige Ablösung des einen durch den anderen erfolgte. Mit vollem Recht sagt daher Amédée Thierry: „A tout prendre il y avait moins loin de ces races neuves et énergiques, où Rome recrutait alors ses défenseurs, aux Romains des premiers âges que de Cincinnatus ou du vieux Caton à leur postérité dégénérée“.[488])

Die Germanen traten also das Erbe Roms an und verstrickten sich so gründlich darein, daß sie an den Rückschlägen, die dies auf ihre auf ganz anderen rassischen Grundlagen erwachsene Geschichte ausüben mußte, wie wir noch sehen werden, bis auf den heutigen Tag zu tragen gehabt haben. Wie sie in diese Verstrickung geraten mußten, wird uns aufgehen, wenn wir sehen, bis zu welchem Grade die Größe Roms damals die Weltparole war. Nicht genug damit, daß die geistig höchststehenden und aufgeklärtesten unter den heidnischen Schriftstellern, ein Polybios, Strabo, Dionys von Halikarnaß, sich vor der politischen Überlegenheit Roms und seinen kulturellen Leistungen ganz unbedingt beugten[489]), die Christen stimmten womöglich noch voller hierin ein und brachten noch das hymnische Moment, das in ihren Kreisen zu Hause war, hinzu. Tertullians Lobpreisungen klingen fast an Verzückung an, wenn er ausruft, „die Welt werde mit jedem Tag herrlicher, keiner ihrer Winkel sei mehr verschlossen, und es gebe heute mehr Städte, als es einst Häuser gegeben“, oder auch, „so lange die Welt stehe, werde

[488]) „Nouveaux récits de l'hist. romaine“, Paris 1865, p. 25 ss.

[489]) Dionys, de orat. ant. 3. „ . . . ἡ πάντων κρατοῦσα Ῥώμη, πρὸς ἑαυτὴν ἀναγκάζουσα τὰς ὅλας πόλεις ἀποβλέπειν“. Plutarch de fort. Roman, T. II, p. 317 vergleicht die Herrschaft Roms einem ewigen Kitt, der die widerstrebenden und verstreuten Elemente verbunden, seine organisatorische Begabung, welche Völker und Rassen aus erbittertem Kampf zu einer großen menschlichen Gesellschaft zusammengeführt, den schöpferischen Kräften, welche einst das Weltall dem Chaos entrissen haben.

auch die Macht Roms bestehen[490]". Dieser fast zum Dogma gewordene Glaube an die Ewigkeit von Roms Macht fiel zusammen mit dem Gedanken des Weltreichs, in welchem sich diesen Glaubensmännern das Reich Christi spiegelte. So lief es auf eines hinaus, wenn heidnische und wenn christliche Denker und Dichter die Glanztaten Roms feierten, bei ersteren haben die Götter, bei letzteren hat Gott die Wunder getan. Nachklänge von dem allen finden sich selbst noch bei Dante. Und ohne allen Zweifel wurzelt hierin, und nur äußerst mittelbar, wenn überhaupt, im christlichen Gedanken die Macht auch des päpstlichen Rom.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Kehrseiten des Römertums namentlich in dessen letzten Zeiten in der christlichen Literatur lebhaftesten Widerhall fanden. Die beweglichen Klagen Salvians und anderer lassen nur zu deutlich erkennen, daß viele Provinzialen das Schicksal, das ihnen Rom bereitete, so drückend empfanden, daß sie die hereindringenden Barbaren als hilfebringende Retter begrüßten. Und je mehr in neueren Jahrhunderten das Gesamttun Roms vor dem rückschauenden Blicke ausgebreitet lag, je mehr man sich namentlich das oben Dargestellte vergegenwärtigte, was es an edlem Blute ausgetilgt, an Volkstümern vernichtet hat, desto mehr hat sich das Urteil der allerverschiedensten Geister zu einem Verdikt von fast erschreckender Einmütigkeit gestaltet[491]), so daß für einen Denker wie Ihering nicht wenig Mut dazu gehörte, als ein einzelner oder doch als einer unter wenigen so unbedingt für Rom einzutreten, wie er es getan hat. Er feiert es nicht nur als den Träger und Vorkämpfer der Idee der Universalität, sondern spricht ihm selbst auch anderseits eine unverwüstliche Nationalität zu, die massenhaft fremde Elemente in sich aufgenommen, aber rasch zersetzt und assimiliert, und die in der Blütezeit Roms dagestanden habe wie ein Fels im Meere, an dem die Völker der alten Welt wie Wellen sich brachen[492]). Sehr ausdrücklich knüpft allerdings Ihering diese Charakteristik an die Blütezeit, das heißt eben doch wohl an die Epoche, da das italische Element so unbedingt überwog, daß alle die glänzenden Vorzüge des Römertums, die patriarchalische Strenge, der Sinn für Gesetzlichkeit, das Familienleben als die Hauptquelle altrömischer Tugenden, die hohe Stellung der Frau, sich voll auswirken konnten. Dazu das kaum wieder erreichte Genie der Verwaltung, dem es zu danken war, daß „noch das Kaiserregiment in seinem Kreise den Frieden und das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollständiger gehegt

---

[490]) De anima 30 und anderwärts. Eine Reihe weiterer Stellen aus Tertullian, Augustin und Prudentius hat Amédée Thierry im 1. Band seiner „Gaule sous l'administration romaine" gesammelt.

[491]) Ich habe die Hauptstimmen in meinem früheren Werke (S. 362) gesammelt und kann daher hier darauf verzichten. Es genüge die des Berufensten: „Das neue Leben, welches den Römern aus den Ruinen der von ihnen ausgetilgten Nationen erblühte, ist nirgends voll und frisch und schön." (Mommsen, Bd. 5, S. 655.)

[492]) „Geist des römischen Rechts", Bd. I², S. 314 ff., 318 ff.

hat, als es irgend einer anderen Vormacht je gelungen ist" (Mommsen). Und selbst da, wo die schwächste Seite der Römer liegt, in der nicht genügenden Einheitlichkeit und Beständigkeit der Rasse, ist es doch, als hätten sie dies selbst erkannt. Jedenfalls haben sie, in der Adoption, das denkbar glücklichste Mittel zur Erneuerung und Ergänzung der Rasse ersonnen und ausgebaut, so daß man von ihnen sagen kann, sie haben sich dank ihr und dank dem allbeherrschenden Römergedanken mit anerzogener Rasse Triumphe bereitet, die den auf echter Naturrasse beruhenden des Hellenentums und Germanentums doch nicht unwürdig an die Seite treten. Mag immer, wohin die Römer als Herren kamen, da Volkstum und höheres geistiges Leben darniedergelegen haben, Verwaltung, Recht und andere Grundlagen des sozialen Lebens blühten doch vielfach unter ihnen auf. Und auch ihr Weltberuf als Vermittler höherer Werte darf ihnen nicht verkümmert werden. Rom hat aus eigenem Geist weder Religion noch Wissenschaft erzeugt, aber es nahm solche in sich auf und vermochte auf ihrem Grunde eine Weltzivilisation aufzubauen, „dem Weltgeist das Wort und die Form zu geben[493])", die so lange unter allen Völkern die maßgebenden blieben, bis in der Vollentwicklung der germanischen Geisteswelt eine allermindestens ebenbürtige Macht auf den Plan trat.

Aber eines muß hier noch besonders hervorgehoben werden, kraft dessen doch auch die immer wiederkehrenden Urteile über Roms schöpferische Ohnmacht nach der geistigen Seite eine Einschränkung erleiden müssen, das ist die lateinische Sprache. Sie ist doch in Wahrheit eine Schöpfung des Rassengeistes wie nur etwas in der Welt und kann mit gutem Fug als vierte arische Errungenschaft und gemeinsames Kulturgut den entsprechenden Erzeugnissen des indischen, griechischen und germanischen Geistes angereiht werden. Wie sie dereinst das kraftvolle Leben des alten Latinerstammes zum Ausdruck brachte, so hat sie, als dieser alle Nebenbuhlerschaften siegreich niederkämpfend zum Weltherrscher sich aufgeschwungen hatte, auch mehr als irgend etwas sonst diese Weltherrschaft symbolisch verkörpert. Das wußten die Päpste, wenn sie in ihr urbi et orbi sich vernehmen ließen; und die Wucht des Roma locuta est liegt nicht am wenigsten in ihr begründet. Gewiß hat sich das neue Rom ihrer handlichen Geschmeidigkeit, aus der der praktische Sinn des alten noch aus allen Ecken hervorlugt, vielfach bedient, um unerhört Unarisches auszusprechen. Aber daneben wollen wir doch nicht vergessen, daß dieses selbe Latein berufen blieb, allen Völkern in der kirchlichen Dichtung und Tonkunst Hohes und Heiliges zuzutragen und mit der Vollkraft seines Klanges, der Fülle und Schönheit seiner Formen die Wirkungen dieser Künste auf Sinne und Gemüt ganz ungemein zu verstärken[494]).

---

[493]) Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Bd. I⁵, S. 7.

[494]) Ich darf hier vielleicht an das erinnern, was ich in meinem „Cherubini" (Stuttgart 1925), S. 485 ff., über die Ewigkeitsbedeutung des Latein für die Kirchenmusik gesagt habe.

Mit bescheideneren Erwartungen an das lateinische Schrifttum als Quelle für die Rasse heranzutreten, dazu muß uns schon ein Blick auf die Verschiedenheit der beiden klassischen Völker in ihrer Stellung zur Länder- und Völkerkunde bestimmen. Der nie rastenden Regsamkeit, mit welcher die Griechen dieser ihre Teilnahme zuwandten, steht bei den Römern eine vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber[495]). Ihre Annalisten leben durchweg in gänzlicher Unkenntnis fremder Länder; nur einige wenige überragende Geister machen hiervon, wie wir sehen werden, eine rühmliche Ausnahme.

Daß sich die Römer, namentlich in älterer Zeit, der Rassenverschiedenheit aller jener fremdartigen Bestandteile, welche im Laufe der Jahrhunderte in Sprache und Sitte in dem indogermanischen Kerne Altitaliens aufgingen, diesen aber in physischer Beziehung stark beeinflußt haben — Ligurer, Etrusker, Japyger, Iberer —, bewußt gewesen sind, leidet keinen Zweifel. Am stärksten tritt dies Bewußtsein den Etruskern gegenüber hervor und hallt auch in der Literatur noch lange nach. Bezeichnend ist aber, daß z. B. die Zeugnisse, welche Diefenbach[496]) über die Ligurer anführt, mit einer Ausnahme (Virgil) sämtlich griechischen Schriftstellern entnommen sind.

Am bedeutsamsten erscheint natürlich das Verhältnis von Römern und Griechen. Jahrzehnte lang, und so lange man im Banne der asiatischen Herkunftshypothese der Indogermanen stand, hat man eine ursprüngliche gräko-italische Einheit angenommen: in den Pelasgern wollte man ein Bindeglied zwischen beiden Völkern, gleichsam ein gemeinsames Vorstadium derselben, sehen[497]). Mit der Verlegung der Urheimat nach Europa, des Ausgangspunktes der Einwanderung aus dem Osten nach dem Norden ergab sich von selbst die Ersetzung der gräko-italischen durch die keltisch-italische Einheit, die schon Gobineau geahnt hat, und mit der die heutige Forschung als mit einer sicheren Tatsache rechnet. Ebenso sicher ist freilich, daß früheste Zusammenhänge des italisch bestimmten Rom mit Griechenland bestanden haben, und daß die allgemein-indogermanische Verwandtschaft dabei ihr Wort mitgesprochen haben muß. In der alten Sagenwelt hallt diese noch kräftig nach, das sieht man beim

[495]) Beschämende Belege hierfür, im Vergleich mit den Griechen vorher, den Genuesern und Venezianern nachher, gibt Hehn, S. 475 ff. („Dem Römer fehlte der offene Sinn für die fremde Welt“ usw.). Auch Niebuhr sagt („Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde“, S. 11): „Keine Nation hätte mehr dafür tun können und hat weniger getan als die Römer.“ Übrigens hat ja auch Virgil in einer viel angeführten Stelle (Äneis VI, 847 ff.) den Griechen alle Vorzüge in Künsten und Wissenschaften, die sie für sich in Anspruch nehmen mochten, willig zugestanden, da Roms weltgeschichtlicher Beruf wesentlich im Herrschen und mittelbar im Zugänglichmachen der Güter des Friedens bestehe. („Tu regere imperio populos, Romane, memento ... pacisque imponere morem.“)

[496]) „Origines Europaeae“, S. 121.

[497]) So Niebuhr, und im Anschluß an ihn andere, wie Michelet. Auch noch Diefenbach, S. 78.

Durchblättern von Dionysens „Antiquitates Romanae“, dem folgend einzelne neuere Forscher sogar geradezu Rom einen griechischen Ursprung zugeschrieben haben[498]). Aber tiefer berührt sind wohl in der historischen Zeit nur einzelne hervorragende Geister davon worden: in den Scipionen, den Ämilius Paulus und Quinctius Flamininus zuckte und lebte etwas von griechischer Größe auf. Wenn aber Michelet aus Anlaß des ersten Begegnens von Griechen und Römern als Nationen, zur Zeit des ersten makedonischen Krieges, sagt: „Elles se souvinrent de la communauté d'origine; les deux soeurs se reconnurent ou firent semblant“, so wird man guttun, den Nachdruck hier auf die letzten Worte zu legen. Jedenfalls sind die betreffenden Verbrüderungsträume bald genug wieder verflogen, und die scharfe Opposition, welche von dem alten Rom unter Catos Führung gegen dessen hellenisierende Landsleute erfolgte, zeigte deutlich genug, welche Kluft zwischen jenem und dem Griechentume, das damals schon im kosmopolitisch humanitären Gewande auftrat, klaffte. Wenn im weiteren mehr und mehr das „Graecia capta ferum victorem cepit“ sich bewahrheiten sollte, so haben wir festzuhalten, daß dies Griechenland dabei immer stärker mit dem Orient Hand in Hand ging, wie denn z. B. die Redner des Ciceronischen Zeitalters sich nicht sowohl nach Demosthenes als nach den Rhetoren der kleinasiatischen Schule, wo das Hellenische mit Orientalischem zersetzt war, bildeten. Hier ist nicht am wenigsten der Grund der Geringschätzung zu suchen, dem das Griechentum bei den besseren Römern allgemach verfiel.

Von der einstigen Blutseinheit zwischen Italikern und Kelten ist im historischen Rom wohl nicht leicht mehr eine Spur zu entdecken. Immerhin ist zu bemerken, daß die Einschmelzung der zisalpinischen Gallier in die römische Legierung besonders gut gelang, wie schon daraus hervorgeht, daß Oberitalien im Ciceronischen und Augusteischen Zeitalter eine unverhältnismäßig große Zahl bedeutender Geister zur römischen Literatur beigesteuert hat, die zum guten Teile gewiß nicht Kolonistenblut entstammten. Im politischen Leben freilich glomm die alte in den Namen des Brennus und des Camillus verewigte Feindschaft, die uns jetzt als ein Bruderzwist erscheinen muß, bis in die spätesten Zeiten fort. Noch bei Florus, der unter Hadrian lebte, heißt es (I, 13): „Ne quis exstaret in ea gente quae incensam a se Romam urbem gloriaretur“, und selbst aus dem Zeitalter des Hieronymus werden noch Racheakte der Römer an den Galliern gemeldet[499]).

Ähnliches lag ja für die Römer bei den Germanen vor: die Niederlage im Teutoburger Walde, der freilich manche Gegenschläge wettmachend gegenüberstehen. Immerhin lastete eine dumpfe Ahnung ihrer Gefähr-

[498]) So Michelet, dessen Ausführungen über Griechen und Römer („Hist. Rom.“, T. II, p. 58—83) im übrigen sehr wertvoll sind. Vgl. hierzu auch Teuffel, S. 127—132.

[499]) Roget de Belloguet, T. III, p. 4. Animosität gegen die Kelten tritt auch bei Livius öfter zutage (z. B. VIII, 14: „gens efferata“).

lichkeit auf dem Römertum der letzten Periode, und in das eigentliche Wesen der Germanen konnte der Durchschnittsrömer um so weniger eindringen, als jene sich naturgemäß in der fremden Umgebung der Römerwelt recht anders anließen und gaben als daheim, wo das eigene Volkstum sich entfaltete. Sprache und Sitten muteten vielfach fremdartig an, wie gelegentliche Erwähnungen bekunden[500]). Den tiefsten Eindruck machte den knechtisch entarteten Römern der Kaiserzeit der Freiheitssinn der Germanen. Nicht nur Tacitus charakterisiert ihre Art dahin, „Germanos non juberi, non regi, sed cuncta ex libidine agere“, auch Florus bezeichnet es als ein Wunder, daß die Deutschen schon von Natur das hätten, was die Griechen mit aller Kunst nicht erreichten, und Lucan nennt die Freiheit ein deutsches Gut (libertas germanum bonum[501]).

Es sind aber immer nur wenige Römer gewesen, denen es überhaupt darum zu tun war, sich Nichtrömisches klarzumachen oder gar näherzubringen. Im allgemeinen wird, z. B. in den trockenen Aufzählungen des Plinius, alles Ethnologische unglaublich abstrakt, wie von ferne behandelt. Bei Livius ist es nicht viel anders: die Völker bleiben ihm etwas Totes, auch wo ihre höchsten Lebensfragen ins Spiel kommen, und man fragt sich, ob er davon, was vollends ein Volkstum sei, auch nur irgendeine Vorstellung gehabt habe. Mit welcher Seelenruhe beschreibt er (VIII, 14) die Auflösung des latinischen Bundes, mit allem, was sich an Vernichtung nationaler, politischer und kommunaler Selbständigkeit dabei vollzog! Properz zählt gar (II, 1, 29) die Verödung des Herdes uralten etruskischen Stammes nach der Einäscherung Perusias („eversos focos antiquae gentis etruscae“) unter die Großtaten Augusts, und nur da, wo deren Kehrseiten, die Härten bei Austreibung der Italiker, einmal ihn und seine Mitlyriker mittrafen, kommen auch solche zur Erwähnung[502]). Im übrigen konnte festgestellt werden, daß angesichts jenes grauenvollen Vorgangs, des allgemeinen Todes der Nationen, auf den das Leben Roms gegründet war, die klassische römische Literatur nicht einen Funken echten Mitleids gezeigt, daß erst der Kirchenvater Orosius beredte Worte des Jammers dafür gefunden habe[503]).

[500]) „Nirgends ahnt man, daß urverwandtschaftliche Beziehung die Germanen mit den Italern und den Griechen verbindet. Sie selbst wie ihre Sprache gelten in dem gleichen Grade als barbarisch wie etwa später die Hunnen oder wie die Stämme Afrikas.“ (Fr. Kluge, „Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte“, in Pauls Grundriß, 2. Aufl., S. 354.) Besonders drastisch äußerte sich in diesem Sinne Julianus Apostata, der den Gesang von Volksliedern bei den rechtsrheinischen Germanen dem Gekrächz der Krähen vergleicht.

[501]) Die wichtigsten Textstellen der Römer über die Germanen sind gesammelt von Rich. Kunze, „Die Germanen in der antiken Literatur“, T. I[4], Leipzig 1927.

[502]) Horaz Epist., II, 2, 49. Tibull, I, 1, 19, IV, 1, 183 ff. Properz, V, 1, 127 ff.

[503]) Dove, a. a. O., S. 4. Orosius Hist. l. V, praef.: Quam feliciter Roma vincit, tam infeliciter quidquid extra Romam est vincitur ... miserabilis vastatio multarum et bene institutarum gentium ... innumeri

In hohem Grade bedauerlich ist es nun, daß zu jenem altitalischen Rom, von dem alle jene Zertrümmerung ausging, und zu dem wiederum alles, was von Leben in den Trümmern geblieben war, zurückströmte, um darin aufzugehen, die allerwichtigsten literarischen Zugänge verschüttet, daß uns Quellen wie Catos Origines aus älterer, die Werke Varros aus jüngerer Zeit verloren sind. Was hätte es uns bedeutet, über die Abstammung der alten Völker Italiens, welche damals noch in ihren Eigentümlichkeiten der Sprache und Nationalität bestanden, über Etrusker, Umbrer, Sabeller und andere, von einem Cato Censorinus belehrt zu werden! Und nun gar Varro, der in späterer Zeit die römische Altertumsforschung überragend und fast allein vertrat, ein „cunctarum antiquitatum diligentissimus perscrutator“[504])! Ein altsenatorischer Sabiner, der noch im Zeitalter Ciceros und Cäsars treu zur nationalen Fahne stand und des zum Zeichen, wiewohl durchaus hellenistisch gebildet, immer in seinem heimischen Altertume verwurzelt blieb. Sein Hauptwerk, die Antiquitates rerum humanarum in 25 Büchern, wäre uns namentlich in seinem ersten, den allgemeinen Teil enthaltenden, im zweiten („de aboriginibus et Latinis“), dritten („de ceteris Italiae gentibus“) und dreizehnten („de provinciis“) Buche von unschätzbarem Werte gewesen. Ergänzungen und weitere Ausführungen zu diesem Werke haben wir in den Schriften „de vita populi Romani“, einer Art Kulturgeschichte, „de familiis Trojanis“ (= altrömische Patrizierfamilien) und vor allem „de gente populi Romani“ zu erblicken. In letzterer wollte Varro sozusagen den geschichtlichen Stammbaum des römischen Volkes aufrichten und ist dabei, nach einer wertvollen Notiz des Servius (zu Virgils Äneis, VII, 176), insbesondere auch der Frage nachgegangen, was die Römer sich von den verschiedenen Völkern bzw. Volksstämmen angeeignet haben („quid a quaque gente traxissent per imitationem“).

Zweifellos würden wir da vieles gefunden haben, was es uns erleichtert hätte, über die für uns so wichtige Zusammensetzung des römischen Volkes, wie sie sich speziell in der Literatur spiegelt, ins reine zu kommen. Daß die genannten Altmeister, die bezeichnenderweise beide aus dem Sabinerlande stammten, in altitalischer Zucht und Lebensweise, wie sie vorzugsweise dort daheim war, den Urquell echten Römertums sahen, verstände sich von selbst, auch wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wäre[505]). Italischen Ursprungs sind denn auch bis einschließlich

diversarum gentium populi diu ante liberi, tunc bello victi, patria abducti, pretio venditi, servitute dispersi.“

[504]) Fr. Ritschl, „Die Schriftstellerei des M. Terentius Varro“ in dessen Opuscula, Bd. 3, S. 419 ff. P. Mirsch, „De M. Terenti Varronis Antiquitatum Romanarum libris 25“ (in „Leipziger Studien zur klassischen Philologie“, Bd. 5. Leipzig 1882). Enthält S. 82—145 reichliche Fragment-Zitate aus den Antiquitates.

[505]) Servius zu Virgils Äneis, IX, 603, wo anläßlich des Virgilschen Wortes „durum a stirpe genus“ die Italiae disciplina et vita (im Gegensatz zur späteren Verweichlichung der Römer) belobt wird.

des 2. Jahrhunderts v. Chr. die wahrhaft lebenspendenden Elemente, diejenigen, welche noch etwas von Originalität dem Griechentume gegenüber in der römischen Literatur aufrecht erhielten, zumeist gewesen. Die Atellanen (fabulae Atellanae), jene Krähwinkeliaden und Kleinstädtereien, welche später in Rom die populärsten Spiele der komischen Muse abgaben, waren ursprünglich oskisch (aus Atella in Kampanien) und wurden erst nach Latinisierung Kampaniens in die Hauptstadt verpflanzt. Plautus war ein freier Umbrer, und man braucht die Vollsaftigkeit, die kecke Drastik und urwüchsige Natürlichkeit seiner Späße nur mit der feinen aber zahmen Korrektheit seines berühmtesten Nachfolgers Terenz, der afrikanischem Sklavenblute entstammte, zu vergleichen, um zu ermessen, was es damit auf sich hatte. Lucilius, der Hochmeister der Satire neben, ja vielleicht vor Horaz, stammte aus wohlhabendem Rittergeschlecht der Latinerstadt Suessa Aurunca in Kampanien, Sallust aus dem uralten sabinischen Amiternum. Nur Ennius war ein semigraecus. Geboren im Lande der Peucetier, wo Griechisches und Oskisches sich vielfach durchdrang, bezeichnete er selbst sich als einen Dreiseelenmann[506]).

Im Ciceronischen Zeitalter trat ein Wandel in der Blutszufuhr der römischen Literatur ein. In ganz unverhältnismäßigem Grade beteiligen sich an ihr fortan die Provinzen. In ihnen waltete noch eine Lebenskraft, welche die Hauptstadt, und bald auch das in den Bürgerkriegen verwüstete und verödete Italien nicht mehr aufbrachte, wie es Sueton aussprach[507]): „In provincia ... durante adhuc ibi antiquorum memoria, necdum omnino abolita sicut Romae". In erster Reihe steht hier das zisalpinische Gallien: Catull war aus Verona, Virgil aus der Nähe von Mantua, Livius aus Padua, die beiden Plinius aus Como. Auch Cornelius Nepos und viele andere minder bekannte Autoren stammten aus Oberitalien. Später kamen auch entferntere Provinzen, vor allem das jenseitige Gallien und Spanien hinzu. Aus letzterem sind unter anderen Martial[508]) und die beiden Seneca hervorgegangen. Daß aber auch das Mutterland dem schaffenden Geiste noch nicht völlig abgestorben war, lehren Horaz, als Sohn eines Freigelassenen in Venusia in Apulien, und Juvenal aus Aquinum im Volskerlande[509]). Dieser letztere hat es besonders deutlich ge-

[506]) Gellius 17, 1: „Qu. Ennius tria corda habere sese dicebat, quod loqui graece et osce et latine sciret."

[507]) Gramm. 24. Cicero selbst war übrigens noch aus einer Ritterfamilie im Volskischen.

[508]) Martial ist einer der wenigen, von denen wir ein Zeugnis eigenen Blutsbesinnens besitzen. (IV, 55: „nos Celtis genitos et ex Iberis"). Vielleicht ließe sich das des Ovid daneben stellen, der (Fast. III, 95) seinem Stamme, dem der Peligner, sabinischen Ursprung zuschreibt.

[509]) Über zwei besonders hervorragende Geister sind wir im Punkte ihrer Herkunft leidig mangelhaft unterrichtet: Lucrez und Tacitus. Die Heimat des letzteren soll Interamna im Volskerlande sein. Doch bleibt dies Hypothese, wiewohl ihm dort (im heutigen Terni) ein Denkmal errichtet worden ist.

sagt, was aus dem Rom seiner Zeit blutlich geworden war. In seiner 3. Satire (V. 60 ff.) wettert er voll Ingrimm gegen die Graeca urbs, in der die Hefe Griechenlands aus allen Teilen der hellenistischen Welt, vermischt mit Orientalen, zusammenfließe:

„Non possum ferre Quirites,
Graecam urbem; quamvis quota portio faecis Achaei?
Iam pridem Syrus in Tiberim defluxit Orontes". [510]).

Wir wenden uns nun noch einzelnen Hauptgestalten der römischen Literatur zu und beginnen auch hier wieder mit den Dichtern, denen wir dann einige Historiker, Redner und Philosophen anschließen.

Daß einem Manne von der Macht und Tiefe des Geistes wie Lucrez schon vieles von den Erkenntnissen aufgehen mußte, auf denen sich einstens die Rassenkunde aufbauen sollte, versteht sich. Von der Trennung des Menschengeschlechtes in verschiedene Rassen „nach Gestalt und Farbe" hat er offenbar die klarste Vorstellung gehabt. Er faßt sie nicht nur physiologisch, sondern dehnt sie sogar auf das Pathologische aus, indem er den Rassen verschiedene Veranlagung für besondere Krankheiten zuschreibt („De rerum natura", Buch VI, V. 1099 ff.). Altberühmt ist mit Recht seine Schilderung des Urgeschlechtes, des Naturmenschen, und des allmählichen Entstehens und Wachsens der Kultur im 5. Buche (V. 911 ff.). Sie hat im Altertum kaum ein Seitenstück, wohl aber dürfte sie dem Horaz bei seiner knappen Wiedergabe (Sat. I, 3, 99 ff.) vorgeschwebt haben. Wie ernstlich Lucrez sich mit dem Probleme der Zeugung und der Erblichkeit beschäftigt hat, lehrt vor allem die Schlußpartie seines 4. Buches, wo er unter anderem schon eine klassische Darstellung des Atavismus gibt (V. 1198—1206).

Die allgemeine Meinung der Alten, daß alle Erzeugnisse der Erde in deren Jugendzeit größer und schöner gewesen seien, teilt, sehr entgegengesetzt der Tendenz der Neueren, auch Lucrez. So führt er ja auch in seinem 2. Buche (V. 1120—1172, besonders 1145 ff. bis zum Schluß) aus, daß unsere Erde schon altere, und in Buch V, 95 ff. wird alsdann der einstige Untergang von Himmel und Erde geweissagt. (Vgl. auch II, 1053 ff.) Wie denn überhaupt diesem Dichter ein prophetisch-tragischer Grundzug eignet, der vielleicht nicht ohne Einwirkung auf Horaz geblieben ist. Wenigstens finden sich in den höchstbeschwingten Oden dieses sonst so ganz anders veranlagten Sängers Stellen, die den eben bezeichneten geistesverwandt und ebenbürtig zur Seite treten, nur daß in ihnen, was bei Lucrez philosophisch-überzeitlich ausgesprochen war, eine mehr historische Verengerung und Färbung erhält.

Echte Art feiert Horaz so gut wie sein großes griechisches Vorbild Pindar. So heißt es in der 4. Ode des 4. Buches:

---

[510]) Eine Anzahl weiterer für den Verfall Roms bezeichnender Stellen aus Juvenal bringt Günther, „Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes", S. 104 u. ö.

„Fortes creantur fortibus et bonis;
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus, neque imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.“

Im folgenden verfehlt er allerdings nicht hinzuzusetzen, daß das edel Entsprossene (bene nata) andauernder Pflege durch Zucht und Bildung bedürfe, da ihm bei Sittenverfall Entehrung drohe. In der sechsten Satire des 1. Buches, wie auch an zwei Stellen der Oden (I, 1, III, 29), huldigt er Mäcenas ob seiner hohen Abkunft (dieser entstammte dem etruskischen Uradel der Lucumonen), fügt aber an der erstgenannten Stelle hinzu, daß Ehrenhaftigkeit und rechter Sinn nicht notwendig an edle, nur allenfalls an freie Geburt geknüpft sei. Bezeichnend tritt hier der Unterschied des Freigelassenensohnes von einem alten Adelssprossen wie etwa Theognis hervor, der es gerne betont, daß edle Abkunft der Ordnung und der Regel gemäß von selbst Seelenadel mit sich führe.

Vielleicht ist auch in dem vielberufenen „Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!“ ein rassischer Anklang oder Nachklang, der dem Horaz selber nicht mehr bewußt war, zu erkennen. Immer wieder beklagt auch dieser die Entartung des Römervolkes, wie sie in den mörderischen Bruderkriegen der ausgehenden Republik am schreiendsten zutage getreten war (Ode I, 35 gegen Schluß). Den erschütterndsten Ausdruck findet diese seine Stimmung in der Schlußstrophe der gewaltigen Ode an die Römer III, 6, in welcher vier progressiv immer stärker entartende Zeitalter in drei kurzen Versen zusammengefaßt werden:

„Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.“

Die Stelle ist weltbekannt, wird aber fast immer dadurch, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen, ganz auf sich gestellt zitiert wird, ihrer eigentlichsten und tiefsten Wirkung beraubt. Nur als Schlußwort der ganzen Ode gewinnt sie ihre volle Wucht, in welcher ausgeführt wird, welch ein anderes Geschlecht, das von altem Sabinergeiste erfüllte, einst Rom groß gemacht, das Meer mit punischem Blute gefärbt, Pyrrhus und Hannibal niedergeworfen habe. Wir brauchen bloß an die Stelle italischer germanische Nordländer und an Stelle der Großtaten der römischen solche der deutschen Geschichte zu setzen, um sodann das fürchterliche Verdikt Horazens, das er mit den Worten „Damnosa quid non imminuit dies?“ (Was verkümmert nicht, unheilbringend, jeder neue Tag?) einleitet, getreu auf uns selber anzuwenden.

Auch auf zwei andere Aussprüche des Horaz müssen wir noch hinweisen, die uns lehren, wie er das rassische Schicksal Roms in zwei entscheidend wichtigen Stadien erfaßt hat. Der eine wurde bereits früher angeführt: es ist das „Graecia capta ferum victorem cepit“[511]). Ne-

[511]) Er findet sich in der Epistel an Augustus (II, 1), V. 156.

den diese Feststellung einer vollendeten Tatsache, in welcher eine Entwicklung von Jahrhunderten sich zusammendrängt, tritt als Seitenstück die Weissagung der 16. Epode, wonach einst, nachdem das Sündengeschlecht des dem Verderben geweihten Blutes (impia devoti sanguinis aetas) das Jahrhunderte lang unbesiegte Rom dem Untergange zugetrieben, die Rosse der Barbaren auf der Asche Roms stampfen würden.

Niemand wird nach diesen Proben bestreiten können, daß Horaz mit dieser Aufdeckung zweimaligen Erliegens der Weltherrscherin vor den arischen Schwestervölkern, den absinkenden Griechen und den emportauchenden Germanen, in die tiefen Gründe des Völkerlebens eingedrungen ist. Und so möge denn schließlich auch noch dessen gedacht sein, daß er mit seinem

„Audax Japeti genus“,

wenn er es auch (Od. I, 3, 27) zunächst nur auf Prometheus anwendet, doch unwillkürlich ein Symbol der gesamten nordischen Rasse (der Japhetiden) hingestellt hat, das, im Bewußtsein, daß diese in keinem Gewaltigeren sich verkörpert sehen möchte, in neuerer Zeit einer ihrer unermüdlichsten Vorkämpfer als Motto eines ihr gewidmeten Werkes aufgreifen konnte[512]).

Diesem selben Forscher verdanken wir auch die reiche Zusammenstellung von Belegen dafür, daß auch im augusteischen und nachaugusteischen Zeitalter, wo dessen Verwirklichung innerhalb der römischen Welt schon immer seltener geworden war, das Ideal der Schönheit immer noch, ja anscheinend erst recht, das nordische, damals vorwiegend nur noch aus Germanien herüberwinkende geblieben war. An den zahlreichen Stellen, die Lapouge aus den epischen wie lyrischen Dichtern der Römer beibringt, wimmelt es geradezu von den Merkmalen der Blauäugigkeit, helleren oder dunkleren — auch wohl rötlichen — Blondheit, welche Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen zugeschrieben werden. Hier und da geschieht dies auch bei Personen der Wirklichkeit. Bezeichnend für die Epoche ist es, daß eine Messalina es für gut fand, ihr schwarzes Haar unter blonder Perücke zu bergen (Juvenal, Sat. 6, 120). Hervorgehoben sei noch, daß der einzige Ovid nach der genannten Seite eine fast reichere Ausbeute dargeboten hat als alle übrigen Dichter zusammengenommen.

Für die eigentliche Völkerkunde kommt von römischen Schriftstellern bedeutenderen Ranges im Grunde nur noch die hochachtbare Gestalt des älteren Plinius (in den geographischen Teilen seines großen naturwissenschaftlichen Werkes, Buch 3—6) in Betracht, der uns freilich den Verlust der Werke seiner meistbenutzten Vorgänger, Cato und Varro, immer aufs neue beklagen läßt, als welche den gemeinsam behandelten Menschen und Dingen nicht nur zeitlich, auch geistig ungleich näher gestanden haben müssen als der immer nur wiederberichtende Plinius.

[512]) Lapouge vor seinem „Aryen“, Paris 1899. Die Dichterproben zur Charakteristik der Blonden ebenda, p. 529—540.

Aber auch der Verlust seines eigenen großen Werkes über die germanischen Kriege bleibt bedauerlich, da er über unsere Ahnen aus eigener im Verlaufe seiner dienstlichen Tätigkeit gewonnener Anschauung ganz anders unterrichtet war als Tacitus. Dies ist auch noch seiner kürzeren Behandlung der Germanen in der Naturalis historia (IV, 94—104) zugute gekommen[513].

So wenig, im Gegensatz zu Tacitus, Plinius für allgemeine Gesichtspunkte Auffassung zeigt, so schätzbar ist manches von seinem ethnographisch-rassengeschichtlichen Einzelmaterial, wenn dies mit kritischem Sinne gesichtet wird. Dies ist allerdings notwendig, da er die ungeheuren Massen seines gelehrten Stoffes ziemlich schematisch zusammengetragen hat. Aber herauslesen läßt sich so aus ihm noch sehr vieles. Der Ausdruck „rassengeschichtlich" ist gerade bei ihm mit Absicht gewählt, denn er nimmt stets auch auf vergangene Völker und ihre Kulturen Rücksicht, läßt den Wechsel, die Übereinanderschichtung von Völkern und Rassen erkennen; am eingehendsten behandelt er diese Dinge — die gegenseitige Verdrängung der Stämme und sukzessive Besiedelung der betreffenden Landschaften — für Italien. Wie er ja denn insbesondere auch ziemlich methodisch alle Kolonien aufführt, mit Angabe, wann und von wem sie gegründet sind, woraus in der Regel ihr rassischer Ursprung zu ersehen ist.

In einzelnen Fällen hat Plinius schwierige Probleme der Völkerkunde blitzartig beleuchtet. So nimmt er uns wenigstens einen Teil der Last, die uns der Skythenname im Gebrauche mancher seiner Vorgänger aufgebürdet, durch die wertvollen Mitteilungen (IV, 12, 25) über Skythen, Geten und Sarmaten ab: „Scytharum nomen usquequaque transit in Sàrmatas atque Germanos, nec aliis prisca illa duravit appellatio quam qui extremi gentium harum ignoti prope ceteris mortalibus degunt", indem er den entscheidendsten Wandel dieser lange allzu vagen Bezeichnung aufweist.

Noch in einem müssen wir dem Plinius das Wort geben. Wenn er auch noch dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also noch nicht der Epoche angehört, in welcher Rom seine Rolle als „omnium terrarum alumna et parens" unter seinen besten Kaisern erst voll erfüllen, die „immensa Romanae pacis majestas" am hellsten erstrahlen lassen sollte, so hat er diese Seite der weltgeschichtlichen Mission seines Vaterlandes doch schöner als irgend ein anderer gewürdigt (Hist. nat., III, 6):

---

[513]) Vgl. hierüber Bremer in Pauls Grundriß, Bd. III, S. 743, 844. Die früher übliche absprechende Beurteilung des Plinius (z. B. bei Niebuhr: „es gibt keinen merkwürdigeren Wust als das, was Plinius über die verschiedenen Völker sagt") hat längst einer gerechteren Platz gemacht. Darüber kann die Zusammenstellung von Stimmen aus alter und neuer Zeit bei Teuffel belehren. Hinzuzunehmen wäre noch, was Humboldt im Kosmos II, 145 ff. ausführt.

„Numine deûm electa Italia quae sparsa congregaret imperia ritusque molliret, et tot populorum discordes ferasque linguas sermonis commercio contraheret ad colloquia, et humanitatem homini daret, breviterque una cunctarum gentium in toto orbe patria fieret."

Die Kehrseite hiervon: daß dies alles nur möglich war, nachdem die Einzelstämme und -völker eines nach dem anderen der römischen Herrschsucht zum Opfer gefallen waren, hat sich Plinius nicht klar gemacht, weil er sich, wie die meisten Römer, in jene nicht hineinzuversetzen vermochte. Einzig einige der großen römischen Historiker sind fremden Volkstümern ernstlich nachgegangen.

Von Sallust ist leider das Hauptwerk, seine Historien, verloren. Aus seinem Bellum Jugurthinum aber haben wir die Charakteristik der berberischen Nomadenstämme des westlichen Nordafrika (Kap. 17 bis 19), welche, so kindlich unzulänglich, materiell genommen, diese Mitteilungen sein mögen — sie sollen angeblich punischen Quellen entstammen, aber Sallust selbst verwahrt sich hinsichtlich ihrer Wahrheit mit der Wendung: „ceterum fides eius rei penes auctores erit" —, doch insofern einen gewissen Wert beanspruchen darf, als sie, anscheinend zum ersten Male, die Verschiedenheit der Hauptstämme — Gätuler und Libyer — auf eine Verschiedenheit der Rassenanlage und vor allem der Mischungen zurückführt. Auch tönt aus der mythischen Erzählung vom Heere des Herakles, das sich nach dessen Tode in Südspanien aufgelöst haben und nach Afrika übergesetzt sein soll, doch wohl ein Kern historischer Ereignisse nach, von Unternehmungen, die von Spanien aus nach den Küsten Nordafrikas geschahen und dort bleibende Veränderungen bewirkten.

Einen Riesenschritt hat unsere Wissenschaft mit Cäsars Entdeckungen getan, die sich seinen militärisch-politischen Eroberungen würdig anreihen. In der Tat sollte ja mit diesen seinen Eroberungen eine neue Ära in der Geschichte der Kunde von Nordeuropa begründet werden. Kardinalwahrheiten, mit denen die Rassenkunde heute wie mit vertrautem Gut wirtschaftet, gehen auf ihn zurück. So die rassische Dreiteilung Frankreichs in Belgen-Germanen, Kelten und Iberer, die er in den Eingangssätzen seines Gallischen Krieges so eindrucksvoll verkündet. Er hat überhaupt einen selten scharfen Blick für die Unterschiede der ihm bekannt gewordenen Völker, die er sich intuitiv aus deren verschiedener Abstammung erklärt. Gelten seine bezüglichen Betrachtungen auch meist der für ihn wichtigsten Frage der Kriegstüchtigkeit, so schlüpfen dabei doch unwillkürlich auch anthropologische Erkenntnisse (wie z. B. II, 4 die der germanischen Abkunft der Belgen) mit unter. Gewiß blieb seine Einsicht immer historisch gebannt; von der Stammeseinheit, die über den drei Völkermassen der Gallier, Briten und Germanen einst gewaltet haben mag, hatte er schwerlich eine Ahnung. Um so anschaulicher und klarer hat er uns diese in ihrem damaligen Stadium nahegebracht. Die

Kelten Frankreichs namentlich leben für immer und für alle Welt in seiner klassischen Schilderung. Ihnen, den unter der Herrschaft ihrer Adelsparteien und ihrer Priesterhierarchie Verkommenen, stellt er, als erster sie von ihnen streng scheidend, die Germanen als ein neues, als ein Zukunftsvolk gegenüber und kennzeichnet zugleich den Gegensatz beider Nationen in knappen, festen und klaren Zügen. Dabei ist ihm doch eine Tatsache nicht entgangen, welche 1900 Jahre später von der archäologischen Forschung bestätigt worden ist, daß nämlich die Kelten jenseits des Rheins (die Tectosagen) mit den Germanen auf derselben materiellen Kulturstufe standen (eodem victu et cultu corporis utuntur, VI, 24), einer der römisch beeinflußten Zivilisation der gallischen Kelten gegenüber rückständigen Stufe (der La-Tène-Kultur).

Entsprechend den anderthalb Jahrhunderten, die zeitlich zwischen ihnen lagen, sah Cäsar alle diese Dinge gewissermaßen noch mehr aus der Ferne als Tacitus, zu dessen Zeit die Germanen den Römern schon ganz anders aufgerückt waren. Und so erklären sich auch sehr einfach die mancherlei Unzuverlässigkeiten, die in seinen Berichten über jene mit unterlaufen[514]. Aber wie ganz und gar tritt dies zurück vor der Hauptsache, seiner tiefen Schau und rechten Würdigung der Germanen, die er zuerst nicht nur in die römische Wissenschaft, sondern auch — als im Dienste seines Vaterlandes Mitwirkende — in die römische Geschichte eingeführt hat. Bediente er sich doch ihrer als einer Waffe, die sogar Pharsalus mit entscheiden sollte, und das, wiewohl schon ihm nicht entging, daß es eine gründlich zweischneidige Waffe sei[515].

Ein schärferer Kontrast zu Cäsar ist nicht wohl denkbar als der des Historikers, zu welchem wir uns jetzt wenden, des Livius. Es ist nur zu begreiflich, daß Geister mit strenger Methode, namentlich unter unseren Historikern, über ihn als Muster nicht nur von Kritiklosigkeit, auch von Gleichgültigkeit gegenüber allerwesentlichsten Obliegenheiten des Geschichtschreibers, mehr oder minder herb abgeurteilt haben. Gewiß ist es ja vor allem vaterländische Begeisterung, die dieses Livianische Werk ins Leben gerufen hat und von Anfang bis zu Ende beseelt. Gewiß ist Livius parteiisch für Rom, Romanus bedeutet für ihn den Inbegriff alles Edlen; nur Roms Größe hat er im Auge, was ihr widerspricht, kann, will und darf er nicht hören. Sie wirkt auf ihn mit der vollen ungebrochenen Macht einer Idee, in deren Anschauen und Ausdeutung er die Gegebenheiten der Wirklichkeit nur zu vielfach übersieht oder mißdeutet. Schon seinem eigenen Volke gegenüber hat das zu bedenklichen Mängeln und Lücken geführt. In die Fragen der römischen Verfassung hat er wenig Licht, öfters eher Dunkel gebracht. Ihre Entwicklung be-

---

514) Für das Mythologische hat dies E. H. Meyer dargetan in seiner „Mythologie der Germanen", S. 3 ff. Über einiges andere W. Wackernagel, „Kleinere Schriften", Bd. I, S. 54.

515) Auf die Gefährlichkeit der Germanen deutet Cäsar an mehreren Stellen hin, am eindringlichsten Bell. Gall. I, 33.

rücksichtigt er so gut wie gar nicht, überträgt die Verhältnisse seines Zeitalters auf frühere und setzt die Nobilität und die Plebs am Ende der Republik ohne weiteres mit den so ganz andersartigen Patriziern und Plebejern in den früheren Jahrhunderten gleich. In ganz anderem Maße aber noch sind die übrigen italischen und vollends die fremden Völker bei dieser sagen wir einmal Sorglosigkeit des Livius zu kurz gekommen. So sehr auch die Kenntnis ihrer Einrichtungen und ihrer Geschichte für das Verständnis der römischen notwendig gewesen wäre, so wenig ist er ihnen nachgegangen. Die Fühllosigkeit und Verständnislosigkeit für alles Fremdstämmige, ja für alles Stammtümliche überhaupt, welche der römischen Geschichte die Richtung gab, spiegelt sich so auch in ihrem beredtesten Darsteller. Und ein weiterer Zug: die Unselbständigkeit, die vollkommene Abhängigkeit des Livius von seinen Quellen. Unfähig wie er sich fühlt, irgendwie verwickeltere historische Probleme zu ergründen, zeigt er sich vielfach gläubig wie ein Kind; er hat gelegentlich Begriffe und Vorgänge nachgeplaudert und kolportiert, ohne ein Wort davon zu verstehen, geschweige ihre Tragweite zu ermessen. Er hüllt sich dann wohl gerne in verzichtende Neutralität, weil er kein eigenes Urteil wagt und doch die bleibenden Hauptfragen aller Geschichte nicht ganz umgehen kann. Das gilt natürlich auch von den unsrigen, und man kann leicht denken, wie diese im allgemeinen dabei gefahren sind. Die Art, wie er z. B. (VI, 12, VII, 25) von den Volksbeständen, als Quelle und Unterlage von Aushebung und Militärtüchtigkeit einst und jetzt, redet, mag als Beleg für das eben Gesagte und dafür, wie dergleichen nur oberflächlich angeschnitten wird, dienen. Wo nicht ein bestimmter Annalist oder sonstiger Vorgänger sein Echo weckt, hallt mindestens die communis opinio aus ihm wider.

Das ist gleich bei der Grundfrage von Rasse und Umwelt der Fall, in welcher sich bei ihm eine der allerstärksten Kundgebungen zugunsten der letzteren findet (38, 17): „Sicut in frugibus pecudibusque, non tantum semina ad servandam indolem valent, quantum terrae proprietas caelique, sub quo aluntur, mutat. Macedones, qui Alexandriam in Aegypto, qui Seleuciam ac Babyloniam, quique alias sparsas per orbem terrarum colonias habent, in Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt; Massilia, inter Gallos sita, traxit aliquantum ab accolis animorum; Tarentinis quid ex Spartana dura illa et horrida disciplina mansit? generosius in sua quidquid sede gignitur; insitum alienae terrae in id, quo alitur, natura vertente se, degenerat." Diesen im Munde eines römischen Feldherrn, der seinen Soldaten klarmachen will, daß auch die von ihnen zu bekämpfenden galatischen Tolistobogier degeneriert sein müßten, zum mindesten stark aufgetragenen Sätzen stehen freilich nicht allzulange vorher solche aus einer Ansprache der Rhodier im römischen Senate (37, 54) strikt gegenüber, in welchen die Persistenz der Rasse in den griechischen Kolonien gefeiert („Non, quae in solo antiquo sunt, Graecae magis urbes sunt quam coloniae earum, illinc

quondam profectae in Asiam; nec terra mutata mutavit genus aut mores") und insbesondere von den Massilioten gerade das Umgekehrte wie oben ausgesagt wird: „Massilienses, quos, si natura insita velut ingenio terrae vinci posset, jam pridem efferassent tot indomitae circumfusae gentes."

Daß überhaupt auch Livius, wie man es von jedem denkenden und beobachtenden Menschen, der sich eine Aufgabe gleich der seinigen gesetzt, erwarten darf, eine gewisse Vorstellung von der Rasse mindestens im Unterbewußtsein gehabt haben muß, ließe sich annehmen, auch wenn wir keine Zeugnisse dafür besäßen. Daran fehlt es aber keineswegs. Schon die Art, wie er gens und populus auseinanderhält, spricht dafür. Unter ersterem versteht er durchweg (z. B. 6, 12 und besonders deutlich 4, 49) einen Volksstamm, unter letzterem die demselben angehörenden einzelnen staatlichen Gebilde. An einer Stelle (30, 34) schwingt er sich sogar zu einer Betrachtung auf, die ihm der für diesen Abschnitt besonders reichlich benutzte Polybios eingegeben zu haben scheint[516]): von der großen Wichtigkeit der Übereinstimmung der Gefühle und Charaktere im Daseinskampfe der Völker, deren Fehlen, wie Hannibal bei Zama erfuhr, seinem Volke zum Verderben gereichen sollte. („Varia adhortatio erat in exercitu inter tot homines, quibus non lingua, non mos, non lex, non arma, non vestitus habitusque, non causa militandi eadem esset", und später: „Cum maxime haec imperator apud Carthaginienses, duces suarum gentium inter populares, pleraque per interpretes inter immixtos alienigenas agerent" etc.) Wenn es hier dem Livius aufgegangen ist, daß die in dem geschlossenen Bürgerheere Scipios wohl zum letzten Male verkörperte größere Homogenität des römischen Volkes diesem den Sieg und damit die Weltherrschaft vor den in der karthagischen Gesellschaft zusammengewürfelten Elementen einbringen mußte, so ist es um so auffallender, daß ihm nie der Gedanke gekommen zu sein scheint, es könne später bei dem Niedergange seines eigenen Volkes ein ähnlicher Grund vorgelegen haben. Er hat aber offenbar den von uns oben dargelegten Blutswandel der Römer für diese Dinge gar nicht in Rechnung gestellt. Und doch konnte und mußte er ihn kennen. Nach der negativen Seite hat er ihn sogar selbst ins Licht gesetzt. Die massenhaften Hinschlachtungen der römischen Bürger- und italischen Bauernschaft in den Kriegen mehrerer Jahrhunderte hat ja gerade er getreulich gebucht und nicht minder uns Kunde davon gegeben, wie Rom in die Stämme und Völker vor deren Einverleibung in sein Reich gewütet hat. Von der Darlegung der Zertrümmerung des latinischen Bundes (8, 14) konnte Nissen sagen: „sie habe den Wert eines Paradigma!" Und Livius selbst läßt an mehr als einer Stelle keinen Zweifel darüber, daß er jene Unheilsrolle Roms wohl durchschaut hat: „Roma interim crescit Albae ruinis" heißt es 1, 30 und 31, 29 gar, aus dem Munde eines makedonischen Gesandten auf dem

516) S. oben S. 150.

Landtage der Ätoler: „(Nec id mirari debent aut possunt), cum Italiae urbes, Regium Tarentum Capuam, ne finitimas, quarum ruinis crevit urbs Roma, nominem, eidem subjectas videant imperio.“ Von Capua insonderheit heißt es dann noch, es sei „sepulcrum ac monumentum Campani populi“. Nach der positiven Seite vollends hätte ein Blick auf die Gesichter seiner Landsleute ihn belehren können, was es mit dem damaligen Volke von Rom auf sich hatte. Aber naiv-treuherzig wie er war, redet er von diesem und zu ihm immer nur in der Weise, als wenns noch die alten Römer wären. Wir sahen Ähnliches bei Demosthenes: Männer, die ganz im Ethischen, und im Vaterländischen als dessen lebensvollster Ausprägung, aufgehen, verlieren darüber den Blick für die Wirklichkeiten der Rasse, die doch nun einmal immer das letzte Wort spricht.

Wir sehen also, um das Bisherige zusammenzufassen: Livius hat gar manches von dem Eingreifen der Rasse in die Geschichte geahnt, gefühlt, vielleicht sogar gesehen, ohne daß es ihn doch innerlich berührt hätte. Und in noch ungleich höherem Grade ist er, wohl ebenfalls ohne sich dessen bewußt zu werden, zum Bewahrer und Vermittler bedeutsamster wissenschaftlicher Wahrheiten geworden. Als Quelle für antike Ethnologie steht er so unter den uns erhaltenen Schriftstellern des Altertums mit in erster Reihe. Man möchte ihn einem goldführenden Strome vergleichen. Eine kurze Übersicht nur des Wichtigsten möge das lehren.

Allen voran gehen natürlich die Italiker. Sie lagen Livius sozusagen am Wege. Kein Wunder daher, wenn er für deren Entwicklungsgang, soweit er sich innerhalb der römischen Geschichte abspielt und spiegelt, das denkbar reichste Material liefert[517]). Aber kaum weniger ist das der Fall, wenn auch weniger in die Augen fallend, bei den Kelten, in betreff deren er unsere Kenntnisse ebenfalls ganz ungemein bereichert hat. Die berühmte Stamm-Wandersage von Sigovesus und Bellovesus findet sich bei ihm verzeichnet (5, 33, 34). Und auch in den Revieren, die sie sich durch jene Wanderungen erjagt, hat er ihnen mehr als einen Meilenstein aus ihrer Geschichte errichtet. Für die des öfteren festgestellte Tatsache, daß die Kelten auch bis tief in die historische Zeit, ja in einer Zeit, da die Römer bereits dafür gesorgt hatten, daß Transalpiner und Zisalpiner als Völker in recht gründlich verschiedenen Verhältnissen lebten, doch als Rasse noch zusammenhielten, bringt er ein wertvolles Zeugnis (21, 20) in der Ablehnung eines Zusammengehens mit den Römern gegen Hannibal durch die transalpinischen Gallier, unter der Begründung, daß jene ihre italischen Stammesbrüder („gentis suae homines“) unterjocht und vergewaltigt hätten. Im 38. Kapitel desselben Buches führt uns Livius sodann die in jedem Falle äußerst merkwürdigen gentes semigermanae in der Nähe der Penninischen Alpen vor, möge nun diese Bezeichnung auf eine Mischung von Germanen und Kelten oder auf die

[517]) Im einzelnen ist dies wohl am besten zu ersehen aus Nissens „Italischer Landeskunde“, Bd. II, S. 99—130: „Die Bevölkerung“.

große Germanenähnlichkeit der letzteren hindeuten, die ja auch in Livius', wie anderer Autoren, sonstigen Schilderungen hervortritt. Man müßte diese, die sehr zahlreich sind und für das Gesamtbild der Kelten stark in Betracht kommen, alle zusammenziehen, um eine eigentliche Charakteristik herzustellen. Durchweg tritt gerade bei Livius jene Animosität gegen die Kelten hervor, von der oben die Rede war, und die, wenn wir uns nicht täuschen, sogar auf neuere Historiker abgefärbt hat. Namentlich von ihrer ferocia oder feritas ist immer wieder die Rede: letzter Nachhall der Kapitolsbedrohung und ihrer Schrecken! Besonders hervorgehoben sei schließlich eine zunächst der Gesamtrasse der Kelten gewidmete, dann allerdings auf deren asiatische Gruppe der Galater (die als „degeneres, mixti et Gallograeci vere, quod appellantur" bezeichnet werden) ausmündende geschlossenere Charakteristik in römischer Beleuchtung 38, 17.

Nur erwähnt zu werden braucht die vielerörterte Stelle 5, 33 „Alpinis quoque a gentibus haud dubie origo est (nämlich etruskisch) maxime Raetis, welche bei der Klärung der Etruskerfrage immer eine große Rolle gespielt hat, indem sie denen Oberwasser gab, welche Rätien als einen Ursitz der Rasener betrachten[518]).

Bedeutsame Einblicke in die Rassenverhältnisse Makedoniens in der nachalexandrinischen Zeit gewähren folgende Stellen: 31, 29, wo in der schon erwähnten Rede des makedonischen Gesandten Ätoler, Akarnanen und Makedonier als ejusdem linguae homines bezeichnet werden, was den Angleichungs- oder gar Verschmelzungsprozeß dieser Stämme in sehr vorgeschrittenem Stadium (Beginn des 2. Jahrhunderts) zeigt, und 45, 30, woraus wir ersehen, daß zur Zeit der Zerstückelung Makedoniens (167 v. Chr.) in dessen schönster Landschaft Emathia einen Hauptbestandteil der ackerbauenden Bevölkerung Kelten und Illyrier bildeten („incolas quoque permultos Gallos et Illyrios, impigros cultores"), was nur aus der durch die Kriege und Städtegründungen Alexanders und seiner Nachfolger entstandenen Entvölkerung zu erklären ist.

Aus allem diesem ist zu ersehen, ein wie reichliches Teil antiker Rassenkunde aus Livius zu entnehmen ist, und wie ganz anders viel noch aus ihm zu entnehmen sein würde, wenn uns nicht über hundert seiner Bücher verloren wären. Es liegt einmal in der Natur seiner Aufgabe, er muß so manches Aufhellende bringen, wäre es auch nur in Form einer kurzen Notiz oder gelegentlich mit unterschlüpfenden Bemerkung. Auch hierfür schließlich noch ein paar Beispiele. 10, 20 ersehen wir daraus, daß die Römer während der Samnitenkriege des Oskischen kundiger Spione bedurften, daß diese auch von den Samniten gesprochene Sprache, die der lateinischen sehr nahe stand, doch nicht allgemein verstanden wurde. 24, 49 finden wir die kurze Notiz: „Id modo eius anni (213 v. Chr.) in Hispania ad memoriam insigne est, quod mercennarium militem in castris neminem ante quam tum Celtiberos Romani habuerunt."

518) So Otfr. Müller, „Die Etrusker", Bd. I, S. 163.

Damit also, daß damals zuerst aus der keltiberischen Jugend Söldner in die Legionen eingestellt wurden, war das alte System der Bürgerheere durchbrochen, und es begann das neue, das schließlich in der Kaiserzeit dazu führte, daß nur noch die Provinzen, nicht mehr Rom, die „Römer“ der Heere lieferten[519]).

Kein Zweifel, daß den hier aufgewiesenen Goldkörnern des Livianischen Stromes noch manche anzufügen wären, wie man ja denn nur wünschen kann, daß die schon so reiche Livius-Literatur einmal durch eine Sonderuntersuchung nach dieser Seite ergänzt würde.

In eine ganz andere Welt treten wir mit Tacitus. Zwar teilt auch er mit Livius — noch etwas theoretischer und mehr aus der Ferne als dieser — die Begeisterung für alte Römergröße wie die Trauer über deren gänzliches Schwinden in seiner Zeit, die Erkenntnis des tiefen Verfalles — eine Grundgesinnung, die sich damals bei allen, welche ihr Zeitalter zu überdauern berufen waren, ganz ebenso von selbst verstand, wie in diesen Dingen heute nur mitzählt, wer unsere Dekadenz erkennt und anerkennt. Aber einerseits läßt sich Tacitus von der durch sie erzeugten Bitterkeit in einem Grade beherrschen, daß er entschieden einseitig, blind gegen die guten Seiten der Kaiserzeit wird[520]). Anderseits ist ihm gerade daraus, daß er von den meisten Erscheinungen seiner Zeitgenossenschaft abgestoßen wurde und darob einem fernen Ideale nachhing, eine Einsicht erwachsen, die ihn vor allen seinen Vorgängern und Nachfolgern auszeichnet: die Einsicht in das Wesen der Rasse. Tacitus hat alles auf sie Bezügliche bewußt ergründet und innerlich durchgearbeitet. So teilt er uns als Frucht der Erkenntnis das mit, was wir aus Livius als unbewußte Weisheit herauslesen mußten.

Wie war das möglich? Das eigene Volk, und nicht minder das griechische, das damals schon völlig orientalisiert und übrigens auch, nach Juvenal, in Rom nur in seiner Hefe vertreten war, konnte ihm nur allenfalls ein Negativbild von Rasse vermitteln. Höchstens in der Dichterwelt trieb sich etwas der Art noch herum, in der Wirklichkeit war es zur antiquarischen Kuriosität herabgesunken. Aus der Art, wie Tacitus

[519]) Chateaubriand („Etudes ou discours historique sur la chute de l'Empire Romain“, Paris 1845, p. 123) bemerkt hierzu so wahr wie schön: „Rome avait combattu elle-même pour sa liberté; elle confia à des mercenaires le soin de défendre son esclavage“.

[520]) Treffend hierüber Gobineau, „Histoire des Perses“, T. I, p. 243: „Tacite se garderait bien de montrer en opposition aux horreurs de la cour impériale le trait atténuant de ces temps nouveaux. Il ne dit rien de l'adoucissement des moeurs dans la masse des populations, de l'administration plus régulière, partant moins oppressive, de l'instinct religieux plus approfondi . . . il ne veut accorder au christianisme naissant qu'un regard de réprobation et de haine; soupant chez les consuls, faisant de la littérature avec les Pline, enveloppé dans toutes les élégances, n'ayant entrevu qu'au passage des livres les boeufs, les charrues, les fumiers de Caton et les boucliers mamertins, il joue au Romain antique. C'est un idéal dont il hausse son coeur.“

das körperliche Aussehen, die hohe Gestalt und die blonden Haare der Germanen mit einem Gemisch von Bewunderung und Befremdung beschreibt, geht hervor, daß das Nordische damals in der Römerwelt kaum noch als Reminiszenz fortlebte, sondern als ein ganz Neues in sie hineintrat. Bezeichnend für die edle Natur des Tacitus ist es nun, wie er dies Neue nicht nur auf die Sinne, nicht nur auf den Verstand wirken, wie er es in die Tiefen der Seele eindringen läßt. An Stelle des verklungenen Ideales des alten Römertums sieht er hier ein verwandtes verkörpert — verwandt für ihn nur dem Geiste nach, als dem Blute nach verwandt höchstens gefühlsmäßig empfunden. Neue Quellen der Sittlichkeit, neue Möglichkeiten von Macht und Größe tun sich ihm in diesen jugendlichen Rassen auf, und er ist großherzig genug, ihnen seine Sympathie zu schenken, wiewohl ein Rückblick auf mehr als zwei vergangene Jahrhunderte ihn darüber belehrt, welch furchtbare Wunden sie seinem Volke und Reiche geschlagen[521]), und ein Ausblick in die kommenden ihm die prophetische Ahnung eingibt, daß sie einst dessen Vernichter werden müssen[522]).

An diesen Nordländern also, den Germanen und zuvor schon den Britanniern, erschloß sich ihm jetzt das Problem der Rasse, und zwar hat er nun auch gleich alle Gesichtspunkte, welche dasselbe in sich birgt, herausgefunden und zur Anwendung gebracht, alle Stichworte dafür geprägt. In dem unzählige Male seitdem angeführten „durante originis vi“ (Agricola 11) ist die Persistenz der Rasse formuliert, der dann im folgenden in den Worten „seu . . . positio caeli corporibus habitum dedit“ die Einwirkung der Umwelt gegenübergestellt wird. Zuvor waren die körperlichen Merkmale, Haare, Gestalt, Gesichtsfarbe, als Erkennungsmittel der Abstammung bezeichnet und in Anwendung auf die Volksstämme Britanniens gehandhabt worden („Habitus corporum varii atque ex eo argumenta“). Von den Trevirern und Nerviern heißt es, sie machten ihre Ansprüche auf germanische Abstammung mit Ehrgeiz geltend, und zum ersten Male erhält diese (Germania 28) die Auszeichnung als Adel des Blutes („tamquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur“). Und umgekehrt klingt in dem, was von den Bastarnern (ebenda, c. 46) ausgesagt wird: „connubiis mistis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur“, das Niederziehende und Entehrende unebenbürtiger

[521]) Die Abrechnung hierüber (Germania Kap. 37) hat Klopstock in feierlicher Weise seiner „Hermannsschlacht“ vorangestellt, in dessen Verdeutschung ich daher auch die Hauptstellen hier gebe: „Nicht der Samnit, nicht der Karthager, nicht der Spanier oder Gallier, selbst der Parther hat uns nicht öfter an sich erinnert. Denn der freie Deutsche ist kriegerischer als der beherrschte Parther... Die Deutschen haben... fünf konsularische Armeen der Republik und Varus mit drei Legionen dem Kaiser vertilgt... In den folgenden Zeiten triumphierten wir mehr über sie, als daß wir sie überwanden.“

[522]) Germania, c. 33.

Vermischungen wider. Dem, als durchaus einer Ausnahmeerscheinung, tritt nun in der berühmten Schilderung des 4. Kapitels der Germania Gesamtgermanien als die reine, unverfälschte, ureingeborene Vollblutrasse gegenüber: „Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur[523]). Unde habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem omnibus; truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora". Daß und wie bei diesen noch jugendlichen Völkern die Rassenzucht, die so gut wie ganz mit der Sittenzucht zusammenfällt, geübt wird, lehren Kap. 19 und 20. Nicht nur aus diesem Sonderwerkchen, der Germania, auch aus den vielen und zum Teil umfangreichen Abschnitten, die Tacitus in seinen beiden großen Geschichtswerken den Germanen gewidmet hat, ersehen wir ferner, wie gründlich und verständnisvoll — namentlich für einen Römer — er auch in deren seelisches Wesen eingedrungen ist. Kaum einer ihrer Hauptzüge, aus denen sie freilich von je kein Hehl gemacht haben, fehlt in seinem Bilde. Selbst der allerunseligste ist ihm nicht entgangen: der Hang, der verschwenderischen Güte der Natur, die mit Germanenblut so wenig gespart hat, durch Hineinwüten in dies eigene Blut möglichst systematisch entgegenzuwirken. (Germ. 33: „odium sui", aus Anlaß der entsetzlichen Metzeleien unter den Brukterern, wozu noch das Annal. XI, 16 über die Vernichtung des cheruskischen Adels Gesagte hinzuzunehmen ist[524]).

---

[523]) Diese Stelle ist auch dadurch merkwürdig, daß hier einmal die drei Bezeichnungen gens, natio und populus unmittelbar nebeneinander vorkommen. Die beiden ersteren gebraucht Tacitus durchweg im gleichen Sinne. Populus dagegen bezeichnet einen kleineren auf Blutsgemeinschaft beruhenden Volksverband (Germ. 39: „omnes ejusdem sanguinis populi").

[524]) Ich kann hier nicht daran denken, aus der Flut von Literatur über die Germania auch nur das Wichtigste herauszugreifen, sondern muß mich damit begnügen, ein paar Stellen anzuführen, an welchen sich gute historische und bibliographische Übersichten finden. In erster Linie sind da natürlich die römischen Literaturgeschichten (Teuffel) zu nennen. Demnächst Bremer-Paul Bd. 3, S. 744, und vor allem das sehr ausführliche Kapitel über die Germania in Th. Bieders „Geschichte der Germanenforschung", Bd. 3, S. 196—230. Über die Wiederentdeckung und die ersten Wirkungen der Germania Rudolf v. Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie", S. 7 ff. Kritik übt an Tacitus als Ethnologen Bremer, a. a. O., S. 810 ff., der namentlich dartut, daß im Hinblick auf die Einteilung der Germanen Plinius dem Tacitus überlegen sei, außerdem S. 736 auf den Widerspruch hinweist, den die so bedeutsamen Mitteilungen (Germ., c. 28) über das Verhältnis von Galliern und Germanen insofern enthalten, als die Anwesenheit der — nach Tacitus selbst — nichtgermanischen Stämme der Ubier und der Osen (c. 43) auf germanischem Grunde mit seinem Zeugnisse (Kap. 2 und 4) der absoluten Unvermischtheit sich nicht zusammenreimen lasse. Daß überhaupt die ethnologischen Ausführungen des Tacitus im einzelnen vielfach anfechtbar sind, ist unverkennbar. Seine Bedeutung liegt vor allem in der nicht hoch genug anzuschlagenden Tatsache, daß er zum ersten Male das Wesen der Rasse ergründet und diese dementsprechend in den Vordergrund geschichtlicher Betrachtung gerückt hat. Min-

Wie an den Nordvölkern das Blütenleben, hat uns Tacitus an den Römern das Hinwelken der Rasse veranschaulicht. Wohl denkt er immer noch hoch genug von römischer Bildung und Gesittung, um in der Romanisierung, die er (Agric. c. 21) an den Britanniern schildert, eine Wohltat für die Völker und eine Hebung derselben zu erblicken. Aber was ein Führer der aufständischen Britannier über die allgemeinen Einwirkungen Roms im Völkerleben sagt (ebenda, c. 30): „Auferre, trucidare, rapere falsis nominibus imperium, atque ubi solitudinem faciunt, pacem appellant", enthält doch ein so unheimliches Teil Wahrheit und gerade in Tacitus' Wiedergabe auch eine solche Überzeugungskraft, daß man den Eindruck gewinnt, der Mann, der den sittlichen Tiefstand seines Volkes so stark gebrandmarkt und von ihm an die unverdorbeneren Völker des Nordens appelliert hat, habe sich auch jener Wahrheit und jener Überzeugungskraft nicht ganz verschließen können.

Tacitus wußte, daß des Reiches Stunde herannahte (Germ., c. 33: „in urgentibus imperii fatis") und er blickte auf den tiefsten Grund der Rassenschicksale, die dahin führten. Er erkannte, daß dieser in der chronischen Austilgung der Besten zu suchen sei. Wenn er das (Agric. 3) für die von ihm selbst durchlebte Regierungszeit Domitians dahin charakterisiert, daß „multi fortuitis casibus, promptissimus quisque saevitia principis interciderunt", so wird mit dieser Klage gewiß nur ein einzelner Ausschnitt aus einem Gesamtbilde gegeben, ein bestimmtes Stadium eines langen ununterbrochenen Entwicklungsvorganges veranschaulicht. Auch darüber hat Tacitus keinen Zweifel gelassen, wen er sich unter jenen Besten dachte. Er war schroffer Aristokrat, schrieb als Aristokrat für Aristokraten und machte kein Hehl daraus, daß er den Vorrang jeder Art an edle Geburt geknüpft sehen wollte. Er hat sich das von mehr oder minder demokratisch gesinnten Schriftstellern mehr als einmal vorwerfen lassen müssen, aber dafür war er eben Rassenmann, und jeder solche wird dergleichen immer hinnehmen müssen[525].

---

destens erwähnt möge hier werden, daß außer dem Agricola und der Germania sich in den „Historien" Kap. 2 ff. noch ein dritter großer historisch-ethnologischer Exkurs — über die Juden — befindet. Er ist aber das Schwächste, was Tacitus in dieser Art geleistet hat, ganz auf Hörensagen gestellt, ohne jede innere Beteiligung, ohne Farbe, daher er auch mit Recht die wenigste Beachtung gefunden hat und sein Verfasser sich insbesondere wegen der Nichtbenützung des Josephus dabei (von Nipperdey in seiner Ausgabe der Annalen, Bd. I, S. XXIV) hat rügen lassen müssen.

[525]) Es ist richtig, daß Tacitus durchweg die bedeutenderen Persönlichkeiten, die er vorführt, auf ihre Abkunft betrachtet, und Fustel de Coulanges hat sogar nicht ganz unrecht, wenn er sagt: „Le mot honnêtes gens a sous sa plume le même sens que sous celle du duc de Saint-Simon." („L'invasion germanique", p. 159 ss). Entschieden zu weit geht er aber, wenn er sagt: „Son livre est plutôt l'histoire des familles que celle de la société", oder mindestens wird man zugeben müssen, daß das Denkwürdige in jenen Zeiten sich in ungewohntem Maße in den eben durch jene Familien vertretenen oberen Schichten der Gesellschaft zutrug. Nicht alles freilich, und was Tacitus ausgelassen, deckt sich wohl mit dem oben S. 188 von Gobineau Gekennzeichneten. —

Tacitus war, und doch wohl mit Recht, davon durchdrungen, daß Roms Größe in seinen alten Geschlechtern verkörpert gewesen sei, und daß die Etappen von deren Aussterben denen seines Niedergangs entsprächen. In diesem Lichte wolle man die Bilder betrachten, die er uns von diesen Vorgängen gegeben hat: Annal. XI, 23—25, wo die Nöte aufgewiesen werden, die es kostete, den Senat und das Patriziat beim Zusammenschmelzen des Adels wieder aufzufüllen, und wo Kaiser Claudius es mit Aufwand von viel Beredsamkeit durchsetzt, daß eine Anzahl von Galliern, also Angehörige eines vor noch nicht langem feindlichen Volkes, in den Senat aufgenommen werden, und vor allem Annal. XIII, 27, woraus erhellt, in welchem Umfange das Element der Freigelassenen an die Stelle des alten Adels getreten war („Quippe late fusum id corpus. Hinc plerumque tribus decurias, ministeria magistratibus et sacerdotibus, cohortes etiam in urbe conscriptas; et plurimis equitum, plerisque senatoribus non aliunde originem trahi").

Diese Skizze würde unvollständig sein, wenn nicht noch einer Darstellung gedacht würde, in welcher Tacitus den für die rassischen Verhältnisse so wichtigen Gegensatz von einst und jetzt in einer grellen, fast ans Burleske grenzenden Weise beleuchtet hat: der der Begründung der „Kolonie" Puteoli durch Nero im Jahre 60 n. Chr. Man sollte die ganze Schilderung (Annal., XIV, 27) lesen, wie an Stelle einer Militärkolonie alten Stiles, die, einheitlich geschlossen, lückenschließend, stammbildend wirken sollte, ein bunt zusammengewürfelter fremdblütiger Haufe tritt, der alsbald auseinanderläuft, von dem niemand an Familiengründung denkt, so daß er als alles andere eher wirkt denn als ein Mittel wider die Entvölkerung. Die Schlußworte mögen genügen: „ignoti inter se, diversis manipulis, sine rectore, sine affectibus mutuis, quasi ex alio genere mortalium repente in unum collecti, numerus magis quam colonia" — ein Abbild Roms im kleinen[526]).

Nach Tacitus kommt Sueton nur wenig für unser Thema in Betracht. Die vorwiegend biographisch-anekdotenmäßige Behandlung seines Stoffes in den Lebensbildern der zwölf ersten Kaiser bringt es mit sich, daß schon das Staats-, geschweige das Rassenleben stark zurücktritt[527]). Anders ist es mit Ammianus Marcellinus, dem letzten

Daß Tacitus selbst aus altem Geschlecht war, ist wohl sicher, wenn auch nicht nachzuweisen ist, daß er aus dem der Cornelier stammte.

[526]) Vgl. hierzu Edmund Burke, „Works", Vol. 6, London 1869, p. 232.

[527]) Das schließt natürlich nicht aus, daß wir dem Sueton manche wertvolle Mitteilung zur Ergänzung des Tacitus entnehmen können. Man nehme nur den denkwürdigen Satz über Augustus (Aug., C. 40): „Magni existimans sincerum atque ab omni colluvione peregrini ac servilis sanguinis incorruptum servare populum, et civitatem Romanam parcissime dedit et manumittendi modum terminavit" Eine unschätzbare Quelle bildet er insbesondere für die Genealogie, wie auch für die leibliche Beschaffenheit, der Kaiser. Die auf die Germanen bezüglichen Stellen aus Sueton sind, wie auch die aus Tacitus und Ammian, gesammelt von K. Kunze in „Die Germanen in der antiken Literatur", T. 1.

bedeutenden Geschichtschreiber der Römer. Dieser Grieche von Geburt, der aber lange im römischen Heeresdienst gestanden und lateinisch geschrieben hat, hat sich, bewußt an Tacitus anknüpfend, den er fortsetzen wollte, diesen auch darin zum Muster genommen, daß er sich die Blutsfragen ernstlich am Herzen liegen ließ und dementsprechend seine Römische Geschichte („Rerum gestarum libri“), deren 14. bis 31. Buch (die Jahre 353—378 behandelnd) uns erhalten ist, mit einer ganzen Reihe geographisch-ethnographischer und antiquarischer Exkurse durchsetzte. Genannt seien die über die Sarazenen (XIV, 4), über die Provinzen des Orients (XIV, 8), über die Pontischen Länder (XXII, 8), über Ägypten (XXII, 16, 17), über die Völker des Perserreichs (XXIII, 6), über Thrakien (XXVII, 4), über Hunnen, Alanen und Skythen (XXXI, 2). Das Porträt der Hunnen ist besonders wertvoll. Im allgemeinen muß zwar die Kritik bei Ammian das hinzutun, was ihm selber fehlte, aber dann wird sie auch viel erreichen. Das gilt zumal für die Länder und Völker, innerhalb deren jener längere Zeit geweilt hat bzw. mit denen er in Berührung gekommen ist, am meisten für Gallien, wo er Kriegsdienste geleistet hat. Das Ergebnis seiner Bemühungen, sich über das Volkstum der Gallier zu unterrichten, hat er in den Kapiteln 9—12 des 15. Buches zusammengefaßt, es ist nach Cäsar das Bedeutendste, was uns für die Rassenkunde des alten Gallien zur Verfügung steht. Die ethnographischen Stammessonderungen Cäsars waren offenbar zu seiner Zeit (zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts) nicht mehr erkennbar, wie der Anfang des 11. Kapitels lehrt. In der so wichtigen Frage der Stammeseinheit oder Zwieteilung der Kelten spricht er sich, im Anschluß an die Druidische Überlieferung, für letztere aus (XV, 9), die darnach auf zweierlei große Einwanderungen zurückginge, indem das „populi pars indigena“ nur soviel bedeutete wie „zuerst eingewandert“[528]). Hervorgehoben sei endlich noch, daß Ammian auch den bis heute fortlebenden Gegensatz der Nord- und der Südfranzosen bereits charakterisiert und motiviert hat (XV, 11, 4/5).

Ein Kronzeuge ersten Ranges ist Ammian für die Germanengeschichte des 4. Jahrhunderts, insbesondere für das Thema „Rom germanisch“ („diffusis per nostra Germanis“ XXV, 4, 25). Ich gebe nur einige typische Beispiele, wenn ich auf die Nachrichten über die Ansiedlungen der Goten (XXXI, 3 ff.), der Carpi in Pannonien (XXVIII, 1, 5), der Taifalen in der Emilia (XXXI, 9, 4), die Verpflanzung von Alemannen in die Poländer (XXVIII, 5, 15) verweise. So wenig ihm von der wirklichen Ursprungsgemeinschaft, von den nordischen Zusammenhängen der beiden Völker etwas bekannt sein konnte, so wußte er doch um das, was sich die jungen Germanenstämme an deren Stelle von römischer Abstammung zusammenfabelten. So sagt er von den Burgunden (XXVIII, 5, 11): „Iam inde a temporibus priscis subo-

[528]) Vgl. hierzu Amédée Thierry, „La Gaule sous l'administration Romaine“, T. I, p. 25.

lem se esse Romanam sciunt." In ganz anderem Maße noch als Tacitus erkennt Ammian, daß die Sterbestunde Roms nahe, und daß die Deutschen es sind, die sie herbeiführen werden. Die vielen Stellen, an denen dies ausgeführt wird[529]), zeigen, wie tief die Todesgefahr des Römischen Reiches schon in das Volksbewußtsein eingedrungen war.

Zum Schluß haben uns noch zwei Männer zu beschäftigen, die als Redner, als philosophische Schriftsteller und als Staatsmänner eine beherrschende Stellung in ihrer Epoche eingenommen haben: Cicero und Seneca.

Wir sind gewohnt, Cicero vorwiegend in dem Lichte vorgeführt zu erhalten, in welches ihn am allergrellsten Mommsen in seiner bekannten Schilderung gerückt hat[530]), als den ewig Schwankenden, der aus einem Lager ins andere übergeht und die eigene Unsicherheit sozusagen ausstrahlt, auf Menschen und Dinge überträgt. Es ist auch nicht zu verkennen, daß in den uns hier beschäftigenden Fragen die zu seiner Zeit im Entscheidungskampfe begriffenen Mächte des Milieu- und des Rassengeistes, des Kosmopolitismus und des Nationalismus beiderseits in ihm ihr Echo gefunden haben, aber doch nicht zu gleichen Teilen. Vielmehr denke ich zeigen zu können, daß er gefühlsmäßig nach der zweiten Seite neigte und, wie in seinem Tun, so auch in Rede und Schrift, den Schwerpunkt nach ihr verlegt hat. Das war schon damit gegeben, daß er noch einmal gutes altes Italikerblut in seine Laufbahn mitbrachte: Dem, was ihm damit an konservativen Gaben und Aufgaben zugefallen war, ist er im Grunde doch nie ernstlich untreu geworden.

Ein paar Komplimente an die Umwelt verstehen sich bei jedem Alten von selbst, und so hat auch Cicero damit nicht gegeizt. „Quid?", sagt er (de Divinatione 2, 46, 96), „dissimilitudo locorum nonne dissimiles hominum procreationes habet? quas quidem percurrere oratione facile est: quid inter Indos et Persas, Aethiopas et Syros differat." Und de lege agrar. 2, 35: „Non ingenerantur hominibus mores tam a stirpe generis ac seminis, quam ex iis rebus, quae ab ipsa natura loci et a vitae consuetudine suppeditantur." Wie nun aber schon in diesen letzten Worten die Umwelt nach der moralisch-geistigen Seite stark erweitert wird, so noch mehr in einigen anderen Aussprüchen, in welchen — wohl auf Grund von Erfahrungen, welche dem Römer die italischen Seestädte, Ostia, Puteoli, Brundisium eintrugen — dem See- und Hafenleben eine unverhältnismäßig große Einwirkung auf den Charakter der Völker zugeschrieben wird. So heißt es de lege agrar. 2, 35, 95: „Carthaginienses fraudulenti et mendaces non genere, sed natura loci, quod propter portus suos multis et variis mercatorum et advenarum sermonibus ad studium fallendi

---

[529]) Sie sind gesammelt von Heinrich Rückert, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" Bd. I, S. 72 ff.

[530]) Ein sehr gutes objektives Bild Ciceros gibt das Buch von Th. Zielinski „Cicero im Wandel der Jahrhunderte", 4. Aufl., Leipzig 1929.

studio quaestus vocabantur", und ähnlich von den Griechen: „Graecia cuncta fere maritima est... ita et coloniae a Graiis deductae... quae causa perspicua est malorum commutationumque Graeciae" (De Rep. II, 4, 8, 9), was an derselben Stelle dahin näher ausgeführt wird, daß der Seehandel den Krämergeist befördere, und alsdann ein von der mercandi cupiditas erfaßtes Volk wie Karthager und Korinther darüber den Ackerbau und den Kriegsdienst verlerne. Anderwärts nennt Cicero (pro Flacco 7, 16) als das Grundübel, das das alte ruhm- und schätzereiche, herrschgewaltige Hellas zu Falle gebracht habe, die „libertas immoderata ac licentia contionum". Einzig Sparta habe dank der Einheitlichkeit und Festigkeit seiner Sitten und Gesetze nun schon über sieben Jahrhunderte vorgehalten (ebenda, 26, 63).

Nun aber die andere Seite — das Blut. Es ist unverkennbar, daß, wenn Cicero von ihm spricht, er mehr mit dem Herzen, wie dort mehr mit dem Verstande, beteiligt ist: „Magnam vim, magnam necessitatem, magnam possidet religionem paternus maternusque sanguis" (pro Roscio Amerino 24). Und gar de officiis I, 17: „Gradus autem plures sunt societatis hominum. Ut enim ab illa infinita [universi generis humani] discedatur, propior est ejusdem gentis, nationis, linguae, qua maxime homines conjunguntur ... Sanguinis autem conjunctio et benevolentia devincit homines et caritate. Magnum est enim eadem habere monumenta majorum, eisdem uti sacris, sepulchra habere communia." Welchen Wert er, der einem kräftigen Landjunkergeschlechte des Volskerlandes entstammte, auf die mit dem Blute gegebene Tradition legte, lehrt die Stelle de Legib. II, 1: „Hinc orti (von Arpinum) stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens, hic majorum multa vestigia." Und er hatte es, als homo novus, wohl nötig, sich dieser Güter immer bewußt zu bleiben, da der hochfahrende alte Adel der Hauptstadt ihn und seinesgleichen schwer aufkommen ließ, wie er es in der letzten Verrinischen Rede ausspricht (c. 70, 71), wo es unter anderem heißt: „Nullis nostris officiis benevolentiam illorum allicere possumus: quasi natura et genere disjuncti sint, ita dissident a nobis animo ac voluntate."

Natura ac genere — hier, in der Menschen- und nicht in der leblosen Natur, sucht er dann doch auch wieder den Schlüssel für die Rätsel der Völkercharaktere. Wie ganz anders lautet es jetzt über die Karthager, deren Rassencharakter von den Phöniziern stammt und dann mit afrikanischer Zumischung nach Sardinien übertragen worden ist: „Fallacissimum genus esse Phoenicum omnia monumenta vetustatis atque omnes historiae nobis prodiderunt. Ab his orti Poeni multis Carthaginiensium rebellionibus, multis violatis fractisque foederibus nihil se degenerasse docuerunt. A Poenis admixto Afrorum genere Sardi non deducti in Sardiniam atque ibi constituti, sed amandati et repudiati coloni" (pro Scauro 2, 42). Ein Einblick in das Rassenleben, der nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Auch als Römer wagt er, in solcher Erkenntnis, einmal die tote Abstraktion des nomen Romanum zu durchbrechen und die alte Römertugend, die von ihm des öfteren gepriesene virtus et gravitas, auf die edle Abkunft, auf das Blut zu begründen (in der 4. Philippischen Rede, c. 5: „Virtus, quae propria est Romani generis et seminis“, was ihn allerdings nicht abhält, zu bekennen, daß in den Grabreden durch das Pochen auf das Römerblut viel gesündigt worden sei: „His laudationibus historia rerum nostrarum est facta mendosior. Multa enim scripta sunt in eis quae facta non sunt.“ (Brutus, 16, 62). Immerhin läßt Cicero selbst sich an Römerstolz nicht leicht von jemanden übertreffen. Und zwar strömt dieser nicht etwa nur in allgemeinen Tiraden über die Barbaren aus, wie sie jedem Griechen und Römer geläufig waren[531]). Viel öfter wendet er sich gegen einzelne Völker. Groß ist seine Abneigung gegen die Griechen, was bei deren damaligem Stande nicht wundernehmen kann. „Tota natio minime me delectat“, schreibt er an seinen Bruder Quintus (I, 2, 2. 4), „pertaesum est levitatis, assentationis, animorum non officiis sed temporibus servientium.“ Eine wahre Fundgrube für Ciceros Stellungnahme zur nichtrömischen Mitwelt ist die Rede pro Flacco. Flaccus, ein gesinnungstreuer Optimat aus dem patrizischen Geschlechte der Valerier, hatte in Ciceros Konsulatsjahren diesem bei seiner Großtat der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung als praetor urbanus wichtige Dienste geleistet. Später wurde er von der Gegenpartei, hinter der die Triumvirn standen, wegen Erpressungen verklagt, die er als Proprätor in der Provinz Asien begangen haben sollte. Die ersten Redner Roms, Hortensius und Cicero, verteidigten ihn. Cicero zerpflückt mit überlegenem Spott die massenhaft aus allen Teilen Asiens aufgebotenen Belastungszeugen und liefert mit dieser seiner Charakteristik unwillkürlich ein kulturgeschichtlich wertvolles Bild des kleinasiatischen Völkerchaos. Erst kommen die Griechen daran, die Komödianten, denen der Eid ein jocus, das Zeugnis ein Sport ist, dann Stamm für Stamm die Kleinasiaten: der Phryger, der nach dem Sprichwort erst Prügel haben muß, ehe er anständig wird („proverbium, Phrygem plagis fieri solere meliorem“), der Karer, von dem man lernen kann, sich hineinlegen zu lassen („si quid cum periculo experiri velis, in Care id potissimum esse faciundum“), der Myser, der dem griechischen Volksmunde zur Bezeichnung alles Verächtlichen herhalten muß („si quis despicatui ducitur, ut Mysorum ultimus esse dicatur“), der Lyder, das Obermodell des Sklaven („quis unquam Graecus comoediam scripsit in qua servus primarum par-

[531]) Daß Cicero in diesem Punkte sehr groß dachte, ließ sich erwarten. De Rep. I, 37, 58 wird das Barbarentum in den Grad der Gesittung, nicht in die Sprache verlegt, und dann gesagt: „sin id nomen moribus dandum est, non linguis, non Graecos minus barbaros quam Romanos puto.“ Tuscul. 5, 27, 77/78 wird den indischen Weisen, die ja auch Barbaren heißen, ob ihres großartigen Heroismus gehuldigt.

tium non Lydus esset?“). Den Beschluß dieser sauberen Gesellschaft macht dann der Jude. Die auf das Judentum bezügliche Stelle aus dieser Rede ist die weitaus wichtigste, welche wir aus der vorchristlichen Zeit des Altertums besitzen. Sie ist zu umfangreich, um hier im vollen Wortlaut wiedergegeben zu werden[532]. Daher nur das Wichtigste. Es handelt sich in der Hauptsache um ein Ausfuhrverbot auf Gold, das Flaccus für seine Provinz erlassen hatte, nachdem der Senat der Gepflogenheit, aus Italien wie auch aus den Provinzen auf Rechnung der Juden Gold nach Jerusalem auszuführen, schon früher mehrfach entgegengetreten war. Dies gibt nun aber dem Cicero Gelegenheit, überhaupt einmal mit dem Judentum, seinem religiösen Fanatismus („barbara superstitio“), seiner Wühl- und Hetzarbeit, die dem Staate gefährlich wird („multitudo Judaeorum flagrans nonnunquam in contionibus“), seinem ganzen verdächtigen und verleumderischen Treiben („civitas tam suspiciosa et maledica“) gründlich abzurechnen. Das Bezeichnendste an Ciceros Auftreten, das durchblicken läßt, wie sehr das Judentum sich damals schon zum Völkermiasma ausgebildet hatte, wie weit insbesondere seine kapitalistische Ausbeutung der Völker schon gediehen war, ist nun aber, daß er die Hauptsätze nur leise zu den Geschworenen zu sagen wagt („sic submissa voce agam, tantum ut judices audiant“), weil er so viele Juden und Judengenossen in der Nähe wußte, die ihm sonst die ganze Meute (illa turba) auf den Hals gehetzt hätten. Denn männiglich wußte ja, wie zahlreich sie waren, wie sie zusammenhielten, wie sie in den Parteiversammlungen dominierten („quanta sit manus, quanta concordia, quantum valeat in contionibus“). Alles in allem ein Bild, das man unserer Zeit entnommen wähnen könnte. Bei uns heißt jetzt bald alles Cicero; es sind nicht viele mehr, die über die Juden noch laut zu reden wagen.

Aber es will dies alles noch in einem größeren Zusammenhange betrachtet werden. Der Prozeß des Flaccus war ja nur ein kleinster Teilakt in dem damals sich anbahnenden großen Drama des Ringens nicht sowohl um die Staatsform als um die Prinzipien des Nationalismus oder Internationalismus. Denn darum reichlich so sehr wie um den Königs- oder Kaisernamen ist in jenen Kämpfen das unendlich viele Blut geflossen. Die Adelspartei suchte, wie von den alten Einrichtungen, so auch von dem alten Blute das Möglichste zu wahren, ihm die Vorhand zu sichern, während die von Cäsar geführte Demokratie Blut jeder Art in die Adern Roms einströmen und frei darin kreisen lassen wollte. Cäsar selbst hat nicht nur seinem Heere Krieger der verschiedensten Stämme zugeführt, nicht nur den Senat mit Galliern aufgefüllt, er hat auch die Juden vor seinen Siegeswagen zu spannen verstanden, indem er sie als „stille Gesellschafter“ an seinem Verfas-

[532]) Sie findet sich, im Original und in deutscher Übersetzung, analysiert von L. Kuhlenbeck in der „Polit. Anthr. Revue“, Jahrg. 12, S. 39 ff. („Die Juden in Rom gegen Ende der Republik.“)

sungsumsturze teilnehmen ließ[533]). Das wird durch nichts klarer bezeugt, als durch die von Sueton (Divus Julius 84) berichtete Tatsache, daß die Juden die Hauptleidtragenden um ihn gewesen sind: „Exterarum gentium multitudo suo quaeque more lamentata est, praecipueque Judaei, qui etiam noctibus continuis bustum frequentarent.“

Der Erfolg hat Cäsar insofern recht gegeben, als er ja nur — ganz wie einst Alexander — eine unaufhaltsame Entwicklung durchgeführt, vielleicht beschleunigt hat. Aber den Männern der Gegenseite wird man im obigen Lichte doch auch eine sehr andere Beurteilung zuteil werden lassen, als unter Mommsens Einfluß lange üblich war, nicht am letzten Cicero, der sich zwar dem Cäsar ebenso vergeblich entgegenstemmte, wie einst Aristoteles dem Alexander, dem man aber doch nachfühlen wird, wenn er auf die Einführung der Gallier in den Senat, die ihm als Brüskierung des Römertums erschien, im Vollgefühl von dessen Wert mit der Herausforderung erwidert: „An ... non modo cum summis civitatis nostrae viris, sed cum infimo cive Romano quisquam amplissimus Galliae comparandus est?“ (Pro Fonteio 2). Das ist der gleiche Geist, der ihm ein anderes Mal die Hyperbel eingibt: „Bibliothecas, me Hercule, omnium philosophorum unus mihi videtur XII. Tabularum libellus superare“ (de Orat. I, 43). Aber es half alles nichts, die Zeiten waren vorbei. Cicero selbst wurde in den Zwiespalt der neuen mit hineingezogen. Und wie er, entgegen der letzten Äußerung, dann wieder (de Leg. I, 6 u. ö.) das allgemeine, universale Gesetz feiert, das, als Ausfluß der göttlichen Vernunft, als Band zwischen Gott und den Menschen, hoch über jedem geschriebenen Gesetze stehe, so hat er ja auch, mindestens in seinen philosophischen Schriften, mit dem Stoizismus der von diesem angestrebten Weltverbrüderung Vorschub geleistet.

Ein Jahrhundert später hat dann diese Anschauung vollkommen obgesiegt, von keinem größer vertreten als von Seneca. War das zu verwundern in einem Rom, wo es kaum noch Römer gab? Sagt doch Seneca selbst (Consol. ad Helv. 6): „Jube istos omnes ad nomen citari et unde domo quisque sit quaere: videbis majorem partem esse quae relictis sedibus suis venerit in maximam quidem et pulcherrimam urbem, non tamen suam.“ Es ist schon viel, wenn dieser für Rassentümliches, das ihm anderwärts aufstößt, überhaupt noch Verständnis zeigt (de ira III, 26): „Non est Aethiopis inter suos insignitus color: nec rufus crinis et coactus in nodum apud Germanos. Utrumque decet. Nihil in uno judicabis notabile aut foedum,

[533]) Kuhlenbeck, a. a. O., S. 42, der dann treffend sagt: „Dieser Reaktionsversuch (der aristokratisch-konservativen Republikaner) scheiterte lediglich an der schon zu weit gediehenen Macht der fremdrassigen Bevölkerung und der Freigelassenen und Sklaven; der neue Bürgerkrieg, den er entfesselte, war nichts anderes als ein Verzweiflungskampf des nationalen (republikanischen) Rom gegen die Internationale.“

quod genti suae publicum est." Und doch hat er zeitweilig der Völkerkunde nichts weniger als fern gestanden, wie schon die Titel seiner leider verlorenen Schriften: „De situ Indiae" und „De situ et sacris Aegyptiorum" beweisen, und von tiefem Einblick in die Untergründe des Rassenlebens zeugen seine Worte über Korsika (Consol. ad Helv. 7): „Totiens hujus aridi et spinosi saxi mutatus est populus. Vix denique invenies ullam terram, quam etiam nunc indigenae colant; permixta omnia et insiticia sunt.[534]). Gerade diese Erkenntnis aber, daß es — zum mindesten in der Römerwelt — nichts Einheimisches, Unvermischtes mehr gebe, dürfte nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, Seneca in der ihm durch seine Philosophie eingegebenen weltbürgerlichen Gesinnung zu bestärken, wie sie in zahlreichen Aussprüchen verlautet (so Epist. 38: „Non sum uni angulo natus; patria mea totus est hic mundus." Consol. ad Helv. 6: „Roma velut communis patria est." Ep. 47 u. ö.). Wie nahe er mit dieser der christlichen Anschauung kam, bedarf keines Wortes, wie es ja auch nie bezweifelt worden ist, daß er vor anderen auf die Wortführer des Christentums von Einfluß gewesen ist. Wenn einer, bezeugt er, daß dessen Zeit gekommen war.

[534]) Man wird übrigens guttun, nicht nur diese Stelle, sondern die ganze Darlegung der Consolatio ad Helviam Cap. 6—8 einzusehen, in welcher nicht nur manches für die rassische Vorgeschichte von Korsika Wichtige vorgetragen, vor allem auch eine für einen Alten erstaunliche Einsicht in die Bedeutung der Wanderungen bekundet wird. Sie sind dem Seneca schon geradezu als eine Regel des Völkerlebens aufgegangen.

Sechstes Kapitel

Das Christentum.

Dessen historische Zusammenhänge. Ausschaltung des Blutes. Gleichheitsgedanke. Unweltlichkeit. Ausschließlich theologische Betrachtungsweise. Christentum und römische Kultur. Heidentum und Christentum. Kirche und Volkstümer. Vier Hauptstadien und -schattierungen des Christentums: das jüdische, das griechische, das römische, das germanische. Bilanz des Christentums. Deutscher Geist und Christentum. Verdienste des Christentums um die Völkerkunde.

Die historischen Zusammenhänge des Christentums sind neuerdings in einer Fülle aufgedeckt worden, daß es nicht mehr angeht, es auch nur nach irgend einer Seite als eine ganz auf sich stehende, gleichsam aus der Reihe tretende Sondererscheinung zu fassen, wie dies früher zumeist geschehen ist.

Unter dem Hauptgesichtspunkte, der uns hier zu leiten hat, daß dem Wandel der politischen und sozialen Gestaltungen, dem Übergang aus einer Aristokratie irgendwelcher Form in die Demokratie aller Formen ein solcher der religiösen Lehren entspreche, sind die hauptsächlichsten Parallelerscheinungen längst erkannt worden. Mit dem demokratischen Weltbürgertum hat das Christentum das, was Buddha der indisch-asiatischen, die Stoa der griechisch-römischen, der gesamten „Heiden“-Welt gebracht. Die Gegensätze sind hier wie dort die gleichen, selbst in den Einzelheiten der Umwälzung erinnert vieles aneinander[535]). Gemeinsam war allen drei Bewegungen vor allem das, daß sie eine unvergleichlich aktivere und positivere, eine erst jugendlich, dann männlich schöpferische Ära ablösten, daß sie in einem Zeitpunkt der Erschöpfung, r a s s i s c h e r Erschöpfung einsetzten und daher, dem vielen Großen der vorhergehenden Jahrhunderte gegenüber, von vorneherein auf einen weltfremden Verzicht, wenn nicht gar auf weltverneinende Entsagung abgestimmt waren.

Vom Christentum insonderheit ist es oft und gut dargestellt worden, welche Faktoren in seiner Vorgeschichte mitgewirkt, welche seiner Ausbreitung nachgeholfen haben. Die Hellenisierung des Orients und die dadurch geschaffene relative Einheitlichkeit in Sprache und Anschauungen, die römische Weltmonarchie und die in ihr hergestellte politische Einheit der Mittelmeervölker, der gesteigerte Weltverkehr, die Völkermischung, der Austausch der Güter und Ideen, die von den Griechen

[535]) Vom Stoizismus ist im vergangenen Kapitel die Rede gewesen. Zum Buddhismus vergleiche man B u r n o u f, „Introduction à l'histoire du Buddhisme Indien, T. I, Paris 1844, p. 138 ss., 151, 211 ss. O l d e n b e r g, „Buddha“, S. 164, 167 ff., 175. D u n c k e r, „Geschichte des Altertums“, Bd. 3, S. 278. S p i e g e l, „Zum Avesta“, Bd. I, S. 28 ff.

philosophisch ausgebildete, von den Römern ins praktische Bewußtsein übergeführte Lehre von der wesentlichen Einheit des Menschengeschlechtes, welche durch das mehr und mehr zu allgemeiner Geltung gelangende römische Recht noch befestigt wurde, die Zersetzung und Demokratisierung der alten Gesellschaft — das alles und anderes mehr mußte zusammenkommen, um dem Christentum den Boden zu bereiten[536]). Nicht genug betont kann werden, daß bei dessen Vorbereitung in hohem Grade Negativmomente mit im Spiele gewesen sind, die Ausgelebtheit und Verzweiflung der römischen Welt, die allgemeine Nivellierung nach Niederreißung der die Völker trennenden nationalen Schranken, der gesunkene Bildungsstand und die dementsprechende Herabsetzung der geistigen Ansprüche. Nur auf den Trümmern zusammengesunkener Reiche, des Geistes wie der weltlichen Macht, konnte die Lehre Christi sich erheben[537]).

Am allermeisten gilt jenes alles im Hinblick auf das Blut. Auch das letzte Echo auf den Preis, den einst Pindar der edlen Art gesungen, mußte ja verhallen in der Luft eines Reiches, das sich nur noch auf Rasselosigkeit begründete; etwas wie gloria sanguinis empfand und verstand man nur noch in der nordischen Welt, die damals dem Christentume noch weltenfern stand. Die gesamte übrige war jetzt reif für eine Lehre, die die Vorzüge der Geburt für einen Wahn, den Stolz darauf für Hochmut erklärte, die alle Menschen in dem Begriffe der Gotteskindschaft einte und unterschiedslos nur noch nach moralischen Gesichtspunkten — in Gute und Böse — einteilte. Ja, in einer Beziehung ging diese Lehre noch über die ihr im übrigen verwandte der Stoa hinaus, insofern sie nämlich ihre Bekenner noch weit gründlicher von der wirklichen Welt loslöste: hatte die Stoa Weltbürger geschaffen, so schuf das Christentum Himmelsbürger[538]).

Nur zu natürlich war es allerdings, daß es damit selbst in der damaligen Welt anfangs noch auf Widerstände stieß: nicht alles wollte sich doch so gänzlich aus allem Art- und Gattungsleben herausreißen lassen. Am stärksten bäumte sich alles, was jüdisch war, dagegen auf. Nicht nur die große Mehrheit der Judenschaft fand sich damals veranlaßt, das Banner des Blutes höher denn je zu erheben — worin wir den letzten und tiefsten Grund der späteren Feindschaft zwischen dem Judentum und der aus ihm hervorgegangenen Sekte zu erkennen haben —, auch in der zum Christentume übergetretenen Minderheit wirkte und zuckte

[536]) Harnack, „Mission und Ausbreitung des Christentums", Bd. I², S. 17—21. Klassische Zusammenfassung der Vorgeschichte des Christentums bei D. Fr. Strauß, „Leben Jesu", Bd. I⁹⁻¹¹, S. 211 ff., 228—36.

[537]) Fr. X. Kraus, „Lehrbuch der Kirchengeschichte", 4. Aufl., S. 53, 54. Condorcet, „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" Nouv. Edit. 1797. p. 100 ss.: „L'esprit de la nouvelle secte convenait mieux à des temps de décadence et de malheur".

[538]) „Uranopoliten." (Feuerbach, Werke. Bd. 9, S. 300, im Anschluß an J. Ch. Wolf.)

der Artbegriff noch lange nach. Die Trennung der Missionskreise verstand Paulus geographisch, Jakobus ethnographisch[539]). Und selbst die Kirchenväter sahen sich wieder und wieder veranlaßt, bei ihrer so ganz neuartigen Einteilung der Menschheit doch die alten Begriffe und Bezeichnungen beizubehalten[540]).

Wie das siegreiche Durchdringen des Christentums überhaupt, so ist insbesondere auch die völlige Unterdrückung aller rassischen Sonderregungen auf Paulus zurückzuführen. Zwar ist es schon in der Pfingstensage ausgesprochen, daß im Preise Gottes alle Zungen des Erdballes sich zu einer zusammenfinden[541]). Aber mit der Einheit der Völker, welcher jene Einheit der Sprachen als Vorläufer vorangegangen, hat doch erst Paulus vollen Ernst gemacht. Die rassische Verschiedenheit der Menschen ist ihm natürlich wohlbekannt, er deutet sie mehrfach an, neben den Juden nennt er (Röm. 1, 14) Griechen und Barbaren, neben den Griechen (Kol. 3, 11) Barbaren und Skythen. Aber er will dem Blute keine Bedeutung mehr zuerkennen, und muß dies doch unwillkürlich, indem er es, mindestens im Bilde, auch als Unterlage seiner neuen, weltumfassenden Gemeinde, für welche er im übrigen nicht nur alle volkstümlichen Unterschiede, sondern auch die sozialen, ja die geschlechtlichen aufhebt (Gal. 3, 28!), beibehält. Die Hauptstelle findet sich in der berühmten Ansprache an die Athener (Apostelgesch. 17, 26), die mit Recht als eine feierliche Proklamation des Christentums an das gesamte Abendland bezeichnet worden ist: „Ὁ θεὸς ἐποίησέν τε ἐξ ἑνὸς αἵματος πᾶν ἔθνος ἀνθρώπων κατοικεῖν ἐπὶ παντὸς προσώπου τῆς γῆς.“ Und ein paar Verse darauf heißt es nochmals: „Τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν.“ Diese einheitliche Menschheit, in welcher alle eines Blutes, alle seines — d. h. göttlichen — Geschlechtes sind, hebt als die höhere Stufe jene frühere auf, auf welcher Gott „alle Völker ihre eigenen Wege wandeln ließ“ (Apostelgesch., 14, 16)[542]).

Welch ein mangelhaftes Gebilde in der Wirklichkeit der erträumten Herrlichkeit einer solchen durchaus übersinnlich gefaßten Menschheit entsprach, ist bekannt genug, und geht vor allem aus den Sendschreiben

539) R. Rothe, „Vorlesungen über Kirchengeschichte“, Bd. I, S. 49.

540) Ein besonders merkwürdiges Beispiel hierfür gibt Harnack, „Mission und Ausbreitung des Christentums“, Bd. I², S. 212. In seiner Apologie an den Kaiser Antoninus Pius teilt Aristides die Menschheit in drei „Arten“ (γένη) ganz im Sinne von Völkern oder Rassen ein; denn er gibt für jede „Art“ die Genealogie, d. h. den geschichtlichen Ursprung. Diese drei sind Polytheisten, Juden und Christen, erstere wieder zerfallend in Chaldäer, Hellenen und Ägypter. Nachdem der Nachweis des Ursprungs dieser Völker gegeben, heißt es von den Christen: „Γενεαλογοῦνται ἀπὸ Ἰησοῦ Χριστοῦ.“ Auch Justin (Dial. 123) leitet die Christen von Christus nicht als ihrem Lehrer, sondern als ihrem Stammvater ab.

541) Man sehe die Aufzählung Apostelgeschichte 2, 9—11.

542) Im Heliand (1439 ff.) findet sich ersteres auf germanische Begriffe übertragen: „Denn alle sind Brüder, ein selig Volk Gottes, durch Sippe verbunden, die Männer durch Magschaft.“

des Apostels selbst mit voller Deutlichkeit hervor. Die ältesten Metropolen des Christentums, Antiochia, Ephesos, Thessalonich, Korinth und Rom waren Sammelstätten von allerlei zusammengelaufenem Volk, das, wurzel- und rassenlos durch und durch, der Sünden- und Heilspredigten nur zu sehr bedürfen mochte. „L'avilissement des âmes y était effroyable" sagt Renan von diesem „ramas de gens de toute sorte[543])", aber es begreift sich, daß unter einer solchen Gesellschaft gerade der Gleichheitsgedanke zünden mußte. Ganz anders schwer mag es später gehalten haben, diesem in der noch kraftvoll gesunden germanischen, welcher der Blutsadel eine der tiefsteingewurzelten Traditionen bedeutete, Eingang zu verschaffen, wofür uns mancherlei Zeugnisse vorliegen[544]). Aber vollends seit es eine Kirche gab, hat diese nie auch nur im geringsten wieder davon abgelassen.

Es war ja gewiß nicht bedeutungslos, sondern darf als Symbol gelten, daß die christliche Kirche als vom Judentum endgültig losgelöste Heidenkirche erstmalig in Antiochia ins Leben trat und von dort aus ihre Missionen eröffnete, wo die Rassenverschmelzung am allerweitesten fortgeschritten war[545]). Als aber charaktervolle jugendliche Rassen sich der Kirche zuwandten, ja zu ihren eifrigsten und tatkräftigsten Gliedern wurden, hat sie zwar manches dulden, ja gelegentlich selbst fördern müssen, was nun einmal die menschliche Natur und die letzten Endes doch auf sie begründete Geschichte gebieterisch erzwang, aber um so entschiedener hat sie dann immer wieder den Grundgedanken der Gleichheit hervorgekehrt und in diesem Sinne, ganz im Geiste des Urchristentums, auch in die Welthändel eingegriffen[546]).

---

[543]) „Les Apôtres", p. 219, 374

[544]) Am glattesten hat sich das Eindringen des Christentums wohl im älteren Frankenreich vollzogen, wo die früh hergestellte Glaubensgemeinschaft der Verschmelzung von Franken und Römern vor- und diese dem Rassentümlichen entgegenarbeitete. Schon im 6. Jahrhundert bekämpfte der heilige Medardus, Bischof von Noyon, den Glauben, daß die Abstammungsreinheit ein Vorzug sei, mit dem Satze, „die Liebe zu Gott bewirke nicht die Scheidung und Trennung der Völker, sondern die vereinte Fülle des Glaubens". („Vita St. Medardi" ed. Krusch, II, 4, bei Dahn, „Könige der Germanen", VII, 1, 123 ff.) In England verfaßte Alfred d. Gr. eine poetische Paraphrase des Boetius über die natürliche Gleichheit der Menschen, in welcher, in breiter Ausführung der kurzen Sätze desselben, dem Adelsstolze des einzelnen vornehmlich durch den Hinweis auf den von Gott allen Erdenbewohnern — die auch nach ihm gleichen Ursprungs sind — verliehenen Adel gewehrt wird. (Sharon Turner, „History of the Anglosaxons", T. II⁶, p. 104). Man wird in dieser Form, christliches an die Stelle germanischen Empfindens zu bringen, einen kräftigen Nachhall des letzteren nicht verkennen. Noch wieder andere Germanen, die spanischen Goten, schufen sich geradezu sozusagen aus dem Christentum selbst einen Adel, und noch heute können wir es auch bei uns hundertfältig erleben, daß das „christliche" höchst gutgläubig dem jüdischen Geblüt gegenübergestellt wird.

[545]) Renan, a. a. O., p. 219, 226, 229.

[546]) In welche Widersprüche und Konflikte die ecclesia militans bei der Zwiespältigkeit der Erdendinge in der Durchführung ihres Standpunktes gelegentlich geraten ist, zeigt Godard, „Racial supremacy", London 1905,

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Kirchenväter, um uns das im vorstehenden Gesagte bestätigen und belegen zu lassen.

Mit dem Eintreten des Christentums kommt nicht nur eine neue Beleuchtung in Natur und Welt, es erfährt vor allem die Betrachtung und Beurteilung der Menschheit einen grundlegenden Wandel. Christlich-religiöses, mehr und mehr kirchlich gefärbtes Empfinden ist an die Stelle des rassenhaft-nationalen getreten. Die Heiden sind jetzt der Gegensatz zur christlichen, wie früher die Barbaren der zur hellenischen und dann zur römischen Kultur. Sie sind die große Negativmehrheit draußen, im Gegensatz zu dem bevorzugten, erleuchteten Menschheitskern drinnen. Aber — und das ist der Unterschied — sie sollen diesem Kerne angegliedert, der großen gottgewollten Einheit der Kirche einverleibt werden. Standen einst dort den Göttern des Pantheons die großen nationalen Helden zur Seite, so sind hier Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer und Heilige zu den großen Heldengruppen für alle Völker erhoben. Die reale Genealogie der einzelnen Völker der Erde verliert sich vor der fiktiven des Volkes Gottes. Man mag denken, wie schematisch-vag, wie wirklichkeitsfremd da jegliche Einteilung und Charakteristik eines solchen Menschengeschlechtes erfolgen muß[547]). Einziger Gesichtspunkt für beides ist der des verschiedenen Berufes der Völker zur Gotteserkenntnis[548]). Auf diese wollen einzelne Väter sogar eine Art

IV: „Ecclesiasticism and imperialism.", bes. p. 155 ss., 211—13. In unseren Tagen hat ein deutscher Kirchenfürst, der Kardinal Kopp, in einem Hirtenbriefe vom Juni 1903 die Stellung seiner Kirche noch einmal mustergültig formuliert: „Der Glaube lehrt," heißt es da, „diese Erde als eine Schaubühne anzusehen, in der die Menschen in verschiedenen Gewändern auftreten und ihre Aufgabe erfüllen. Auch Sprache, Sitte, Volkstum sind nur das Gewand, in dem die Menschen hier während der kurzen Lebenszeit erscheinen. Für alle aber kommt der Tag, wo man das irdische Gewand ablegt und zu Gott geht, vor dem der Unterschied der Sprache, des Volkstums wie aller irdischen Verhältnisse verschwindet." Es versteht sich, daß die Kirche aus diesem Grundsatze in der Rassenfrage auch die äußersten Konsequenzen ziehen mußte, wie denn z. B. seinerzeit der Kardinal Merry del Val im Auftrage Pius X. in einem Schreiben an den Leiter des panafrikanischen (äthiopischen) Bundes, einen Neger, sich gegen „das ungerechte und unvernünftige Vorurteil der Farbe" wandte. Daß aber die Farbe, die einst dem Brahmanen-Inder für die Beurteilung wie für die Bewältigung menschlicher Verhältnisse sein ein und alles war, auch für diejenigen Nordländer, die in der heutigen Welt die Stelle der Brahmanen einnehmen, selbst durch die christliche Beleuchtung noch nicht ganz hat entkräftet werden können, lehren die Worte, welche der Bischof von Rhode Island, Montgomery, auf dem Panangl ikanischen Kongresse zu London im Sommer 1908 gesprochen hat: „Die großen Unterschiede unter der Menschheit hat der allmächtige Gott so verstanden, daß die Rassen getrennt bleiben sollen, weil jede von ihnen eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat, die bei allen gleich groß ist. Ich halte es für notwendig, ein Gegenstück zu der Tabelle der Ehehindernisse zu schaffen, um die Ehe unter verschiedenen Rassen zu verbieten, weil sie zu weit voneinander entfernt sind." („Deutsche Kolonialzeitung", 1908, Nr. 27.)

[547]) Man sehe selbst noch Rabanus Maurus („Opera" in Mignes Patrologia Latina, T. 111).

[548]) Ambrosius, „De vocatione gentium". I, 5. Derselbe „De Abraham", I. 9.

Inzucht begründen, wie denn z. B. Ambrosius vor der Verheiratung mit Heidinnen, Jüdinnen, ja selbst Ketzerinnen warnt, weil „solche Ehen nicht im Himmel geschlossen sein könnten".

Und den hatte dies neue Geschlecht vor allem im Auge. Wie verzückte Pilger, die, ob sie durch lachende Auen oder durch Wüsten und Ruinen wandern, unberührt bleiben von allen Erscheinungen der Natur und des Lebens, nur dem einen heiligen Ziele ihrer Wallfahrt den Blick zugewandt, so schreiten die Kirchenväter durch ihre Zeit und Welt der ewigen Heimat zu. Was auf diese Bezug hat, das fesselt sie; profane Dinge sind ihnen gleichgültig. Staunend bemerkt der Leser später Jahrhunderte, was ihnen so namentlich der Aufnahme in ihre Chroniken würdig erschienen ist. In der des Prosper Aquitanus z. B. wird kaum eine auf die Geschichte der Kirche, und zumal des Dogmas, bezügliche Tatsache fehlen, während man für die Blutsgeschichte nur allenfalls einmal eine wie versprengte Notiz findet, z. B. des Inhalts, daß Septimius Severus der einzige Kaiser afrikanischer Herkunft gewesen sei.

Am schroffsten, fast möchte man sagen am brutalsten, findet sich die ausschließlich theologische Betrachtungsweise, der alles von geschichtlicher wie völkerkundlicher Anschauung unterworfen, um nicht zu sagen geopfert wird, durchgeführt bei Augustinus („De civitate Dei"). Von Paulus übernimmt dieser die von Gott begründete Einheit des Menschengeschlechtes, die ihn unter anderem zum energischsten Verfechter des Monogenismus und einflußreichsten Bekämpfer der Gegenansicht werden läßt (12, 21). Zwei Staaten gibt es nach Augustin: den Gottesstaat bilden die Menschen Gottes und die guten Engel, den Erdstaat die bösen Geister und Menschen. Kain, ein Brudermörder wie Romulus, ist hienieden der erste Begründer eines irdischen Gemeinwesens... Abel, gleichsam ein peregrinus, der erste der Bürger eines himmlischen Gemeinwesens auf Erden, welche hier ja Fremdlinge sind, bis die Zeit ihres Reiches kommt. Der Gegensatz der beiden civitates tritt nach der Sintflut von neuem wieder auf, in Sem und Japhet, den von Noah Gesegneten, und Ham, dem von ihm Verfluchten (16, 5).

Die Einheit des Menschengeschlechtes bedingt dessen allgemeine Verwandtschaft (12, 21, 27). Verschiedenheiten innerhalb der Völkerwelt tun ihr keinen Eintrag (16, 8), wie sie denn überhaupt keine Bedeutung haben, da die einzelnen Völker und Völkergruppen nur auf diejenige hin, die sie für die himmlische Stadt haben, in Betracht kommen. Das Irdische an sich hat keinen selbständigen Wert. Selbst was Griechenland an Wissenschaft und Kunst, Rom in seinem Staatsleben und seinem Recht der Welt gespendet, zerfällt in Nichts vor dieser Betrachtungsweise, der sich die Welt lediglich in Gerechte und Ungerechte teilt. Ja, Rom ist dem Augustin sogar das abendländische Babylon, schon in seiner Entstehung durch Brudermord befleckt, allmählich durch Herrschsucht und Habgier und durch scheinbare Tugenden, die viel mehr Laster waren (19, 25), zu einer unnatürlichen, riesenhaften Größe angewachsen. Im

Punkte des sittlichen Verfalles Roms stützt sich Augustin (II, 18) auf Sallust, der ja auch erklärt hatte, daß „Romana respublica post Carthaginis excidium paulatim mutata ex pulcherrima atque optima pessima ac flagitiosissima facta est“, nur daß er natürlich das alles auf die alten Götter schiebt und das Christentum für das sicherste, ja einzigste Heilmittel hält[549].

Aber in dieser seiner Stellung zu Rom weicht nun Augustin doch von den übrigen Kirchenvätern ab oder geht wenigstens über alles hinaus, was sich anderwärts Ähnliches findet. Die meisten christlichen Schriftsteller waren zu sehr im antiken Wesen erwachsen, zu sehr von dessen Tendenzen durchtränkt, um die Zukunft der römischen Welt nicht in den Römern und nicht in deren Lichte zu sehen[550]. Instinktiv mußten sie diese, vom Rassenstandpunkt einen Negativwert, schon darum insbesondere den Germanen vorziehen, weil das römische Weltreich sich unwillkürlich als die beste Unterlage des sich anbahnenden geistlichen Weltreiches darbot. Und da sie den sittlichen Verfall Roms so gut wie Augustin erkannten, so klammerten sie sich um so mehr an dessen Zivilisation, als das vermeintliche Gold der Menschheit. Bei den Kirchenvätern bleibt der Sprachgebrauch barbari — neben pagani und gentiles — noch völlig in Kraft. Sie konnten nicht ahnen, daß das wahre Gold als germanisches Blut in den Adern dieser Barbaren par excellence rollte, in denen sie nur die Zerstörer der Zivilisation sahen; daß diese Zivilisation an sich Nichts, sondern nur das Produkt gleichfalls eines besseren, nicht mehr lebenden Blutes war, das erst wieder erneuert werden mußte,

[549]) Es lohnt kaum, für die unmöglich-abstrakte Weise, in welcher Augustin völkerkundliche Fragen, stets eng an die Genesis sich anklammernd, behandelt, noch einzelne Beispiele anzuführen. Wer will, möge sich etwa in den Kapiteln des 15. Buches, in welchem von urgeschichtlichen Fragen die Rede ist, oder durch eine Untersuchung wie die (18, 47), ob es außerhalb des jüdischen Volkes noch andere Menschen mit Anwartschaft auf das Himmelreich gegeben habe, darüber belehren. Daß einem Genie wie Augustin hie und da auch einmal eine wirkliche ethnologische Wahrheit sich erschließen mußte, ist klar, und zeigen Stellen wie Civ. Dei 16, 6: „Auctus est autem numerus gentium multo amplius quam linguarum; nam et in Africa barbaras gentes in una lingua plurimas novimus.“ Aber im ganzen wandelt er hier doch in dem gewollten Dunkel, das ihm das Licht bedeutet. Die unselige Identifikation des jüdischen mit dem Gottesvolke geht auf keinen in dem Maße zurück wie auf ihn, und ebenso hat er der Tyrannei des Dogmas am stärksten vorgearbeitet. Wie sehr dies alles einer gesunden völker- und rassenkundlichen Erkenntnis entgegenwirken mußte, lehrt am grellsten das geschichtsphilosophische Werk Bossuets, aus welchem uns der Geist Augustins wie aus einer Versteinerung entgegenstarrt. Über Augustin vergleiche man Flint, „The philosophy of history in Europe“, Vol. 1, Edinburg und London 1874. p. 17ss. Rocholl, „Die Philosophie der Geschichte“, Bd. 1, S. 25 ff. („Wir müssen die düstere Enge beklagen, in welcher die Geschichtsanschauung hier verkümmert erscheint.“) Auch Adolf Ebert, „Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande“, Bd. 1, Leipzig 1874, S. 223 ff. Lagarde, „Deutsche Schriften“, S. 297, der mit Recht den Punier in Augustin stark betont.

[550]) Vgl. die oben S. 170 angeführten Stellen aus Tertullian.

ehe auch die Zivilisation wieder in neuem Golde erstrahlen konnte. Und noch weniger als die einstigen Träger dieser Zivilisation ahnten sie in den Germanen die einstigen Hauptträger des Christentums[551]). Kaum, daß einmal ein Hieronymus staunend erkennen muß, daß hier und da doch auch ein Germane sich den Erleuchtungen des Heiligen Geistes nicht ganz unzugänglich erweist („Quis hoc crederet" etc.: Epist. 106, 1).

Aber einer machte doch schon damals eine gründliche Ausnahme, das war der gallische Bischof Salvianus, der in den letzten Zeiten des weströmischen Reiches lebte und sich eine merkwürdig klare und objektive Schätzung der Germanen wie der Römer gewann. Er erkannte, daß der große Name „Römer", der einst höchste Ehrentitel unter den Menschen, bereits verächtlich geworden war („nec vile tantum, sed etiam abominabile paene habetur"), daß die Zustände im Westreich durch und durch verfault und einer Heilung durch die Römer selbst unfähig waren. Er war tolerant und gerecht genug, diesen Barbaren, die ihm doch nur in Heiden und Ketzer (Arianer) zerfielen (De Gubern. Dei 4, 61), nicht nur den höheren Sittenstand („quando castiores ac puriores barbari quam Romani sunt" 7, 23) den abgelebten alten Völkern gegenüber zuzusprechen, in der Lebenskraft und Jugendfrische, in der rauhen Germanentugend, die ihm da entgegentrat, witterte er vielmehr überhaupt etwas wie die Keime einer neuen Weltgestaltung. Er enthüllt das Geheimnis der germanischen Überlegenheit in der innigen Gemeinschaft der Stammverbände gegenüber dem herzlosen rein staatsbürgerlichen Verhältnis im Weltreiche „omnes fere barbari, qui modo sunt unius gentis et regis, se mutuo amant", 5, 15), und er findet es unter diesen Umständen begreiflich, daß viele den Römerstand aufgeben und freiwillig zu den Barbaren fliehen (5, 23). Nehmen wir endlich noch hinzu, daß Salvian, ein Mann von großer Welt- und Menschenkenntnis, den Erobererstämmen auch selbst nahe genug getreten war, um in seinen Charakterschilderungen von Franken, Goten und Vandalen (4, 67/68. 7, 63/64) wirkliche nationale Individualitäten vor uns hinzustellen, so dürfen wir wohl sagen, zum ersten Male seien hier die einengenden Schranken christlicher Begrenzung und Überweltlichkeit so völlig durchbrochen worden, daß sie dem aufdämmernden Erschauen eines großen weltgeschichtlichen Berufes der Germanen nicht mehr im Wege standen[552]).

551) Die beweglichsten Klagen über Roms Fall entrangen sich dem Hieronymus, für den nach der Plünderung durch Alarich „das hellste Licht des Erdkreises verloschen war". Vgl. auch Epist. 60, 16: „Horret animus temporum nostrorum ruinas persequi" etc. Ähnlich Salvian De gubernat. Dei 6, 18: „Ubi sunt antiquae Romanorum opes ac dignitates? Fortissimi quondam Romani erant, nunc sine viribus" etc. Eine Reihe verwandter Äußerungen über den mundus senescens, die labentis funera mundi etc. aus jener Zeit bei Teuffel, S. 1030. Selbst dem Marius von Avenches (Ende des 6. Jahrh.) bildet das (ost-) römische Reich noch immer die eigentliche Basis des Völkerlebens: Wattenbach, Bd. I, S. 47.

552) Über Salvian siehe Teuffel, S. 1055, Dove, S. 8, Chateau-

Das Beste haben dann im weiteren Verlaufe die Goten getan, um eine solche Erkenntnis weiter auszubreiten. Sie sind die großen Wegbereiter germanischen Ruhmes gewesen, die ersten, die auch den bisherigen Gegenmächten hohe Achtung abzwangen. Der Gedanke der welthistorischen Ebenbürtigkeit der Goten mit den Römern beherrschte Cassiodors Gotengeschichte, und längst nachdem — als das größte Unheil, das den Germanen je begegnet — ihr östlicher Zweig in Italien vernichtet war, wo die Langobarden sie mitnichten ersetzen konnten, hat in Spanien ein anderer Mann der romanischen Welt, Isidor von Sevilla, jene hohe Achtung zu einer wahren Begeisterung für den westlichen Zweig gesteigert[553]. Allerdings bildeten damals die Westgoten schon eine Kerntruppe der Kirche, und insofern haben wir vorausgegriffen und uns jetzt zu den Zeiten zurückzuwenden, da das Christentum sich gegen die Heiden und ihre Gegenwehr durchzukämpfen hatte.

Den Begriff des Heidentums hat dieses ursprünglich von der Synagoge übernommen. Das Alte Testament stellt die Gojim (ursprünglich = Völker schlechthin, ἔθνη, dann die nichtjüdischen Völker) annähernd im Sinne unseres Wortes „Heiden", nicht selten auch im Sinne minderwertiger Barbaren, dem jüdischen Volke gegenüber[554]. Bei den Christen aber ändert sich der Begriff insofern, als, wenn dort Rassen untereinander in Gegensatz gebracht waren, jetzt die der Rasse entkleidete Menschheit gegen die Rassen oder Völker als solche in Gegensatz tritt. Wie schon Jesus unter Beseitigung der Mittelglieder Geschlecht, Stamm, Volk gleich zur Menschheit überspringt, nur Menschensohn sein will, also nichtnational, so auch sind die Christen ein ganz „Neues Volk" — eine im Altertum lange beibehaltene Bezeichnung —, weil sie keine Nation, weil sie eine „non-gens" sind[555]. Ihnen gegenüber also wird, wie den Juden gegenüber der andere Stamm (Allophylie), so das Stammtümliche überhaupt, als das allen Bezeichnungen für Heiden oder Nichtchristen Gemeinsame, betont. Ἐθνικοί nannten diese die Griechen, denen ja ἔθνος ursprünglich auch Stamm, Völkerschaft, Geschlecht bedeutete, und da in den ersten Zeiten vorzugsweise griechischer Glaube dem jüdisch-christlichen gegenüberstand, so findet sich sogar ἑλληνικῶς[556]) im Sinne von ἐθνικῶς heidnisch, ἑλληνίς für Heidin, und

briand, Etudes, p. 466 ss. (alle mit Textproben). Auch Ebert Bd. I, S. 441 ff.

553) Ebert, a. a. O., S. 343 ff., 534, 566.

554) Den Inbegriff ausschließenden Hochmutes zeigt die Apokalypse. Man sehe die Belege bei Renan, „L'Antichrist", p. 475 ss. und Hausrath, „Neutestamentliche Zeitgeschichte", Bd. II, S. 330 ff.

555) Origenes, Hom. 1 in psalm. 36: „Nos sumus non gens . . Non enim sicut Judaeorum gens erat vel Aegyptiorum gens ita etiam Christianorum gens est una vel integra, sed sparsim ex singulis gentibus congregantur." Zum vorhergehenden vgl. Lagarde, „Deutsche Schriften" (1. Gesamtausgabe), S. 64, 292, 304/5. Harnack, „Mission und Ausbreitung des Christentums", Bd. 1, S. 210.

556) J. Grimm, „Deutsche Mythologie", S. 95, 1198.

diese Gleichstellung von Hellenen und Heiden erhielt sich im Orient so lange, daß noch unter den Paläologen, als die Griechen des byzantinischen Reiches sich aus „Römern" wieder in Hellenen umtaufen wollten, die Kirche hiergegen ein Verbot erließ, weil der Name an Heidentum erinnere[557].

Die ἔθνη traten dann in die römische Welt als gentes über. „Gentium nomine intelliguntur omnes non addictae cultui Christiano . . . Gentium autem voce in sacris litteris designantur omnes, excepta judaea, nationes."[558]). In älterer Zeit bezeichnete man im Römerreiche, mit mehr oder minder geringschätzigem Nebensinn, mit gentes die Nichtrömer, später, als Nichtrömer mit Heide so gut wie ganz zusammenfiel, dann auch die Heidenvölker[559]). Mit der Zeit wurde dafür mehr und mehr der Ausdruck gentiles üblich. Fast noch stärker als in ἐθνικός prägt sich dann in gentilis der Begriff des Volksmäßigen, Nationalen (= popularis, vulgaris), ja des Volkstümlich-Vaterländischen aus, in dem Maße namentlich wie der Gebrauch des Wortes allmählich in die germanische Welt eindringt, wo er — im Fränkisch-Französischen und Normännisch-Englischen — sogar in einer Reihe von Bildungen zugleich, wenn nicht ausschließlich, den Begriff des vornehmen Standes, der edlen Abkunft in sich schließt (gentilshommes = Edelleute, eigentlich Sippenleute, gentlemen, gentry etc.). Vor allem aber wurde das Nationale — oder, wie man heute sagt, Völkische — derartig lebhaft empfunden, daß gentilis sich geradezu synonym mit theodiscus (diutisk, deutsch) findet[560]), wie übrigens auch ἐθνικῶς an der Stelle Gal. 2, 14 bereits durch Gotisch þiudiskô wiedergegeben worden war[561]). Aus dem allen geht hervor, wie die Vorstellung von der Heidenwelt und von dem, was sie von der der Christen trennte, durchaus von dem Rassentümlichen, als dem für sie Charakteristischen, ausging.

Und nicht minder war das der Fall bei einer anderen Bezeichnung, die, etwa vom 4. Jahrhundert ab, neben gentilis trat und auf dem Wege einer anderen Gedankenverbindung am Ende dasselbe besagte: paganus. Nachdem durch Constantin und seine Söhne das Christentum Staatsreligion geworden und die alte Religion auf das Land zu-

[557]) Christ, „Geschichte der griechischen Literatur", S. 908. Lavisse-Rambaud, „Histoire générale", T. II, p. 822.

[558]) Gerardus Vossius, „Opera Latina", T. I, p. 421. Heute nennen die Türken die Christen Heiden („Csiafer", was dem gentiles entspricht). Ebenda. Für gentes findet sich auch öfter nationes: Tertullian, „ad nationes", Arnobius, „adversus nationes".

[559]) Dove, S. 5—8, 317—320, 323. W. Meyer in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie, Bd. I, S. 354.

[560]) E. Dümmler, „Geschichte des ostfränkischen Reiches", Bd. I, S. 207.

[561]) J. Grimm, „Deutsche Grammatik", Bd. I³, S. 12. „Geschichte der deutschen Sprache", Bd. II, S. 789. Im Sinne von „vaterländisch" die „poetica carmina gentilia" aus den „Altdeutschen Wäldern" der Brüder Grimm bei A. W. v. Schlegel, Werke, Bd. 12, S. 421.

rückgedrängt worden war, erschien der Gaubewohner, der schlichte, treugläubige Landmann, wie in allen anderen, so auch in religiöser Beziehung als der eigentliche Rassehalter der Völker. Das stimmt noch heute, wo ja auch die Bauern ziemlich in allen Ländern trotz allen Christentums noch vielfach Heiden sind. So liegt ein tiefer Sinn darin, wenn aus dem lateinischen paganus im Französischen sowohl païen (Heide) wie paysan (Bauer) geworden ist. Neben der Bedeutung ländlich hat das lateinische Wort allerdings schon ziemlich früh auch die der Nichtkonskribierten (der Zivilbevölkerung) angenommen, was dann auch auf die nicht in Christi Heerschar Eingereihten, also eben die Heiden, übertragen wurde. Aber diese bildliche Auffassung tritt durchaus zurück vor der sinnlich lebendigen, aus der diese Bezeichnung ursprünglich erwachsen ist, und die wir in ihrer vollen Bedeutung erst würdigen werden, wenn wir hören, daß pagus öfter auch für die Bewohner des Gaues, und so im weiteren Sinne gleichbedeutend mit gens und ἔθνος gebraucht wird, somit pagani und gentiles völlig zusammenfielen[562]).

Nach der früher allgemein angenommenen Ansicht soll nun unser „Heide", und zwar zuerst im Gotischen, von da dann auch in den übrigen germanischen Dialekten, dem paganus nachgebildet sein, in Anknüpfung an gotisch haiþi Feld, unbebautes Land. Erst neuerdings ist eine andere Erklärung aufgestellt worden[563]), wonach „Heide" ein Fremdwort wäre, nämlich = ἔθνος, das damals auch ἔθνος gesprochen worden sei, wie die Wiedergabe bei den Kopten und Armeniern beweise. Diese würde dann noch unmittelbarer der vorstehenden Reihe sich eingliedern.

Wie dem aber auch sei, wir dürfen nunmehr sagen: wenn wir im Heidentume alles das — Volkstümliche, Artgemäße, „Deutsche" —, was wir zusammenfassend als Rasse bezeichnen, vertreten und bewußt festgehalten finden, und dann sehen müssen, mit welchem Aufwand von Verkennung und Geringschätzung unsere Theologen, in dem Wahne, von dem sie nicht lassen mögen, daß „der allgemeinste Grundgedanke aller wahren Religion der Theismus sei[564])", bis auf den heutigen Tag auf das „götzendienerische Heidentum" herabblicken, das Religionen wie die vier arischen erzeugt hat, dann werden wir uns wahrlich versucht füh-

[562]) „Unde promiscue gentiles ac pagani appelantur", Salmasius bei Ducange sub voc. pagani. „Pagus, metonymice pro pagi incolis" (Forcellini). Nach Isidor Etym. VIII, 10) wären die pagani „ex pagis Atheniensium dicti, ubi exuti sunt. Ibi enim in locis agrestibus et pagis gentiles lucos idolaque statuerunt, et a tali initio vocabulum pagani sortiti sunt". Die vollständigste Übersicht über die Verwendung des Wortes pagani bei Ger. Vossius, a. a. O., p. 420. Vgl. Gibbon, T. 3, p. 410. Renan, „St. Paul" (1869), p. 11 ss.

[563]) Von Wilhelm Schulze, „Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften", 1905, 6. Juli.

[564]) Rothe, „Vorlesungen über Kirchengeschichte", Bd. II, S. 109.

len, das Gleichnis von dem Stein, den die Bauleute verworfen haben, und der dann zum Eckstein worden ist, auf dieses anzuwenden. Ist doch nicht am letzten das Christentum selbst, das in Gefahr war, in dem Sumpfe der alten Welt, den es reinigen wollte, mit zu ersticken, erst durch eben jene Heiden und Barbaren[565]) befähigt worden, die höchsten Güter, deren es sich rühmt, der Welt zugänglich zu machen.

Und wenn denn also das Christentum alledem entgegenwirkte, was, in rassenhafter Urzeit entstanden, dem Volke — und gerade dem an seinem beständigen Weiterschaffen beteiligten Kerne desselben — ans innerste Herz gewachsen war, Göttermythen und Heldensagen, Volkspoesie, Recht und Sitte, wenn es den Völkern zumutete, mit ihrem rassenhaften Empfinden zugleich ihre Jugend zu verleugnen, so ist nichts natürlicher, als daß es dies nur sehr allmählich, nur innerhalb gewisser Grenzen erreichen konnte, ja bei einzelnen Völkern oder doch Volksbestandteilen überhaupt nicht erreicht hat. Selbst im alternden Römerreiche blieb, was von Rasse noch vorhanden war, lange dem Heidentum treu. Die römische Aristokratie sah im Christentum mit seinen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit eine soziale Revolution, daher zum mindesten eine starke Minorität derselben hartnäckig am alten Kultus festhielt. Ebenso war es bei den Vertretern der Literatur und Philosophie[566]). Und vor allem behielten doch auch die so siegesfrohen Kirchenväter auf ihrem eigensten Gebiete durchaus nicht ohne Widerspruch das Wort.

Schon im 2. Jahrhundert wandte der Philosoph Celsus, ein Mann von überlegenem Geiste, gegen die universalisierenden Tendenzen des Christentums ein, daß es natürlich und ganz in der Ordnung sei, wenn, wie die Juden, so auch alle anderen Menschengruppen dem Überkommenen in Glauben und Gesetzeseinrichtungen treu blieben, und Origenes wußte darauf in seiner Gegenschrift nur zu erwidern, daß, da nun einmal Jesus die besseren und göttlicheren Gesetze gebracht habe, damit auch die Berechtigung gegeben sei, alles Althergebrachte umzustoßen[567]). Schon in dem Ausdruck, den Celsus von den Juden gebraucht („ἔθνος ἴδιον γενόμενοι"), erhellt der wesenhaft rassische Charakter seiner Betrachtungsweise, und in ganz anderem Maße noch tritt später dieser Gesichtspunkt bei Julian hervor, der von ihm aus das Christentum am scharfsinnigsten und tiefgründigsten bekämpft hat, so daß sich noch heute kein Unbefangener der Wucht seiner Argumente wird entziehen können. Ganz im Sinne der tieferen arischen Religionen stellt er an die Spitze den Satz, daß die Welt nicht eine Schöpfung

---

565) Daß „gentiles" in der Tat in der letzten Römerzeit für beides gebraucht wird, lehrt Gaupp, S. 209.

566) Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Bd. I, S. 64 ff.

567) Die Sätze des Celsus bei Origenes „Contra Celsum", V, c. 25. Origenes' Erwiderung ebenda, c. 32.

ex nihilo, sondern ein Ausfluß göttlichen Geistes sei, da ja die Welt seit Ewigkeiten existiere, und die Materie selbst göttlich sei. Gestützt auf Platos Timäos führt er dann aus, daß zwischen dem höchstvollkommenen Urwesen und der unvollkommenen Kreatur sich Zwischengestalten (Zwischengötter) befinden müssen. („Gott schafft die Götter, die, von ihm mit Unsterblichkeit bekleidet, alsdann die Sterblichen erschaffen.") Es sind dies die von Julian als National- (heute würden wir sagen „Rassen"-) Götter bezeichneten. Denn es ist ein „monströser Irrtum" Mosis und der Bibel, daß der Gott, der Himmel und Erde aus dem Nichts geschaffen haben, dann zugleich die Geschicke eines auserwählten Volkes in die Hand genommen haben soll. Vielmehr ist der jüdische Gott nur der Lokalgott eines kleinen in Palästina ansässigen Volkes, einer von den vielen, denen die Bildung und Leitung der einzelnen Völker aufgegeben ist. Indem Julian nun diese, soweit sie ihm bekannt, an sich vorbeiziehen läßt (er charakterisiert nur die Hauptgruppen, Kelten und Germanen, Griechen und Römer, Ägypter und Syrer), kommt er zu dem Ergebnis, daß zwischen ihnen eine natürliche Ungleichheit obwalte, eine Ungleichheit der Anlage und der Begabungen, der aber auch eine solche des Glaubens, der Gesetzeseinrichtungen, der Temperamente, ja selbst der Moral entsprechen müsse. Jede Menschengruppe trägt so das Siegel eines unabänderlichen Charakters, dem sie nicht entrinnen kann. Damit ist allerdings das Prinzip der Einheit der menschlichen Gattung durchbrochen, denn jene Grundverschiedenheit der Menschengruppen ist nur als ursprünglich zu erklären, sie ist ewig, und Julian ist denn auch mit größter Entschiedenheit für den Polygenismus in der Frage der Entstehung der Rassen eingetreten. Von Anfang an ist jede Menschengruppe nach einem besonderen Typ gebildet worden, sie hat ihren eigenen Stammvater (γενεάρχης) in einem jener Zwischengötter. Denn göttlicher Abstammung sind wir alle („ἐκ τῶν θεῶν πάντες γεγονότες"). Sehr bedeutsam ist dabei, daß Julian die rassische Sonderung auch auf das Seelische ausdehnt („καὶ ψυχῶν ἰδιάζον γένος"), wie denn überhaupt seine ganze Lehre von einem wahrhaft erhabenen Geiste getragen erscheint, und dabei doch der Natur ganz anders nahe bleibt als die christliche. Auch der Vorwurf, daß sie die Freiheit leugne und dem Fortschritt entgegenwirke, trifft höchstens in seinem ersten Teile — wo sie aber eine offensichtliche Wahrheit, die schicksalsmäßige Gebundenheit der Rassen und Völker, ausspricht — zu; Fortschritt aber ist innerhalb der einzelnen Menschengruppen so gut, ja eher, als in der Gesamtheit, er ist im Grunde nur dort möglich[568]).

---

[568]) Da die Schrift Julians gegen das Christentum, gleich der des Celsus, verloren ist, muß das meiste aus der Gegenschrift des Cyrillus „Contra Julianum" herausgelesen werden. Die Hauptstellen siehe in der Ausgabe von Migne IV, 116, 131, 138, 143, 148. Über den Polygenismus siehe das Brieffragment in der Ausgabe des Julian von Spanheim, p. 291, von Hertlein

Julian wurde von Cyrillus „widerlegt“, wie vorher Celsus von Origenes, und nach ihm Symmachus, der seine Hauptargumente noch einmal wieder aufnahm, von Ambrosius widerlegt worden ist, das heißt, die Gedanken dieser Männer wurden mit dem immer unzweifelhafteren Durchdringen des Christentums unterdrückt, so lange unterdrückt, bis sie erst einem späten Geschlecht wieder in ihrer ganzen urwüchsigen Gesundheit aufgehen sollten. Denn mit dem Heidentum wurde nun immer weniger schonend verfahren — die Auflehnungen Julians und Symmachus' verhallten spurlos, und just in dem Teile der alten Welt, wo es die bedeutsamsten Blüten getrieben, und wohin die letzten Reste antiken Lebens sich geflüchtet hatten, in Griechenland (Athen), gab ihm Justinian den Todesstoß.

Sehr merkwürdig ist es nun zu sehen, wie — was Augustin bezeugt — beim Heranbrausen des Völkersturmes, den zu Anfang des 5. Jahrhunderts Radagais mit seinen Sueven, Vandalen und Burgunden über Oberitalien entfesselte, die Reste des römischen Heidentums ihr Haupt erhoben, wie eine Art Solidarität des Heidentums gegen das Christentum, als die neue Form der geistigen Weltherrschaft, sich bildete, vor der die nationalen Antipathien und die Bildungsunterschiede zu verschwinden schienen[569]. Mächtiger sprach offenbar das gemeinsam Bedrohte, Volkstum und Heldentum, das in römischen Landen damals schon an den eingeströmten germanischen Elementen eine gewisse Stütze finden mochte, in den Barbarenstämmen vollends in Überfülle vertreten war.

Aber auch dieser nordischen Welt sollte ihre Stunde schlagen. Waren die abendländischen Rassen im allgemeinen, einschließlich der Kelten, genugsam ethnisch zermürbt und zerflossen, um für das Christentum empfänglich zu erscheinen, so hatten dagegen jene Völker des Nordens ihm noch die denkbar unverbrauchtesten Kräfte entgegenzustellen. Ihnen war erst das Höchste und Hehrste, das sie selbst aus ihrem Geiste geboren, aus dem Herzen zu reißen, um den semitischen, höchst ungermanischen Gottesbegriff, gemildert und assimilierbar gemacht nur durch die Vermittlergestalt Christi, allbeherrschend an die Stelle jugendfrohen Singens, Sagens und Glaubens zu setzen, das eines der edelsten Volkstümer, die es gegeben, widerspiegelte.

Jakob Grimm hat in seiner Deutschen Mythologie mit leiser Klage aufgedeckt, was uns damals alles verloren gegangen ist, er hat die Seelenkämpfe, die den Germanen auferlegt worden sind, in ihrer Tiefe erfaßt und geschildert. „Das Christentum war nicht volksmäßig. Es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des

p. 375. Vgl. auch Allard, „Julien l'Apostat“, T. II, Paris 1903, p. 227 bis 232. Über Symmachus Boissier, „La fin du paganisme“, T II², p. 277 ss.

[569]) Heinr. Rückert, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes“, Bd. I, S. 193.

Volkes. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und altertümlich geheiligt, Könige und Fürsten führten Stamm und Abkunft auf einzelne Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allem dem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von Verkündigern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt[570])". Vor der Urgewalt, die ihr hier entgegentrat, prallte doch auch die Kirche zurück, und mehr und mehr hat sie sich allmählich dazu verstanden, Christliches und Heidnisches ineinanderfließen zu lassen, ohne doch damit den letzten Bedürfnissen der Völker voll Genüge leisten zu können, da es vielmehr dem tiefer Blickenden nicht zweifelhaft sein kann, daß das germanische Heidentum seinen Kampf mit der Kirche noch heute nicht ausgekämpft hat[571]). Und zwar gilt dies nicht nur von so manchen volksmäßigen Bräuchen und Anschauungen, auch in den höchsten Regionen des Geistes können wir immer wieder paganistische Rückfälle feststellen. Bekannt sind die unserer Weimarer Klassiker, bei denen sie allerdings mehr hellenisch gefärbt waren. Herder und die Romantik leiteten dann zum germanischen Altertum hinüber, aus dem der Paganismus Wagners und Gobineaus gespeist worden ist[572]). In dem Maße, wie der von letzterem in den Mittelpunkt seines Denkens gestellte Rassengedanke dann gepflegt wurde, mußte auch die geistige Bewegung vom Christentume weg sich verstärken. Gerade bei unseren wahrhaftigsten und charaktervollsten Geistern akzentuiert sie sich am allerschärfsten. Aus innerer Hingabe an ihr Volkstum mußten sie mit einer Macht brechen, die, zum mindesten in ihrer geschichtlichen Erscheinungsform, dieses Volkstum verkümmert, der germanischen Vollkraft einen Zaum angelegt hatte. Es genügt hier, den einen Namen Felix Dahn zu nennen, dessen ganzes Wirken sozusagen von diesem Geiste getränkt ist, und der, wie so leicht kein zweiter, dazu getan hat, das Bewußtsein dessen zu wecken, was der Germane in jenem Volkstum besitzt. Es versteht sich, daß sich auch in anderen Ländern verwandte Strömungen zeigen, auf die indessen hier nur andeutend hingewiesen werden kann[573]).

Doch kehren wir zu den Zeiten der Ausbreitung des Christentums zurück. Dieses wollte also eine allgemeine Menschheitsreligion sein, trieb daher unter Roms Führung die Menschheit in der Richtung, wohin

---

570) „Deutsche Mythologie", Bd. I, S. 3 ff. Vgl. S. VIII ff., XXXI ff.

571) Belege bringen alle Werke über Mythologie und Volkskunde. Vgl. auch Weinhold, „Altnordisches Leben", S. 504.

572) Siehe meine „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus", Bd. II, S. 404 ff.

573) In Frankreich hat zumal die Comtesche Schule sich in diesem Sinne betätigt. Es sei nur an Taine erinnert, der z. B. in seiner „Philosophie de l'art" (II., 303 ss.) die Verkümmerung der Rasse und des Rassenideales durch die christliche Kunst schildert, das erst durch ein Auferstehen heidnischen Geistes in der Renaissance wieder gehoben worden sei.

die modernen Verherrlicher der Allvermischung sie haben wollen. In der Idee war ja denn auch nichts berechtigter und folgerichtiger, als die christliche Mission. In der Wirklichkeit aber stieß sich diese auf Schritt und Tritt an jener Rasse, jenen Volkstümern, die sie austilgen wollte. Der natürliche Verlauf verlangte sein Recht allermindestens neben dem künstlichen her, und so hat am Ende reichlich so sehr wie das Christentum das Volkstum, das Volkstum das Christentum umgemodelt[574]. Nie hat sich das deutlicher gezeigt als in unserem „Zeitalter der Nationalitäten", das ja denn auch von den Verfechtern der Humanität als ein Rückfall ins Heidentum gewertet wird, oder, richtiger, lehrt, daß wir aus diesem nie ganz herausgekommen sind[575]. Die Völker blieben, was sie waren, moralisch tiefstehende hat das Christentum nicht wesenhaft umwandeln, edel veranlagte nur allenfalls, und auch nicht immer, weiter veredeln können. Und so ist es denn auch nicht zentralistisch, einheitlich in die Völker eingedrungen, nicht als ein geistliches Reich, sondern als ein geistlicher Staatenbund, jedenfalls aber als ein Christentum der verschiedenen Völker verwirklicht worden. Deren Blut blieb immer das Ausschlaggebende: das Christentum in Neapel schmeckt unveränderlich nach neapolitanischem Bodensatz, wie umgekehrt aus dem Christentum der besten Deutschen immer der Geist der besten Deutschen sprechen wird. So ist die Rasse gleichsam das Prisma, durch welches das Christentum seine vielfarbigen Strahlen in die Menschheit entsendet, oder, wenn einer dessen Ausbreitung nicht als einem Naturvorgang vergleichbar wollte gelten lassen, könnte er sagen: sie liefert die verschiedenen Gewänder, die das Christentum hat anlegen, oder richtiger, als welche es sich um die verschiedenen Zweige der Menschheit hat legen müssen.

Schon Herder hat in seinen Ideen (im 17. Buche) die verschiedene Färbung, die das historische Christentum im Orient, in der griechischen, in der römischen Welt annahm, meisterhaft geschildert. Man vermißt zum Schlusse nur das lösende Wort der Rasse als zum mindesten eines der entscheidenden Erklärungsgründe. In neuerer Zeit hat dann vor allem Harnacks Buch, „Das Wesen des Christentums", weiteste Verbreitung gefunden, in welchem dessen Anpassungen an die Hauptvölker Europas lichtvolle Darstellung finden[576]. Daneben sei noch auf Richard

[574]) Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die anderen Weltreligionen das gleiche erlitten haben. Der Buddhismus hat, je nach dem Blutswerte seiner Bekenner, in Ceylon und Tibet die erhabensten oder die niedersten Formen angenommen, ebenso der Islam bei den Persern und bei den Negerstämmen Afrikas. Man glaubt kaum die gleiche Religion wiederzuerkennen.

[575]) Pott, „Die Ungleichheit menschlicher Rassen", S. 172 ff. (nach Schmeller).

[576]) Vgl. besonders S. 136 ff., 148, 150 für die griechische, 153 ff., 156 ff., 166 für die römische Kirche, 177 ff. für die Germanen und den Protestantismus. Es empfiehlt sich, zu diesem mehr populären Werk das größere wissenschaftliche „Mission und Ausbreitung des Christentums" hinzuzunehmen, das viel wertvolles

Rothes „Vorlesungen über Kirchengeschichte" verwiesen, in deren zweitem Teil unsere Gesichtspunkte — das Nebeneinandergehen des künstlichen kirchlichen und des natürlichen nationalen Prinzips in der germanischen Welt, die vielseitige Ausgestaltung des Christentums entsprechend der Mannigfaltigkeit von deren verschiedentlich abschattierten in sich kräftigen Volksindividualitäten, im Gegensatz zu derjenigen im römischen Universalreich, wo diese Individualitäten schon in sich ausgelebt waren — hervorragend berücksichtigt sind. Treffend wird auch (S. 108 ff.) der Blutsverjüngung der europäischen Menschheit durch die Germanen die der orientalischen durch die Araber mit Rücksicht auf die religiösen Folgen beider an die Seite gestellt.

Wir haben jetzt das Christentum in seinen vier Hauptstadien und -schattierungen, dem jüdischen, griechischen, römischen und germanischen, und den rassischen Einwirkungen, die in ihnen stattgefunden haben, zu verfolgen.

Was das Herauswachsen des Christentums aus dem Judentum betrifft, so möge hier gleich vorausgeschickt werden, daß nach der Ansicht des Verfassers dieser Punkt durch die neuesten Arbeiten von Arthur Drews in ein ganz neues Licht gerückt worden ist. Man hat — wohl ausnahmslos — bis dahin das Christentum, bei aller Verwandtschaft, allem, was es aus dem Judentum übernommen, doch als etwas seinem Kerne nach spezifisch Verschiedenes, ja Gegensätzliches aufgefaßt. Diese Auffassung ist nach Drews' „Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus" nicht mehr haltbar. Dieses Werk, eines der umwälzendsten religionsgeschichtlichen Bücher, die je geschrieben worden, bildet die unentbehrliche Ergänzung, um nicht zu sagen: die logische Folge des Delitzsch'schen über „Die große Täuschung". Beide zusammen erst ergeben das volle Licht, in welchem wir fortan das religiöse Leben der Menschheit, insoweit es jüdisch-christlich bestimmt ist, zu betrachten haben.

Nach Drews' durchweg durch reichliche Zitate aus allen in Betracht kommenden Quellen gestützten Darlegungen kann es nicht dem leisesten Zweifel mehr unterliegen, was schon sein Meister Eduard von Hartmann intuitiv erkannt und ausgesprochen hatte, daß wir im Christentum ohne jede Einschränkung eine jüdische Sekte vor uns haben. Alles, aber auch alles, was ihm bisher als sein Sondereigentum zugesprochen, ist ihm vom Spätjudentum vorgedacht worden, oder vielmehr, es ist selber ein Stück Spätjudentum, das letzte Glied in der durch neu aufgefundene Urkunden — insbesondere die sogenannten „Oden Salomos" — jetzt lückenlos geschlossenen Reihe der Erzeugnisse des jüdischen Gnostizismus. Die Zusammenstellung von Zeugnissen aus den alttestamentlichen Büchern der Propheten und Psalmen, aus Pseudo-

Material über die Nationalität der ersten Christen (I, 1 ff. auch über die Juden im Römerreiche) enthält, unter anderem II, 205 über die Nationalität der ersten 48 Päpste.

salomo, Philo und anderen spätjüdischen gnostischen Schriften ergibt unwiderleglich, daß die jüdische Gnosis — jene Strömung, welche die religiöse Wahrheit auf dem Wege der Erkenntnis erfassen will —, ausgehend vom Alten Testamente und seinem Gotte, in ihrer Entwicklung immer mehr arischer Mystik sich nähernd, ganz unmittelbar in das Christentum ausgemündet ist. Mitwirkend in dem Sinne, daß durch seinen Einfluß die im Judentum schon vorhandenen arischen Elemente noch verstärkt wurden, ist dabei in hohem Maße der Hellenismus gewesen, er hat das Judentum erst in den Stand gesetzt, in der Gnosis und im Christentum sein Höchstes und Bestes zu leisten. Dies blieb allerdings eine Unterströmung, die durch die im offiziellen Judentum sich durchsetzende altjüdische — später talmudistische — Richtung völlig unterdrückt wurde. So war der Kampf zwischen Judentum und Christentum zunächst ein innerjüdischer, eine Art Bürgerkrieg innerhalb des Judentums. Erst später trat beides endgültig feindlich auseinander, indem das Altjudentum sich schroffer denn je auf seinen Stammesgott zurückzog, auch Rassengefühl und Rassenpflege, als von ihm unzertrennlich, ausschließlich auf ihn begründete, während das Heidenchristentum jenen Gott vollends zum Gott aller Welt ausgestaltete und damit jegliche Rasse preisgab. Die christliche Heilandsgestalt endlich ist nach Drews eine Verschmelzung des vorchristlichen Jesus — des leidenden Gottesknechtes des Alten Testamentes — mit dem Erlösergotte der kleinasiatischen Mythenwelt[577]).

Es ist unschwer abzusehen, einen wie ganz anderen Verlauf als den tatsächlich eingetretenen die Entwicklung des religiösen Lebens im Abendlande genommen haben würde, wenn der Gnostizismus den vom Spätjudentum eingeschlagenen und vom Christentum aufgenommenen Weg unbeirrt hätte fortsetzen können. Nichts hätte gehindert, daß alles das, was von Gedankengängen und Gefühlsergüssen an entsprechende aus der indischen, persischen, ja germanischen Welt nicht etwa leise, nein vernehmlich in ihm anklingt, in den verschiedenen Volkstümern Europas, insonderheit auch des nordischen, seine artgerechte Fort- und Ausbildung gefunden hätte. Mit der Bildung der Kirche aber ward jede Möglichkeit der Art von vorneherein beseitigt, einmal dadurch, daß der altjüdischen Richtung, die im Judentum durchdrang, nun auch im Christentum

[577]) Dem obigen Ergebnis gegenüber erscheint die Frage, ob Jesus persönlich wirklich gelebt habe, fast nebensächlich. Für Drews steht es fest, daß sie negativ zu beantworten sei, und es läßt sich nicht leugnen, daß er dies in hohem Grade wahrscheinlich gemacht hat. Aber selbst wenn es sicher wäre, würde dies doch das im ersten Bande über die Blutszugehörigkeit Jesu Gesagte nicht hinfällig oder auch nur überflüssig machen. Drews selbst erkennt (S. 3) die Möglichkeit an, daß hinter den Gestalten eines Herakles, Theseus, Achilleus, Siegfried usw. sich geschichtliche Persönlichkeiten verbergen. Und so sind ja denn auch mit Recht an diese Sagenhelden so gut wie an geschichtliche rassische Betrachtungen geknüpft worden. Genau ebenso aber würde die Jesusfrage — die übrigens in Wirklichkeit mit absoluter Sicherheit nie wird beantwortet werden können — unter allen Umständen ein Kapitel der Rassenliteraturgeschichte bilden müssen.

durch Übernahme ihres Gottes und seines Testamentes ein übermäßiger Einfluß eingeräumt ward, und sodann dadurch, daß das System der semitischen Theokratie, und damit der Geist semitischen Fanatismus, in den neuen hierarchisch gegliederten Bau Eingang fand. Damit war den so vielverheißenden arischen Elementen die freie Fortentwicklung abgeschnitten.

Am verhängnisvollsten, ja ein wahrer Fluch sollte es für das kirchliche Christentum werden, daß ihm, dem im Zeichen der Rasselosigkeit, ja der Gegnerschaft gegen die Rasse, gegründeten, nun doch ein allerrassenhaftester Bestandteil gleich in die Fundamente mit eingebaut wurde. Es war ja nicht zu vermeiden, daß in den Gebeten, den Riten, der Gemeindeverfassung und -verwaltung vieles von der neuen Sekte aus der Synagoge übernommen wurde[578]). Aber ebenso unvermeidlich entwickelte sich daraus später eine weitgehende Abhängigkeit der Christenheit vom Judentum in Bräuchen, die in das Gesamtvolkstum tief eingriffen. Jakob Grimm hat in seiner schönen Abhandlung über die Verbrennung der Leichen (im 2. Bande seiner Kleinen Schriften) gezeigt, wie das Christentum nur darum vor jenem edleren Brauche zurückschreckte, weil das Judentum ihm nicht gehuldigt habe. Das ist nur ein besonders schreiendes Beispiel. Was es aber überhaupt mit jener jüdischen Beimischung und Durchsetzung auf sich hatte, was diese nahezu zwei Jahrtausende getragenen Ketten der Christenheit bedeuteten, können vielleicht erst wir Heutigen ganz ermessen, denen die neuere Religionsgeschichte einerseits die ganze sittliche Erhabenheit des in verschiedenen Volkstümern sich ausprägenden arischen und den ganzen Tiefstand des jüdischen Gottesbegriffes erschlossen hat. Es ist ein Abgrund, in den wir da blicken, und den die nordischen Völker nur sehr zum Teil unter Aufbietung ihrer besten Seelenkräfte haben ausfüllen können.

Nur aus der einerseits ekstatischen Abwendung von den Wirklichkeiten des Lebens, welche das Urchristentum als eine seiner Haupterscheinungen zeitigte, ist es zu erklären, daß man andererseits mit der Verkehrung der Weltgeschichte in eine Geschichte des Reiches Gottes zugleich deren Schwerpunkt in die Geschichte des jüdischen Volkes verlegte, dessen Kultur nun mit einem Male nicht nur zeitlich, auch ihrer Bedeutung nach, der aller heidnischen Völker vorangehen sollte. Und indem nun hierbei der alttestamentarische Stammesgott und der gnostisch-neutestamentliche Allmenschheitsgott in einen zusammengezogen, zugleich aber dem Judenvolke der Vorrang der Auserwähltheit belassen wurde, konnte es nicht fehlen, daß diesem daraus ein verhängnisvolles Übergewicht erwuchs. Welch ein Widerspruch, daß das Judentum, das doch die neue Sekte von sich stieß, ihren Stifter verfluchte und ans Kreuz schlug, zugleich doch als eines der Stammelemente christlich-abendländischer Weltanschauung sich behaupten konnte! Wie ein schlei-

[578]) Lagarde, „Deutsche Schriften", S. 295 ff., der dort überhaupt über nationale Einwirkungen auf die Kirche handelt.

chendes Gift hat das durch die Jahrhunderte fortgewirkt und nicht am wenigsten den geistigen und materiellen Triumph des Judentums, dem wir heute die Welt zusteuern sehen, mit vorbereitet.

Davon, was die abendländischen Völker an eigenem rassischem Gut in die Kirche einschießen würden, hing es jetzt ab, inwieweit diese, trotz der jüdischen Belastung, noch ein Segen für sie werden könne. Daß nur arischer Geist, dem das Christentum trotz seiner jüdischen Umhüllung letzten Endes doch zum mindesten mit entsprossen war, diesem seinen wahren Sinn wiedergeben könne, lag klar zutage. In der Reihenfolge Griechen, Römer, Germanen sollten sich nun die Abendländer an dieser Aufgabe versuchen[579].

Anderthalb Jahrhunderte lang fiel hier den Griechen die erste Rolle zu. Wie ja schon beim Gnostizismus Juden und Griechen Hand in Hand gegangen waren, so sollte sich vollends im Christentum eine immer engere Verwandtschaft mit ihnen herausbilden. „Als Folge des völligen Bruches mit der jüdischen Kirche ergab sich die strenge Notwendigkeit, die Steine zum Bau der Kirche aus der griechisch-römischen Welt zu brechen... Da man sich vom jüdischen Volke losgelöst hatte, mußte der Geist eines anderen Volkes seinen Einzug halten[580].“ So erwuchs die christliche Theologie, „die letzte große Hervorbringung des hellenischen Geistes“[581]. Schon sprachlich tritt das Christentum während dieses ganzen Zeitraumes in allen seinen Urkunden und sonstigen Kundgebungen ausschließlich in griechischem Gewande auf. Christianisierung bedeutete zunächst Gräzisierung, und so hat denn auch das Christentum dem Hellenismus reichlich so sehr wie dieser ihm vorgearbeitet. Denn das darf ja vor allem nicht aus den Augen gelassen werden: nicht Hellenentum, sondern Hellenismus war es, was jetzt hinter das Christentum trat. Das alte Hellas und Makedonien blieben der neuen Bewegung fern, um so eifriger beteiligten sich an ihr die Griechen Kleinasiens und Alexandriens, in denen Semitisches mit Arischem eng verschmolzen war. Damit war gegeben, daß das Christentum einer Rasse anheimfiel, in der Rationalismus und spitzfindige Dialektik vor allem zu Hause waren. Ihr wurde das ganze Christentum, wurde insbesondere auch Gott nicht sowohl ein Erlebnis als eine Lehre. Die starke Hervorkehrung dieser Seite hat im Christentume bis auf den heutigen Tag nachgewirkt[582]. Der Geist korrekter Gläubigkeit,

---

[579]) Pictet, „Les origines Indo-Européennes“ T. I, p. 9, T. II, p. 754: „Ce n'est qu'en passant aux races ariennes que le christianisme est devenu à tout jamais la religion de l'humanité .. C'est le génie grec qui l'accueille, c'est la puissance romaine qui la propage au loin, c'est l'énergie germanique qui lui donne une nouvelle force.“

[580]) Harnack, „Dogmengeschichte“, Bd. I, S. 46 ff.

[581]) R. Sohm, „Kirchengeschichte im Grundriß“, 1888, S. 37.

[582]) Vgl. hierzu Renan, „St. Paul“, p. 202 ss. „Vie de Jésus“, 12ᵉ Edit. p. 16. G. Finlay, „Greece under the Romans“, p. 225. Harnack, „Mission und Ausbreitung des Christentums“, Bd. I², S. 56, II², S. 101,

welche automatisch Buchstabenkram, Wortklauberei und Zänkerei aus sich erzeugt, hat Schule gemacht und findet sich im 17. und 18. so gut wie im 2. und 3. Jahrhundert.

Wiewohl die Verlegung der Residenz in den östlichen Reichsteil der griechischen Kirche nochmals eine wesentliche Stärkung brachte, verschob sich der Schwerpunkt der Gesamtkirche doch mehr und mehr nach Rom. Schon im Wechsel der Sprachen äußerte sich das, noch mehr aber in dem Ausbau der hierarchischen Gliederung, in der Organisation der Kirche, welche jetzt Rom in die Hand nahm. Die Tradition wie die Handgriffe des Regierens lieferte das versinkende bzw. versunkene Kaisertum; dessen Welteroberungs- und Machtpolitik wurde im vollen Umfange übernommen. Das päpstliche Rom fuhr da fort, wo das kaiserliche stehen geblieben war. Der Völker des Nordens war dieses noch nicht Herr geworden, so fielen sie als nächstes Objekt der Unterjochung seinem Nachfolger zu. Die germanischen Völker mußten wenigstens geistig in die Knechtschaft mit hineingezogen werden, welche ihnen politisch aufzuerlegen dem alten Rom nicht gelungen war. Die Auflehnung hiergegen hat früh eingesetzt und dauert bis auf den heutigen Tag. Die Reformation war nur ihr stärkster Ausbruch, und derjenige, bei welchem auch der rassenhafte Untergrund der ganzen Bewegung am deutlichsten hervortrat. Den germanischen Völkern wurde es nachgerade unerträglich, einer Macht unterstellt zu sein wie die, zu welcher im Laufe der Geschichte Katholizismus und Romanismus zusammengewachsen waren, und welche, als Steigerung eines allerbedenklichsten Erbes, Fluten von Segen und Unsegen, Heiligstem und Unheiligstem, Liebe und Haß, Größe und Verderbtheit zugleich ausströmte. Die Verkümmerung des Glaubensinhaltes und der Zwang der Glaubensform drückten zu gleichen Teilen auf die germanische Seele, bis sie sich gewaltsam von diesem Drucke losriß. Daß bei diesen Vorgängen in der Tat die Anliegen der Rasse in erster Linie im Spiele gewesen, ja daß diese letztere geradezu die treibende Kraft gewesen ist, haben gerade erleuchtete Katholiken erkannt und bekannt[583]). Ihre Sehn-

---

266 ff., 282 ff. Lagarde, a. a. O.: „Der volle Strom christlichen Lebens ist durch die Theologen der griechischen Kirche nicht hindurchgegangen.“

[583]) Einer der lichtesten und edelsten Geister, welche das katholische Deutschland hervorgebracht, Franz Xaver Kraus, sagt hierüber (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1901, Nr. 100): „Das Prinzip der Gewissensfreiheit, diese große Magna charta des modernen Rechtsstaates, ist von dem germanischen Norden und der Neuen Welt sozusagen einstimmig (auch seitens der Katholiken) auf die Fahne geschrieben worden, während der lateinische Süden mehr und mehr einer nicht im Geiste der Kirche Christi, aber im Namen derselben sich vollziehenden Verschüttung des geistigen Lebens anheimfiel... Man ist gewohnt, das auf das Konto der katholischen Idee zu setzen, aber die Erscheinung ist vielmehr in erster Linie auf die sehr verschiedene Art zurückzuführen, wie die religiöse Idee von der germanischen und lateinischen Rasse aufgefaßt und durchgeführt wurde... Daß die Rassenfrage tief in das religiös-kirchliche Gebiet hineinspielt, ist nicht zu leugnen.“

sucht freilich, das germanische Element in der Kirche wieder mehr zur Geltung gebracht zu sehen, ist unerfüllt, ihre Bemühungen in dieser Richtung sind vergeblich geblieben.

Und doch hätte dieses darauf vor allem anderen Anspruch gehabt, denn was immer das Christentum an Größtem und Tiefstgehendem geleistet und erreicht hat, verdankt es germanischem Geiste. Ja, daß es in der Übergangszeit von der allgemeinen Auflösung zur Epoche mittelalterlicher Großtaten überhaupt weiterexistieren konnte, haben nur die Germanen bewirkt. Sie haben die antike Gesellschaft regeneriert, der gesunkenen Volkskraft aufgeholfen, der das Christentum als solches, wie es dem abgelebten Orient entstiegen war, nur den Rest gegeben haben würde; sie haben dessen Weltflucht durch Weltfreudigkeit ersetzt, es der Fäulnis des dahinmodernden Römertums entrissen und ihm auf allen Gebieten eine Schöpferkraft verliehen, die mit der der Antike erfolgreich wetteifern konnte. Selbst im Sinne des päpstlichen Machtgedankens sind sie in den besten Zeiten der Kirche führend gewesen. Und so war es denn auch ein Segen für die Kirche selbst, daß sie, wenn sie denn einmal christianisiert werden sollten, doch noch so viel von ihrem Volkstum in sie hinein zu retten und durch sie hindurch fortleben zu lassen vermochten, daß infolge reichlicher Kompromisse und Verschmelzungen ein gutes Stück kirchlichen Heidentums mit durchgeschleppt wurde[584]). Nur so war es jedenfalls möglich, daß das duldende Märtyrertum der ersten christlichen Jahrhunderte in den späteren durch das glanzvolle Walten germanischen Tatendranges im Rittertum abgelöst wurde. Und wenn den jugendlichen deutschen Stämmen in der ersten Zeit ihre von Rom gesandten Priester, aus denen doch immerhin eine altüberlegene Kultur und sorgsam gepflegte Geistigkeit zu ihnen sprach, den überwältigenden Eindruck von Boten einer höheren Welt hervorriefen[585]), so gewannen sie doch selbst ihnen gegenüber auf ihrem eigenen Gebiete so bald die Vorhand, daß allerwesentlichste Bestandteile des christlichen Lebens nach ihren Einrichtungen gestaltet wurden. Die Idee der Gefolgschaft hat (zuerst bei der Begründung von Monte-Casino) die Grundlage der Organisation der Klöster gebildet, wie nicht minder die des gesamten Kirchenglaubens, in dem sie als die der Königsherrschaft Christi über geschworene Mannen erscheint. Die großen Päpste Gregor VII., Urban II. und Innozenz III. sind nur so, als die großen Gefolgsherren der Christenheit, zu verstehen[586]).

[584]) Auf Jakob Grimm wurde hierfür schon früher verwiesen. Vgl. aber auch E. H. Meyer „Mythologie der Germanen“, S. 27—33, 58—63, und besonders das über die Völuspa Gesagte S. 49 ff., 434—38, 469 ff., 500.

[585]) Heinr. Rückert, a. a. O., Kap. 32, „Geistige Suprematie der Diener der Kirche“ besonders S. 339 ff.

[586]) G. Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, Bd. I, S. 356, 440 ff., wo dies namentlich an Gregor VII. nachgewiesen wird. Über die naive Germanisierung, die durchgehends im Heliand herrscht, sehr gut Ebert, a. a. O., Bd. III, S. 102 ff. und A. F. C. Vilmar, „Deutsche Altertümer im Heliand“, 2. Aufl., Marburg 1862.

Nichts ist bezeichnender für die Germanen als Christen, als die Tatsache, daß, während sie, das Nachsinnen über die Geheimnisse der göttlichen Natur dem Orient überlassend, in der Dogmengeschichte viele Jahrhunderte unvertreten blieben[587]), sie sich dagegen die Ausgestaltung ihres Heilandes sozusagen vom ersten Augenblick an angelegen sein ließen. Wie vieldeutig diesen die Evangelien überliefert hatten, ist bekannt — so vieldeutig, daß ihm am Ende gar die Wirklichkeit abgesprochen werden konnte. Und nun sehe man, wie, seit der sächsische Heliandsänger zuerst einen so lebensvollen deutschen Volkskönig in Jesus vor uns hinstellte, germanische, vor allem deutsche Denker und Dichter, Maler und Musiker nicht müde geworden sind, diesen in allen Farben und Formen, in denen aber immer vor allem sie sich selbst ausprägten, zu verherrlichen! Auf diese Weise, von innen heraus, haben die Germanen, aber unter mannigfacher Umschaffung, da sie einmal von ihrer Art nicht lassen konnten, sich das Christentum zu eigen gemacht, und nur in diesem Sinne, daß sie das von der Gemütsseite erfaßten, was den Griechen mehr Sache verstandesmäßiger Spekulation, den Römern und Romanen mehr eine reglementierte Zufuhr ihres geistigen, ja ihres Tageslebens geworden war, ist die vielberufene Verwandtschaft zwischen Christentum und Germanentum zu verstehen. Über diese, über das angeblich providentielle Zusammentreffen beider in der Weltgeschichte ist manches Schöne gesagt worden[588]), und man begreift nicht recht, wie Harnack[589]) diese Anschauung als chauvinistisch hat bezeichnen können. Wohl aber muß immer festgehalten werden, daß die Germanen von jeher das Christentum sich zurechtgelegt, ihm gleichsam vorgeschrieben haben, was sie in ihm als verwandt anerkennen wollten. Das begann mit dem Arianismus der Goten, setzte sich fort in den Ansätzen zu einer deutschen Kirche, welche Bonifatius als Apostel Roms gewaltsam ausrottete, zitterte nach in den mannigfachen innerkirchlichen Reform- (vulgo Ketzer-) Bewegungen des Mittelalters und endete in den Brandungen der Reformation, von der ja Schleiermachers Wort zu Recht besteht, daß sie noch heute weitergeht. Immer aber, sei es innerhalb, oder, wo sie ihm zu eng wurde, außerhalb der Kirche und gegen sie, hat sich der germanische Geist als Umbildner einer ihm ursprünglich fremden Religion betätigt. Immer blieb er rassisch bedingt auch da, wo er sich in eine Kirche einordnete.

---

587) Rettberg, „Kirchengeschichte Deutschlands", Bd. I, S. 246 ff., „Die Germanen und das Christentum". Harnack, „Lehrbuch der Dogmengeschichte", Bd. III³, S. 6 ff.

588) Vgl. namentlich Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste", Bd. III² S. 493 ff. IV², S. 54 ff. Schelling (Werke II, 4, S. 316, 320) sagt geradezu: „Bei den Romanen erscheint es fast durchaus als ein nur von außen ihnen Gekommenes, in den Deutschen scheint es von Natur zu sein." Zur Verinnerlichung des Christentums Hans Meyer, „Das deutsche Volkstum", S. 30.

589) An der letztangeführten Stelle.

Die drei großen christlichen Kirchen, die römisch-katholische, die protestantische und die griechisch-katholische, sind längst als drei große Rassenkomplexe, der erste das südliche, der zweite das nördliche West- und Mitteleuropa, der dritte ganz Osteuropa umfassend, erkannt worden. Je mehr die Rassen sich in Nationen wandelten bzw. auseinanderzogen, desto mehr drängte die Entwicklung auf Abstufungen innerhalb der Hauptgebilde, welche in einigen wenigen Fällen die Form von Nationalkirchen annahmen. Auch hier wieder ist vornehmlich von Germanischem zu reden. Die gallikanische Kirche war, die englische ist eine germanische Schöpfung. In ersterer lebte der Geist Karls des Großen und Ludwigs des Heiligen fort, in letzterer, der volkstümlichsten aller Kirchenbildungen, hat sich das Angelsachsentum das ihm passendste christliche Gewand zugeschnitten, auch, nach vorübergehender romanisierender Ablenkung durch die Normannen, durch die Reformation dafür Sorge getragen, daß gründlich in die nationalen Bahnen zurückgekehrt wurde[590]). Den evangelischen Deutschen hat die Reformation nur Landeskirchen, keine Volkskirche gebracht; die politische Spaltung, nicht am wenigsten auch die Charakterverschiedenheit von Nord und Süd hat unheilbar auf die religiösen Verhältnisse abgefärbt. Vergebens haben die edelsten Vertreter beider Bekenntnisse um das größere Ideal gerungen. „Die Slaven haben ihre orthodoxe Kirche", ruft Treitschke aus, „die Romanen ihren papistischen Weihrauch, nur der Germane liest aus den Runenzeichen seiner geschichtlichen Klagelieder noch nicht den Weckruf einer Nationalkirche." Lagardes Träume fanden ihre Krönung in einer Deutschkirche, und auch Fr. X. Kraus hat sich einmal in einer großen Stunde gegen den Verfasser in einer Vision gleichen Sinnes ergangen. Ach, daß es um das Volkstum, das ihnen allen als die Grundlage einer solchen — mehr als unsichtbaren — Kirche vorschwebte, so gar anders bestellt war! Wie wäre dies, das, längst preisgegeben, heute besudelt und zerfetzt vor uns liegt, noch imstande, Rom und Juda zugleich abzuschütteln, die beiden Pfähle, die sich ihm tief und immer tiefer ins Fleisch eingebohrt haben! Da werden wir uns wohl bescheiden müssen, was uns an Deutschem noch belassen ist, auch innerhalb der Spaltung weiterzupflegen.

Insoweit man sich überhaupt nach Lage der Dinge unter einer deutschen Kirche etwas Konkretes vorstellen kann, könnte eine solche nur vom evangelischen Deutschland ausgehen, schon darum, weil Rom nie irgendwelche Zugeständnisse machen noch irgend etwas von seinem Besitz opfern wird, am allerwenigsten heute, wo es auf allen Punkten wieder in siegreichem Vordringen begriffen ist. Wer wollte zudem verkennen, daß auf der protestantischen Seite der echtere, der vollere Germanengeist waltet? Zum mindesten im geistigen Gesamtleben, in dem, was Luther unter der „Freiheit des Christenmenschen" zusammen-

[590]) R. Gneist „Englische Verfassungsgeschichte", Berlin 1882, S. 8 ff., 57, 187 ff., 463, 491.

faßte, wogegen die protestantische Welt in der Fülle des mythisch-legendären Materiales wie der Kultformen bedenklich hinter der katholischen zurücksteht. Leider sind ja Luther und Calvin in so vieles der Art, was an Volkstümlich-Heidnischem die katholische Kirche mit dem rettenden Instinkte der Not übernommen hatte, gewaltsam dreingefahren, während sie die künstlichen Dogmen und Satzungen hellenistisch-semitischer Phantasie im engsten Anschluß an Augustin ebenso gewaltsam am Leben erhielten und namentlich die jüdische Verwurzelung des Christentums in keiner Weise antasteten, wodurch dessen Belastung mit jüdischem Fremdstoff auf der protestantischen Seite die ungleich größere und drückendere und das Übergewicht des Judentums nicht wenig verstärkt wurde[591]). Allerdings erschöpft sich das protestantische Christentum bei weitem nicht in dem Maße wie das katholische in der Kirche, und so haben urgermanische Denker und Dichter auch dem Norden vieles zurückgebracht, was die Reformatoren verschleudert hatten, sie haben vor allem gezeigt, wie tief doch auch der Madonnenglaube und die Heiligen im deutschen Fühlen und Begreifen Wurzel geschlagen hatten. Sehr viel hat auch das starke Umsichgreifen der Volkskunde dazu beigetragen, altverschüttetes Gut hervorzukehren, in seiner tiefen Berechtigung, seiner inneren Zugehörigkeit zu uns aufzudecken, und so das „Heidnische" als solches auch einem Christenmenschen so mundgerecht zu machen, daß ein so kerndeutscher Mann wie F. X. Kraus sich heute wohl besinnen würde, ob es nötig sei, seine Kirche gegen die Feststellung des Eindringens heidnischer Anschauungen und Gebräuche, wie gegen eine diese belastende Anschuldigung, in Schutz zu nehmen[592]).

Mit einem Worte hätten wir wenigstens auch noch der Kelten in ihrer Stellung zum Christentum und ihrer Beteiligung an der Kirche zu gedenken, wiewohl wir uns gerade hier auf spärliche Andeutungen beschränken müssen[593]). Nicht leicht gibt es ja überhaupt ein heikleres, schlüpfrigeres Gebiet als das keltische. Die Angehörigen dieser Rasse sind die wenigst greifbaren der indo-europäischen Völkerfamilie. Somit nur dies: daß den Kelten ein tiefes religiöses Bedürfnis innewohnte, leidet keinen Zweifel. In der Zeit der Hochblüte christlicher Mission ist dies auch äußerst aktiv hervorgetreten in der Wirksamkeit der Iren- und Schottenmönche.

---

591) Renans Wort („l'Antechrist", p. 534): „Jérusalem se vengera de sa défaite: elle vaincra Rome par le christianisme, la Perse par l'islamisme, détruira la patrie antique, deviendra pour les meilleures âmes la cité du coeur" trifft ja in seinen ersten Sätzen nur zu sehr alle Erben Roms, vor allem also die Germanen, mit; und nicht minder darin, daß das Christentum, wie in alter, so in neuer Zeit vielen der besten Seelen ihr Vaterland geraubt hat.

592) „Lehrbuch der Kirchengeschichte", S. 132 ff.

593) Im allgemeinen muß auf die Sonderwerke über die Kelten (besonders Diefenbach) und allenfalls auf die Kirchengeschichten verwiesen werden. Vgl. übrigens noch Lagarde, „Deutsche Schriften", S. 296 und Boisjoslin, p. 242.

Pelagius, der hervorragendste keltische Name der Kirchengeschichte, zeugt in jedem Falle von seltenem Ernst und Bekennermut. Auch für die spätere Zeit ist anzunehmen, daß keltisches Blut sich noch mannigfach auf jenem Felde nachweisen lassen müßte. Hier möge nur daran erinnert werden, daß einer der bedeutendsten Religionsforscher neuerer Zeit, Renan, sich mit Vorliebe als Bretone und Kelte gefühlt hat[594].

+

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Bilanz des Christentums nach allgemeinen Gesichtspunkten zu ziehen. Hunderte haben das versucht und damit eine Literatur zustande gebracht, die so unbefriedigend wie überflüssig war. Vergaßen doch die meisten, oder erkannten es nicht, daß es ein bestimmt charakterisiertes oder auch nur charakterisierbares, ein einheitliches Christentum nicht gibt, daß es Christentümer so viele gibt wie christliche Völker, und daß unter diesen ein jedes das Recht hat, die Bilanz seines Christentumes aufzustellen. Nur in diesem Sinne wollen denn auch wir jetzt eine Übersicht vom deutschen Standpunkte geben, das heißt einen Rückblick auf das historische Christentum in derjenigen Form werfen, in welcher wir durch dasselbe hindurchgegangen sind. Denn nochmals: an sich und in der Idee ist es von einer Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit, wie nicht leicht eine zweite Religion, und nur dieser sein universaler Gehalt hat ihm seine Siege bei so sehr verschiedenen Völkern, und den höchststehenden der Erde, eingetragen[595].

Daß es diesen, und so auch dem unsrigen, nun aber nicht eitel Segen, wie die einen, noch eitel Unsegen, wie die anderen sagen, bringen konnte, wird ruhige Einsicht sich von Hause aus klarmachen. Hier muß in der Tat abgewogen werden. Unverkennbar ist, daß die Umgestaltung des Tugendbegriffes für die tatkräftigen, hochstrebenden Völker eine Senkung desselben bedeutete. „Das Altertum," sagt treffend Grillparzer, „stellt den Menschen am höchsten, der die größten Vorzüge, das Christentum den, der die geringsten Fehler hat." Darin liegt schon, wenn nicht der Absicht, doch der Wirkung nach, eine Bevorzugung der Mittelmäßigen und Schwachen, eine Senkung des intellektuellen Niveaus, ja der gesamten Kräfte eines Volkes, die nur durch Weckung aktiver Tugenden in die höchste Spannung versetzt werden. Dazu kommt, daß dem Christen nur das himmlische Vaterland als das wahre Vaterland erscheint, auch dem nationalen Sinne also entgegengearbeitet wird. In den Händen fanatischen Aftergeistes konnte jene zur Tendenz erhobene Unterdrückung geistig Hochstehender zu einer Gegenauslese führen,

---

594) Näheres hierüber in meinem „Gobineaus Rassenwerk", S. 44.

595) Sehr gut hierüber Harnack, „Mission usw.", II², S. 286. Auch Vollgraff, Bd. II, S. 105—114 (über das Hindurchgehen des Christentums durch die verschiedenen Volkstümer).

welche in den Ausschreitungen der Inquisition ihren furchtbarsten Ausdruck fand, aber auch in zahmeren Formen noch schlimm genug wirkte. Diese Seite ist es vor allem, welche so hochstehende Geister wie Machiavelli und Friedrich den Großen — sonst Gegner, hierin einig —, Voltaire und Schopenhauer zu ihren fast überscharfen Urteilen über das Christentum veranlaßt haben. Auch die bedingungslose Hingabe an und Unterordnung unter die Idee konnte zwar auf der einen Seite den verzückten Heroismus der Märtyrer hervorrufen, hat aber anderwärts, wie in Zölibat und Nonnenschaft, den Völkern vielfach ihre besten Kräfte entzogen[596]). Und zwar mußte dies alles diese in dem Maße härter treffen, als sie an Begabung und Leistungen höher standen, während die auf der anderen Seite mit Recht auch immer wieder aufgeführten Segnungen des Christentums allen Völkern gleichmäßig zugute kamen, so die Milderung der Sitten, die Abschwächung der Härten der Standesunterschiede im Zeichen des an sich ja gewiß bedenklichen Gleichheitsgedankens, der Schutz der Schwachen und Unterdrückten, überhaupt die Hebung der Freiheit des Einzelmenschen[597]). Dies alles, und sogar vielfältige Verdienste um Kultur und Wissenschaft, hat dem Christentum und der Kirche für ihre Glanzzeit, für die Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, ein entschiedenes Plus eingetragen, wenn es auch freilich immer fraglich bleiben wird, ob die Ausrottung germanischer Ureigenart in Religion, Sage und Dichtung je durch irgendwelche Gegenleistung wettgemacht werden könnte. Mit dem Spätmittelalter aber ändert sich das Bild, und die Bedenken gegen das Christentum nehmen zu, sind auch durch die Reformation keineswegs abgeschwächt worden, deren Unzulänglichkeit, längst empfunden, neuerdings immer unumwundener zugestanden, zuletzt von Lagarde am schonungslosesten, freilich auch einseitigsten, dargelegt worden ist. Aufklärung und Fortschritt, an sich so zweischneidige Begriffe, haben doch in diesem Falle unzweideutig dahin geführt, daß die große Herde der Gläubigen und die kleine Minderheit der Denkenden getrennte Wege wandeln. Für letztere ging es überhaupt nicht mehr an, sich irgendeine für Völker ganz anderer Rasse vorgenommene dogmatische Einkleidung gefallen zu lassen, und je nach ihrer sonstigen weltanschaulichen Einstellung stießen sie sich alsdann bald mehr an den Glaubensfesseln im allgemeinen, bald mehr am Gleichheitsgedanken und der aus

---

596) Malte-Brun, „Précis de la géographie universelle", T. II, p. 568 Lapouge, „L'Aryen", p. 385—88, 394 und „Les sélections sociales" (Kapitel: „sélection religieuse").

597) Über dies alles v. Eicken, „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", S. 542 ff. Gneist, „Englische Verfassungsgeschichte", S. 8, 192. Schmoller, „Grundriß der Volkswirtschaftslehre", Bd. I, S. 79 ff. Fustel de Coulanges, „La cité antique", p. 461—63. Über die Christianisierung der Germanen Mignet, „La Germanie aux 8. et 9. siècles", in dessen „Etudes historiques", wo der Dahnschen Auffassung dieser Dinge gegenüber die Lichtseiten hervorgekehrt werden.

ihm erwachsenden Förderung der Niederen, bald an der christlichen Ethik, die, insofern auf Belohnung abzielend, unzulänglich, insofern Demut um jeden Preis lehrend, eine Quelle des Knechtssinnes sei. Immer mächtiger ist die ursprünglich wohl rein germanische, allgemach aber mehr und mehr ins Arische (Nordische) erweiterte Bewegung angewachsen, und welch tiefe Hintergründe sie besitzt, wird man erkennen, wenn man den Gang der deutschen Philosophie in den letzten Jahrhunderten verfolgt. Kant, Schelling, Hegel wurzelten noch ganz im Christentum. Aber schon mit Fichte beginnt die Abkehr, mindestens vom Theismus, und seitdem sind unsere bedeutendsten philosophischen Denker, Schopenhauer, Düring, Feuerbach, Hartmann und Nietzsche, zunehmend immer schärfer vom Christentum abgerückt. Nur der letztgenannte erscheint dabei von dem Urgegner des Christentums, dem jüdischen Geiste, beeinflußt. Die anderen sind kerndeutsche Gestalten, und ihre Gegnerschaft hatte, bei aller Verschiedenheit der Schattierung, den gemeinsamen Untergrund rassischen Denkens im Sinne einer Rückwendung zu arisch-germanischer Weltanschauung. Praktisch hat manches von dem durch einzelne dieser Denker Angestrebten, wie die Anlehnung an verwandtes Indische, die Theosophie (Anthroposophie) in die Hand genommen, eine Riesenbewegung, die fast eine Kirche neben die Kirche stellt, aber den tieferen Anliegen des deutschen Geistes kaum mehr als Rom und Wittenberg genügen dürfte.

Zwei deutschen Denkern, welche in jüngster Zeit diesen Anliegen besonders ernsten und kraftvollen Ausdruck verliehen haben, möge hier noch das Wort gegeben werden. Der eine ist Arthur Moeller van den Bruck, ein Mann, den sich die Deutschen leider haben entgehen lassen, um nicht zu sagen: den sie verscherzt haben. In seinem achtbändigen Werke „Die Deutschen“ (einer Art deutscher Westminster-Halle) hat er, wie nur einer, Zeugnis davon abgelegt, wie deutsche Art in Werk und Tat sich von je verewigt hat. Vom Christentum heißt es da (Bd. II, S. 9 ff.): „Dieser Balsam für Orient und Altertum, aus denen es entstanden, dieses Gift für den Norden, in den es jetzt hinüberwucherte, zerstörte uns den eigenen Glauben und damit die eigene religiöse Uranlage.“ An anderen Stellen wird erklärt, daß wir uns zwar mit dem Christentum haben abfinden müssen, aber (Bd. V, S. 58 ff.): „Christliche Germanen wurden wir, nicht germanische Christen!“: der Nachdruck bleibt immer auf die Rasse, nicht auf die Religion zu legen. Dafür, daß erst die Germanen das Christentum zu einer geistig schöpferischen Macht erhoben haben, findet Moeller bei der Schilderung der Gotik das schöne Wort: „Da war das Germanentum nicht nur des Christentums gewaltiges Schwert, auch sein Hammer und Meißel, Stimme und Gesang, Stift und Pergament.“ Arthur Drews faßt die gleichen Probleme ausschließlicher von der religionsphilosophischen Seite. Nachdem er[598]) noch einmal das Artfremde des Christentums mit wuchtiger Kritik

[598]) „Nietzsches Philosophie“ Heidelberg 1904, S. 505—513, 549 ff., 557 ff.

dargetan, schreitet er kurze Zeit darauf[599]) zu der positiven Gegenaufstellung einer uns bluteigenen religiösen Anschauung, welche auf den Wegen der Mystiker, der Romantiker und des philosophischen Idealismus, insonderheit E. von Hartmanns, uns zu einer eigenen germanischen Religion, einer „Religion des Geistes" führen soll. Drews hält noch an der Hoffnung des Kommens eines religiösen Genius fest, der die neuen philosophischen Gedanken religiös verwirkliche und ihnen durch die schöpferische Kraft seiner Persönlichkeit erst ein wirkliches und dauerndes Leben einhauche. Käme er aber auch nicht, verloren wäre dieser Sammelruf in keinem Falle. Denn auch wenn die Masse am hergebrachten Theismus — dem Gott von außen — festhielte (und es mag vielleicht besser für sie sein), als esoterische Lehre, als Geheimreligion wird der Pantheismus, der Gott im eigenen Innern, in alle Zukunft in arischen Gemütern so gut seine Stätte finden, wie er es in vergangenen Zeiten getan hat. Übrigens wäre zu diesem doch wohl auch von der Christusgestalt aus die Brücke zu finden, welcher letzten Endes nicht nur die „Armen am Geiste", auch sehr viele geistig hervorragende Deutsche treu bleiben dürften, selbst solche, die den Germanen nie ganz ausgezogen haben (man denke an Lagarde und die Einflüsse Jakob Grimms, die auf diesen ausgegangen sind). Der hat nun einmal, als er im Laufe der Geschichte zum Deutschen ward, mindestens diesen Teil des Christentums, nach seiner Art gewandelt, in Fleisch und Blut übernommen[600]).

Eines haben wir noch nachzuholen, was dem Christentum gerade vom Gesichtspunkte der Rassenkunde nachzurühmen ist, und wodurch es an den Völkern, die es auf der einen Seite beraubt und geschmälert, auf der anderen vieles wieder gutgemacht hat, das sind seine Verdienste um die wissenschaftliche Völkerkunde. Nicht wenige seiner Diener haben sich redlich bemüht, die gleichen Volkstümer, denen es praktisch vielfach so rücksichtslos zu Leibe ging, wenigstens theoretisch am Leben zu halten und der Nachwelt in sorgsamer Erkundung zu überliefern. Und zwar geht dies in den Anfängen sehr weit zurück, in die Zeit des Wiederaufdämmerns wissenschaftlicher Erkenntnis im Frühmittelalter. Ja, man kann sogar das schon dem Christentum für das Altertum gutschreiben, daß es durch seine Durchbrechung des Barbarenbegriffes einer wissenschaftlich unbefangeneren Betrachtung der Menschen und Völker vorgearbeitet hat.

---

599) In seinem Hauptwerke „Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes", Jena und Leipzig 1906.

600) Diesen Wandel bringt besonders schön das schon mehrfach herangezogene Werk von Heinrich Rückert, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" zur Veranschaulichung, nicht minder Gustav Freytag in Teilen der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" wie der „Ahnen". Auch Mignets „La Germanie aux 8e et 9e siècles" darf noch neben ihnen genannt werden. Alles in allem dürfte die Spaltung der Nichtkirchlichen in germanisch-unchristliche und deutsch-christliche der Zukunft ebensowenig erspart bleiben wie die der Kirchlichen in katholische und protestantische.

Der größte Organisator und zugleich Romanisator, den Rom unter seinen Missionaren aufzuweisen hat, Bonifatius, hat für das soeben Gesagte das erste Beispiel gegeben. Zwar, nicht uns ist dies zugute gekommen, da seine Tätigkeit in Mittel- und Süddeutschland im wesentlichen darauf hinauslief, die noch vorhandenen Keime nationaler Kirchengründung zugunsten Roms auszutilgen, und seine brieflichen Äußerungen gegen den Papst Zacharias über die ihm doch blutsverwandten Alemannen, Bayern und Franken („carnales homines et idiotae"), die er freilich im Lichte von Ketzern und Separatisten sah, nicht eben auf sympathisches Verständnis für diese Stämme deuten. Aber über die Slaven, denen er ebenfalls predigte, hat er offenbar ausführlichere Berichte nach Rom gesandt, und nach diesen und denen seiner englischen Gefährten hat dann später Alfred d. Gr. die erste vollständige Beschreibung der Slavenländer verfaßt, die er seinem angelsächsischen Orosius einverleibte[601]). Ebenso bildete das Reisetagebuch Ansgars von Corvei im Mittelalter eine Hauptquelle zur Kenntnis des europäischen Nordens. Später haben sich namentlich die nach Asien entsandten Glaubensboten aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden ausgezeichnet, und es ist merkwürdig, wie, im Gegensatz zu den alten Kirchenvätern, diese, obwohl kaum weniger im Banne des „himmlischen Jerusalem", doch ganz anders die Augen auftaten. Seit die Entdeckung Amerikas und Ostasiens der Forschung ein erweitertes Material zugeführt, die Reformation ihr freiere Bahn gebrochen hatte, haben hauptsächlich die Jesuiten deren völkerkundlichen Teil in die Hand genommen und glänzend ausgebaut. Da freilich den Vätern die Zivilisierung der Menschheit deren Christianisierung im allerunbedingtesten, eben im jesuitischen Sinne bedeutete, so war es natürlich, daß sie auch die fremden Völker durchweg nur durch die christliche Brille sahen, und ihnen so an ihnen vieles Wesentliche, nicht selten der Kern ihres Wesens, fremd und anstößig blieb. Sprechendstes und zugleich typisches Beispiel sind die Berichte Franz Xavers über die Brahmanen, an denen er nur das theokratische Blendwerk sah, ohne in die metaphysische Tiefe der dahinterstehenden Gedankenwelt auch nur von ferne einen Blick zu tun. Um so erstaunlicher ist es, wie wieder andere, in höherem Grade als Gelehrte veranlagt, sich doch in fremde Volksseelen zu versetzen wußten[602]). Auch das darf —

[601]) Sprengel, „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen", 2. Aufl., S. 240 ff. Malte-Brun, T. I, p 408 ss., 429. Mignet, a. a. O., über Bonifatius passim. Alle mit Quellenbelegen.

[602]) Eine besondere Veröffentlichung, welche die ethnographischen Leistungen der Jesuiten zusammenfaßte, existiert meines Wissens nicht. In der Historia Societatis Jesu von Orlandini, Sacchini, Jauvency und Cordara (Antwerpen 1620 — Rom 1750. 7 voll.) finden sich die wichtigsten Daten der Missionswirksamkeit der Jesuiten. Ebenso enthält J. Crétineau-Joly, „Histoire religieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus." 6 voll., Paris 1844—46, durchgehends auch die Missionsgeschichte in folgenden Kapiteln: T. I, ch. 4, 9, 11, ch. 3, 8, III, ch. 3, 4, 5, V, ch. 1, 2, VI, ch. 6. T. IV., ch. 4 bespricht die Schriftsteller des Ordens, unter ihnen auch die Historiker, Antiquare

um dieses Kapitel zu beschließen — nicht gering angeschlagen werden, daß das Christentum, wenigstens in einer Beziehung, indem es nämlich mehrere Volkssprachen erhielt, doch mittelbar auch auf das Volkstum erhaltend eingewirkt hat. Denn da es sich vorzugsweise auch an das niedere Volk wandte, ward es dadurch in die Notwendigkeit versetzt, sich der Volkssprachen zu bedienen, und alle Völker, welche das Christentum annahmen, erhielten so Übersetzungen seiner heiligen Schriften in ihre Sprachen (syrisch, armenisch, georgisch, koptisch, äthiopisch, gotisch, altirisch, angelsächsisch)[603].

---

und geographischen Entdecker, welche für die Völkerkunde so Großes geleistet haben (bes. p. 303 ss, 325 ss.). Die Glanzleistung bleibt immer China, wo auf Ricci, du Halde, Gaubil und Amyot geradezu alle neuere Kenntnis aufgebaut ist. Aber auch für Amerika zeugen Namen wie Dobrizhoffer, Lafitau und andere. In begeisterten Worten feiern die Mission der Jesuiten Männer wie Buffon (bei Crétineau III, p. 284), La Mennais (ebenda II, p. 162) und Macaulay (ebenda II, p. 161). Daß das Beispiel der Jesuiten auch auf andere Orden anfeuernd weitergewirkt hat, lehrt allein schon die Tätigkeit des Pater W. Schmidt in Mödling bei Wien.

[603]) Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland", S. 172 ff.

Siebentes Kapitel

Ausklänge der Antike.

Byzanz. Neugriechenland. Rom, Romanen, Romanisierung. Germanen und Romanen. Neueinigung der abendländischen Welt unter Rom. Die Germanen in der Kirche. Selbstopferung des Germanentums. Renaissance. Rückromanisierung.

In wie schwere Lücken man sich bei der Abfassung eines so umfassenden Werkes wie das vorliegende finden muß, ist dem Verfasser nicht leicht an einer anderen Stelle schmerzlicher fühlbar geworden als dem byzantinischen Jahrtausend gegenüber, das uns Abendländern ja überhaupt merkwürdig fern liegt, auch von der Forschung lange vernachlässigt und, nachdem es neuerdings sich dieser mehr erschlossen, immer noch mehr ein Gegenstand der Fachwissenschaft geblieben ist. So sind denn auch in die Quellen jener Zeit nur wenige eingedrungen. Was aus dem klassischen Altertum z. B., allen bequem zugänglich, vor uns liegt, müssen wir hier uns ausschließlich von fremder Hand nahe bringen lassen, da byzantinisches Quellenstudium eben ein Sonderstudium ganz eigener Art bedeutet. Allzu ergiebig würde es zudem anscheinend nicht sein, da nach Aussage der Kenner die Byzantiner ihren politischen Vorgängern, den Römern, darin ähnlich waren, daß sie die Geographie arg vernachlässigten und insbesondere im Punkte der Ethnographie in ihren historischen und philologischen Werken oft eine erschreckende Unwissenheit an den Tag legten[604]. Gleichwohl ist es klar, daß z. B. für die Blutsgeschichte der slavischen Völker sich in jenen viel wertvolles Material finden muß.

Das für das oströmische (byzantinische) Kaiserreich in einzigartiger Weise Charakteristische ist, daß hier ein Staat ohne ausgeprägte Nationalität, ja selbst ohne ein herrschendes Volkstum, als reines politisches Kunstwerk über ein Jahrtausend lang am Leben erhalten wurde. Den Grund zu dieser Byzantinermonarchie des Mittelalters hatte schon die Neuordnung des Römerreiches durch Diocletian gelegt, aber erst die

---

604) Krumbacher, „Geschichte der byzantinischen Literatur", S. 409. Auf dieses überaus reichhaltige Werk sei für das Folgende ein für allemal verwiesen, insbesondere auch auf die rein geschichtlichen Partien desselben, welche Gelzer behandelt hat. Eine imposante Bibliographie zur byzantinischen Literatur und Geschichte findet sich S. 1068—1144 (über die Ethnographie insonderheit S. 1102 bis 1107). Vornehmlich kommen für die neuere Kunde von Byzanz und den Byzantinern in Betracht du Cange, Gibbon, George Finlay, Fallmerayer („Gesammelte Werke", Bd. 3), Karl Hopf (bei Ersch und Gruber Sekt. I, Bd. 85, 86), G. Fr. Hertzberg (bei Pauli & Wissowa und in zwei Sonderwerken über Griechenland), Duruy, Seeck, Gregorovius, A. v. Gutschmidt („Kleine Schriften", Bd. 5, S. 403 ff.).

Gründung von Konstantinopel ließ sie als eine Wirklichkeit erstehen. In dieser neuen Welthauptstadt, einer genauen Kopie Roms vor allem auch darin, daß durch Allerweltsmischung unter Vergünstigungen aller Art ein zahlreicher Pöbel geradezu künstlich geschaffen wurde, spiegelte sich das Völkerchaos des ganzen Reiches am treuesten wider[605].

In den ersten Jahrhunderten spielte sich mit Naturnotwendigkeit ein Ringen um den Vorrang zwischen den rassischen Hauptelementen der Bevölkerung ab. Zunächst fiel dieser dem römischen — fast muß man schon sagen dem romanischen — zu, das Konstantin ganz unverhältnismäßig bevorzugt hatte. Aber mit der Zeit schwang sich das Griechentum immer unbestrittener zum Herrscher auf und hat dann das ganze Mittelalter hindurch der byzantinischen Welt das Gepräge gegeben. Griechisch war zwar in der byzantinischen Epoche noch ein ganz anders schillernder, ganz anders dehnbarer Begriff als in der hellenistischen. Verhältnismäßig am wenigsten kamen die Bewohner der althellenischen Lande zur Geltung, mehr schon die der Kolonialgebiete, vornehmlich der kleinasiatischen. Das meiste aber, was sich griechisch nannte, waren alle die gräzisierten Stämme verschiedensten Blutes, welche aus der Allmischung Alexanders hervorgegangen waren. Wenn dennoch es dem gesammelten Griechentum beschieden war, im Byzantinerreiche politisch eine größere Rolle zu spielen, als es den alten stets sich zersplitternden Stadtstaaten je gelungen, wenn es in die Gesellschaft, in die Regierung, in die Kirche eine Einheit brachte, an die ohne es nicht zu denken gewesen wäre, wenn es sogar in den Künsten dem oströmischen Reiche die Überlegenheit den Abendländern gegenüber wahrte, so war dieser späte und glänzende Triumph, ein Zeichen des unverwüstlichen Gehaltes, der einst diesem Zweige der nordischen Rasse innegewohnt hatte, einzig dem Umstande zu danken, daß die antike Tradition in Byzanz niemals gänzlich ausgestorben, daß es im gesamten griechischen Osten niemals zu einer konsequenten Trennung zwischen dem Alten und Neuen gekommen ist[606].

[605]) Hertzberg, „Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer", Bd. 3, S. 262 ff., 267 und bei Pauli & Wissowa. Vgl. auch F. L. Jahn in der Einleitung zu seinem „Deutschen Volkstum". G. Finlay, „Greece under the Romans", 2d edit., p. 140. Über den Rassencharakter der Bevölkerung des Reiches im allgemeinen und insonderheit in Konstantinopel („Für Jahrhunderte dem großen Schmelztiegel"), Hertzberg, „Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens", T. 1, Gotha 1876, S. 98 ff. Über die bunt wechselnde Nationalität der Herrscher Krumbacher, S. 4 ff. Über die entsprechend bunte Zusammensetzung der kaiserlichen Heere Lavisse-Rambaud, Hist. générale, T. II, p. 818 s. Über die physische und moralische Ausartung der byzantinischen Bevölkerung der letzten Jahrhunderte des Reiches A. Ellissen, „Analekten zur mittel- und neugriechischen Literatur", Bd. 3, S. 24 ff. Verjüngende Einwirkung der Albanesen: Fallmerayer, „Geschichte von Morea", Bd. II, S. 241.

[606]) Das sprechendste Zeugnis für das zähe Fortleben des Alten ist es wohl, daß die im wesentlichen auf der Formenlehre und dem Wörterbuche des Altgriechischen beruhende byzantinische Schriftsprache in den wichtigsten Literaturgattungen die Oberhand behauptete, Volkssprachen ihr gegenüber kaum aufkamen. Wie auffal-

Auch ist es wohl diesem immer noch fortlebenden stolzen Bewußtsein einstiger Größe, dem daraus erwachsenden Verantwortungsgefühl, das sich in diesem Falle einmal in einer Vereinigung griechischen und römischen Geistes äußerte, zuzuschreiben, daß in dem hundertjährigen Existenzkampfe, den Byzanz als Erbe der Antike gegen den Ansturm der semitischen Rasse durchfocht, Kleinasien zeitweilig zum Brennpunkt und Hort abendländischer Gesittung werden konnte. Mit Recht ist gesagt worden, daß die Großtaten Ostroms, insbesondere Leos des Isauriers, weit über der unverhältnismäßig mehr gefeierten Tat Karl Martells stehen: brach sich hier ein letzter Ausläufer der Welteroberer, so war dort der Vorstoß der Hauptmacht selbst auszuhalten[607]).

Freilich — eine Abwehrleistung blieb es, zu welcher die Nachantike sich aufraffte, in welcher Ostrom gipfelt. Zu großen neuschöpferischen Taten reichten die Reste der Griechenwelt nicht aus, sie mußten der jüngeren Schwesterrasse für das Abendland überlassen werden. Vernehmlich hat diese auch einmal an die Tore von Konstantinopel gepocht. Schon um 400 hing es an einem Faden, daß auch hier ein germanisches Königtum die Dynastie des Theodosius ersetzt hätte, und ein paar Menschenalter später drohte das gleiche dem Kaiser Anastasius von Theoderich. Es sollte anders kommen. Griechen und Römer behaupteten hier das Feld gegen Germanen, die fortan, wie zuvor ins Westreich, auch ins Ostreich nur noch einsickernd drangen, immerhin aber auch so dort eine nicht unbeträchtliche Rolle schon spielten, ehe sie — als Waräger oder Warangen — die Hauptstütze der wankenden Macht der byzantinischen Kaiser wurden. Skandinavier, Isländer und Angelsachsen mußten einspringen, als es mit den alten Rassen vorbei war. Die fränkische Eroberung zu Anfang des 13. Jahrhunderts machte zeitweilig aus dem Byzantinerreiche ein Feudalreich nach germanischem Muster. Aber es war einmal bestimmt, daß dort im Osten germanisches Wesen nicht ausschlaggebend sich verwurzeln sollte. So brach denn das Griechentum ein letztes Mal durch, um dann — politisch wenigstens — langsam an sich selbst zu verenden[608]), nicht ohne ein so gewaltiges Vermächtnis zu hinterlassen, wie es sich in dem unermeßlichen Einflusse der byzantinischen Kultur auf die slavische Völkerwelt kundgibt, deren südslavischer und russischer Teil ja in seiner gesamten Zivilisation so gut wie ganz auf byzantinischem Grunde ruht. Auch glomm noch genügend viel an Funken griechischen Feuers unter der türkischen Asche weiter, um, vornehmlich von den Phanarioten genährt, nach vier Jahrhunderten eine Neuerstehung vorzubereiten[609]).

lend schnell sind auch die slavischen und später die albanesischen Einwanderer gräzisiert worden! Krumbacher, S. 21, 24 ff., 788 ff. Vgl. Finlay, p. 176. Sittl, „Archäologie der Kunst", S. 799.

607) Gelzer bei Krumbacher, S. 959 ff.

608) Gelzer, a. a. O., S. 914, 923, 1001, 1023, 1037 ff.

609) Es erscheint angezeigt, hier mindestens eine kurze Skizze der Blutsverhältnisse der Neugriechen bzw. der an sie sich knüpfenden wissenschaftlichen Streit-

Seltsam mutet es uns nach diesem allen an, daß, entsprechend der Tatsache, daß die Griechen des Ostreiches sich ursprünglich politisch als Römer fühlten, der Name Rhomaeer sich selbst durch die Schreckenszeit der Türkenherrschaft hindurch als die meistverbreitete Benennung des griechischen Volkes behauptete[610]), ein letztes Zeichen, wie sich die beiden Großmächte der Antike noch im Sinken die Hände gereicht hatten. Lebte nun aber dort im Osten, in der mehr und mehr orientalisierten, slavisierten und illyrisierten griechischen Welt, Rom mehr nur als ein

---

frage zu geben. In seinem Werke „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters", Bd. 1, 2, 1830 ff. und in einer eigenen Schrift „Über die Entstehung der Neugriechen" (Stuttgart 1835) hatte Fallmerayer die im 2. Bande seiner „Fragmente aus dem Orient" (Stuttgart 1845) noch näher ausgeführte Theorie aufgestellt, daß „das Geschlecht der Hellenen in Europa ausgerottet sei, eine zweifache Erdschicht, aus Trümmern und Moder zweier neuer und verschiedener Menschenrassen (Slaven und Albanesen) aufgehäuft, die Gräber dieses alten Volkes decke, nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands fließe". Diese extreme Ansicht ist von den neueren Gelehrten je länger je entschiedener aufgegeben worden, nur ganz wenige (so v. Gutschmidt, „Kleine Schriften", Bd. 5, S. 432 ff., 438) haben sie wieder aufgenommen. Gegenaufstellungen finden sich vor allem in eigenen größeren Werken von George Finlay („Greece under the Romans", 2. Edit. Edinburg und London 1857 und „Medieval Greece") und Hertzberg („Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer", Bd. 3 und „Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart", 4 Teile, Gotha 1876 ff.), welche die Blutsverhältnisse Griechenlands während des Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein aufs eingehendste darlegen. Bei Hertzberg finden sich auch, was besonders wichtig, Stimmen aus der byzantinisch-griechischen Welt selbst zu der Frage, so die des nachgeborenen Platonikers Gemistos Plethon (14./15. Jahrh.) (Hertzberg, II, S. 430 ff.), der an dem Hellenentum der Peloponnesier festhielt, und des byzantinischen Gelehrten Mazaris (15. Jahrh.), der diese als ein buntes — siebenfaches — Gemisch stellenweise recht drastisch schildert (ebenda, II, S. 466 ff., Ellissen „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur", IV, 1, S. 187 ff.). Vgl. ferner Hopf in Ersch und Grubers Enzyklopädie, Sekt. I, Bd. 85, S. 100 ff., Bd. 86, S. 183 ff. und Ernst Curtius „Gesammelte Abhandlungen" Bd. II, S. 495—524. „Neugriechische Studien". Gute Zusammenfassungen bei Roget de Belloguet, II, p. 54—60 und Hertzberg, T. 1, S. 120—131. Nach all diesem scheint es nicht zweifelhaft, daß namentlich in Byzanz, auf den Inseln und den jenseitigen Küsten, aber auch im Eurotastal (in den Tschakonen) sich Hellenenblut erhalten hat. In hervorragendem Maße weist letzteres Penka („Herkunft der Arier", S. 108) für die Sphakioten Kretas nach, die noch heute als ungebrochener dorischer Zweig der alten Hellenen dastehen. Im übrigen stellt natürlich auch Penka den starken Rückgang der Blonden für Griechenland fest, der auch durch die anthropologischen Messungen (unter anderen eines griechischen Arztes, Dr. Stephanos) bestätigt wird. Sehr merkwürdig ist die Mitteilung (Bernhard Schmidt, „Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum", T. 1, Leipzig 1871, S. 203), daß, sehr im Gegensatz zu dem in den gebildeten Schichten Neugriechenlands seit dessen Erstehung gehegten und gepflegten Glauben an ein Ahnenverhältnis der „Hellenen", diese dem neugriechischen Volksglauben nichts anderes sind als ein untergegangenes Hünengeschlecht der Vorzeit. Zum Schluß möge hier noch Gobineaus „Royaume des Hellènes" (Paris 1905) als viel Klärendes zur Griechenfrage bringend empfohlen sein.

[610]) Krumbacher, S. 3.

Name fort, so war es ganz ein Anderes im Abendlande, in das wir jetzt zurückkehren.

Hier herrscht Rom, wenn auch in verwandelter Gestalt, in verschiedenen Erscheinungsformen — weil unter ungleich starkem Einsatz der es verkörpernden Mächte —, und so vor allem auch in verschiedenem Grade — je nach den einzelnen Ländern und Völkern —, bis auf den heutigen Tag. Am stärksten war und ist sein Einfluß natürlich in den nach ihm benannten romanischen Ländern, wo seine Sprache, sein Recht und seine Kirche so gut wie unbedingt durchgedrungen waren oder doch nur in gewissen Grenzen vom Germanentum eingeschränkt wurden. Aber auch in einen großen Teil der germanischen Gebiete hat es wenigstens mit seinem Recht und seiner Kirche hinübergegriffen.

Um ein klares Bild hiervon zu gewinnen, haben wir zunächst zu prüfen, wie es um den Begriff des „Romanischen" bestellt ist. Der Name Romania war als Gesamtbezeichnung der lateinischen Gebiete des Römischen Reiches schon im späteren Altertum üblich[611]). In neuerer Zeit versteht man unter den romanischen Völkern vorwiegend Spanier und Portugiesen, Italiener und Franzosen, denen man, namentlich insoweit ihre Sprachen in Betracht kommen, noch die Rumänen sowie die Romanen des Graubündener Landes anreiht. Unter rassischen Gesichtspunkten bedeutet diese Zusammenfassung, welche namentlich in der politischen Welt immer wieder ihre Rolle spielt, aber auch kulturell gern ausgenutzt wird, lediglich eine theoretische Abstraktion. Die Berufung auf die gemeinsame Mutter Rom hat nur ideellen, nicht stammlichen Wert, man könnte fast sagen, die Romanen seien Schulkameraden, die Germanen dagegen Blutsbrüder. Gemeinsamkeit des Blutes ist in den romanischen Ländern nur in mäßigstem Umfange vorhanden. In Spanien und Frankreich ist der ursprüngliche Volksstamm — dort (Kelt-) Iberer, hier (Ibero-) Kelten — der durchschlagende geblieben. In Italien, wo die Blutswandlungen und Mischungen weit reichlicher gewesen sind, die Italiker sich als herrschender Stamm nicht haben behaupten können, gibt es dazu kein Analogon.

Es ist für Rom, mag es auch politisch als Weltherrscherin dastehen oder nur eine geistlich-geistige Weltherrschaft ausüben, immer gleich charakteristisch, daß es diese seine Stellung nicht auf das Blut aufgebaut, im Gegenteil dieses bewußt ausgeschaltet hat. Dies ging so weit, daß ein Gobineau von der lateinischen Rasse als einem Negativwert reden konnte. In der Tat ragt Rom mit seinem Blute nur zum allerkleinsten Teile in die moderne Welt hinein, selbst von den romanischen Sprachen hat mit Recht gesagt werden können, daß nicht Römerblut, sondern Römerherrschaft sie hervorgebracht habe. Wohl haben römische Einrichtungen jeder Art den Untergang der alten und den Übergang in die neue Welt überdauert, so die römischen Städteverfassungen,

[611]) G. Körting, „Enzyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie", Teil I, S. 134.

hinsichtlich deren wohl nur noch das zweifelhaft scheint, in welchem Umfange dies für sie gilt. Aber zu dem Menschenmaterial, das den Vorgang der Neugestaltung der Völker trägt und verkörpert, hat Rom nur im allergeringsten Maße beigetragen. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Zahl der römischen Beamten und Kolonisten in Spanien und Gallien zu klein war, um der Gesamtsumme der Bevölkerung gegenüber irgendwie ins Gewicht zu fallen; die „Romanisierung" blieb daher anthropologisch so gut wie ganz ohne Einfluß, zumal auch die Legionen nicht mehr aus Römern bestanden, und erstreckte sich nur auf Sprache, Recht, Wirtschaft, Sitten und Lebenshaltung[612]). Als die Germanen kamen, war alles Römische mit den Stammvölkern jener Provinzen völlig verschmolzen, d. h. darin aufgegangen; als einheitliche Masse traten die „Römer" oder „Romanen" — romanisierte Iberer und Kelten — den Eindringenden gegenüber, und in den Decurionengeschlechtern, dem vorrömischen Nationaladel der einzelnen Provinzen, als den Trägern der römischen Kultur, haben wir die eigentlichen Begründer der romanischen Nationalitäten zu erkennen[613]). In ihrer Einzelfärbung sind diese letzteren dann allerdings durch die germanische Beimischung aufs stärkste beeinflußt worden, ja es ist nicht zuviel gesagt, daß die Zutat von Germanenblut als unterscheidende Farbe gebender Faktor ebenbürtig neben die positiven ethnischen Kräfte der Iberer, Kelten und Etrusko-Italiker getreten ist und den romanischen Völkern noch nachträglich ein Surrogat von Stämmen, und damit Individualität, Leben, Farbe, Rasse in einigen ihrer Provinzen gebracht hat[614]), so daß Rom, nachdem es während seines eigenen politischen Lebens stammliche Abstufung nicht geduldet, wenigstens nach seinem Ende in den romanischen Töchtern stammartig fortgelebt hätte, deren Volkstümer es dann freilich auch wiederum durch die drei mächtigen, teilweise allmächtigen

---

[612]) H. Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, S. 7, s. Mortillet, „Formation de la nation française", 2. édit, Paris 1900, p. 101—103.

[613]) F. Dahn, „Bausteine" Bd. I, 1879, S. 439. E. Th. Gaupp, „Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen", 1844, S. 62. Zur Romanisierung im allgemeinen, insbesondere auch zu den Gründen der Zersetzung und des schließlichen Erliegens des germanischen Elementes, Dahn, a. a. O., S. 312 ff. Rettberg, „Kirchengeschichte Deutschlands", Bd. I, S. 2 ff., vgl. Körting, a. a. O., Teil I, S. 123 ff.—137, III, 43 ff.

[614]) Hierfür sind besonders lehrreich die Charakteristiken der romanischen Völkerbestandteile in Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte". Auch H. Leo läßt („Geschichte der italienischen Staaten", Bd. I, S. 42 ff.) die Negativseite des Romanischen, die positive des Germanischen stark hervortreten. Roth, „Geschichte des Benefizialwesens" S. 57 ff., legt dies Verhältnis namentlich für Frankreich ausführlich dar. Gervinus sagt geradezu („Grundzüge der Historik", Leipzig 1837, S. 60): „In den wirklichen, beglaubigten Anfangsgeschichten der west- und ostgothischen, angelsächsischen und fränkischen Stämme liegt wie typisch die spätere Entwicklung der spanischen, italischen, englischen und französischen Staaten vorgebildet." Mit das meiste und beste hat zur Aufhellung der Frage des Verhältnisses von Germanen und Romanen in den romanischen Ländern beigetragen E. Th. Gaupp in dem vorerwähnten Werke. Es ist erstaunlich,

Haupthebel der Romanisierung — Sprache, Recht und Kirche — trotz aller germanisierenden Gegenwirkungen in seinen Geist zu bannen vermochte. Die Auflehnungen gegen Roms Recht und Kirche wie die Modifizierungen seiner Sprache sind alle gleichermaßen germanischem Geiste entsprungen.

Die größte Leistung Roms ist und bleibt wohl unbedingt seine Sprache, zum mindesten ist sie seine eigenste, urwüchsige, diejenige, welche seinem rassischen Grunde, als von einem solchen noch die Rede sein konnte, entwachsen ist und den arischen Bestandteil, der sie geschaffen, bis in die Zeiten hinein verkörperte, da im übrigen kaum mehr irgend etwas von Arischem in der römischen Welt zu entdecken war. In diesen Zeiten erst ist die Kirche Roms gegründet, ist das Recht kodifiziert worden, beides unter starkem semitischem Einfluß.

Im Zeichen der Sprache haben sich Roms größte und schönste Siege vollzogen. In ihr ist der entscheidende Grund dafür zu suchen, daß die Germanen als Eroberer wohl Kelten und Slaven, nicht aber Romanen zu germanisieren vermochten, daß sie sich dem gewaltigen Sprachnetze einfügen mußten, das die Völkermutter noch erliegend über eine neu entstehende Welt ausbreitete. Als Latein hat sie den meisten gesitteten Völkern zum geistlichen wie geistigen Binde- und Verständigungsmittel gedient, als Romanisch[615]) die Hauptkulturvölker Süd- und Südwesteuropas sprachlich neu befruchtet und belebt, zuletzt sogar — durch Vermittlung der Normannen — den Angelsachsen einen Teil ihres Sprachschatzes zugetragen.

Wenn nun aber so die Germanen sich den Romanen gegenüber sprachlich nicht durchzusetzen vermochten, wenn sie sich grundsätzlich dazu verstehen mußten, die eigene Sprache aufzugeben und die fremde anzunehmen, so haben sie an deren Um- und Neubildung sich doch in ganz anderem Grade beteiligt, als die Kelten, die doch namentlich in Gallien den Hauptteil der Bevölkerung ausmachten und dennoch im Wortschatz der neuen Sprache nur spärlich vertreten sind. Sie folgen daher nicht

wie viele und bedeutsame Erkenntnisse der neueren Rassenkunde dieser Breslauer Rechtslehrer schon vorweggenommen hat. Man sehe namentlich die Vorrede (S. IV—IX) und die ganze Einleitung mit ihren Ausführungen über Germanisierung der romanischen und Romanisierung der germanischen Länder, und sodann die Monumentalstelle über Germanen und Romanen als Halbgeschwister (consanguinei, aber nicht uterini) und über die Auswirkung dieses Verhältnisses in den romanischen Ländern, S. 214—216. Gaupp muß danach als der Hauptvorgänger Woltmanns bezeichnet werden.

615) Die Römer selbst nannten ihre Sprache latina; romana kommt nur einmal bei Plinius, und auch im Mittelalter nur selten vor: Diez, „Grammatik der romanischen Sprachen", Bd. I³, S. 73. Gleichwohl ist an dem Vorhandensein einer früher gemeinsamen romanischen Nationalsprache, als einem Übergange aus der spätlateinischen Volksmundart, schon darum nicht zu zweifeln, weil sämtliche romanische Sprachen einen gewissen gemeinschaftlichen Typus enthalten. Vgl. hierüber Diez, „Die Poesie der Troubadours", 2. Aufl., 1883, S. 287 ff. und „Grammatik der romanischen Sprachen", Bd. I³, S. 3, 45.

nur in quantitativer Hinsicht auf die Römer in dem, was sie an Sprachmaterial beigesteuert haben, ungleich bedeutsamer treten sie hervor in der geistig schöpferischen Beeinflussung[616]), in den Gegenständen, denen sie den Namen gegeben, den Gebieten, auf denen sie ihre Spuren hinterlassen haben. Man darf sagen, sie haben die eigene Persönlichkeit, die ja aus jeder fremden Umgebung so markig ab- und hervorsticht, auch den fremden Sprachen zutiefst eingegraben, so daß, was ihnen vornehmlich am Herzen lag, worin sie lebten und webten, was sie von ihrem Wesen in ihren Eigennamen nach außen ausstrahlten, uns noch heute aus romanischem Munde germanisch entgegentönt. Wie ihre Heldenhaftigkeit bewundert, ihre Körperkraft gefürchtet war, so sind zahlreiche diese Eigenschaften benennende germanische Eigenschaftsbezeichnungen dem Romanischen einverleibt. (Bezeichnet doch z. B. der Stammesname der Franken im Altfranzösischen und Italienischen zugleich den Freien, Mutvollen und Edlen.) Die Ausdrücke für Kriegs-, Jagd- und Seewesen, nicht minder die für Gemeinwesen und Verfassung, Ämter und Würden, Rechtspflege und Lehnsverhältnis entstammen zumeist dem germanischen Sprachschatz. Vor allem aber haben sich die Germanen in Personen- (Familien- wie Eigen-)namen verewigt, die ihnen — voran die Königsnamen — in allen romanischen Ländern in großer Zahl zugefallen sind, während die Kelten sich nur geographisch (in den Namen von Ortschaften, Flüssen, Völkerschaften und Bezirken) zu behaupten vermochten[617]).

In ähnlicher Weise haben nun auch im Recht die germanischen Stämme ihre Eigenart gegenüber der römischen gewahrt, in Italien am zähesten und energischsten die Langobarden, in Frankreich die Franken und Burgunder. Noch bis in den Code Napoléon hinein ist ein gut Teil deutschen Rechtes gerettet worden. Bei uns hatten zur Zeit der Rezeption des römischen Rechtes die einzelnen Stämme von ihrer Bedeutung schon viel verloren, aber erloschen ist im Gesamtvolke die Gegenbewegung gegen jenes nie ganz, von den Tagen an, da die aufständischen Bauern sich dagegen zur Wehr setzten, bis zu denen, in welchen ein Felix Dahn grimm- und schmerzerfüllte Worte über die zu geringe Berücksichtigung des deutschen Rechtes im Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich fand.

---

[616]) Keiner hat mächtiger auf die Ausbildung des Neuitalienischen eingewirkt, als der größte Germane Italiens, als Dante, und im Spanischen lebt zweifellos ein schönes Stück Gotentum mit fort.

[617]) Vgl. hierzu Körting, a. a. O., T. II, S. 146 ff., 182 ff., T. III, S. 49, 140, 515. Kluge in Gröbers Grundriß, Bd. I, S. 383 ff.—393. Diefenbach, „Origines Europaeae“, S. 158, 187. Ampère „Histoire de la formation de la langue française“, p 331 ss. Wilser, „Die Germanen“, S. 278. Diez, „Grammatik der romanischen Sprachen“, Bd. I[3], S. 61 ff., bes. S. 66, wo — nach desselben Verfassers „Etymologischem Wörterbuch“ — der Anteil der verschiedenen romanischen Sprachen an germanischem Sprachgut dargelegt wird (300 Wörter gemeinromanisch, 450 französisch, 140 italienisch).

Nicht anders war es schließlich auch in der Kirche. Teils auf friedlichem, teils auf kämpferischem Wege hat sich hier germanischer Geist immer wieder zur Geltung gebracht. Auf diesem Felde war freilich die Stellung Roms lange Zeit die allerstärkste. Zunächst ideell. Nach dem Untergange der alten Welt erhielt einzig das Papsttum noch die Erinnerung an die alte Weltstellung Roms und Italiens fest, und als Zentrum gewaltiger Ideen und Erinnerungen, als geistige Hauptstadt, als religiös-kultureller Einigungs- und Sammelpunkt — was es für die Romanen bis heute geblieben ist — übte Rom auf das gesamte Abendland den gleichen Zauber. Die Vorstellung, daß das Reich (die Weltherrschaft), das von Babylonien über Persien und Makedonien nach Rom gelangt, von Constantin nach Neurom verlegt worden, vom Papst aus dem Osten in den Westen zurückgebracht sei, hat die besten Germanen so gut wie die Abkömmlinge Roms beherrscht[618]). Aber kaum weniger fest war Roms Macht materiell begründet. Es war nichts weniger als eine Fiktion, oder gar eine Phrase, wenn in der Aufrichtung der päpstlichen Herrschaft eine Wiederaufrichtung des Römerreiches erblickt, wenn die Kirche als Erbin Roms gefeiert wurde. Der Übergang war ein durchaus tatsächlicher, greifbarer.

Die Klerikalaristokratie trat ganz unmittelbar an die Stelle der senatorischen und kurialen. Die Abteien waren vielfach Sitze reicher römischer Patrizier mit starkem Dienstgefolge[619]). Sehr geflissentlich sehen wir mehrfach sogar die Päpste selbst, die Häupter des geistlichen Rom, als auch dem Blute nach im alten politischen wurzelnd hervorgehoben[620]). Kurzum, die abendländische Welt, die im übrigen auseinanderzufallen drohte, war nochmals unter Rom geeinigt, nur daß jetzt nicht, wie einst, der Senat oder der Kaiser, sondern der Papst der Herr war, und nicht mehr Feldherrn mit ihren Legionen, sondern Glaubensboten mit ihren Mönchen auf die Welteroberung ausgesandt wurden. Diese aber ging weiter, ging genau da weiter, wo sie unter den Kaisern abgebrochen war, wie auch Rom in seinem Kirchenrecht fortfuhr, der Welt seine Gesetze aufzuerlegen. Mehr oder minder fest wurden jetzt auch die Nationalitäten, in welche die germanische Rasse sich geschichtlich zersplitterte, ins Joch der römischen Kirche gespannt, am ersten die Franken, am festesten die Westgoten. Nur gelang es dem päpstlichen Rom, das in einer geistlichen „Colluvies" die weltliche Urroms wiederholte und so auch den stammesfeindlichen Geist von diesem vererbt bekam, so wenig wie seinem Vorgänger, das Germanentum sich so völlig zu unterwerfen, wie es in seiner ganzen Tendenz lag. So mußte

[618]) Man sehe die Zeugnisse aus dem Sachsenspiegel (III, 44) und aus Otto von Freising bei Gaupp, S. 9.

[619]) Guizot, „Histoire de la civilisation en France", T. I, p. 60. Gérard, „La barbarie Franke", p. 182 ss., 208 ss. (und dort Chateaubriand), 212.

[620]) Mignet, „L'ancienne Germanie etc." p. 13 ss, 45 der Originalausgabe. Villari, „le invasioni barbariche", p. 109.

sein gewaltigster Plan, das Heilige Römische Reich deutscher Nation, zu welchem es sich die Vormacht des Germanentums zurechtgeknetet hatte, um dieses zu unterdrücken, am Ende doch scheitern, da sich gar zu offenkundig zeigte, daß die römische Kirche nur nominell und programmatisch sich über die nationalen Gegensätze erhob, in Wahrheit aber, dank dem Fortwirken semitisch-hellenistisch-römischer Bluts- und Kulturbestandteile, vielmehr vorwiegend dem Romanentum, dem sie innerlich angehörte, eine Stütze bot. Nur ein kleinerer Teil der Germanen ist ihr so treu geblieben und sucht vergeblich wieder und wieder die ihm auferlegten Fesseln zu lockern[621]).

Es ist nicht auszudenken, was an germanischem Gut und Blut, an germanischen Kräften und Aufgaben, Hoffnungen und Möglichkeiten dem dämonischen Machtgelüste Roms zum Opfer gebracht worden ist. Das ganze Mittelalter bedeutet vom abendländischen Gesichtspunkte aus eine Opferung, nein, eine Selbstopferung des Germanentums im Dienste Roms. Die große Tragödie des deutschen Kaiserwahnes, in welcher sich diese Vorgänge vornehmlich abspielten, hat ausführlich in seiner berühmten Monographie „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" Heinrich von Sybel, ergreifend in wenigen knappen Sätzen Gustav Freytag zur Darstellung gebracht[622]). Vergebens warf sich, was die einander folgenden Jahrhunderte an Edelblut besaßen, dem römischen Siegeswagen entgegen. Über die Leiche des alten Kaisertums ging der hinweg, in die neue Zeit hinein. Der germanischen Reformation setzte Rom die romanische Renaissance entgegen, oder vielmehr zunächst zur Seite. Der Umstand, daß gerade bei dieser das germanische Blut im ungeheuersten Maßstabe beteiligt, daß ihm — namentlich auf dem künstlerischen Felde — ihre Hochblüte zu verdanken ist, darf nicht dar-

[621]) Man erinnere sich nur des Auftretens der deutschen und eines Teiles der französischen Bischöfe auf dem Vatikanischen Konzil von 1870. Die Schicksale der Germanen in der Kirche spiegeln sich wohl am besten in dem Blute der Päpste und in der rassischen Zusammensetzung des Kardinalskollegiums. Daß sie in den ersten Jahrhunderten, wo der angeblich universale, in Wahrheit romanistisch-ungermanische, ja antigermanische Charakter der Kirche sich entschied, unvertreten waren, begreift sich aus der damaligen Weltgestaltung. (Vgl. Harnack über die Herkunft der 48 ersten Päpste in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, 1904, S. 1044 ff.) Die regste Beteiligung des germanischen Elementes an den Leistungen der Kirche erfolgte im Mittelalter, namentlich im Hochmittelalter, teils Hand in Hand mit dem Kaisertum, teils gegen dieses. Die Kardinäle freilich waren schon damals (12. und 13. Jahrh.) meist aus Italien, verhältnismäßig die wenigsten aus Deutschland. Mit der Zeit verlangten und erlangten dann die ausländischen Völker immer stärker Berücksichtigung. (v. Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen", Bd. VI², S. 78 ff.) Neuerdings hat das Vorherrschen des Italienertums im Papsttum wie im Kardinalskollegium wieder gänzlich obgesiegt, und mit dem so gut wie völligen Ausschluß der Germanen namentlich aus ersterem haben treueste Söhne der Kirche wie Fr. X. Kraus und Graf Leusse („Etudes d'histoire ethnique", T. II, p. 592, 649) ihre schönsten Hoffnungen begraben müssen. Vgl. hierzu auch die Ausführungen in „Papst, Kurie und Weltkrieg", historisch-kritische Studie von einem Deutschen, Berlin 1918, bes. S. 99, 102.

[622]) „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Bd. I, S. 347 ff.

über täuschen, daß diese ganze Bewegung ihrem Sinn und Ergebnis nach doch eine durch und durch römisch-romanische war, welche so das zuvor Gesagte an einem höchsten Beispiele bestätigt. Durch die Renaissance wurde es offenbar, daß trotz alles Anscheines des Gegenteiles die Kontinuität zwischen Rom und der — andauernd mehr oder minder romanisierten — neueren Welt niemals unterbrochen, daß den germanisierenden Mächten des Mittelalters gegenüber die Rückromanisierung im stillen immer weitergegangen und jetzt vollendet war. Auf alle Länder hat der sich so machtvoll regende Genius des Alten Rom zurückgewirkt, den Eroberungen des Schwertes und denen der Seelen jetzt auch noch solche der Geister hinzufügend, am stärksten natürlich auf Italien, aber kaum minder stark auf Frankreich, wo es ihm gelang, die gesamte Literatur zur Verleugnung ihrer eigenen nationalen Vergangenheit, zum schroffen Bruch mit ihren bisherigen Überlieferungen zu bestimmen[623]), während in Spanien die Renaissancebildung in dem stolzen Selbstbewußtsein und der religiösen Begeisterung des Volkes ihre Schranken fand. Mit dem Siege des in die Aufklärung hinüberleitenden Geistes des Barock und des Rokoko über das „Gotische" durfte sich Rom am Ziele wähnen, und wäre es gewesen, wenn sich ihm gegenüber die germanische Welt, in der deutschen Klassik und dem deutschen Idealismus, nicht nochmals zu einer gewaltigen Gegenleistung aufgeschwungen hätte. Zu der von den edelsten Geistern herbeigesehnten Ausbreitung dieser germanischen Renaissance ist es freilich nicht gekommen, nur der deutschen Musik gelang es, die gesamte Kulturwelt beseelend zu durchdringen.

Auf zweierlei gründet sich die Überlegenheit Roms, das, was seine Panegyriker so gern als seine Ewigkeit bezeichnen. Einmal auf die Macht jener Bildung, welche es einst spielend hochstehende Völker romanisieren ließ, welche den romanischen Völkern bis in die Neuzeit den großen Vorsprung in allen Zweigen kultureller und geistiger Entwicklung sicherte und in ihnen noch heute einen Rest altrömischen Selbstgefühles lebendig erhält[624]). Dann aber, und vor allem, auf jenen Geist des Universalismus, der Zusammenfassung, welchem Roms einziger ebenbürtiger Gegner, das Germanentum, keine entsprechend kompakte Macht entgegenzustellen vermag, da ihm vielmehr, mit dem Hang zum Individualismus, gerade in seinen wertvollsten Vertretern zugleich der zur Zersplitterung eignet. Und gerade seine kostbarste Mitgift, seine Rasse, findet im Weltgebäude, das Rom plant und vielleicht ausführen wird, keine Stätte.

Das weltgeschichtliche Schicksal, das beiden bevorsteht, mag sich darnach ein jeder, so gut er kann, aus dem bisherigen Verlauf herauslesen.

[623]) Körting, a. a. O., Teil 3, S. 390 ff. H. Morf, „Geschichte der neueren französischen Literatur", Buch 1, Straßburg 1898.

[624]) Zu allem Obigen vgl. H. Leo, „Geschichte der italienischen Staaten", Teil 1, S. 42 ff., Arnold, „Deutsche Geschichte", Bd. II, S. 4, Gervinus, „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", S. 21—23, 39—45, Karl Hillebrand, „Zeiten, Völker, Menschen", Band II², S. 5 ff.

Achtes Kapitel

Kelten und Slaven.
Zwei Familien der Kelten. Kelten und Germanen. Kelten und Italiker. Mittlerstellung der Kelten. Ihre geschichtliche Rolle. Keltische Bewegung von heute. — Die Slaven, ursprünglich nordisch, durch ihre Mischungen dem Urtypus stark entfremdet. Ihre Unselbständigkeit, Unproduktivität. Germanisch-slavische Mischungen. Allslaventum.

Mit den Kelten und Slaven, vornehmlich mit den ersteren, werden wir, zunächst wenigstens, in das vorgeschichtliche Europa zurückversetzt, über welches wir uns in unserem ersten Teile, besonders im 10. Kapitel, ausführlicher verbreitet haben.

Unermeßlich viel ist über die Kelten geforscht und geschrieben worden[625]), ohne daß man doch ihrem eigentlichen Wesen je auf den Grund gekommen wäre oder auch nur Aussicht hätte, dahin zu gelangen. Allzu tief steckt ihr Kern in der Vorzeit, allzusehr sind ihre Betätigungen uns nur noch als Spiegelungen, ihre Wirkungen nur als Nachwirkungen zugänglich. Bei dem fast gänzlichen Fehlen unmittelbarer — wenigstens literarischer — Quellen sind Werturteile über sie äußerst prekär, und die begeisterten Phantasien, welche einzelne Keltomanen in sie hineingetragen, ebensowenig berechtigt wie die bis zur Antipathie gehende Ablehnung, welche andere Forscher (Mommsen, Gobineau) ihnen zugewandt haben. Am meisten Aufklärung hat wohl auch hier wieder die prähistorische Archäologie gebracht, wie deren Fachwerke erweisen. Wie schwer sie aber anthropologisch zu fassen, lehrt die Tatsache, daß sie der Reihe nach mit den Italikern, den Germanen und den Slaven haben identifiziert werden können. Das deutet in jedem Falle auf eine gewisse Zerflossenheit ihres Wesens, die uns berechtigt, sie gewissermaßen als die liquidae des Völkeralphabetes zu bezeichnen[626]). In historischer Zeit zumal haben sie so wenig festen Charakter behauptet, daß sie letzten Endes nur als eine Mittel- oder Mittlerfigur unter den indogermanischen Familien für uns dastehen, wiewohl sie ohne Zweifel ursprünglich Persönlichkeit besessen haben wie alle übrigen, die ja auch

[625]) Lelong hat schon vor mehr als 200 Jahren in seiner Bibliothèque historique de France (1719) einige hundert Schriften über sie verzeichnet. Und was ist seitdem noch alles hinzugekommen! Außer den enzyklopädischen Werken gibt auch Ripley (p. 124—128) eine gute Übersicht eines Teiles der Geschichte der Keltenfrage. Auf einzelne besonders wichtige Sonderwerke wird im folgenden verwiesen.

[626]) Sogar vom Alpinus hat ein italienischer Gelehrter sie ableiten wollen, doch leidet es keinen Zweifel, daß die Kurzköpfigkeit ihnen erst durch Mischungen zugewachsen ist. Vgl. hierzu Hoernes in der Polit. Anthropol. Revue, Jahrg. VII, S. 12, der der obigen Annahme Colajannis nicht fernsteht.

durch die Überlieferung noch genugsam durchschimmert, die ihnen aber durch stärkere und frühere Mischungen mehr und mehr verloren ging, bis sie am Ende mit Ausnahme kleiner Gruppen im äußersten Westen Europas teils romanisiert, teils germanisiert wurden und damit vom Völkerschauplatze abtraten, nicht ohne als bedeutsame Teilunterlage und als Mischungsbestandteil fast aller neueren Völker kulturell wie anthropologisch sich geltend zu machen[627]).

Wenn somit allem Wissen um die Kelten immer etwas Relatives anhaften wird, so haben sich doch immerhin einige feste Punkte herausgebildet, welche sich auch durch alle Wandlungen der Forschung unerschüttert behauptet haben. Ehe wir sie aber ins Auge fassen, müssen wir eine Streitfrage kurz abtun, welche die keltischen Forscher lange Zeit in zwei Lager gespalten hat. Es ist die der Einheitlichkeit oder Zweiteilung der Kelten.

Es versteht sich, daß wir hier den französischen Forschern den Vorrang lassen, da ja die Keltenfrage für das Rassenleben der Franzosen die gleiche überragende, fast ausschließliche Bedeutung besitzt wie für das unsere die Germanenfrage.

Die französischen Historiker haben unter Führung Amédée Thierrys ziemlich ausnahmslos mit großer Bestimmtheit zwei Familien der Kelten unterschieden, einen nördlichen Zweig, den sie Kymrys, und einen südlichen, den sie Galls benannten. Die Anthropologen Edwards, Roget de Belloguet, Broca, später bei uns Ratzel, haben sich ihnen angeschlossen und insofern Licht über diese Zweiteilung verbreitet, als sie es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht haben, daß die beiden Familien in historischer Entwicklung auseinander hervorgegangen sind, indem die südliche nach Abzweigung von den großen, langköpfigen, blonden, helläugigen Kymrys durch Vermischung mit vorwiegend der Mittelmeerrasse angehörigen Stämmen, vor allem den Ligurern, zu den mittelgroßen, braunäugigen, schwarzhaarigen Kelten der späteren historischen Zeiten geworden sei. Hierdurch verringert sich ja übrigens der Gegensatz zu den Verfechtern einer einheitlichen Auffassung der Kelten, als deren Hauptwortführer wohl Lapouge und Mortillet bezeichnet werden dürfen, nicht wenig. Einig sind außerdem alle darin, daß sie in dem nördlichen Zweig wie den ursprünglicheren so den geschichtlich durchschlagenderen, wirksameren, den eigentlichen Träger des Keltennamens, vor allem also denjenigen erkennen, von dem die großen Kriegs- und Siegeszüge ausgegangen sind[628]).

---

[627]) Forbiger, „Alte Geographie von Europa", 2. Aufl., S. 102, zählt neun Gruppen der Kelten auf, deren einzelne Hauptstämme er ebenfalls angibt: gallische, iberische, britische, belgische, italische, Alpen- und Donaukelten, illyrische, makedonische, thrakische und asiatische. Von diesen kamen allerdings schon im späteren Altertum die iberischen fast nur noch mit Iberern, die belgischen nur noch mit Germanen gemischt vor.

[628]) Eine kurze geschichtliche Darstellung der Zweiteilungsfrage bei Boisjoslin, p. 170 ss. Hauptstellen Amédée Thierrys (mit Charakteristik der

Fest steht nun aber von diesen Kelten nicht minder, daß sie den Germanen bis hart an die Grenze der Identität verwandt sind. Bis hart an die Grenze sage ich darum, weil eine eigentliche und volle Identität sich zwar für die Ursprungszeiten vermuten, nicht aber im historischen Verlauf nachweisen läßt, daher sie auch, wenigstens von Neueren, nur ganz vereinzelt behauptet worden ist. Immerhin herrscht auch darüber so gut wie Einmütigkeit, daß Kelten und Germanen an manchen Stellen bis tief in die historischen Zeiten hinein — es sei selbst noch an die Kimbern, Teutonen und Ambronen erinnert — nicht auseinanderzuhalten sind, und daß insbesondere jene rassischen Vorgänge, welche fast dem gesamten alten Europa eine von Haus aus kriegerische Aristokratie auferlegt, eine bis heute fortwirkende und kenntliche Trennung der Bevölkerungsbestandteile — „aktive und passive" — geschaffen haben, auf jene beiden großen Gruppen gemeinsam zurückgehen, so daß nur sehr summarisch sich bestimmen läßt, was davon den Kelten, was den Germanen zufällt[629]).

beiden Zweige) „Histoire des Gaulois", 5me Edit., 1859, T. 1, p. 4, 15, 71 ss. (wo auch die Hauptverbreitungsgebiete der beiden Familien), 113 ss. Ihm ist dann namentlich Henri Martin gefolgt. Von Anthropologen vgl., außer Roget de Bellogucts „Ethnogénie Gauloise", Broca in seinen „Recherches sur l'ethnologie de la France" (Mémoires de la soc. d'anthropol. de Paris, T. I) p. 8 ss., Lapouge „l'Aryen", p 308, 314 ss., G. de Mortillet, „Formation de la nation française", p. 76 ss., 94.

[629]) Das hat besonders klar und nachdrücklich ausgesprochen G. de Mortillet, a. a. O., p. 136—139, 143, 328. Vgl. auch Courtet de l'Isle, p. 286 ss., Ripley, p. 127. Sehr merkwürdig ist es, die allmähliche Scheidung der beiden großen Stämme in der Literatur zu verfolgen. Die älteren Griechen warfen sie noch unterschiedslos durcheinander, aber schon Strabo (IV, p. 195) erklärte sie für zwar ähnlich und verwandt, aber nicht identisch. Bei den Römern brach Cäsar die Bahn für die richtige Erkenntnis, Sueton, Tacitus, Prokop und andere sind ihm dann gefolgt. (Schon Zeuß hat die hierauf bezüglichen Quellen zusammengestellt.) Leibniz faßt wiederholt Gallier und Germanen unter dem Keltennamen zusammen (Opera, T. IV, 2, p 193 seq.). Auch bezeichnet er die Kelten als Halbgermanen und ahnt ihre Abzweigung von den Germanen (ebenda, und ganz besonders auch T. VI, 2, p. 86 seq.). Im vorigen Jahrhundert versuchte A. Holtzmann („Kelten und Germanen", Stuttgart 1855) mit rein philologisch-historischen Mitteln eine völlige Identifizierung der beiden durchzuführen, wurde aber von H. B. Chr. Brandes in einem ungleich gründlicheren und gediegeneren Werke („Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen", Leipzig 1857) dahin widerlegt, daß sie zwar zwei Zweige eines großen Völkerstammes, aber doch zwei gesonderte Völkerfamilien seien. Bei dieser Erkenntnis ist es dann für die Forschung fortan verblieben, so zwar, daß die enge Zusammengehörigkeit immer festgehalten, von den einen aber mehr das Gemeinsame, von den anderen mehr das Trennende betont wurde. In ersterer Richtung bewegen sich unter anderen Ratzel („Berichte der Sächsischen Gesellschaft der Wiss.", Bd. 52, S. 130 ff.) und Wilser („Die Germanen", S. 86, 102 ff., 108—112), auch Schrader („Reallexikon", S. 922), in letzterer Mannert, „Geographie der Griechen und Römer", Bd. 3, S. 12 ff., und Diefenbach, „Celtica" Bd. II, 1, S. 170 ff. Daß die Spaltung vornehmlich durch Vermischung seitens der Kelten erfolgt sei, hat namentlich Wilser aufs einleuchtendste dargetan.

Wie den Germanen, haben die Kelten nun aber auch den Italikern außerordentlich nahe gestanden, und hierin vornehmlich liegt das begründet, was zuvor von ihrer Mittel- oder Mittlerstellung innerhalb der indogermanischen Familie gesagt worden. Die Übergänge sind hier wie dort vielfach unmerklich, hier wie dort stößt man sprachlich, kulturell und selbst politisch auf keltische Vorgängerschaft, keltische Grundlagen und Einflüsse. Schon Leibniz hat es lapidar ausgesprochen[630]: „Scythae fundamentum jecere gentis Graecorum, ut Celtae Italorum". Die Sprachforscher waren sich über die enge keltisch-italische Verwandtschaft längst klar, und neuerdings wird sie auch von der vorgeschichtlichen Archäologie immer entschiedener vertreten[631]. Jede Einigung verschiedener Wissenszweige ist aber gerade in der Keltenforschung ganz besonders zu begrüßen, weil früher nichts so sehr daran gehindert hat, den Kelten recht beizukommen, als das Auseinandergehen der Historiker, Anthropologen, Linguisten und Prähistoriker, von denen ein jeder unter dem Kelten etwas anderes verstand. Um von diesem ein einigermaßen geklärtes Bild zu bekommen, können wir daher nichts besseres tun, als die wenigen Kardinalsätze oder -tatsachen, in betreff deren eine solche Einigung vorliegt, und gegen die keine der genannten Wissenschaften Einspruch erheben dürfte, zusammenzuziehen, wobei wir von der allerseits erkannten Mittlerstellung der Kelten ausgehen wollen[632].

Diese ihre Mittlerstellung ist ebensowohl zeitlich wie räumlich zu fassen. Nicht nur geographisch haben sie sich zwischen Römer und Germanen geschoben, auch geistig und kulturell bilden sie rassisch eine Mittelschicht zwischen beiden. So sind sie gleichsam die Brücke geworden, über welche die alte Welt mit der neuen in Verbindung trat[633]. Sie selbst sind freilich mehr oder minder in der alten stecken

[630]) „Opera", T. IV, 2, p. 189.

[631]) So von Kossinna in seinem neuesten Werke „Ursprung und Verbreitung der Germanen", Berlin 1927, S. 271—279. Vgl. auch R. Much, „Kelten und Germanen" („Volk und Rasse", 1928, S. 148).

[632]) Über die viererlei verschiedenen Auffassungen der Kelten Hoernes in der Polit. Anthr. Rev. VII, S. 12 ff. Den besten Aufschluß über das Keltentum werden wir danach von denjenigen Forschern erwarten dürfen, denen es gegeben war, möglichst diese verschiedenen Gesichtspunkte zu vereinigen. Noch heute will mir scheinen, daß in diesem Betracht Lorenz Diefenbach der Preis zu erteilen sei, nicht sowohl in seinem großen Sonderwerke „Celtica", als in dem den Kelten gewidmeten Abschnitte seiner „Origines Europaeae" (S. 122—186). Den grell kontrastierenden Werturteilen anderer gegenüber berührt hier eine hohe Objektivität besonders wohltuend. Die Zweiteilung, durch welche hindurch dennoch eine innere Einheit fortbesteht, die Quellen des Keltentums, die Sprache, das Physische, der Charakter, die Kultur, die Verfassung, der Glaube — alles ist hier grundlegend zusammengefaßt in einer Weise, daß auch neuere Forschung es in den Hauptzügen nicht hat ändern können. Außerdem seien hier noch genannt Windisch bei Ersch und Gruber und — für das Sprachliche — Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", S. 75 ff., 86, 158 ff., 628.

[633]) Vollgraff, S. 797. Treffend sagt ein französischer Historiker (Ozanam, „Etudes Germaniques", T. II[5], p. 113): „. . . les Romains finissaient quand les Germains commençaient à peine, la première de

geblieben und haben es in der Hauptsache den Germanen überlassen müssen, die neue aufzubauen. Aber allein schon, was sie als Vorläufer und Bildner dieser letzteren geleistet haben, würde genügen, ihnen einen hervorragenden Rang unter den Völkerfamilien zu sichern.

Man kann den Kelten kein größeres Unrecht tun, als indem man sie im Sinne einer Nebenbuhlerschaft mit den Germanen vergleicht, wie das nur zu oft geschieht. In Wahrheit handelt es sich bei der Kelten- und Germanenfrage, soweit nicht um eine Mischung, vielmehr um eine Sukzession. Wir erwähnten schon, daß Kelten und Germanen gemeinsam, wenn auch vielleicht schon getrennt, ganz Zentraleuropa seine vorgeschichtliche Herrenschicht geliefert haben. Der kriegerische Geist hat die einen wie die anderen während all ihrer guten Jahrhunderte beseelt; keltische so gut wie germanische Söldner treffen wir in aller Herren Ländern an[634]). Noch bis in das Mittelalter hinein hat das fortgewirkt, am Rittertum haben die Kelten ihren gemessenen Anteil, wie allein schon daraus hervorgeht, daß eine ganze Anzahl hervorragendster Gestalten der ritterlichen Sagenpoesie von ihnen geschaffen worden sind, wenn diesen auch erst deutsche Sangesmeister ihre eigentliche Seele eingehaucht haben. Die Kreuzzüge hat man mit Recht als letzte Eroberungszüge den einstigen keltischen und germanischen angereiht[635]), und da sie wesentlich von Frankreich ausgingen, ist gewiß viel gallisches Blut bei ihnen mit vertreten gewesen, wenn auch eben damals der Frankenname als den Europäer bezeichnend sich im Orient behauptete, und damit ein letztes Mal symbolisch bekundet wurde, daß der Kelte dem jüngeren, erfolggekrönteren und wohl auch begabteren Bruder das Feld hatte räumen müssen.

Aber einst hatte auch er seine große Zeit gehabt, in der er dem Germanen ebenbürtig und in gar manchem überlegen war. Eine berühmte Stelle Cäsars (Bell. Gall., VI, 24) dehnte dies sogar auf die kriegerische Tapferkeit aus, und französische Forscher wollten von einem Keltenreiche in Osteuropa wissen, dem Germanen als Unterworfene angehört hätten[636]). So wenig wir hierüber wohl je Sicherheit werden gewinnen können, so fest steht dagegen die Beeinflussung der jüngeren Familie durch die ältere auf den allerverschiedensten Gebieten[637]). Auf dem politischen hat man daran erinnert, daß so bedeut-

ces deux races était trop vieille pour achever l'éducation de la seconde, et entre elles il avait fallu p. a. d. une autre génération, pour soutenir la chaîne et former le noeud. C'est la fonction de la race celtique " Zu dem Übergangscharakter der Kelten auch Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", Bd. I, S. 163, 176 und bes. 197, wo sie, als „Substrat der modernen Zeit", mit den Pelasgern, als dem der alten, verglichen werden.

634) Michelet, „Histoire de France", T. I, p. 19.

635) Mortillet, p. 132.

636) Arbois de Jubainville, „Les Celtes", p. 163 ss. und „Les premiers habitants de l'Europe", T. II², p. 369 ss 384 ss.

637) Schon Strabo (IV, p. 195 seq.) hat dies Verhältnis geahnt, als er die Vergangenheit der Kelten der Gegenwart der Germanen verglich.

same Worte wie Amt, Reich und andere aus dem Keltischen stammen, selbst im Kriegswesen hat man keltische Spuren entdecken wollen. Vollends unbezweifelt aber ist das Jahrhunderte lange Überragen der keltischen Kultur. Die den Namen La Tène tragende Kulturepoche wird jetzt ausschließlich den Kelten zugeschrieben. Durch sehr frühe und immer erneute Verbindungen mit ihnen erfuhr Leben, Glauben und Wissen der Germanen mannigfache Bereicherung[638]). Am bedeutsamsten sollte sich Vorbild und Anregung der Kelten auf dem religiösen Gebiete auswirken. Die Missionen und Kolonisierungen der Irenmönche, namentlich in Nordfrankreich und der Schweiz, können auch durch die späteren größeren Leistungen der Angelsachsen nie verdunkelt werden; zu der Zeit ferner, da alles Wissen, alle geistige Tätigkeit auf dem Mönchsstande beruhte, haben die irischen und schottischen Klöster lange allen anderen vorangeleuchtet[639]). Nicht minder aber erscheinen die Kelten an der Ausweitung der abendländischen Welt, an der Aufspürung neuer Territorien beteiligt: fast überall, wohin wir blicken, selbst in Island, ja vielleicht in Nordamerika, scheinen Iren vor den Normannen gewesen zu sein[640]).

Nach diesem allen fallen wohl die überaus scharfen Urteile, welche namentlich Mommsen[641]) über die Kelten gefällt hat, als zum mindesten einseitig in sich selbst zusammen, und die Reaktion, welche sich überhaupt gegen deren Zurücksetzung und Mißachtung erhoben hat, war vollberechtigt. Die Fehler des keltischen Familiencharakters, welche in dessen hundertfältig erfolgten Zeichnungen[642]) sich genügend hervor-

[638]) Zum gegenseitigen Verkehr und Austausch insbesondere zwischen Iren und Normannen, E. H. Meyer, „Mythologie", S. 43—45, Weinhold, „Altnordisches Leben, S. 277, 351, 405. Einfluß der Kelten auf die deutsche Bildung nachgewiesen an Sprache, Schrift, Dichtung, Religion und Leben von Mone, „Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa", S. 352 ff., auf Garten- und Gemüsebau, Jagd usw. von Hehn, S. 47, 199, 362 ff., 367 ff. Das Verhältnis der vorgeschichtlichen Völker — frühere und glänzendere Bildung bei den Kelten, Übernahme und vielfach Vertiefung derselben durch die Germanen — hat sich bei den geschichtlichen — Franzosen und Deutschen — fortgesetzt.

[639]) Mignet, „L'ancienne Germanie", p. 32 ss., 42 ss. Michelet, „Histoire de France", T. I, p. 153, 261 ss.

[640]) Die Spuren sind freilich nicht überall sicher (namentlich insoweit Amerika in Betracht kommt: Humboldt, „Kosmos", Bd. II, S. 171 ff., 292 ff., A. W. v. Schlegel, „Werke", Bd. 12, S. 525 ff.), und vor allem ist es für die ältere Zeit fast noch weniger als für die Ritterzeit möglich, Kelten und Germanen immer auseinander zu halten.

[641]) In seiner Römischen Geschichte, und vor allem auch in seiner Abhandlung: „Die Schweiz in römischer Zeit".

[642]) Amédée Thierry („Histoire des Gaulois", T. I, p. 3—4) faßt die „traits saillants" der keltischen Familie so zusammen: „une bravour personnelle que rien n'égale chez les peuples anciens; un esprit franc, impétueux, ouvert à toutes les impressions, éminemment intelligent; mais à côté de cela, une mobilité extrême, point de constance, une répugnance marquée aux idées de discipline et d'ordre, beaucoup d'ostentation, enfin une désunion perpétuelle, fruit de l'excessive vanité".

drängen und noch heute an der am stärksten keltisch bestimmten Nation sich ganz ebenso nachweisen lassen, haben nur zu vielen den Blick für ihren Wert getrübt, der am wirksamsten durch die weit über das Physische hinausgehende Verwandtschaft mit den Germanen sich erhärten läßt. Wie tief diese ins Geistig-Seelische hineinragte, ersehen wir aus vielen Zügen der Sagenpoesie: hier sei z. B. nur daran erinnert, daß, wie die Germanen, auch die Kelten Eigennamen für ihre Rosse, Waffen, Banner usw. hatten[643]. Ein solcher intimer Zug des Volkscharakters wiegt ganze Abhandlungen auf. Auch von den größten Bretonen, etwa einem Abälard, ist mit Recht gesagt worden, wie ungemein nahe sie den größten Germanen stehen[644].

Selbst das, was den Kelten recht eigentlich zum Verhängnis geworden ist und ihre unzweifelhaft hohen Gaben nicht voll schöpferisch hat werden lassen, die Unfähigkeit, sich national zu einigen und irgendwo ein politisches Ganze von größerer Dauerkraft zu bilden, hat in der germanischen Welt, in deren deutschem Zentrum wenigstens, bis zu einem gewissen Grade ein leidiges Gegenstück. Nur daß der inneren Entwicklung bei uns ein günstigerer Stern geleuchtet hat, und wir darum der Menschheit ganz andere Früchte spenden konnten, als die Kelten, deren Entwicklung anscheinend nicht recht zu Ende gekommen ist, die, vorzeitig gealtert, aus dem Stadium der Unreife unvermittelt in das der Überreife übergingen und dann verschwanden, ohne daß man sich ein Bild davon machen kann, was von ihnen etwa noch zu erwarten gewesen wäre[645].

Auf eines aber muß zum Schluß noch hingewiesen werden. Die Spärlichkeit wie der Charakter der keltischen Quellen beruht darauf und deutet darauf hin, daß die Kelten nicht eigentlich eine Geschichte gehabt haben. Die Sage hat bei ihnen alles überwuchert, und mit ihrer Hilfe sind sie bemüht gewesen, ihre in den Hintergrund gedrängte Nation wenigstens in der Vergangenheit gewaltig erscheinen zu lassen[646]. Ein dunkles Gefühl vergangener Größe hat sie so beseelt, das sie auch dann noch als blutliche und geistige Einheit zusammenhielt, als sie politisch nichts mehr bedeuteten, und viele ihrem Blute Entstammende als Franzosen, Briten oder Deutsche galten. Dieses Einheitsbewußtsein aber, das uns Livius für das Altertum bezeugt, das sie noch im Mittelalter über alle staatliche Trennung hinweg auf dem Wege der Sprache

643) Kluge in Gröbers Grundriß d. roman. Philol., Bd. I, S. 393. Beiläufig: Wie viele keltische Personennamen muten uns ganz unmittelbar germanisch an!

644) Auf dieses Moment legt auch Chamberlain („Grundlagen", S. 469—471) in seinem Preis der Kelten den Hauptnachdruck.

645) Arnold, „Deutsche Urgeschichte" Bd. I, S. 188 ff. Boisjoslin, p. 232 ss., 350 ss., 356 ss., sucht nachzuweisen, ein wie wertvoller Besitz gleichwohl dem Ganzen der Völkerwelt mit dem Verschwinden der Kelten verloren gegangen sei.

646) Ebert, a. a. O., Bd. II, S. 391.

sich verständigen ließ[647]), es mußte neuerdings in dem Maße wieder aufleben, als wir uns dem Zeitalter der Rasse näherten. Der Heldenkampf der Vendeer und Bretonen für ihren König und für ihr Volkstum, der sich in der heutigen Auflehnung gegen die straffen Zentralisationsgelüste der französischen Regierung Seite an Seite mit den Elsässern fortsetzt, und das zähe Ringen der Iren um ihre Freiheit zeigt, wie wenig alle politische Unterdrückung doch das Keltentum als Verkörperung des Rassengedankens hat ertöten können. Aber auch geistig hat sich dies seit einigen Jahrzehnten gesammelt und emporgerafft. Eine in Dublin erscheinende Zeitschrift „Celtia. A panceltic monthly magazine" setzte es sich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Ziel, den Gedanken einer ihre Wurzeln in ferne Vergangenheit erstreckenden angeborenen Stammesverwandtschaft innerhalb der 15 Millionen lebender Kelten zu pflegen[648]), und des öfteren, zuletzt im vergangenen Jahre (1927) strömten Tausende von Bretonen, Wallisern und Gälen zu großen in altkeltischen Formen gefeierten Nationalfeiern in der Bretagne zusammen[649]). Gleichviel, welche Zukunftsaussichten solchen Bestrebungen winken mögen, ihre ideelle und symptomatische Bedeutung wird keiner, der den Rassengedanken in sich aufgenommen hat, verkennen können. Und der Wissende wird ihnen schon darum seine Sympathie nicht vorenthalten, weil er billigerweise nicht vergißt, wieviel von der Vorzeit übernommenes Keltenblut in den Völkern aller europäischen Hauptländer weiterlebt und an ihrer Kultur mitwirkt.

Wesentlich anders als um das Verhältnis der Kelten zu den Germanen steht es in dieser Hinsicht um die Slaven. Um das hierüber zu Sagende gleich in eine kurze Formel zusammenzufassen, so wird zwar auch von ihnen heute von niemanden mehr bezweifelt, daß der Kern und Stamm der Familie ursprünglich den Germanen engstens nahe gestanden hat, mit anderen Worten, daß auch sie von Hause aus zur nordischen Rasse gehört haben. Aber der Charakter der Mischungen, denen sie unterlagen — vorwiegend mongolischer oder mongoloider Art im Gegensatz zu den vorwiegend mittelländischen und alpinen der Kelten —, hat sie im geschichtlichen Verlaufe dann ganz anders weit von

647) Über das Zusammenhalten der Kelten des Festlandes mit denen der britischen Inseln, Pauli, „König Aelfred", S. 43. Über ihre Spracheinheit Diefenbach, „Origines", S. 150 ff.

648) Nach Driesmans, „Rasse und Milieu", 2. Aufl., S. 87—95.

649) Beschreibung eines derselben in der Monatsschrift „Kultur und Leben", Jahrg. 4, Schorndorf Wttbg. 1927, S. 349. Über früheres der Art aus dem 19. Jahrhundert Diefenbach, „Celtica", Bd. II, 2, S. 54 und „Origines Europaeae", S. 15. Über die pankeltische Bewegung auch A. Wirth, „Volkstum und Weltmacht", S. 177.

dieser entfernt[650]), er hat sie vor allem, wohl im Verein mit einer schon sehr früh entwickelten minder nordischen Sonderanlage, von der Mitschaffung der europäischen Kultur, an welcher die Kelten in so hervorragendem Maße beteiligt sind, mehr oder minder ausgeschlossen. Diese Sätze gilt es jetzt näher zu belegen.

Seit Schafarik erscheint es wohl als ausgemacht, daß wir in den Slaven ein Urvolk, kein im Laufe der Geschichte neugebildetes, zu erkennen haben. Genaueres über die Ahnenschaft der heutigen Slaven hat sich freilich nicht ermitteln lassen, ihre Ursprünge und ältesten Geschicke sind in noch dichteres Dunkel gehüllt als die der Kelten. Nur darüber sind sich die Kenner einig, daß in Sitten und Gebräuchen, Religion und Gesetzgebung der alten Slaven eine so große Übereinstimmung und Verwandtschaft mit den übrigen Familien der nordischen Rasse bestanden haben muß, daß es ganz undenkbar wäre, sie davon zu trennen[651]). Auch die Sprachforschung[652]) und neuerdings die Anthropologie[653]) bestätigen diese Feststellung, wenn auch die Versuche, die Slaven nun innerhalb der indogermanischen Völkergruppe mit bestimmten Familien derselben zu einer festen Untergruppe zusammenzufassen, bisher gescheitert sind[654]).

Wie immer die Urslaven beschaffen gewesen sein mögen, für diejenigen Völker, denen wir als Sorben oder Wenden in der Geschichte begegnen, und die wir heute als Slaven zusammenzufassen gewohnt sind, ist zweierlei bestimmend geworden: ihre Berührung und Vermischung

[650]) Wilser („Die Germanen", S. 127) führt diesen größeren Abstand wohl mit Recht auch darauf zurück, daß die Slaven sich weit früher vom Stammvolk getrennt haben als die letzten Wellen der Kelten.

[651]) Schafarik „Slavische Altertümer" (deutsche Ausgabe), Bd. I, Leipzig 1843, S. 57.

[652]) Zuerst haben sich Jakob Grimm und Zeuß, dann Förstemann für engste sprachliche Verwandtschaft zwischen Germanen und Slaven ausgesprochen. (Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", S. 20, 22, 80 ff.) Schafarik, a. a. O., S. 55 ff. verweist außerdem auf die vielfache Übereinstimmung und den Austausch deutscher und slavischer Namen.

[653]) Hier hat vornehmlich Virchow die Zugehörigkeit der Slaven zur nordischen Rasse zum Durchbruch gebracht. Vgl. auch Ripley, p. 351—358. Über die Wandlungen durch die Mischungen Ratzel, „Völkerkunde", Bd. III, S. 752, J. Ranke, „Der Mensch", Bd. II, S. 261.

[654]) So werden namentlich auch Chamberlains „Slavokeltogermanen", zu denen er einst die Germanen erweitern wollte (vgl. „Grundlagen", S. 259 u. ö.), nun wohl bald endgültig ausgespielt haben. An dieser Bezeichnung ist nur das eine richtig, daß in grauer Vorzeit einmal die Möglichkeit einer solchen Vereinigung bestanden hat. Sie wird aber in dem Maße anfechtbar, als wir in die Geschichte hinabsteigen, und als Kelten und Slaven nach entgegengesetzten Richtungen von den Germanen, als sie vollends voneinander, sich entfernen. Daß Scharen von Germanen gelegentlich sowohl mit Kelten als mit Slaven vereinigt in der Geschichte aufgetreten bzw. in gemeinsame Entwicklungen hineingezogen worden sind, kann die weit bedeutsamere Tatsache nicht entkräften oder auch nur abschwächen, daß wir die drei in den frühesten für uns erkennbaren Stadien bereits sozusagen zu Persönlichkeiten ausgebildet finden, und daß als solche in ihrer historischen Gesamtgestalt die Kelten starke Verschiedenheit von, die Slaven geradezu einen Gegensatz zu den Germanen aufweisen.

einerseits mit den östlichen Nachbarn — den Mongolen —, anderseits mit den westlichen, den Germanen. Anders zwar als das Los der Kelten hat sich das ihrige unter der Einwirkung dieser zwiefachen Vorgänge gestaltet: sie haben, wiewohl rassisch in weit höherem Grade als jene zersetzt und mitgenommen, doch in ihrem Sprachkomplex wie in ihrer Ausprägung als Nationen sich behauptet und sich dadurch auch eine Art von Rassegefühl weit über das Maß des anthropologisch Berechtigten bewahrt. Und doch sind auch sie, wenn auch in anderer Weise als jene, ihrer historischen Rolle zum Opfer gefallen. Wenn wir als solche kurz das bezeichnen können, dem Abendlande als Schutzwehr gegen Asien zu dienen, ihm die Mongolen vom Halse zu halten, so lehrt uns ein Blick auf das heutige anthropologische Bild, das sie gewähren, daß dies nur durch eine schrankenlose Vermischung möglich war, welche von der Essenz ihrer ursprünglichen Veranlagung nicht allzuviel übrig gelassen hat. Was ihre Mongolenmischungen anlangt, so ist es ja klar, daß hier nicht bloß von denen der historischen Jahrhunderte die Rede sein kann, vielmehr müssen sie im östlichsten Europa seit unvordenklichen Zeiten von den Ausläufern der innerasiatischen Nomaden erreicht und beeinflußt worden sein. Und zwar ging diese Beeinflussung namentlich bei ihrem östlichen Teile so weit, daß nur auf sie die von der aller anderen indogermanischen Völker fast grell abstechende Physiognomie desselben zurückgeführt werden kann. Kein anderes weist so blasse Farben, einen so matten Puls, ein so gleichmütiges Temperament auf wie die Masse der Russen[655]. Letzteres, das Temperament, ist dagegen den mehr ins Abendland hineinragenden Slaven, soweit es nicht schon vorhanden war, durch die ganz andersartigen Mischungen — vorwiegend nordische — zugewachsen. Insbesondere haben die andauernden germanischen Zumischungen die Westslaven erst recht eigentlich zu dem ge-

[655]) So wenig hier an eine ausführlichere Behandlung der Russen zu denken ist, möchte ich mir doch nicht versagen, die Hauptwerke anzuführen, aus denen man sich die beste Belehrung über deren Rassenverhältnisse holen kann. In erster Reihe wird hier immer das klassische Buch v. Haxthausens: „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands", 3 Bde., Hannover 1847—1852, zu nennen sein. Dieses seiner Zeit bahnbrechende Werk enthält eine reiche Fülle von noch heute wertvollem ethnographischem Material für Rußland und das gesamte Slaventum. Man sehe unter anderem die Charakteristiken, Bd. I, S. 74 ff., Bd. II, S. 206 ff., und vor allem auch den ganzen Abschnitt XXI des 2. Bandes über die Kolonisationen Rußlands und in Rußland. Aber im Grunde kommt das ganze Werk in Betracht. (Über Polen, Bd. III, S. 168 ff.) Viel Vortreffliches bringt Arndt in allen seinen drei Werken, seinen „Wanderungen", „Erinnerungen" und seinem „Versuch". Demnächst V. Hehn, „De moribus Ruthenorum. Zur Charakteristik der russischen Volksseele", Stuttgart 1892, und endlich noch die betreffenden Abschnitte in Ratzels 3. Bande, allenfalls bei v. Hellwald (Bd. III⁴, S. 200 ff., 212 ff.). Das seinerzeit für die russisch-tatarisch-mongolische Welt anscheinend epochemachende Werk von Pallas „Reise durch die verschiedenen Provinzen des Russischen Reiches" dürfte heute nur noch für engere Fachgelehrte von Nutzen sein.

macht, was sie sind, und was sie namentlich in kultureller Beziehung von ihren nach dieser Seite bescheideneren östlichen Brüdern abhebt.

Allen Slaven insgesamt aber ist es eigen, daß ihnen über das hinaus, was ihnen vor Urzeiten als einem Zweige der nordischen Rasse, als ihr mütterliches Erbteil gleichsam, an Lebenskraft und Kultur zugefallen, alles Weitere von außen hat gebracht werden müssen. Die Slaven sind die am wenigsten schöpferische Rasse. Sie haben — ein in der Geschichte wohl einzig dastehendes Beispiel — in der Regel nicht einmal ihre Führer selbst hervorzubringen vermocht, so daß namentlich ihre Konsolidierung zu Nationen meist unter fremdem Einfluß — die der Russen durch skandinavische Waräger, die der Donauslaven durch Bulgaren, die der Elbslaven durch den Franken Samo — erfolgt ist[656]. Zur Ausbildung eines freien Bürger- und Bauernstandes hat es keines der slavischen Völker selbständig gebracht; was sich an ländlicher, bäuerlicher Verfassung wie an Stadtrechten bei den Westslaven findet, ist germanischer Import[657]. Ihr Christentum wie ihr sonstiges Teil von Geisteskultur hat die Mehrzahl der Slaven aus dem griechisch-byzantinischen Osten, die Minderheit der Westslaven aus der romanisch-germanischen Welt bezogen.

Ein anscheinend von Herder stammendes Wort[658] besagt, daß die Slaven auf der Landkarte einen größeren Raum einnehmen als in der Geschichte. Und Droysen[659] hat ihrer ganzen Art geradezu etwas Geschichtloses nachgesagt, insofern es ihnen fast durchwegs an den Männern fehlte, welche die Geschichte machen, sie sich daher am allerleichtesten in Massen zusammenschließen und jeglicher Leitung fügen. Daher der vorwiegende Charakterzug von Unterwürfigkeit, Resignation, ja Passivität, der Mangel an nationalen Arbeitsleistungen, wie sie alle anderen Völker indogermanischer Abstammung aufzuweisen haben, wie auch der Mangel einer Spiegelung eines höheren Aufschwunges nationalen Lebens in Heldensage und Heldendichtung. Immerhin trennen sich in dieser letzteren Hinsicht die Wege der verschiedenen Slavenvölker. Wohl hat von der Gesamtfamilie geurteilt werden können, daß sie, die ja durchweg kein Wandervolk, friedliebend, geduldig, zäh, gewerblich und geruhsam sei, den Ackerbau und die Häuslichkeit liebe, allen Kriegs- und Räuberzügen nicht nur, auch allen größeren Anstrengungen und Unternehmungen sich abgeneigt zeige, und diese Genügsamkeit, dieser Mangel an jeglichem Höherhinauswollen und -können hat den Slaven manches abschätzige Wort eingebracht[660]. Aber innerhalb dieses ge-

---

656) Müllenhoff, „Deutsche Altertumskunde", Bd. II, S. 35, 38 ff. Schafarik, Bd. II, S. 68 ff., 74 ff. Schlözer, „Nestor", Teil II, S. 171, 176 ff., 189, 193 ff.

657) Von Haxthausen, „Studien" usw., Bd. I, S. 62, Bd. III, S. 116 ff. Röpell, „Geschichte Polens" Teil I, S. 89 ff., 173 ff., 575 ff., 581.

658) Zitiert bei Lavisse-Rambaud, T. I, p. 688.

659) „Geschichte der preußischen Politik", Teil 1, S. 54.

660) Hierzu Schafarik, Bd. II, S. 6, 18, Hirt in Hellwalds Kultur-

meinsamen Rahmens ist doch Raum für eine abweichende Sonderentwicklung einzelner Stämme geblieben. Insbesondere als Gebirgsvölker (Serben und Montenegriner) haben die Slaven nicht nur blutlich ihre Art am reinsten bewahrt, sondern auch dementsprechend zu kräftigen, freien, ritterlich tapferen Volksstämmen sich entwickelt, und hier hat denn auch die Heldendichtung — schon als Echo der Türkenkämpfe — nicht gefehlt[661]). Geistig und kulturell hervorragender aber noch sind die Slaven in den Gebieten geworden, wo sie sich mit Kelten und Germanen mischten, wo das Slaventum im Mittelalter zu glänzender, wenn auch kurzer Blüte aufsproß und noch heute eine eigentümliche Urkraft beweist, in Teilen von Polen, den Donauländern, Böhmen und Mähren[662]).

Die Auseinandersetzung und teilweise Amalgamierung der germanischen und slavischen Völker in Mittel- und Osteuropa ist eines der wichtigsten und interessantesten Phänomene der Völkergeschichte; sie wird, wie schon bisher, auch weiterhin den verschiedensten Zweigen unserer Rassenwissenschaft unversieglichen Stoff zu Untersuchungen und Entdeckungen aller Art liefern. Es schließt sich für dies Buch aus, auf Einzelheiten des Problems, auch nur nach seiner wissenschaftlichen Seite — wie tief es in die Politik hineinragt, bedarf keines Wortes —, einzu-

---

geschichte, Bd. III, S. 174 ff., Diefenbach, „Vorschule der Völkerkunde", S. 401 ff., L. Giesebrecht, „Wendische Geschichten", Bd. 3, S. 277, Jhering, „Vorgeschichte der Indoeuropäer", S. 424—426, Vollgraff, Bd. II, S. 461 ff. Trefflich zusammenfassend charakterisiert Fallmerayer „Fragmente aus dem Orient", Bd. II, S. 436: „Die Slaven liebten zu allen Zeiten und lieben jetzo noch den Pflug, den Viehstall, den Bienenkorb, den Jahrmarkt, das Saitenspiel, das Hochzeitmahl, die Familie, das Landleben, die Gastfreundschaft und die Freiheit." Nur muß man bei dem letzten Gliede dieser Aufzählung hinzudenken: „wie sie sie verstehen". Konnte doch Arndt („Erinnerungen", S. 263) auf die abweichende Auffassung vom Begriffe der Freiheit geradezu den zwischen Slaven und Germanen klaffenden Gegensatz begründen! Weniger wohlwollend als in der vorstehenden Charakteristik heißt es bei G. Freytag („Soll und Haben", I, 324): „Es gibt keine Rasse, welche so wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen, als die slavische", und Prokesch, der doch, wie schon sein Name bekundet, slavischem Blut nicht fernstand, redet gar („Briefwechsel zwischen J. Schneller und Prokesch", Leipzig und Stuttgart 1834, S. 345) von einer „Rasse von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, auch in ihrer höchsten Ausbildung". Dem allen gegenüber hat dann Schafarik (II, 12) freilich auf einen Vorrang verwiesen, den das Schicksal den Slaven vor allen aktiveren Völkern gegönnt habe, indem es ihnen die größere Dauer verlieh: „Während jene räuberischen Völker (nämlich: Skythen, Sarmaten, Kelten und Germanen) schon längst verschwunden sind oder sichtlich ihrem Untergang entgegeneilen, haben sich die Slaven durch alle Stämme hindurch bis auf die Gegenwart erhalten" (und, dürfen wir hinzusetzen, verheißen dies auch für die Zukunft).

661) Nach Schafarik, Bd. I, S. 231 ff., hätte es freilich auch in alter Zeit schon Nationallieder, historische Gesänge der Slaven gegeben, hätte noch Nestor etwas wie eine slavische Edda vor Augen gehabt. Doch sind diese in jedem Falle in dem die slavische Vorzeit deckenden Dunkel mit verklungen.

662) v. Wietersheim, „Zur Vorgeschichte deutscher Nation", S. 39.

gehen. Nur einige Hauptgesichtspunkte können andeutungsweise berührt, einige Winke für literarische Befassung mit ihm gegeben werden[663]).

Mehr als einmal sind die östlichen mit Slaven gemischten Deutschen als beweiskräftigstes Muster gesunder fruchtbringender Mischung hingestellt, ist ihre volle Ebenbürtigkeit mit den unvermischter gebliebenen Stämmen des nordwestlichen und den keltisch gemischten des südlichen und westlichen Deutschland betont worden. Das Volldeutsche des östlichen Typs wird niemand bezweifeln, nur daß ihm im Durchschnitt etwas von der slavischen Ruhe, wie dem westlichen etwas von der keltischen Beweglichkeit beigemischt ist. Daß die Amalgamierung so vollkommen gelungen, wird man vor allem darauf zurückzuführen haben, daß die einander feindlich gegenübertretenden Stämme sich blutlich noch nicht allzu fern standen — die Mongolenwellen waren naturgemäß auf die Schauplätze dieses Völkerringens am wenigsten vorgedrungen —; und wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, wäre er damit gegeben, daß in den deutschen Ostseegebieten, Mecklenburg und Pommern, welche nicht von den Deutschen erobert worden sind, wo das Fürstengeschlecht nicht verändert worden, der Adel zum größten Teil aus wendischen Familien besteht, doch keinerlei Riß durch die Bevölkerung geht, sondern mit der deutschen Sprache auch deutscher Geist eingezogen ist[664]), der freilich gerade hier die soeben gekennzeichnete slavische Schattierung besonders merkbar durchschimmern läßt. Wie wir wissen, sind in den Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Slaven die letzteren in den verschiedenen Regionen unseres Deutschen Reiches bald ausgetilgt, bald zu Verträgen herangezogen worden und dann in der Verschmelzung aufgegangen. Wir dürfen annehmen, daß es die wertvollsten Stämme waren, welche sich in dieser Weise behaupteten, diejenigen, welche unseren Vätern am meisten zu schaffen gemacht hatten. Sie sind dann in unablässiger Nachsiedelung aus den besten Stämmen unseres Westens und Nordwestens völlig germanisiert worden.

Anders vollzog sich die Entwicklung in den Gebieten des späteren

---

663) Eine Übersicht über das Allgemeine der Vorgänge bei der Kolonisation und Christianisierung der slavischen Länder geben außer Ranke („Weltgeschichte", Bd. 8, S. 383 ff.) die beiden Giesebrecht (in der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" und den „Wendischen Geschichten") und vor allem Gustav Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", Bd. II, S. 155 ff., 161 ff., 195 ff., der unter anderem S. 158—161 auch die Frage der vorslavischen Germanen gründlich erörtert. Eichhorn, „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" Bd. II^{5}, S. 28 ff., 184 ff. Auch Müllenhoff, „Deutsche Altertumskunde", bringt im 2., Hirt in Hellwalds Kulturgeschichte im 3. Bande (S. 197 ff.) manches Wertvolle zu der Frage. Knapp zusammenfassend Sybel, „Die deutsche Nation und das Kaiserreich", S. 37, 74, 75. Über die wichtigste Kolonisation, die der Mark, Droysen, „Geschichte der preußischen Politik", T. 1, S. 54 ff., Lamprecht, Bd. III, S. 365, über die Schlesiens und Polens Röpell, a. a. O., Teil 1, S. 445 ff., 485 ff., 578 ff.

664) Niebuhr, „Vorträge über alte Völker- und Länderkunde", S. 531.

Habsburger Reiches. Hier ist die Verschmelzung der beiden Stämme nur sehr teilweise, nur sozusagen individuell, erfolgt, während große Gruppen neben, und mit der Zeit mehr und mehr gegeneinander stehen blieben, getrennt durch das Blut wie durch Sprache, Sitte und Lebensweise. Während es so dahin gekommen ist, daß im Deutschen Reiche in den wirklich germanisierten Provinzen (Sachsen, Mark, Pommern) slavische Laute nur so vereinzelt noch erklangen, daß auf diese Sprachreste als auf Merkwürdigkeiten wie etwa auf alte Dolmen oder Hünengräber verwiesen werden konnte, hat in weiten Gebieten Österreichs das Slaventum mit deutscher Gesittung auch deutsche Sprache aufgesogen. Ersichtlich sind es auch hier die wertvollsten slavischen Stämme gewesen, welche im Vorderkampfe standen, und welche nicht am wenigsten gerade in diesen Kämpfen an den Deutschen sich zu ihrem höchsten Werte emporgerungen haben. Denn daß es auch hier nicht anders war, daß auch in den höchststehenden slavischen Ländern letzten Endes die Germanen es gewesen sind, welche, als das eigentlich schöpferische Element, deren Bevölkerungen befruchtet, ihnen das beste Teil ihrer Kultur hinzugetragen haben, dafür würde allein schon der Umstand unwiderleglich zeugen, daß die Fürsten jener Länder (vornehmlich Polens und Böhmens) wieder und wieder deutsche Ansiedler in Scharen zu eben jenem Behufe in ihre Reiche entboten haben.

Wie von einem Allkeltentum, dürfen wir wohl auch von einem Allslaventum reden, ist wenigstens lange genug von einem solchen die Rede gewesen. Unverkennbar hat sich ja trotz aller Zerklüftung und Zerstreuung in der slavischen Welt weit mehr von Eigenleben, insoweit dieses sich in Sprache und Nationalität ausprägt, erhalten, als in der Schwesterfamilie, wenn auch die Blutseinheit stark eingeschränkt ist und Gegensätze sich aufgetan haben, die — wie zwischen Polen und Russen — zu tödlicher Feindschaft gediehen sind. Da zudem die kulturelle Grundlage in keinem der slavischen Länder bedeutend und selbständig genug war, um auf die übrigen tonangebend und mitreißend zu wirken, auch die religiöse Homogenität fehlte, so konnte eine allslavische Bewegung vorwiegend nur als eine politische in die Erscheinung treten[665]. Als solche ist sie ja denn auch eine Zeitlang unter russischer Führung ausgestaltet worden und trat sie mit dem Augenblick wieder zurück, da diese Führung infolge der Beseitigung des alten Rußland aufhörte. Über Möglichkeiten der Zukunft in dieser Richtung sich zu verbreiten, würde vollkommen müßig sein.

---

[665]) Bezeichnend hierfür dürfte allein schon die Tatsache sein, daß sie immer nur panslavistisch, nicht panslavisch genannt worden ist.

Neuntes Kapitel

Die Germanen.
Einheitlichkeit ihres rassischen Typs. Geistig-seelische Einheit. Die Einheit der Germanen ihnen selbst, abgesehen von wenigen Ausnahmen, erst um 1500 durch Tacitus' Germania erschlossen. Der germanische Zweig des Humanismus. Stämme und ihre Sonderbildungen. Verschiedenheit derselben. Zur Charakteristik der Germanen. Germanen gegen Germanen. Beruf, Vorrangstellung. Recht, Glaube, Kunst. Dreiteilung der heutigen germanischen Welt. Die Deutschen im eigenen und im Urteile des Auslandes. Die Germanen in den romanischen Ländern. „Germanensuche."

Mit den Germanen betreten wir zuerst wieder vollen historischen Boden, ganz anders festen jedenfalls als mit Kelten und Slaven; wie sie anderseits auch der römischen Abstraktion gegenüber das erste Konkretum von Rasse wieder bedeuten. Dürfen wir auch hier wieder eine knappe Zusammenfassung vorausnehmen, so wäre etwa zu sagen: die Germanen lebten Rasse in der Urzeit, fühlten sie in Altertum und Mittelalter und dachten sie in der Neuzeit.

Im Altertum, wo sie zuerst greifbar vor uns stehen, war das Bemerkenswerteste an ihnen, nächst der sich den Südvölkern so unwiderstehlich einprägenden leiblichen Physiognomie, die unbedingte Einheitlichkeit ihres rassischen Typs. Das berühmte Taciteische „Tantum sui similes" steht in dieser Beziehung unter den Zeugnissen der Alten durchaus nicht vereinzelt[666]), und auch unter den Neueren ist die Gleichartigkeit der nationalen Substanz so oft betont worden, daß es kaum nötig erscheint, Belege dafür beizubringen, es sei denn, um das eine außer Zweifel zu setzen, daß dieser Zug Neuen wie Alten gleichermaßen auffiel als ein die Germanen gleichsam aus der Schar der Mitvölker heraushebender[667]).

Erst seit dem Eintritt der Anthropologie in die Germanenforschung ist an dieser Einheitlichkeit nicht mehr so unbedingt festgehalten worden. Virchow ist es gewesen, der zuerst[668]) ernstlicher daran gerüttelt hat. Neuerdings hat man dann die von ihm angenommene oder vermutete Spaltung bis zu den Ursprüngen zurückzuverfolgen und die vorgeschichtlichen Bestandteile, aus deren Zusammenschluß die geschichtlichen

[666]) Man vergleiche Juvenals „Nempe quod haec illis natura est omnibus una" (Satir. 5) und noch Prokops Schilderung der Ostgermanen (Bell. Vandal., I, 2).

[667]) Von einer „striking ressemblance" sämtlicher Germanen redet z. B. Gibbon (T. I, p. 345).

[668]) „Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen" (Abhandlungen der Berliner Ak. d. Wiss. 1876), S. 288, 361 ff., 370.

Germanen erwachsen sein sollen, zu ergründen versucht. Es wird Sache kommender Geschlechter sein, festzustellen, was von diesen Versuchen[669]) als haltbares Dauergut der Wissenschaft einzuverleiben sei. Für uns haben sie nur den Wert von Hypothesen gegenüber der sehr sicheren Tatsache, auf die es in diesem Stadium unserer Untersuchung wesentlich ankommt, daß zu dem Zeitpunkt, da die Germanen als stammlich gegliedertes, noch nicht staatlich organisiertes Wandervolk zuerst geschichtlichen Boden betraten, und noch bis ins Frühmittelalter hinein, eine Einheit aller germanischen Stämme, beruhend auf durchgehenden Gemeinsamkeiten in Glauben, Recht, Sprache, Sage, Kultur und Kunst, bestanden hat — eine geistige Einheit, die darauf schließen läßt, daß auch etwa vorhanden gewesene blutliche Unterschiede oder gar Gegensätze zeitweilig wenigstens auf einen hohen Grad ausgeglichen gewesen sein müssen.

Wir werden alsbald eingehender zu prüfen haben, ob bzw. inwieweit jene Einheitlichkeit allen oder einzelnen Germanen bewußt war. Daß sie objektiv auf allen jenen Gebieten vorhanden war, daran erscheint jeder Zweifel ausgeschlossen.

Zunächst der Glaube. Es scheint zwar, als habe Jakob Grimms Annahme eines allen deutschen Stämmen gemeinsamen Göttersystems, die er auf eine einfache Übertragung der nordischen Mythologie auf die südlichen Germanen begründete, vor dem Lichte der Forschung nicht standgehalten. Eine Einheit des Götterglaubens dürfte kaum vorhanden gewesen, ein großer Teil der Mythen vielmehr nur bei einzelnen germanischen Stämmen ausgebildet worden sein. Um so mehr ist darauf Gewicht zu legen, daß die allgemeine Weise religiös-übersinnlichen Fühlens, der im Volke durch alle religiösen Wandlungen fortlebende Glaube an seelische Geister und Dämonen, wie er namentlich in den Sagen seinen Niederschlag gefunden hat, und nicht am wenigsten die Formen des Kultus allen Germanen gemeinsam gewesen sind[670]).

Am sinnfälligsten tritt uns die Gleichartigkeit, und zwar sozusagen bis auf den heutigen Tag, im Recht entgegen. Ein und dieselben Grundzüge herrschten in Verfassung und Strafrecht, Gerichtswesen und Privatrecht, Erb- und Familienrecht aller deutschen Stämme. Völlig übereinstimmende Rechtsbräuche werden aus Upsala und Toledo, aus der Lombardei und aus England gemeldet[671]). Am geschlossensten zeigte sich diese Einheit den Südvölkern gegenüber zur Zeit der Besitznahme ihrer Länder, aber auch bis tief in die östliche Welt hat sie fortgewirkt.

---

[669]) Als die bedeutsamsten seien hier Kossinnas „Ursprung und Verbreitung der Germanen“ (Teil 2, Berlin 1927, bes. S. 283, 297) und Fr. Kern, „Stammbaum und Artbild der Deutschen“, München 1927, genannt.

[670]) Vgl. den Abschnitt „Mythologie“ in Pauls Grundriß, III², S. 230—406 von Eugen Mogk (bes. S. 232 ff., 239, 247 ff.), wo auch Literaturangaben.

[671]) Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer“, 2. Aufl., S. XIII, 63, 73. Stobbe, „Geschichte der deutschen Rechtsquellen“, Bd. I, 1860, S. 5, 24. Palgrave, „Rise and progress of the English Commonwealth“, T. I, p. 3.

Nicht anders ist es um die Sprache bestellt. Die Spaltung in Stämme hat die Einheitlichkeit der sprachlichen Entwicklung so wenig beeinträchtigt wie die des geistigen Lebens überhaupt, wie sie sich z. B. in dem gemeingermanischen Charakter der Runen, in der gemeinsamen Benennung der Wochentage und anderem kundgibt[672]). Da alle germanischen Sprachen Zweige eines und desselben Stammes waren, standen sie sich auch zur Zeit der Einwanderung noch so nahe, daß man sie als Dialekte einer einzigen Muttersprache bezeichnen kann. In keinem Falle also bedurften die Völker der Dolmetscher untereinander[673]). Das geht schon daraus hervor, daß auch die Heldenlieder von Stamm zu Stamm wanderten. Ein fahrender Sänger sang an den Höfen der Goten Hermanrich und Dietrich, des Langobarden Andoin und überall, wo deutsche Zunge geredet wurde, den Helden die Taten ihrer Vorfahren zum Gelage[674]). Ein großer epischer Zyklus hatte sich als Gesamteigentum aller deutschen Stämme, als gemeinsamer Grundstock nationaler Überlieferungen, der zugleich die Stelle geschichtlicher Urkunden vertrat, herausgebildet. So sehr auch in diesen die Diener Roms bis zur Vernichtung hineingewütet haben, so fehlt es doch nicht an Zeugnissen, welche jene Gemeinsamkeit noch bekunden, ja es sind uns sogar einzelne dichterische Reste erhalten, aus denen wir sie ganz unmittelbar ersehen. Im Beowulf ist der Held, nach dem das Gedicht benamt ist, ein Gote, der Schauplatz seiner Taten erst das Dänenreich, dann Gotland; es ist hier also ein ursprünglich nordisches Werk von einem angelsächsischen Dichter verarbeitet worden. Im Nibelungenliede finden wir die fränkische Siegfriedsage mit der der burgundischen Gibichungen verquickt. Auch die Eddalieder sind letzten Endes einzelne Teile jenes großen Nationalepos der Völker germanischer Abkunft, einige derselben auch wiederum gleich dem Beowulfslied auf englischem Boden entstanden[675]). Nach einer vielzitierten Stelle aus Paulus Diakonus (I, 27) zirkulierten die Heldenlieder auf Alboin nicht nur unter den Langobarden, sondern ebensogut unter den Bayern, ja den Sachsen, und Ähnliches berichtet uns Jornandes (de reb. get. 54) von denen auf Etzel. Über die Art und die Wege dieser Sagenwanderungen gehen die Ansichten im einzelnen noch auseinander[676]), das Gesamtbild steht erfreulich fest. Es ergibt sich aus den mannigfachen Beziehungen, welche die verschiedenen Stämme dank einem schon früh lebhaften Handels-

672) Kluge, „Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte", 2. Aufl., 1897, S. 421.

673) Jakob Grimm, „Geschichte der deutschen Sprache" S. 1035. Diez, „Grammatik der romanischen Sprachen", Bd. I³, S. 62.

674) Wilhelm Grimm, „Die deutsche Heldensage", 2. Ausg., S. 17 ff., 381 ff. Pauli, „König Aelfred" S. 214 ff.

675) Wilhelm Grimm, „Kleine Schriften", Bd. I, S. 203. Kluge, „Geschichte der englischen Sprache", 2. Aufl., Straßburg 1904, S. 932.

676) Eine vortreffliche Übersicht gibt B. Symons in dem Abschnitt „Heldensage" von Pauls Grundriß, Bd. III², S. 606—734 (bes. S. 607 ff., 622 ff., 631 ff.).

verkehr, den Eheverbindungen unter den Fürstengeschlechtern, nicht am letzten dem ewig regen Wandertriebe ihres kriegerischen Adels, untereinander pflegten[677]).

Alles Bisherige ist längst von der Wissenschaft erkannt und auch in weite Laienkreise getragen worden. Erst zuletzt und ganz neuerdings ist dagegen die Tatsache in das gebührende Licht gerückt worden, daß auch eine völlig gleichartige Kultur- und Kunstauffassung, die freilich in der Folge ganz verschwinden, weil hinter der allerdings sehr viel reicheren südöstlichen zurücktreten sollte, in jener Periode, da das Germanentum in seiner stärksten Jugendkraft herrschend hervortrat, von der Krim bis nach Lissabon, von Skandinavien und England bis nach Karthago gewaltet hat, daß der ungeheuren Völkermasse der Germanen einerlei Art des Geschmackes, einerlei Art sich zu schmücken, zu kleiden, zu waffnen, zu leben, zu wohnen und zu bauen eigen war[678]). Die überreichen Funde, welche die Grüfte geliefert haben, wie die architektonischen Denkmäler, die in den verschiedensten Ländern Europas erhalten sind, offenbaren die hohe Originalität jener ältesten deutschen Kunst, in welcher die gesamten germanischen Völker ihren Geist und ihr Wesen im Bilde widergespiegelt fanden[679]).

Aber wohlgemerkt: es war eine jugendliche Gesellschaft, in welcher die ursprüngliche Sonderart des Stammes und der Rasse sich in so nach allen Seiten einheitlichem Geiste kundtun konnte, eine Gesellschaft, die unermeßlich viel erst noch im Keime barg, und deren Entwicklungsmöglichkeiten diese Keime notwendig in ihrer Ausgestaltung immer weiter auseinandertreiben mußten, je mehr mit dem Mittelalter die Mischungen das Blut veränderten, die Träger grundverschiedenen geistigen Lebens auf das Germanentum Einfluß gewannen. Eine reiche Fülle geistiger Provinzen hat sich dieses allgemach geschaffen; die Grundtriebkräfte blieben in allen dieselben. Wie wenig es aber mehr möglich blieb, in der alten Weise einheitlich zu fühlen, wie weit unter der Einwirkung erworbener Eigenschaften — wenn dieser Ausdruck auf eine ganze Rasse angewandt werden darf — ein germanischer Typ vom anderen abirren kann, zeigt, um ein besonders grelles Beispiel zu wählen, etwa Friedrich der Große in seinem Verhältnis zu Shakespeare und Goethe.

677) Über enge Beziehungen zwischen Sachsen und Goten J. Grimm, „Deutsche Mythologie", Bd. I³, S. 345, zwischen Angelsachsen und Langobarden Lappenberg, „Geschichte von England", Bd. I, S. 101. Zum Verkehr zwischen Deutschland und dem Norden A. W. v. Schlegel, Werke, XII, S. 422 ff. Zwischenheiraten der Fürstengeschlechter Wattenbach, I, 74, 188.

678) Die Einheit der Germanen aus frühmittelalterlicher Zeit hat, nachdem zuerst unsere prähistorische Archäologie sie liebevoll aufgedeckt, wohl so leicht niemand wieder so innig empfunden, so sinnig nacherlebt und namentlich nach der so wichtigen Seite der bildenden Kunst im Geiste wieder aufleben lassen wie Albrecht Haupt in seinem prächtigen Werke: „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen", 2. Aufl., Berlin 1923.

679) Haupt, a. a. O., S. 8 ff.

Für die Beantwortung der Frage, wie weit nun ein etwaiges Bewußtsein jener Einheit innerhalb der germanischen Welt gegangen sein, inwieweit, mit anderen Worten, die Germanen sich als Rasse gefühlt haben mögen, werden wir viel gewonnen haben, wenn wir die Griechen, als das ihnen einzig an geschichtlicher und kultureller Bedeutung gleichkommende Volk, zur Vergleichung heranziehen[680]).

Daß es um beide bei aller Verwandtschaft ihrer geschichtlichen Rolle in obiger Hinsicht so grundverschieden, ja gegensätzlich bestellt war, hatte äußere wie innere Ursachen. Von äußeren springt vor allem die in die Augen, daß die Germanen, wie sie an Zahl den Griechen ganz unverhältnismäßig überlegen waren, so auch auf einem weit ausgedehnteren Felde sich zu betätigen hatten. Auch ist ihre Ausbildung und Entwicklung in viel größeren Zeiträumen vor sich gegangen. Kurzum, einer gewissen Geschlossenheit, fast könnte man sagen Enge, der griechischen steht die Weite, ja Endlosigkeit der germanischen Verhältnisse gegenüber. Dazu kam, daß den Griechen bei solch normaler Ausdehnung auf überschaubarem Terrain ein beherrschendes Zentrum im Mutterlande immer gewahrt blieb. Die Entfaltung der Germanenmassen dagegen ist durchaus exzentrisch verlaufen, auf blindes Ungefähr sind sie in alle Welt hinausgezogen und haben sich darin zerstreut.

Noch wirksamer aber sind die inneren Ursachen gewesen. Während die Griechen ihre Kultur, nach allen Seiten frei, immer reicher, immer vollkommener entwickeln konnten, Religion wie Poesie ihnen immer mehr zu einem gemeinsamen, das Hellenenbewußtsein beflügelnden Bande wurden, waren die Germanen, in ihrer an sich gewiß auch durchaus originalen Kultur schon durch das Klima ganz anders eingeschränkt, auf deren mannigfache Ergänzung aus der südlichen angewiesen. Und nun wurde ihnen gar im entscheidendsten Augenblick ihrer Geschichte ihre Religion und der wertvollste Teil, der eigentliche Kern, ihrer Poesie entrissen — wieviel von germanischem Volkstum ist so hingeopfert worden, während vom hellenischen so gut wie nichts verloren gegangen ist! Schließlich kam dann auch noch dadurch eine Spaltung in die germanischen Scharen, daß diese nur da, wo sie geschlossen unter sich blieben, nicht aber da, wo sie als Eroberer eindrangen, ihre Sprache behaupteten. Dieser Umstand ist der Ausbildung eines gemeingermanischen Bewußtseins vielleicht am hemmendsten entgegengetreten. An sich wären wir durchaus berechtigt, so gut wie von einem Zeitalter des

680) Die Parallele ist begreiflicherweise öfter durchgeführt worden, sehr glücklich z. B. von Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", Bd. I, S. 37 ff., 46, 94) und von Bastian („Der Mensch in der Geschichte", Bd. 3, S. 423). Sehr gut auch K. v. Raumer, „Vom deutschen Geiste", Erlangen 1848, S. 103 ff. Schon Jahn hatte in seinem „Deutschen Volkstum" Griechen und Deutsche „der Menschheit heilige Völker" genannt, und Treitschke dies dann dahin ausgeführt, daß diese vor anderen Großes für die Menschheit geleistet hätten — ein Urteil, das unzweifelhaft vor allem mit Rücksicht auf die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Wesens und Wirkens gefällt ist.

Hellenismus, auch von einem solchen des Germanismus zu reden. Aber eben zu der Zeit, da das Germanentum sich kulturell am allerstärksten auswirkte, waren große und bedeutende Bestandteile seines Massivs ins Romanische abgesplittert. Und da diese Germanen als Romanen bald zu Renegaten wurden, so wurde das Fortbestehen und Fortwirken germanischen Blutes innerhalb der romanischen Welt kaum mehr beachtet. Als endlich dem auf Grund des Überwiegens des heimischen Blutes auch sprachlich selbständig gebliebenen Teile der germanischen Welt der Germanenbegriff, noch dazu von einem Römer, zugetragen wurde, konnte von irgendwelchem Echo desselben im Umkreise dessen, was draußen einst germanisch gewesen war, keine Rede mehr sein.

Vieles von diesem allen wäre nun vielleicht anders gekommen, wenn den deutschen Stämmen etwas mehr Einheitstrieb innegewohnt hätte, statt daß sie in der Zersplitterungssucht alle anderen Völker hinter sich gelassen und vor allem ihr staatliches und nationales Dasein so zerklüftet wie möglich zu gestalten gewußt haben. Wenn Tacitus Hermann den Cherusker als liberator haud dubie Germaniae bezeichnet, so ist das seine, keineswegs aber der damaligen Germanen Auffassung. In Wirklichkeit zeigt die Geschichte auch noch einer Reihe von Jahrhunderten später keinerlei Gemeinsamkeit. Noch für das Reich Karls des Großen ist nicht daran zu denken, daß die einzelnen Völkerschaften und Stämme sich darin innerlich verbunden gefühlt hätten. Gerade der wichtigste neu hinzutretende Stamm, der der Sachsen, blieb noch lange Zeit eher feindlich. So gab es ja auch keine Gesamtbezeichnung, die den Völkermassen dieses nur nach dem herrschenden Stamm benannten „Frankenreiches" entsprochen hätte. Erst unter Ludwig dem Deutschen vereinigten sich die Hauptstämme der Germanen zu einer Einheit, bei welcher die gemeinsame Nationalität erstmalig zum Bewußtsein kam, und in der Folge setzte sich dann das Wort deutsch, theodisk — ursprünglich soviel wie volkstümlich, heimatlich, eingeboren — erst für die sprachliche, dann auch für die politische Gemeinschaft jener Stämme durch, zeitweilig — vor allem durch den mächtigen Einfluß Jakob Grimms — sogar auf die Gesamtheit der Germanen übertragen. Aber mehr und mehr hat doch namentlich in der wissenschaftlichen Welt der letztere Name obgesiegt, wiewohl er keine Eigenbenennung seiner Träger ist, sondern höchstwahrscheinlich auf die Kelten zurückgeht. Für die Rassenkunde ist er einfach unentbehrlich[681]).

[681]) Über Deutsch (theodisk) und Germanisch Waitz, „Verfassungsgeschichte", Bd. I², S. 24—28, V², S. 8 ff., 132 ff., Giesebrecht, „Kaisergeschichte", Bd. I, S. 729 ff., 801 ff. und ganz besonders gründlich A. Dove, „Sitzungsberichte der Bayerischen Akad. d. Wiss. 1893 („Kleine Schriftchen", S. 300 ff., „Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens"). Vgl. auch R. v. Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie", S. 506, 524, 527, 565 (J. Grimm und Schmeller), Diefenbach, „Origines Europaeae", S. 190 ff., 350, Schleicher, „Die deutsche Sprache", S. 87. Zur politischen Seite der Einheit der Germanen im allgemeinen bietet mit das Gründlichste und Beste Bremer in Pauls Grundriß, Bd. III, S. 736 ff. u. ö.

Wenn nun die Frage, ob jemals in der germanischen Welt ein Gemeinsamkeits*bewußtsein* vorhanden gewesen sei, in dem Sinne, als ob es ausgebildet und gepflegt worden, auch als ob es irgend weitere Verbreitung gefunden, wenigstens für die historischen Zeiten unbedingt verneint werden muß, so ist es ein anderes darum, daß es in den Führerschichten der germanischen Völker ahnungsvoll vertreten gewesen sein kann, ja muß. In drei großen Heldengestalten, die zugleich einen Stufengang germanischer Macht — Goten, Franken, Sachsen — bezeichnen, tritt uns ein überragender germanischer Gemeinsinn entgegen, der uns berechtigt, sie sogar als die Verkörperung einer trotz allem vorhandenen *germanischen Idee* zu betrachten: in *Theoderich*, *Karl dem Großen* und *Alfred dem Großen*.

Am erstaumlichsten erscheint von den dreien vielleicht *Theoderich*. Im Besitz der damals im Okzident überwiegenden ostgotischen Macht vermochte er die Würde des römischen Imperators mit der eines Oberhauptes der germanischen Nationen in seiner Person zu vereinigen. Unschwer erkannte er, wo in der damaligen Welt das Leben wohne, wohin daher der Schwerpunkt zu verlegen sei. Ein Bund der germanischen Völker unter seiner Führung ward sein oberstes Ziel. So knüpft er Familienverbindungen nach verschiedenen Seiten der germanischen Fürstenwelt. Er sucht den durch die Wanderungen verloren gegangenen Zusammenhang zwischen den Germanen des Römerreiches und den im alten Stammlande verbliebenen wiederherzustellen. Er erreicht es auch, daß er von den meisten germanischen Nationen als Vermittler und Schiedsrichter anerkannt wird. Er tritt der Unglücksdevise „Germanen gegen Germanen", der er selbst mit seinem Kampfe gegen Odovakar furchtbaren Tribut gezahlt hatte, später um so kraftvoller entgegen, indem er unter anderem den Ausbruch des Krieges zwischen Chlodwig und Alarich verhindert. Ja, er einigt tatsächlich die *arianischen Reiche* und setzt damit seine Föderativpolitik wenigstens für den Teil seiner Stammesgenossen durch, in welchem er, den katholisch gewordenen Franken gegenüber, die germanische Idee reiner realisiert fand. Dies alles blieb freilich an die Person Theoderichs geknüpft. In der Wirklichkeit hatte sein Werk keinen Bestand. Aber die Sage hat ihn entschädigt, sie hat dafür gesorgt, daß er, wie als einer der glorreichsten Germanen, so vor allem als germanische Zentralgestalt fortlebt[682]).

Karl der Große erscheint in seinem Wirken nicht ganz mehr als der Vollgermane wie Theoderich. Die Übergänge und Anpassungen

---

682) *Ranke*, „Weltgeschichte", Bd. IV, 431 ff., V, 2, 195 ff. (Auch Ranke redet von einer „germanischen Idee", Bd. IV, 2, S. 77.) H. *Rückert*, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes", Bd. I, S. 275 ff. („Planetensystem, dessen Sonne das ostgotische Reich vorstellen sollte"). *Munch*, „Die nordisch-germanischen Völker", S. 43 ff. *Binding*, „Das burgundisch-romanische Königreich", Bd. I, S. 180 ff. *Lavisse-Rambaud*, T. I, p. 85, *Lamprecht*, Bd. I, S. 10.

von drei Jahrhunderten tönen in ihm nach. Wiewohl er mit Ausnahme der Skandinavier und der spanischen Westgoten alle germanischen Stämme, die romanisierten wie die reingebliebenen, unter seiner Königsherrschaft vereinigte, vermochte er diese letztere doch nur unter immer stärkerer Anlehnung an das römische Vorbild, unter römischen Formen, wie sie gipfelten in der Annahme der Kaiserkrone, auszuüben. Und nicht minder erkannte er, daß der römischen Bildung und Zivilisation ein breiter Raum im Leben seiner Völker zu gewähren sei. Fast noch wichtiger aber als seine Stellung zum kaiserlichen und heidnischen ist die zum päpstlichen Rom, an das er die deutschen — damals germanischen — Geschicke für Jahrhunderte gekettet hat. Es ist dies oft beklagt worden, aber nach der damaligen Lage der Dinge konnte Karl seine weltgeschichtliche Rolle nur unter Benützung kirchlicher Mittel durchführen, da die Kirche die eigentliche Weltherrscherin war. Wie ja denn auch die Christianisierung Deutschlands und die mit ihr gegebene, unter der Ägide Roms durch Bonifatius vollzogene Einigung der abendländisch-germanischen Welt neben der religiösen die politische Seite hatte, daß damit ein Gegengewicht gegen die so wuchtig geschlossen auftretende Macht des Islam geschaffen war[683]). Die Kirche nun wiederum brachte zugleich das universale Moment in Karls Politik, das sich rassisch in der Aufnahme nichtgermanischer Stämme in sein Reich auswirkte, wie er denn z. B. sogar einen Teil der früher sächsischen Gebiete den slavischen Abodriten zuwies.

Bei alledem bleibt Karl der Große nicht nur eine der Hauptgestalten, auch einer der Hauptgestalter des Germanentums und einer der großen Wegebereiter für dessen Erkenntnis. Er selbst ist sich dieser Mission auch bewußt gewesen. Er hat gewiß gemeingermanisch gedacht und empfunden, so sehr sein durch politische Bindungen ihm eingegebenes Wüten gegen die Sachsen dem zu widersprechen scheint. Und so konnte ein neuerer Dichter ihm als das ihn nach dieser Seite dauernd Charakterisierende das Wort an die langobardischen Großen in den Mund legen:

„. . . ai vostri
Fratei tornate; dite lor, che ad una
Gente germana, di german guerrieri
Capo, guerra io non porto . . .
al vostro regno
Non fia mutato altro che il re“.[684])

Er ist ja auch nicht nur für seine Person der Sprache, der Dichtung, dem Geist seiner Väter aufs innigste treu geblieben, er hat auch durch die Verlegung des Sitzes seines Reiches aus der Mitte der schon halb romanisierten Westfranken und dem lateinischen Lutetia nach dem der

[683]) Ranke, a. a. O., Bd. V, 1, S. 284, 286.
[684]) Manzoni in „Adelchi“ Akt 3, Szene 6.

alten Heimat näheren Aachen bekundet, wieviel ihm daran liege, den Quellen des germanischen Lebens nahe zu bleiben, und vollends durch die Entführung des Reiterstandbildes Theoderichs aus Ravenna und die Aufstellung desselben vor der Pfalz in Aachen sich zu diesem Germanen aller Germanen als zu seinem Vorgänger und Vorbilde bekannt. Ihm ist denn auch gelungen, was jener nur angestrebt: die germanische Welt unter seiner Leitung zu vereinigen. Und wie er in seinem Zuge gegen die Avaren erstmalig ein gemeinsames Unternehmen der deutschen Stämme, Sachsen, Franken, Friesen und Thüringer, zustande brachte, so hat er der ihn hiermit beseelenden Idee auch durch die Sammlung der alten germanischen Heldenlieder Ausdruck gegeben. Und schließlich — wenn er als der erste Fürst der Christenheit das germanische Reich des Abendlandes nur als ein nominell römisches begründen, dem Germanentum zunächst nur unter römischen Formen seinen staatlichen Ausdruck verleihen konnte, der Geist dieses fränkischen Staatslebens blieb doch kerngermanisch, wie allein schon Karls größte Schöpfung, die Kapitularien, das erste große Gesetzbuch der Germanen, bezeugen würden[685]).

Noch wieder ganz andere Seiten zeigt der dritte Große, Alfred, ja er führt uns in unser augenblickliches Thema, das der germanischen Selbstschau, ganz anders unmittelbar hinein. Wohl war auch er in Rom; aber der Besuch und Aufenthalt dort hatte vor allem die Wirkung, den Germanen in ihm zu wecken, sein stolzes Sachsengefühl zu stärken. Wohl war auch er dem Christenglauben innig ergeben und hat entsprechend dafür gewirkt; aber darum hielt er doch an seiner Abstammung von Wotan fest, wehrte zum mindesten nicht, daß dieser Glaube in seinem Volke fortwurzelte[686]), wie auch die heiße Liebe zu dessen alten Heldenliedern sich durch sein ganzes Leben zieht. Was aber die Hauptsache: er ist der erste, welcher das Germanenbewußtsein nicht nur

---

[685]) Ranke, a. a. O., Bd. V, 2, S. 162. Giesebrecht, „Kaisergeschichte", Bd. I, S. 113—125. Lamprecht, „Deutsche Geschichte", Bd. I, S. 10 ff. Ed. Arnd, „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes", Bd. 1, S. 309, 325. Dümmler, „Geschichte des ostfränkischen Reiches", Bd. I, S. 13, Bd. II, S. 7. Warnkönig und Stein, „Französische Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. 3, S. 7 ff. Schon Uhland („Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. 8, S. 582) macht darauf aufmerksam, daß das karolingische Epos sich im westlichen Frankenreiche ausgebildet habe, während in Deutschland die Sagen von Karl dem Großen mehr zurücktraten, und Waitz, der („Deutsche Verfassungsgeschichte", Bd. III^{2}, S. 333—340) eine Zusammenstellung von Urteilen neuerer Schriftsteller über diesen gibt, stellt dabei fest, daß die ungeteilt größere Anerkennung, ja Bewunderung sich bei den Franzosen finde, während Karl von deutscher Seite sich manchmal geringerer Gunst erfreut habe. Für ersteres bietet J. J. Ampères prächtige Charakteristik („Histoire littéraire de la France", T. I, p. XXI ss, T. III, chap. 2, p. 19 ss.) ein Beispiel. Für letzteres bedarf es der Belege kaum. Nur zu viele haben es Karl nie vergessen, daß er im Punkte „Germanen gegen Germanen" ein so entsetzliches Beispiel gegeben hat.

[686]) Pauli, „König Aelfred", S. 20 ff. („Von allen diesen Genealogien ist die der westsächsischen Könige die vollständigste").

als Instinkt in sich getragen und gepflegt, sondern zur Erkenntnis gesteigert und als solche ausgebildet hat. Auch ins Wissenschaftliche hat er sie umgesetzt, indem er seiner Bearbeitung des Orosius unter anderem eine zumeist nach mündlichen Berichten weitgereister Zeitgenossen abgefaßte Ethnographie Germaniens einverleibte[687]). Der Begriff Germanien ist bei ihm ein viel weiterer, als ihn Tacitus gefaßt hatte, er schloß namentlich Skandinavien mit ein, ja, er umfaßte alles Land zwischen Rhein, Donau, Don und dem Weißen Meer. Seine Beschreibung gibt, soweit sich feststellen läßt, mit wenigen Ausnahmen ein getreues Bild von der gegenseitigen Lage der Stämme nach der Völkerwanderung. Sie zeugt von seinem Verwandtschaftsbewußtsein nicht nur mit den Franken, mit denen ja andauernd ein reicher Austausch materieller wie geistiger Art stattfand, sondern auch mit den Goten. Und so ist diese Leistung, die dem König den Ruhm des ersten Geographen seiner Zeit eintragen sollte, zugleich ein Denkmal erwachender germanischer Selbstbesinnung[688]).

Inwieweit ist dieser nun auch schon in früheren Jahrhunderten vorgearbeitet, inwieweit ist sie später fortgebildet worden?

Zur Beantwortung der ersten Frage müssen wir einen Augenblick auf die Urzeiten zurückgreifen. Wie immer man auch die alte Stammsage von Mannus und seinen Söhnen im einzelnen, nach der Dreiteilung, landschaftlich ausdeuten mag, sie hat doch wohl in jedem Falle in der Zeit ihrer Entstehung den innergermanischen Gesamtbereich umfaßt[689]), und es spricht sich in ihr das nationale Bewußtsein der Stammesverwandtschaft aus, das im Mythos lebendig blieb, auch als in der Wirklichkeit die einzelnen Völker sich bereits getrennt hatten. Alles spricht nun freilich dafür, daß dies Zusammengehörigkeitsgefühl mehr und mehr geschwunden ist, und daß das eigentliche Leben des Volkes in politischer, kriegerischer und selbst religiöser Hinsicht nur in den Stämmen gewurzelt hat. Dem widerspricht auch nicht, was Jakob Grimm[690]), der begeisterte Verfechter einer in allen Stücken und für

---

687) Sie ist zuerst von Dahlmann verdeutscht worden und findet sich in dessen „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte", Altona 1822, Bd. I, S. 417 ff.

688) Pauli, a. a. O., S. 45, 215 ff., 229 ff. J. Bosworth, „King Alfreds Anglo-Saxon version of Orosius", London 1859, p. 35, und vor allem H. Schilling, „König Aelfreds angelsächsische Bearbeitung der Weltgeschichte des Orosius" (Dissert. v. Leipzig), Halle 1886, S. 15 ff., 20 ff., 60.

689) Ausgeschlossen waren die nordischen und die Ostgermanen. Die ersteren haben dafür — einschließlich der Angelsachsen — um so mehr, und weit mehr als die festländischen, ihre Verwandtschaft gepflegt. Weinhold, S. 27, 404, 453. Kluge, „Geschichte der englischen Sprache", S. 931/32.

690) „Geschichte der deutschen Sprache", Bd. II, S. 792 ff. Vgl. ebenda S. 503 und 794, wo er aus dem Namen der Markomannen die Einheit aller Germanen folgern will. Ja, er geht so weit, nicht nur den Nationalstolz, selbst das weltgeschichtliche Bewußtsein der deutschen Völker schon den früheren Jahrhunderten zuzuweisen, wie er ja denn auch den „liberator haud dubie Germa-

alle Zeiten aufrechterhaltenen Einheit und Einheitlichkeit der Germanen, als Beweis für deren warme Vaterlandsliebe im höheren Altertum anführt, daß nämlich unsere Sprache eine Reihe schöner Ausdrücke für die Begriffe Heimat und Vaterland aufzuweisen habe. Denn „ein Gefühl des Zusammenhanges“ der deutschen Stämme, wie Grimm meint, ist damit noch keineswegs erwiesen, Heimat- und Vaterlandsliebe kann sich ebensowohl im engeren Kreise entwickelt und betätigt haben. Was Grimm nach Tacitus' Germ. 28 von den Trevirern und Nerviern sagt, daß sie eifrig die Ehre germanischer Abkunft beanspruchten, braucht ebenfalls nicht unbedingt gemeingermanisch gedeutet zu werden, mindestens könnte es nur Tacitus so gedeutet haben. Immerhin ist zuzugeben, daß gerade die Berührung mit den Fremdstämmen, die bei den Trevirern und Nerviern mitspielte, das Zusammengehörigkeitsgefühl am ersten wieder geweckt, daß der Germanenname, von Kelten und Römern dem Volke beigelegt, einen gewissen Widerhall zeitweise auch in diesem selbst gefunden haben dürfte[691]). Aber gehaftet, gedauert hat das sicher nicht, wie die Folge gezeigt hat. Das Gemeinsamkeitsbewußtsein züchtete und beanspruchte da mehr und mehr nicht die Nation, sondern die Kirche: nur im Christentum erblickte das Mittelalter ein organisch verbundenes Ganze, das seine Höchstleistung in den Kreuzzügen vollbringen sollte.

Und wenn es so um das gemeingermanische Gefühl bestellt war, dürfen wir uns da wundern, wenn vollends die entsprechende wissenschaftliche Erkenntnis innerhalb der germanischen Welt nur sehr langsam und nur ruckweise aufgehen konnte? So blieb denn das Wissen um die Einheit der Germanen lange Zeit das Geheimnis Roms. Noch der Geschichtsschreiber Justinians, Prokop, verfügte darüber[692]), während Theoderichs wissenschaftliches Orakel, Cassiodor, die große intuitive Ahnung seines Königs nicht auszumünzen vermochte. Das ist überhaupt das Bezeichnendste, daß die Völker der damals wichtigsten Gruppe, der gotischen, ihre Zusammengehörigkeit nicht klar erkannten. Isidor von Sevilla liefert hierfür den Beweis von westgotischer, wie Cassiodor von ostgotischer Seite. Ja, selbst im Gesetzbuche des Volkes, der Lex Visigothorum, spukt die unselige Identifizierung von Geten und Goten, welche bis ins 19. Jahrhundert hinein so viel Verwirrung angerichtet hat[693]). Der Germanenname, der griechischen und römischen Schriftstellern so geläufig war, daß sie nicht selten daran er-

---

niae“ wörtlich nimmt. Weit eher könnte man wohl in Ariovist einen gemeingermanischen Vorläufer Theoderichs erblicken (H. Rückert, a. a. O., S. 352).

691) H. Rückert in Raumers „Historischem Taschenbuch“, 1861 („Deutsches Nationalbewußtsein und Stammesgefühl im Mittelalter“), S. 350.

692) Außer der früher angeführten Stelle des Vandalenkrieges auch Bell. Goth. 4, 20.

693) Dahn, „Könige der Germanen“, Bd. 6, S. 80 und desselben „Prokop von Cäsarea“, S. 64.

innerten, daß die Franken und andere Stämme Germanen seien, fand bei diesen selbst mindestens im Schrifttum so wenig Berücksichtigung, daß noch deutsche Glossatoren des 8. und 9. Jahrhunderts Germania durch Franchonolant wiedergaben[694]).

Von dem kaiserlichen aber erbte auch das päpstliche Rom jene Kunde, und in dessen Dienste sind sich dann auch einzelne Germanen ihrer erstmalig bewußt geworden. Gregor der Große war der erste, welcher nicht nur die kleinen germanischen Stämme Britanniens, die er bekehren ließ, als gens Anglorum zusammengefaßt, welcher auch, der Zukunft vorgreifend, schon von den deutschen als einer allumfassenden gens Germaniae gesprochen hat. Bonifaz in seiner realeren Anschauung des Sonderdaseins jener letzteren bedient sich zwar in der Regel der Vielzahl gentes oder populi Germaniae (auch „Germanicae gentes"), doch leidet es keinen Zweifel, daß er zuerst in seiner praktischen Tätigkeit die rassenhafte Einheit seines Missionsgebietes von der friesischen Küste bis zum bayrischen Gebirge mit gereiftem Bewußtsein überschaut hat. Natürlich war es zuerst die Sprache, die ihm aus Thüringern, Schwaben und Franken als die gleiche theodiske („Volkssprache") entgegentrat, aber durch sie ist er dann wohl auch germanisch-deutschem Wesen überhaupt genugsam auf den Grund gekommen[695]).

Nächst Bonifatius ist vor allem Paulus Diakonus zu nennen, der nicht nur, wie wir schon sahen, Bayern, Sachsen und Langobarden zu einer Sprachgemeinschaft zusammenfaßte, der auch der einige Zeit nachher in Alfred dem Großen so blitzartig auftauchenden ethnographischen Erkenntnis schon auffallend nahekam[696]). Aber immer seltener werden dann im ferneren Mittelalter die Zeugnisse, welche uns Proben einer solchen bringen,[697]), so daß man im ganzen sagen darf, eine auf Kenntnis der eigenen Blutsverhältnisse und der heimischen Vergangenheit beruhende, kurz gesagt eine germanische Basis des Patriotismus habe dem Mittelalter völlig gefehlt. Erst Tacitus, der das ganze Mittelalter hindurch zwar nicht verschollen, aber doch verloren gewesen war und erst nach der Mitte desselben wieder aufgefunden wurde[698]), schuf

---

[694]) Brandes, „Kelten und Germanen", S. 252 ff. (nach Schmeller).

[695]) Dove, „Ausgew. kl. Schr.", S. 18, 322 ff. Vgl. Bonifatius' Briefe, übers. von Wiß, Fulda 1842, Brief 16, 20, 21 u. ö.

[696]) Man sehe nur, was er im Beginn seines Werkes über die Langobarden schreibt: „Unde fit ut tantae populorum multitudines arctoo sub axe oriantur, ut non immerito universa illa regio Tanai tenus usque ad occiduum . . . generali vocabulo Germania vocitetur ... Gothi siquidem Vandalique, Rugi, Heruli atque Turcilingi necnon etiam aliae feroces et barbarae nationes e Germania prodierunt."

[697]) Ein sehr merkwürdiges bringt Uhland, a. a. O., Bd. 8, S. 575 in Gestalt des lateinischen Gedichtes von Herzog Ernst dem Weisen, wo der Dichter anläßlich des Kampfes der Gegenkönige nach dem Tode Heinrichs VI. den Streit des Blutes schweigen heißt, da doch ein unvertilgbarer Ursprung allen deutschen Völkern gemein sei („Uno una modo gentes omnis produxit origo").

[698]) Die einzige nachweisbare Benutzung des Tacitus im Mittelalter findet

hierin so gründlich Wandel, daß er, der uns recht eigentlich uns selber geschenkt hat, unter unsere größten Wohltäter zu rechnen ist[699]). Mit dem wissenschaftlichen Bewußtwerden der Volkseinheit ging jetzt das Herausbilden einer einheitlichen Schriftsprache, sozusagen die künstliche Wiedererzeugung der uranfänglichen Spracheinheit des Stammes, Hand in Hand, und kaum ein anderes Gebiet wurde nun in dieser Sprache gleich eifriger gepflegt als das der heimischen Altertumskunde in allen seinen Zweigen. Nicht ganz so folgenschwer wie das Wiederauftauchen des Tacitus, aber immerhin bedeutsam genug war die Auffindung von des Jornandes Gotengeschichte durch Enea Silvio Piccolomini, welche allgemach dahin führte, daß dieser schier verloren gegangene Stamm — hauptsächlich auf dem sprachlichen Wege — uns wiedergewonnen wurde[700]).

Es bleibt eine Freude, auf das rege Leben, das der germanische Zweig des Humanismus damals entfaltete, zurückzublicken, zu beobachten, wie der humane sich allgemach nicht am wenigsten als germanischer Mensch fühlen lernte. Ganz gewiß konnten in einer Zeit, da sich die kritische Methode und zumal auch die deutsche Philologie erst in den dürftigsten Anfängen befanden, die Wimpfeling, Bebel und Celtis, Peutinger, Aventin und Beatus Rhenanus, Lazius, Gesner und Franziskus Junius noch keine im heutigen Sinne dauerbaren Leistungen zeitigen. Aber wieviel Gutes sie doch im einzelnen zustande gebracht, sollte sich später zeigen, als es einem Gewaltigeren als sie alle, als es Leibniz möglich wurde, die Erkenntnisse eines ganzen langen vorhergegangenen Zeitalters zusammenzufassen und einem folgenden in einer Weise darzureichen, daß sie nun bis auf den heutigen Tag darin fortwirken[701]).

---

sich bei Rudolf von Fulda (Waitz in den „Forschungen zur deutschen Geschichte", Bd. 10, S. 602).

[699]) Die Ausgabe der Germania von Konrad Celtis erschien 1500. Fast noch stärker wirkte die zu Rom 1515 erfolgte Veröffentlichung der über Armin berichtenden ersten sechs Bücher der Annalen. Sie haben nicht am wenigsten Hutten und Luther in ihrem Kampf gegen Rom vorgearbeitet.

[700]) Die vornehmlich durch Cassiodor angestiftete Verwirrung (s. Wattenbach, Bd. I, S. 59) dauerte das ganze Mittelalter hindurch. So zählt z. B. Albertus Magnus („de natura locorum", tract. 2, cap. 3) die Goten mit den Dakern an anderer Stelle auf und stellt ihren und den slavischen Frauen im folgenden die germanischen (mulieres germanicae) ausdrücklich gegenüber. Über die Wiederentdeckung durch die Sprachforschung im Zeitalter des Humanismus Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie", S. 45, 92, 107, 128 ff., 134. Am energischsten ist wohl Clüver („Germania antiqua". Guelf. 1663, p. 635 und anderwärts) für die Klärung der Gotenfrage und die Losreißung von den Dakern eingetreten.

[701]) Daß auf die Einzelheiten des Wirkens der Humanisten hier nicht näher eingegangen wird, dürfte sich aus obigem erklären und rechtfertigen. Zum Überfluß besitzen wir aber vortreffliche quellenmäßige Darstellungen dieser Dinge in Raumers „Geschichte der germanischen Philologie", Wegeles, „Geschichte der deutschen Historiographie" und ganz besonders im 1. Teile der gründlichen und gediegenen „Geschichte der Germanenforschung" von Th. Bieder (3 Teile, Leipzig 1921 ff.).

Wir deuteten schon an, daß die Einheit bzw. das Einheitsbewußtsein der Germanen vornehmlich in den Stämmen seine Schranken fand, die ihrerseits wieder, ganz wie die der Griechen, in sich eine überaus geschlossene charakteristisch-individuelle Einheit herausgebildet haben. Über allen schwebt dann freilich wieder die große All-Einheit; allen sind gewisse Haupteigenschaften und -leistungen über alle stammliche Differenzierung hinweg gemeinsam, und es gewährt einen eigenen Reiz, dieses Allgemeine in den Sonderbildungen, wie umgekehrt das Besondere im germanischen Gesamtbilde aufzuspüren.

Die Ausbildung und Scheidung der Stämme bildet den eigentlichen Inhalt der Urgeschichte eines Volkes. Sie ist im allgemeinen in Dunkel gehüllt, nur daß sie mit dessen Wanderungen und Niederlassungen zusammenhängt, dürfen wir mit einiger Bestimmtheit annehmen. Außerdem finden wir vereinzelt einmal eine Spur jener Vorgänge in der Sprache abgelagert: so in jener zweiten Lautverschiebung, welche die hochdeutschen von den niederdeutschen Stämmen ganz ebenso schied, wie die erste den gesamten Germanenstamm von den übrigen indogermanischen geschieden hatte, wohingegen nun wieder andere besonders bedeutsame Eigenheiten der Sprache, wie die Alliteration, uralt und gemeingermanisch sind[702]. Das Meiste, wie z. B. auch die Annahme eines kultischen Ursprungs der ältesten sagenhaft überlieferten Stammesgemeinschaften (Müllenhoff), bleibt Vermutung. Irgend Sicheres über die Stämme läßt sich erst in historischer Zeit aussagen, und es ist schon viel damit gewonnen, wenn wir jene sagenhaften Urstämme in den Hauptstämmen der deutschen Geschichte, die Ingäwonen in den Niederdeutschen (Sachsen und Friesen), die Herminonen in den Oberdeutschen (Thüringer, Hessen, Bayern, Schwaben und Alemannen), die Istäwonen in den Franken fortleben sehen, was den meisten Forschern heute zum mindesten als wahrscheinlich gilt[703]. Aber schon von den Unterabteilungen, die jene großen Urstämme so gut gehabt haben müssen wie die kleineren, in die sie mit der Zeit auseinanderfielen, fehlt uns jede Kunde. Als den eigentlichen Kern der geschichtlichen Vorgänge des Stammeslebens während einer Reihe von Jahrhunderten erkennen wir nur — und auch das mehr ahnend und rückschließend — ein andauerndes Sichzusammenschließen, Wiederlösen und Umgruppieren der überaus zahlreichen kleinen Verbände (Stämme oder Völkerschaften), als dessen Endergebnis wir plötzlich zur Zeit der Völkerwanderung an Stelle der Taciteischen Kleinstaaterei die großen Gruppen vor uns sehen, die, soweit sie nicht, wie die ostgermanischen, im Verlauf ihrer Wanderungen in der romanischen Welt auf- oder untergegangen sind, noch heute die lebendige Gliederung des deutschen Volkes darstellen. Im einzelnen bleibt nun allerdings auch die Bildung gerade der deutschen Stämme vielfach ein unge-

[702]) Müllenhoff, „Deutsche Altertumskunde", Bd. 3, S. 194—203.
[703]) Waitz, „Verfassungsgeschichte", Bd. I², S. 10 ff. Dahn, „Die Germanen", S. 9.

löstes Rätsel. So gründlich wir über die Wanderschicksale der erobernd aus dem Heimatbereiche ausgezogenen Ostgermanen unterrichtet sind, so wenig wissen wir von der Geschichte der Völkerwanderung im inneren Deutschland. Nur ganz vereinzelt ist ja einmal ein Stamm — wie die Friesen und Chatten — in den von Anbeginn an innegehabten Sitzen verblieben, alle anderen haben sich, eben als Stämme, erst aus und unter Wanderungen gebildet. Einen Hauptfingerzeig hierfür bieten die Ortsnamen, in welche die Stämme ein Stück ihrer Eigenart hineingelegt, in welchen sie uns Spuren ihrer Geschichte hinterlassen haben. Klar ist das eine, daß jene umfassenderen Verbände, welche je eine Anzahl alter Völkerschaften mit neuen Namen in sich schließen, aus dem Bedürfnis nach größeren politischen und militärischen Organisationen, gleichsam Schutzverbänden in drangvoller Zeit und zur Durchführung größerer Unternehmungen, erwachsen sein müssen. In den meisten Fällen können wir auch die Bestandteile, aus denen die neuen großen Stämme zusammengesetzt sind, blutlich noch feststellen. Nur bei dem bayrischen ist uns dies verwehrt. Es ist bis heute strittig, welche von den ehemaligen Völkerschaften für ihn vornehmlich in Betracht kommen. Restlos geklärt ist auch die Zusammensetzung der Alemannen nicht[704]). Neben den großen Haupt-

[704]) W. Arnold, „Deutsche Geschichte“, Bd. I, Kap. 4, Bd. II, 1, S. 45—73. Loebell, „Gregor von Tours“, S. 384 ff. R. Schröder, „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte“, S. 91. Über den Bayernstamm unter anderen Waitz, a. a. O., Bd. I², S. 13 und ganz bes. Zeuß, S. 378 ff. Was die Gliederung der Germanen angeht, so waren dafür zu verschiedene Gesichtspunkte zu vereinigen, als daß eine Übereinstimmung hätte zustande kommen können oder auch nur zu gewärtigen wäre. Gegen Müllenhoffs Zweiteilung in Ost- und Westgermanen hat sich neuerdings eine Dreiteilung in Ost-, West- und Nordgermanen mehr und mehr durchgesetzt. Kossinna („Indogermanische Forschungen“, Bd. 7, 1897, S. 276 ff.: „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen“) vermittelt gewissermaßen, indem er die Ostgermanen von den Nordgermanen herleiten will. (Auch Waitz, a. a. O., hatte übrigens bereits den gotisch-vandalischen Zweig unseres Volkes als „den Übergang zu den nordischen Germanen vermittelnd“ bezeichnet.) In jedem Falle ergibt sich eine Gegenüberstellung der eigentlich deutschen Völker und der für die deutsche Geschichte verlorenen. (Sehr gute Charakteristik der beiderseitigen Entwicklung und geschichtlichen Rolle bei v. Hellwald, Bd. III⁴, S. 6.) Innerhalb der ersteren wiederum hat man treffend den alten Kollektivnamen der Wanderstämme — Sueven —, die die östliche Hälfte des alten Germanien innehatten, und den den Kern der seßhaften, namentlich das nordwestliche Deutschland bewohnenden Volksstämme bezeichnenden — Sassen — als die beiden Haupt- und Grundelemente wiedergebend erkannt, und zwar scheint die Teilung in eine seßhafte, zu Hause bleibende und eine hinausziehende Hälfte nicht nur zwischen der Gesamtheit der Stämme, sondern nicht minder innerhalb der einzelnen Stämme stattgefunden zu haben. (Hierauf stützt sich unter anderem die gewiß berechtigte Annahme, daß die Slaven bei ihrem Einbruch in Deutschland während der Völkerwanderung noch reichlich germanische Bestandteile vorgefunden haben. Auch beobachten wir ja ähnliche Vorgänge z. B. in der andauernden Auswanderung der Skandinavier bis auf den heutigen Tag.) Als jüngster Dritter haben sich den Sachsen und Schwaben dann noch die Franken beigesellt: diese drei bis in die Gegenwart hinein charakteristisch verschiedenen Gruppen haben im Laufe der Zeit die Bevölkerungen Niederdeutschlands und Englands, Oberdeutschlands, Frankreichs und der Rhein-

stämmen her gingen eine Zeitlang noch einzelne kleinere wie die Markomannen, Quaden, Vandalen, Langobarden und Burgunder ihre eigenen Wege, sie gründeten sogar zeitweise selbständige Reiche, um aber dann später in anderen Stämmen oder Staatswesen aufzugehen.

Wie die Not die getrennten Glieder eines Stammes zusammengetrieben hatte, so sollte sie sich auch, neben und nächst dem Blute, als dessen wirksamster Kitt erweisen. Als Schicksalsgemeinschaften sind die Stämme derart in sich gefestigt und eingelebt, daß sie, recht wie Völker im Volke, später in der größeren Gemeinschaft weiterbestanden, ihre Mundarten, ihre Rechte, ihre Bräuche beibehalten haben. Nicht am wenigsten wurzelte auch das nationale Selbstbewußtsein in den Stämmen. Wie stolz ertönt das Gens Gothorum (Gut-thiuda, Gotenstamm) und Gens Langobardorum in den Gesetzbüchern, Edikten der Könige und sonstigen Quellen dieser Völker[705])! Wie haben vollends die Franken von sich gedacht, deren Lex salica jener hochklingende Prolog vorangeschickt ist, in welchem es heißt: Gens Francorum inclita, auctore Deo condita, fortis in arma, firma in pacis foedere, profunda in consilio, corporea nobilis, incolumna candore, forma egregia, audax, velox, aspera" etc. Neben solchen fast als Regel auftretenden Kundgebungen kommen vereinzelte Äußerungen allgemeinen Deutschbewußtseins wie etwa die des Annoliedes, in welchem (22—28) die Deutschen = Germanen neben den Römern zur Geltung gebracht werden, kaum in Betracht.

Wie bei den Stämmen der Wanderzeit die Führung durch ein erlauchtes Geschlecht von Kriegsfürsten sich überall von selbst ergab, so werden Stamm und König in der Vorstellung der Germanen immer unzertrennlicher. Von den Gepiden sagte verächtlich ein Langobarde: „sie kamen als Volk dermaßen herunter, daß sie fortan keinen König mehr besessen haben," und die Heruler in Illyrien sollen, nach Prokop, bis nach Thule geschickt haben, um von ihren dortigen Stammesgenossen sich nach dem Abgang ihres Königs einen anderen vom königlichen Blute zu holen[706]). Im König erschien das nationale Stammesideal verkörpert, schon sein dem Germanen hochgeheiligter Name bezeichnet den Sohn des Volkes oder Geschlechtes (Kyning, king), den, dessen Stellung und

---

und Mainlande gebildet, innerhalb welcher Reviere Bluts- und Wesensverwandtschaft über alle politischen Trennungen hinweg fortbestanden hat. Die hier angedeuteten Einteilungen fußen auf greifbaren und dauernden anthropologisch-historischen Wirklichkeiten, sie fassen unter großen Gesichtspunkten zusammen (man findet sie unter anderen bei Klemm, Bd. 3, S. 281. Ratzel, „Völkerkunde", Bd. 3, S. 744. A. Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen", Bd. II, S. 659). Wem es daneben noch um die — mehr theoretische — Kenntnis der zahlreichen Einzelbestandteile der germanischen Familie zu tun ist, der sei auf das Zeußsche Werk, sowie auf Rudolf Much, „Deutsche Stammeskunde", 2. Aufl. 1905, verwiesen.

705) Beispiele bei Dove, a. a. O., S. 13 ff.

706) Dove, S. 147. Uhland, Schriften usw., Bd. I, S. 236 ff.

Würde auf dem Geschlecht beruht. Wie die Stammesgenealogien der heidnischen Zeit gemeiniglich in die Götterwelt ausmündeten, so wußte später auch noch der Helianddichter seinem Christus keine größere Ehre anzutun, als indem er ihn zu einem Volkskönig (thiodcuning, V. 4799 und 5583) erhob: man sieht, die Abstammung seiner Könige kann sich der Germane gar nicht zu hoch denken, und dabei ist es ersichtlich, daß diese Ehrungen zugleich einen der Nationalität des Stammes selbst dargebrachten Tribut bedeuten.

Auch nachdem die Stämme zu einem Reiche zusammengeschlossen und in ihm aufgegangen waren, hat das alte Volkskönigtum in den Stammesherzögen bis zu einem gewissen Grade noch geraume Zeit weitergelebt, und nicht minder ist es eine logische Folge und ganz im Geiste jener älteren Einrichtung, daß unsere vier großen Stämme, Sachsen, Franken, Schwaben und Alemannen, uns nacheinander unsere vier Kaiserreihen geliefert haben. Auch das französische Königtum hatte wenigstens im früheren Mittelalter noch Züge jenes Geistes, die allerdings später gründlich verloren gegangen sind.

Schon den Alten war die Grundverschiedenheit der deutschen Stämme, die, in ihrer Anlage vorgeschichtlich bereits gegeben, sich dann ihren mannigfaltigen Geschicken gemäß geschichtlich auswirken sollte, nicht entgangen. Salvian stellt die Hauptstämme in der ihm einzig naheliegenden moralischen Beleuchtung einander gegenüber: daß sein Urteil aber nicht lediglich durch persönliche Eindrücke und Gesichtspunkte bestimmt war, möchte man daraus schließen, daß er auch die Sachsen mit hineinzieht („Saxones crudelitate efferi, sed castitate mirandi"), mit denen er doch die wenigste Berührung gehabt haben dürfte. Der moralische Charakter unserer Stämme spiegelt sich im übrigen nicht leicht irgendwo deutlicher als in ihren Gesetzbüchern, von denen einige nicht ohne Grund die Bezeichnung „Spiegel" tragen. Allen voran steht der Sachsenspiegel, eine kerngermanische Leistung, die den Papst in Harnisch brachte, weil sie das kanonische Recht bedrohte, die aber urtümlich deutsche Art wie kaum ein zweites Denkmal offenbarte und festhielt. Von dieser Art in allen ihren Schattierungen kündet ja nun sozusagen jedes Blatt der deutschen Geschichte, nicht am wenigsten der Geistesgeschichte, und neuerdings ist man auch vielfach bemüht gewesen, dies vielfarbige Bild der deutschen Stämme uns bald in breiter Entfaltung, bald in gedrängter Kürze vor Augen zu führen. Wir können hier nur einige wenige sich uns mit großer Sicherheit aufdrängende Hauptzüge daraus herausgreifen, überzeugt, daß sich ein jeder die Ergänzung dazu aus der gerade hier überreichen Literatur mit Leichtigkeit holen könne[707].

[707]) Nächst den vornehmlich die Quellenkunde vermittelnden (Zeuß, Müllenhoff und O. Bremer) und den an weitere Kreise sich wendenden germanischen Werken (Wilser, Hans Meyer, „Das deutsche Volkstum") kommt hier die gesamte deutsche (und für die Franken auch die sehr bedeutende französische) historische Fachliteratur in Betracht. Ich begnüge mich damit, auf eine Leistung

Immer wieder sind Goten und Franken — bezeichnenderweise auch die beiden Hauptschöpfer unserer Sage — nach ihrer Anlage und geschichtlichen Rolle einander gegenübergestellt worden[708]). Wie die ersteren bei den unterlegenen, stehen die letzteren bei den siegreichen Stämmen an führender Stelle. Jene, die schon in der mythischen Aufstellung der Stämme keine Aufnahme gefunden, sich früh von den wurzelhaften Kräften der Heimat losgelöst, in der Ferne unerreichbaren Idealen nachgejagt hatten, fanden dort den Untergang infolge des unausgleichbaren Zwiespaltes zwischen der eigenen noch unfertigen Kultur und der abgelebten römischen Zivilisation, vielleicht aber auch einer gewissen Weichheit, die die Kehrseite gerade ihrer besten Eigenschaften bildete. Vor allem aber sind sie ein Opfer der brudermörderischen Veranlagung des Germanenstammes geworden. Ein tragischer Hauch umwittert sie nach allen Seiten im Gedächtnis der Menschen. Wie anders die Franken, die, frischesten Temperamentes, voll schneidiger Tatkraft, von Sieg zu Sieg geführt werden, weil sie von den unterworfenen Feinden lernen, ohne ihr eigenes Wesen zu opfern, römische Provinzen erobern, ohne dem Zusammenhange mit dem Mutterlande zu entsagen, und deshalb unüberwindlich, die berufenen Lehrmeister der Bruderstämme geworden sind[709]). Wie weit dieser Vorrang ging, können wir am besten daraus ersehen, daß ihr Name zeitweilig alle anderen Germanen mit einschloß und ihre Taten weit über den ganzen Erdkreis hin gefeiert wurden. Und doch, all ihr Ruhmesglanz hat es nicht verhindern können, daß sie in der Gesamtschätzung der Nachwelt den Goten den ersten Platz haben räumen müssen. Mit einer in solchen Fällen sonst gänzlich ungewohnten Einmütigkeit haben alte und neue Stimmen dem Gotenstamme als dem edelsten aller germanischen die Palme zugesprochen. Von den Tagen an, da Dio in seiner verlorenen Geschichte der Goten es ausgesprochen, daß sie weiser als alle Barbaren und an Genie fast den Griechen ähnlich seien, ist des Lobes ihrer Beschirmung der antiken Kultur, ihrer Milde und Männlichkeit, ihrer Bildungsfähigkeit, ihrer Sprache, als der herrlichsten aller germanischen, kein Ende gewesen[710]).

vor anderen hinzuweisen: Felix Dahns Riesenwerk „Die Könige der Germanen", welches das oben über das Zusammenfallen der Stämme mit ihren Häuptern Gesagte schlagend bestätigt. Die Charakteristik der Hauptstämme durch Vollgraff (Bd. II, § 424—427) sei deshalb erwähnt, weil sie, schon ganz von den neueren anthropologischen Gesichtspunkten ausgehend, insbesondere auch das Fortwirken der Stämme in die neuere Geschichte (auch der romanischen Völker) hinein klarlegt. Eine trefflich knappe Schilderung einer Reihe germanischer Völkerschaften gibt G. Freytag in seinen „Bildern", Bd. I, S. 127 ff. Deren ungleichartige geistige Begabung und entsprechende Leistungen beleuchtet Rauschenberger in der „Politisch-Anthropologischen Monatschrift", Februar 1920.

[708]) Schon im „Rosengarten"-Liede ist die Ansicht, welche den Franken die größere Unternehmungslust und Regsamkeit, den Goten die größere Ausdauer und Ruhe zuschrieb, ergötzlich durchgeführt.

[709]) So Dümmler, „Geschichte des ostfränkischen Reiches", Bd. I, S. 3 ff.

[710]) Schon Hugo Grotius hat in seinen „Prolegomena ad historiam Gothorum", 1655, p. 71 seq., eine ganze Reihe von „Elogia" (Klassische Stellen

Auch das bedeutet für sie einen letzten Triumph, daß den erhabensten Schöpfungen der neueren Baukunst ihr Name beigelegt worden ist. Mag immerhin, wie von vielen angenommen wird, die *Absicht* hierbei eine andere gewesen sein, dann ist damit eben ein ungewollter Akt der Gerechtigkeit vollzogen worden. Denn *tatsächlich* liegt darin die Anerkennung, daß „großartiger, ausgebildeter, auf das Höhere hindeutender Sinn vorzugsweise den Goten eigen gewesen[711])".

Übrigens aber sollte auch den Franken ihre geschichtliche Stunde schlagen, da sie den Primat abgeben und sich in Frankreich durch die Normannen, in Deutschland durch die Sachsen an ausschlaggebender Bedeutung überholen lassen mußten. In beiden Fällen lag der Grund darin, daß Normannen wie Sachsen jetzt reiner germanisch auf den Plan traten. Es kam hinzu, daß für die Franken das, was zu ihrem Endsieg sicher das meiste getan, der germanische Zuzug von Osten her, allmählich versiegte. Auch lag wohl bei ihnen — wie ähnlich bei den Arabern — eine gewisse Überanstrengung durch die vielen Eroberungen und Kämpfe auf Tod und Leben vor. Dabei hatten sie ein gut Teil ihres Blutes — z. B. an Italien — abgegeben[712]), das dann in fremdem Volkstum aufging. Ihre Ablösung durch die Sachsen hat man mit Recht dahin gefaßt, daß damit unser großes Naturvolk an die Stelle unseres großen Kulturvolkes getreten sei. Der Gegensatz der beiden Hauptstämme ist damit treffend bezeichnet. Noch heute erscheint im niedersächsischen Stamm das größte Reservekapital an Naturkraft aufgespeichert, und die letzten Hoffnungen auf eine Wiederaufrichtung unseres Volkes aus germanischem Geiste knüpfen, fast möchte man sagen klammern, sich an ihn.

In anderer Weise bilden auch die Schwaben einen Gegensatz zu den Franken[713]), aber nicht nur zu diesen, sie sondern sich überhaupt von den Bruderstämmen allen mehr als irgendein anderer ab. Sie sind der eigenartigste deutsche Stamm, hochbegabt und gleich fruchtbar für das Staats-

---

aus antiken und mittelalterlichen Schriftstellern zum Lobe der Goten) zusammengestellt. Von neueren braucht man nur die hymnischen Charakteristiken Jakob *Grimms* („Kleinere Schriften", Bd. III, S. 230—233, „Deutsche Grammatik", Bd. I, S. XLVI), *Gobineaus* (deutsche Ausg., Bd. 4, S. 55 ff.) und *Gregorovius'* („Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Bd. I[5], S. 455—57) zu lesen, auch *Vollgraff*, a. a. O., S. 783—790. Auch spanische Schriftsteller stimmen mit ein (vgl. z. B. *Lafuente*, „Historia general de España", T. II, p. 38), und einzelne Abdingungen, welche übrigens bezeichnenderweise nur zuungunsten der Westgoten, nie zu denen der Ostgoten gemacht werden — wie *Dozy*, „Geschichte der Mauren in Spanien", Bd. I, S. 257 ff., *Lembke*, „Geschichte von Spanien", Bd. I, S. 114, 124 —, beweisen dem allen gegenüber nur den alten Satz, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten, und daß der Entartung nicht leicht ein noch so edler Völkerstamm entgeht.

711) *Aschbach*, „Geschichte der Westgoten", S. IV.

712) *Cartellieri*, „Weltgeschichte als Machtgeschichte", S. 45, 189, 378.

713) Treffliche Gegenüberstellung bei *Uhland*, „Schriften", Bd. 8, S. 251, der seinem Stamme in diesem Bande eine eingehende Arbeit widmet.

wie für das Geistesleben. Die drei großen Fürstenhäuser der Hohenstaufen, der Welfen und der Hohenzollern und unverhältnismäßig viele hervorragende Geister sind ihm entsprossen, und die die Schwaben kennzeichnende Verquickung von Charakter, Geist und Gemüt, die ihnen eine unleugbare Tiefe verleiht, ist mehr als einem bedeutenden Manne des Nordens Veranlassung geworden, sie für die deutschesten der Deutschen zu erklären[714]).

Noch wäre des Alemannenstammes zu gedenken, der nur zu oft mit dem schwäbischen zusammengezogen wird, aber seiner Entstehung wie seiner geschichtlichen Auswirkung nach grundverschieden von ihm ist, wenn auch im Verlaufe der letzteren mannigfaches Hinüberströmen von Bestandteilen des einen Stammes in den anderen erfolgt sein mag. Eine zutreffende Charakteristik scheint bei keinem anderen Stamme gleich schwierig, weil die Buntheit seiner Abstammung bis zum heutigen Tage, und heute mehr denn je, in ihm nachwirkt[715]).

Eine ganz einzigartige Stellung nehmen in der germanischen Welt die Niederländer ein, in welchen sich unsere besten Stämme, Niederfranken (Vlamen), Niedersachsen und Friesen die Hand reichen. Was sie, die den Germanen das Weltmeer gewonnen, in Spätmittelalter und Frühneuzeit eine staunenswerte Blüte des Handels- und Gewerbslebens entfaltet, darüber hinaus in ihrer Glanzzeit für das Geistesleben der Menschheit geleistet haben, ragt über das von ihnen eingenommene geographische Revier in einer Weise hinaus, wie es sich so leicht bei keiner anderen Bevölkerung neuerer Zeit wiederfindet.

Wir beschließen diesen unseren Rundblick mit dem in mehr als einer Beziehung wichtigsten aller germanischen Stämme: mit den Normannen[716]). „Den Schlüsselpunkt der neueren Geschichte“ hat man sie genannt, aber damit ist ihre Rolle und Bedeutung noch bei weitem nicht in ihrem vollen Umfange erschöpft. Wenn es von einem Stamme offenkundig ist, daß er, wiewohl zuerst nur zu oft als Todbringer auftretend, nachmals um so reicheres Leben geschaffen und hinterlassen hat, so sind es die Normannen. Gewöhnlich wird von ihnen nun aber nur das aufgeführt, daß sie mit ihrem Blute zwei der stolzesten Staatengebilde der

[714]) So schon Arndt, „Versuch“, S. 383, und später J. Bahnsen, „Beiträge zur Charakterologie“, Bd. II, S. 349. Auch Bismarck stellte sie im gleichen Sinne den Westfalen an die Seite. Arndt nennt sie in den „Erinnerungen“, S. 112, geradezu „den besten deutschen Stamm“.

[715]) Arndt charakterisiert ihn a. a. O., S. 381 ff., bringt ihn aber wohl auch den Schwaben zu nah.

[716]) A. M. Strinnholm, „Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier“. Deutsch von C. F. Frisch, Bd. 1, 2, Hamburg 1839. Augustin Thierry, „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands“. Depping, „Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France“ Nouv. 'Edit., Paris 1843. Freeman, „History of the Norman conquest of England.“ A. Fr. Graf von Schack, „Geschichte der Normannen in Sizilien“.

neueren Zeit gekittet und den Boden für gewaltige Geistesentwicklungen darin gedüngt, daß sie, mit einem Wort, die weltgeschichtliche Rolle Englands wie Frankreichs erst möglich gemacht und inauguriert haben, und darüber hinaus, daß sie schon von der Heimat aus den Osten wie den fernsten Westen entdeckt und zum Teil besiedelt, dann von der Normandie aus Neapel und Sizilien erobert und die Kreuzfahrerstaaten gegründet haben. Aber nichts steht im Wege, im Gegenteil alles drängt darauf hin, uns durch Analogieschluß das von ihnen ausgeströmte Leben über das bisher quellenmäßig Verbürgte hinaus in die weitesten Fernen des Erdkreises verbreitet zu denken. (Ein bei uns wohl zuerst von Woltmann ausgesprochener Gedanke.) Erloschen sind sie ja als Stamm auch bei uns, in dieser Hinsicht teilen sie das Schicksal der Goten. Aber wenn es auch heute keine Normannen mehr gibt, weil sie in den Völkern aufgegangen sind, die sie einst zur Blüte gebracht, so können wir doch an tausend Stellen den Finger darauf legen, wo sie geweilt und gewirkt, was sie geschaffen haben, in Wem und in Was sie fortleben. Allermindestens ebenso viele verborgene und verklungene Spuren ihres Wesens dürfte es aber im Völkerleben geben, die zum Teil vielleicht noch entdeckt werden mögen, zum größeren wohl nie zutage kommen werden. Wieviel von ihnen schlummert im Morgenlande, wie manche normännische Diaspora mag es vordem in allen Erdteilen noch gegeben haben, denn der Wikingszüge sehen wir so wenig einen Anfang wie ein Ende ab[717]). Wie haben sie sich in die byzantinische Geschichte eingegraben! Und war nicht, um nur das schlagendste Beispiel anzuführen, unserem Friedrich II. reichlich ebensoviel Normannen- wie Schwabenblut eigen, so daß er schier nur so zu begreifen ist?!

In der Charakteristik und Darstellung der Rolle der Normannen hat es ein Schwanken, ja selbst eine Abweichung irgendeiner Art nie gegeben[718]). Sie sind einerseits die kraftvollsten, anderseits die vielseitigsten aller Germanen. Sie verbinden eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit

[717]) Normännische Eroberungszüge werden aus Iran so gut wie vom Senegal und Gambia gemeldet. Auf den Azoren hat eine Niederlassung der Normannen stattgefunden, die überhaupt in Spanien eine Art Vorprobe für Neapel und Sizilien geliefert haben. (Dondorff, „Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben", Berlin 1875, S. 9, 23, 37.) Die Zurückwerfung der Mauren durch die Goten ist wesentlich unter ihrer Beihilfe erfolgt (v. Schack, a. a. O., Bd. II, S. 49 ff.).

[718]) Sehr gute Zusammenfassungen bei Strinnholm, Teil I, S. 321 ff., Freeman, Vol. I, p. 151 ss., H. v. Sybel, „Geschichte des ersten Kreuzzugs, 2. Aufl., Leipzig 1881, S. 175, Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste", Bd. IV², S. 548—551, Scherer, „Geschichte der deutschen Literatur", 7. Aufl., S. 66 ff. Am knappsten gibt ihre Leistungen („Erweiterung des geographischen Horizontes, Begründung neuer Nationalitäten und Bildung eigentümlicher Staatsformen, gleich eifrige Betätigung für das Heidentum in Mythos und Dichtung wie für Christentum und Kirche, Ausbildung und Verkörperung des Ritterideales in den Kreuzzügen, reiche dichterische und großartige Bautätigkeit") Dondorff, a. a. O., S. 36—38, wieder.

mit gleicher Zähigkeit, feurige Phantasie mit kühler Nüchternheit, praktischen, erfindungsreichen Sinn mit vielseitiger Kultur. Die normännischen Ritter waren das Urbild und die Höchstleistung des Mittelalters, nach ihnen hat sich dessen Heldenideal in Poesie und Leben gebildet, und sie vor anderen haben Heldentum auch in die neueren Zeiten hinübergetragen, wo es jetzt mit ihnen erlischt.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man in den Normannen eine Vereinigung von Franken und Goten — denen sie ja verwandt waren, wenn sie auch ihre edelsten Eigenschaften nicht in sich trugen — wiederfindet. Das ihnen vor beiden Stämmen Eigene war jene Härte, welche namentlich ihr erstes Auftreten in der Geschichte mit einem gewissen Graus umgibt und zur Folge gehabt hat, daß sie dem Historiker, zumal insoweit er einzelne Geschichtsperioden darzustellen hatte, in wesentlich anderem Lichte erschienen sind als dem Anthropologen, der als Gesamt- und Dauerbetrachter ein Volk nur glücklich preisen kann, dem eine starke Beimischung normännischen Blutes geworden. Denn „was das Eisen dem Blute des Individuums, sind die Normannen dem Blute der Völker[719])". Dabei haben aber diese Spartaner des Nordens, die einer ganzen Anzahl von Völkern ihren kriegerischen Adel geliefert haben, sich keineswegs in der Weise ihrer südlichen Brüder nur auf das Waffenhandwerk beschränkt, sondern auf den Feldern des Geistes den gleichen Ruhm errungen[720]).

Nur ein Punkt, der bei der Betrachtung der Normannen eine große Rolle spielt, bedarf noch besonderer Klärung, weil er für die Lösung eines der Hauptprobleme neuerer Rassengeschichte von typischer Wichtigkeit ist. Ziemlich ausnahmslos finden wir sie als die auserlesenen Vermittler romanischen und germanischen Wesens bezeichnet. Und das gewiß mit Recht — man könnte sogar noch weiter gehen und darauf hinweisen, daß sie ganz ebenso in Rußland zu slavischem, in Sizilien zu

[719]) „Politisch-Anthropol. Monatschrift", Jahrg. 16, S. 407, wo ich obiges an einem Beispiele aus Ranke veranschaulicht habe.

[720]) Die hohe Kultur der älteren skandinavischen Welt tritt in der Beleuchtung der neueren Archäologie als anscheinend der innergermanischen überlegen immer glänzender zutage. Über die Pflege der Wissenschaften in der Normandie im Mittelalter Histoire littéraire de la France, T. VII, p. 67 ss. Aufzählung hervorragender Geister, welche die Normandie im 12. Jahrh. England lieferte, ebenda T. IX, p. 89 ss. Die Poesie der Engländer und Nordfranzosen im Mittelalter war ganz normannisch. Insbesondere sind die bretonischen Romane, welche die Sage von Artus und seiner Tafelrunde behandeln, sämtlich von Normannen verfaßt. Sogar der Sagenkreis Karls d. Gr. hat seine erste dichterische Gestalt in der Normandie empfangen. Deren starke Beteiligung am Geistesleben des neueren Frankreich ist nie bestritten worden, so wenig wie die unverhältnismäßig große Zahl bedeutender Köpfe, welche der alten Heimat der Normannen im Norden fort und fort zu verdanken sind. Daß dagegen auch in den beiden größten Dichtern der Engländer „normännisches Blut geflossen haben müsse, weil sie aus der Mitte der Sachsen nicht hervorgehen konnten" (Vollgraff, Bd. II, S. 764), läßt sich mit Sicherheit nur für Byron nachweisen, da wir über die Person Shakespeares gar zu wenig wissen. Richtig ist immerhin der Gesichtspunkt, die höchsten Erhebungen auch des englischen Geistesfluges den Normannen zuschreiben zu wollen.

arabischem Wesen hinüberleiten —; mit Recht nämlich in dem Sinne, daß sie alles noch Lebendige der romanischen Welt in sich aufgenommen und das abzusterben Drohende neu belebt haben. Nicht aber in dem Sinne, daß sie darum, weil sie verhältnismäßig schnell das fremde Gewand — auch der Sprache — anlegten, nun auch wirklich dem Wesen nach romanisiert, das heißt Romanen geworden seien. Am öftesten ist dies von den französischen Normannen behauptet worden, und gerade bei ihnen läßt es sich am ehesten widerlegen. Aus der von den französischen Historikern einmütig anerkannten Tatsache, daß die Normannen in ganz Neustrien eine bis zur Apathie charakterlos gewordene Bevölkerung völlig regeneriert haben, geht unzweideutig hervor, daß von einer Aufgabe ihres Wesens nicht die Rede sein konnte, das vielmehr gerade hier auch im fremden Gewande besonders kräftig weitergewirkt hat. Mit Recht weist Freeman (Vol. II, p. 153) nachdrücklich darauf hin, daß das moderne Frankreich nicht sowohl von den Franken als von den Normannen seinen Ausgang genommen hat, daß der Dynastiewechsel des 10. Jahrhunderts einen Wechsel der treibenden Kräfte des französischen Volkslebens im Hintergrunde barg (selbst die Hauptstadt Paris ist von jenen durchgesetzt worden); und auch die französischen Könige haben dieser hohen Bedeutung des normännischen Elementes Rechnung getragen, indem in der ersten Zeit nach der Einverleibung der Normandie der Thronfolger den Titel Duc de Normandie (erst später Dauphin) führte. Wohl verschwand schon in der zweiten Generation die Sprache der Sieger, nahmen diese manche Sitten und Gebräuche ihrer Umgebung an, erlosch auch nicht wenig von den Überlieferungen ihrer Ahnen, ihren Sagen und Dichtungen, weil sie als Piraten meist einheimische Frauen ehelichten, welche ihren Kindern dies alles nicht weitergeben konnten[721]). Aber Franzosen sind sie darum noch auf lange Zeit nicht geworden, sie sind es selbst in neuerer Zeit nur in dem Maße geworden, als die gesamte Bevölkerung Europas, der Rasse entkleidet, der Vereinheitlichung entgegenreift, und selbst in dem heutigen stark modernisierten Normannen finden berufenste Kenner noch immer genug von der altskandinavischen Heldenkühnheit wieder, die ihre weitausschauenden Pläne nur gewandelt und der Zeit angepaßt hat[722]). Endlich aber ist hierbei noch eines zu beherzigen, das meist nicht beachtet wird und doch stark ins

---

[721]) Depping, a. a. O., p. 428.

[722]) Albert Sorel (der sich selbst sehr stark als Normanne fühlte) in seinen „Etudes de littérature et d'histoire": „Croquis normands", bes. p. 30, vgl. auch p. 237/38. Zu obigem vergleiche man auch Worsaae, „Die Dänen und Nordmänner" usw., deutsch von Meißner, S. 99, und vor allem Vollgraff, Bd. II, S. 792: „Am längsten erhielt sich die Normandie in ihrer nationalen Eigentümlichkeit und Verfassung... Noch jetzt ist das Land rein germanisch, und Rouen hat die frappanteste Ähnlichkeit mit Nürnberg oder Köln, die ganze Kultur, Ackerbau, Fabriken und Handel sind wie deutsch. Nirgends in ganz Frankreich fand auch die Reformation mehr Anklang als hier, und nur die furchtbarsten Maßregeln unterdrückten sie."

Gewicht fällt: daß nämlich durchaus nicht alle französischen Normannen auch nur jenen äußerlichen Wandel dauernd haben mitmachen wollen, daß vielmehr die innere Verbundenheit mit den Stammesbrüdern in England derart kräftig fortbestand, daß nach der Eroberung der Normandie durch Philipp August eine Menge normannischer Vasallen, auch aus Anjou und Poitou, nach England übersiedelten, wo König Johann sie zu Ehren und Besitz brachte. Erst diese wuchtige Bekundung germanischer Zusammengehörigkeit, begründet auf die Gemeinsamkeit der höchsten nationalen Güter und Erinnerungen, rief als Gegenschlag gegen die Französierung der Normandie die Begründung eines englischen Nationalgefühles hervor, wie es sich in der Erzwingung der Magna charta, der gemeinsamen Tat von Normannen und Sachsen, erstmalig, und hernach auch in der allmählichen Verdrängung der französischen und dem Aufkommen der englischen Sprache äußerte[723]).

Schon die vielfältige Spaltung in Stämme, die ja noch bedeutend weiter ging als bei den Griechen, macht es begreiflich, daß eine Charakteristik der Germanen von je kein leichtes Ding gewesen ist. Verhältnismäßig erleichtert wird sie uns gerade im Anschluß an die des letztgenannten Stammes, der wie nur einer den Germanen in seinen Haupteigenschaften und seinen Gipfelleistungen, aber auch in seiner ganzen Zwiespältigkeit wiedergibt. Diese Zwiespältigkeit tritt ja nun allerdings im Wirken und in den Geschicken unseres Gesamtvolkes am sinnfälligsten hervor, und da lag es dann nahe, äußere Umstände[724]), auch wohl

[723]) Augustin Thierry, „Oeuvres complètes", T. IV, p. 227—277: „Les Anglo-Normands et les Anglais de race." Capefigue, „Histoire de France au moyen âge, T. I[s], p. 149 ss. („La domination anglaise était préférée comme plus dans les habitudes et dans les moeurs, une sorte de parenté de noms et de familles unissait les barons normands et les châtelains de la conquête en Angleterre. Un échange de devoirs, de vasselage, de souvenirs de gloire, une similitude de blasons, de devises et jusqu'aux surnoms de famille les rapprochaient sans cesse les uns des autres." Auch Freeman (a. a. O., Vol. 5, 1876, p. 703) spricht von den französischen Normannen als den „Teutonic brethren in the Roman land", und von den englischen sagt er, der Verlust der Normandie habe für sie bedeutet „the formal naturalization of the disguised kinsmen, who now cast away the Romance garb which they had put on in Gaul and came back to the older heritage which the man of Bayeux shared with the man of Winchester, the man of Coutances with the man of Lincoln." Daß übrigens auch in der Zwischenzeit seit der normännischen Eroberung eine rege Besiedelung Englands von Frankreich aus erfolgt war, darf hier zur Vervollständigung des Bildes nicht fehlen. Genaueres darüber bei Aug. Thierry, „Hist. de la conquête de l'Angleterre", T. II, p. 81 ss.

[724]) G. Freytag, „Bilder", Bd. I, S. 270: „Die ungeheure Menge des bildenden Stoffes, welche in das Leben der Germanen eindrang, füllte dasselbe mit so starken Gegensätzen, wie niemals andere Nationen auf einmal zu verarbeiten gehabt. Heidnischer Glaube und Christentum, römisches Städteleben und deutsche Bauernwirtschaft, Handelsverkehr des Mittelmeeres und gänzlicher Mangel an deutschem Kapital, römische Geschichtschreibung und deutsche Sage stehen nebeneinander. Schwer wird den Völkern, sich in diesen Kontrasten zurechtzufinden" usw. Alles sehr richtig, aber es genügt nicht zur Erklärung unseres Schicksals.

heterogene Mischungen, dafür verantwortlich oder mitverantwortlich zu machen. Aber wir kommen doch um die Erkenntnis nicht herum, daß sie schon im Germanentypus selbst, vor aller Mischung und unabhängig von äußeren Schicksalen, vorgebildet liegt, und daß auch der einzelne Germane in dem Maße, als er jenem Typus nahekommt, Widersprüche in sich birgt — Widersprüche, deren Auswirkung ihn einerseits große Höhen hat erklimmen lassen, anderseits in jähe Tiefen hinabgerissen hat. Ersteres beruht darauf, daß — und geschah überall da, wo — dank der großen Vielseitigkeit des Germanen es diesem möglich wurde, jene Widersprüche auszugleichen, letzteres war die unausbleibliche Folge eines dämonischen Dranges, einzelne Eigenschaften auf Kosten der anderen in einem Grade überwuchern zu lassen, der ihm zum Verhängnis werden mußte.

Die Doppelseitigkeit germanischen Wesens hat man nach ihrer höchsten Ausprägung mit gutem Fug immer dahin gefaßt, daß in ihm das Praktische mit dem Idealen Hand in Hand gehe. So tief wir auch die übersinnlichen Beziehungen fassen mochten, nie haben wir die irdischen Aufgaben darüber vergessen, und umgekehrt, nie ist über dem Lebensgenuß das Streben nach Macht oder gar der Drang nach Erkenntnis zu kurz gekommen. Der Nordländer ist Faust, der Mann mit den zwei Seelen, der aber zugleich mit seinem unablässigen Verwärtsringen, Streben und Verlangen eine Zähigkeit, eine Ausdauer verbindet, die nur mit seinem letzten Augenblicke enden kann. Treues Anhängen am Hergebrachten und empfängliches Gefühl für das Neue halten sich beim Germanen die Waage, und hierauf, wie auch auf seiner gemütvollen Hingabe an den Beruf beruht jene wunderbare Vielseitigkeit, zu der seine Doppelseitigkeit gesteigert erscheint, die allseitige, universelle Ausbildung seines Geistes. In ähnlicher Weise stehen in seinem Gemütsleben Züge starrer Wildheit und sanfter Verfeinerung schon in älterer Zeit grell nebeneinander (J. Grimm). Den historischen Prozeß könnte man sodann nach dieser Seite wohl als einen solchen zunehmender Verinnerlichung, namentlich den romanischen Völkern gegenüber, bezeichnen. In seinem tiefen Gemüte pflegt der Deutsche am liebsten Tugenden, die er sich selber auferlegt hat. Die deutsche Treue ist zu allen Zeiten viel besungen, sie ist sozusagen sprichwörtlich geworden. Aber mit ihr sind wir auch an den Wendepunkt unserer Schilderung gelangt und haben uns in deren Fortführung zu hüten, daß wir dem berechtigten Vorwurfe eines großen französischen Historikers[725]), nach welchem die deutschen Gelehrten den Germanen gegenüber die Unparteilichkeit vermissen und die Phantasie zu stark walten ließen, nicht mitverfallen.

Schon bei der Treue der Germanen dürfte sich mancher versucht fühlen, ein bedenkliches Fragezeichen anzubringen. Sie war im Grunde doch nur in gewissen Revieren daheim, da allerdings nicht auszurotten.

[725]) Guizot, „Histoire de la civilisation en France", T. 3, p. 270 ss.

Sie galt und waltete in der Sippe, in der Gefolgschaft, im Gastverhältnis. In der Treue gegen eine übernommene Aufgabe zumal hatte der Germane nicht seinesgleichen. Wie stolz klang das Wort der Friesen bei Tacitus[726]): „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse“, welches lehrt, wie die ihnen selbst von den Feinden nachgerühmte kriegerische Tüchtigkeit in ihren Augen erst durch die Treue ihren rechten Wert gewinnt. Aber neben diesen Lichterscheinungen stehen andere dunkelster Art. Die ganze politische Geschichte des Mittelalters ist reichlich so sehr eine Geschichte der Untreue wie der Treue, und wenn wir diesem Zuge auf den Grund gehen, werden wir gestehen müssen, daß sich ihm verwandte, mit ihm zusammenhängende schon von alters her in einem Maße finden, das uns fast nötigt, dem Haupttyp des Germanen einen eigenen Nebentyp zuzugesellen. Diese Nebenlinie ist wohl kaum erst durch Segest begründet und jedenfalls auch durch Philippe Égalité noch nicht beschlossen worden. Der fuchsartige Einschlag, den sie birgt, läßt sich auch nicht mit der noch unausgebildeten Moral jugendlicher — oder gar Natur- — Völker erklären, bei denen die List ebenso bewundert wird wie die Tapferkeit. Nein, gerade der tapferste germanische Stamm hat die List den neueren Zeiten so gut vererbt wie die Tapferkeit. Der Name des Helden, der unseren Kleist sein Leben lang begeisterte, Guiscard, bedeutet Schlaukopf, und noch Lafontaine wußte zu sagen von dem „certain renard gascon, d'autres disent normand“. Welch ein Maß von Treulosigkeit Engländer und Amerikaner gegen Iren und Indianer aufgeboten haben, ist männiglich bekannt und kann auch dadurch nicht abgeschwächt werden, daß man es unbedenklicher findet, derartige Kulturgreuel dem Charakter eines Volkes, als dem einer Gruppe oder gar eines Individuums aufzubürden.

An anderen Stellen wieder sehen wir, wie Vorzüge des Germanen zweischneidig werden oder ganz unmittelbar in ihr Gegenteil umschlagen. Die Empfänglichkeit für fremde Einflüsse gehört hierher. Sie ist ganz gewiß von Hause aus eine lobenswerte Eigenschaft, entspricht der germanischen Weitherzigkeit und war außerdem durch die äußeren Verhältnisse angezeigt. Jahrhunderte lang waren ja, wie einmal die Beziehungen der Kulturvölker und die Reihenfolge, in welcher sie aufgetreten sind, sich gestaltet hatten, diese Einflüsse sozusagen eine Naturnotwendigkeit[727]). Aber gerade für ein Volk wie die Germanen, das in den meisten Dingen doch an Begabung, an schöpferischer Kraft allen Mitbewerbern alter und neuer Zeit weit überlegen war, wäre es nicht minder eine Notwendigkeit gewesen, sich soweit irgend möglich in seiner Eigenart zu behaupten. Wie wenig das namentlich Rom und dem

---

726) Annal. XIII, 54.

727) Alle Germanenbücher geben hierüber hinreichend Auskunft. Eine gedrängte Übersicht der Beziehungen der Germanen zu den Mitvölkern auch bei Kluge, „Vorgeschichte der germanischen Dialekte“, S. 324 ff. Über die sprachlichen Beeinflussungen derselbe, „Etymologisches Wörterbuch“, S. XVII—XXII.

Römertume gegenüber geschehen ist, haben wir schon früher darzulegen gehabt. Immerhin sind hier die verschiedenen germanischen Stämme verschiedene Wege gegangen. Am freiesten von Rom hat sich, nächst den skandinavischen Ländern, England erhalten, und da es hier den germanischen Einwanderern außerdem gelang, wie das römische, so auch das keltische Element völlig zurückzudrängen, so konnte sich hier alles Germanische, Sprache, Recht, Glaube, Sitte, Ordnung des Gemeinwesens, am reinsten behaupten. England hat von je als der bevorzugte Sitz der sozialen Vernunft, der gesunden Selbstregierung und Selbstverwaltung gegolten; die Freiheit, das kostbarste Gut des Germanen, ist hier so weit gediehen, als sie überhaupt im Zusammenleben der Menschen gedeihen kann. Kein Wunder daher, wenn in diesem Lande auch das stolzeste germanische Selbstbewußtsein emporwuchs[728]), das freilich mit der Zeit eine reichlich englische Färbung annahm und germanisches Gemeingefühl immer mehr vermissen ließ. Im Grunde hatte man dieses ja ohnehin überall den wenigen denkenden Köpfen überlassen, welche die gesamte germanische Welt mit dem Auge des Geistes zu überschauen und mit den Kräften des Gemütes in sich aufzunehmen vermochten. Aber in dem Maße wie bei jener germanischen Vormacht war es doch in keinem anderen Lande den weitesten Volkskreisen abhanden gekommen, ja von den Führenden selbst preisgegeben worden. So konnte es dahin kommen, daß, allen idealen Thesen zum Hohn, England die unselige Devise „Germanen gegen Germanen" immer rücksichtsloser aktiv aufgriff und als einen Hebel in seine Politik mit einstellte und so am Ende den traurigen Ruhm einheimste, all dem Argen, was in diesem Zeichen in der Geschichte begangen worden, die Krone aufgesetzt zu haben.

Es ist ein furchtbarer Rückblick, den wir auf die Auswirkungen dieses Fluches zu werfen haben, und dem doch noch kein ernsthafter Betrachter germanischer Dinge sich hat entziehen können. Halten wir uns vor allem nur gegenwärtig, daß wir auch hier wieder nur das wenigste wissen, anderes nur nach Analogieschlüssen ahnen können. Das gilt zumal von dem, was im Inneren der Stämme vor sich gegangen sein mag — Tacitus' Andeutungen über die Bürgerkriege der Cherusker werfen darauf ein grelles Licht —; aber auch schon, was nach außen gedrungen, würde genügen, die germanische Gesamtgeschichte zu einem der grausigsten Gemälde zu gestalten. Philippi gab den Auftakt, und während der ganzen Kaiserzeit ist dann der germanischen

[728]) Ein großartig-naives Beispiel hiervon gibt Carlyle in seiner Geschichte Friedrichs d. Gr., der dort bei jeder Gelegenheit die englische Sache — namentlich der Frankreichs gegenüber — als die gute Sache, die Sache der Wahrheit oder wie sonst, nicht etwa nur im Sinne eines Engländers, nein der Menschheit, des Weltgeistes, bezeichnet. Bei Carlyles ganzer sonstiger Einstellung ist dies nur so zu erklären, daß er hiebei unbewußt vom germanischen Gedanken beseelt gewesen ist, als dessen berufenen Vertreter er eben England betrachtete.

Selbstzerfleischung kein Ende gewesen. Unter Führung von Germanen hat Rom seinen letzten großen Kampf gegen deren freie Stammesgenossen aufgenommen. Auf den katalaunischen Feldern haben in erster Linie römische und christliche gegen hunnische und heidnische Deutsche gestanden. Über die Leiche des Zertrümmerers römischer Herrschaft und Herrlichkeit ist der erste König des Gotenreiches dem Throne zugeschritten, von dem Gepiden Asbad empfängt der letzte den Todesstreich, wie denn überhaupt auch Justinian und seine Heerführer, ganz wie ihre weströmischen Vorgänger, nur durch ihre germanischen Soldtruppen, Langobarden, Gepiden und Heruler, die Germanenreiche im Westen haben vernichten können. Ganze Völkerschaften, ganze Stämme sind damals in der Zeit der Völkerwanderung zugrunde gegangen. Am stärksten erwiesen sich in der Austilgung der Mitgermanen die Franken, welche namentlich in Südgallien wahrhaft methodisch vorgingen. Unter den Bezeichnungen Karls d. Gr. ist auch die des Sachsenschlächters immer wieder aufgetaucht. Und dann das ganze Mittelalter hindurch und bis in die Neuzeit hinein: in Italien die Jahrhunderte langen Kämpfe aller gegen alle, durch das Eingreifen der deutschen Kaiser und der Päpste zeitweise konzentriert auf die zwischen Guelfen und Ghibellinen, in Frankreich der Kampf der Krone mit den Teilfürsten und dem Adel, die Religions- und Bürgerkriege, in Deutschland die Kämpfe der Stämme, Kaisertum und Große (Gegenkönige), Friedrich I. gegen Lombarden und Normannen, u.s.f. bis zu den Zeiten, da während der französischen Bürgerkriege deutsche lansquenets und reîtres in beiden Lagern fochten und wiederum Napoleon Deutsche gegen Deutsche führte, auch hier die Religionskriege, gipfelnd im 30jährigen Kriege, in England Dänen und Sachsen, Normannen und Sachsen, die Adelskämpfe, die Rote und die Weiße Rose — fürwahr, eine blutige und doch gewiß immer noch recht unvollkommene Liste, in welcher der Brudermord eine arge Rolle spielt, wie wenn z. B. (1081) bei der Vernichtung des ganzen Korps der Wäringer durch Robert Guiscard nicht nur Germanen gegen Germanen, sondern sogar Normannen gegen Normannen stehen.

Germanen gegen Germanen — so war es, so ist es und so wird es bleiben, wenn anders nicht fortschreitende Besinnung, wissenschaftliche Erkenntnis, sondern unergründlich blinde Willensregungen die Politik, und durch sie die Geschichte gestalten. Wäre erstere ausschlaggebend, so müßte sie das Gefühl einer unerhörten Verantwortung wecken und damit dann von selbst dem Dämon der Vernichtung mit allen Kräften in die Zügel fallen. Hat doch heute und in Zukunft jener Unheilsspruch ganz etwas anderes zu bedeuten als ehedem. Wenn ein Junges ins eigene Fleisch wütet, sorgt die unermeßliche, dem gesunden Menschen mitgegebene Lebenskraft für Unschädlichmachung. Ganz anders bei einer Generation, die zum mindesten doch die Mittagshöhe überstiegen hat. Da wird obiges Gesetz zum Spruche der Vernichtung,

nachdem erweislich die Vorräte an germanischem Blut den Mitbewerbern gegenüber derart zusammengeschmolzen sind, daß bereits die Reserven an die Reihe kommen, und angesichts dessen, daß ringsherum die Farbigen lagern wie lauernde Ungeheuer, des Tages harrend, da sie zuschnappen können.

Denn — wie hat nun die mächtigste der germanischen Mächte gehandelt? Schon der Aufbau der englischen Seemacht und der auf sie gegründeten Kolonialausbreitung konnte, entsprechend der Tatsache, daß, wie im Altertum vorwiegend die Hellenen, in der Neuzeit vorwiegend die Germanen die Meerbeherrscher waren, nur auf deren Kosten vor sich gehen. Für Spanien kommen hierfür die Ausläufer des Gotentums in Betracht. Holland war reichlich so germanisch wie England. Das maritime und koloniale Frankreich war vor allem das germanische (normannische) Frankreich. Nirgend zeigte sich das so wie in Kanada, das ganz ein Ableger der Normandie war[729]). Wir alle haben es erlebt, wie dem kerngermanischen Stamme der Buren ein schwerster Aderlaß bereitet wurde. Das alles aber wäre — im Sinne des germanischen Gedankens — zu verschmerzen gewesen, wenn England es über sich vermocht hätte, das Deutsche Reich als Parallelmacht neben sich zu dulden und mit ihm vereint germanischer Anliegen in der Welt zu walten, höheren, historischen Gesichtspunkten Folge zu geben, die, zunächst vielleicht überpolitisch, im letzten Grunde doch auch rein politisch die richtigeren gewesen wären. Denn indem es statt dessen die ihm einst von Carlyle zugesprochene gute Sache so völlig preisgab, indem es seine antigermanische Linie jetzt nicht einmal politisch, sondern rein händlerisch weiterzog, indem es, zum entscheidenden Schlage gegen das letzte und größte Bollwerk des Germanentums ausholend, mit allem, was der Erdball an Völkern aller Farben nur hergeben wollte, sich verband zu einem Raubmord an dem Volke, das in wahrer Kultur sie alle überflügelt hatte, indem es, nachdem dieser nicht voll gelungen, noch bis auf den heutigen Tag müßig zusieht, wie an diesem Opfer herumgewürgt wird, um ihm den Garaus zu machen, hat es sich am gesamten Germanentum versündigt und die Verantwortung dafür zu tragen, wenn dieses seine Aufgabe in der Welt nicht voll erfüllen kann[730]).

---

729) Über das Vorgehen der Engländer gegen die normännisch-französischen Kanadier finden sich z. T. wahrhaft grauenvolle Mitteilungen in der Zeitschrift „Le Correspondant, 1899, p. 916 ss., 934.

730) Das Schreckensmotto „Germanen gegen Germanen" sehen wir mit Schaudern von Anbeginn der Geschichtschreibung unseres Volkes, aus Jornandes, Paulus Diakonus und anderen belegt. „Que l'on compte les combats du 5. siècle, on en trouvera beaucoup plus de Germains contre Germains que de Germains contre les armées de l'Empire." Fustel de Coulanges, „L'invasion germanique", p. 306 ss. Ganz besonders tiefeindringend behandelt dieses „Verhängnis der germanischen Geschichte" v. Eicken, „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", S. 166—68, 799, 813—15, der vor allem

Es war die Pflicht ernster Wissenschaft, in die ganze Tiefe dieses Abgrundes hineinzuleuchten, weil nur vom rassischen Gesichtspunkte aus ganz erkannt werden kann, was mit dem Weltkriege angerichtet worden, und inwiefern gerade England eine ganz anders schwere Schuld als die übrigen Mächte auf sich geladen hat. Allerdings ist hiermit ein ethischer Maßstab angelegt, den wir auch bei der theoretischen Betrachtung der Weltgeschichte nicht missen können, den aber bei deren praktischer Gestaltung der Weltgeist anscheinend nicht kennt. Oder sollte nicht auch hier wieder Woltmann[731]) am tiefsten geblickt haben, der geradezu ein biologisches Naturgesetz darin hat erkennen wollen, daß „die Rassen, welche am nächsten verwandt sind und um dieselben Mittel der Existenz und Entwicklung ringen, den heftigsten Daseinskampf miteinander zu führen haben"? Daher denn auch „die folgenschwersten Ereignisse in der Geschichte der Weltaristokratie und der Weltzivilisation aus dem Gegensatz und Kampf zwischen germanischen Stämmen und Helden geboren sind". Wie dem auch sei, heute, wo das Germanentum, in seinem Heimatkerne zu Tode getroffen, allerwärts auf Erden in letztem schweren Ringen gegen Gegenmächte aller Art steht, erscheint es mehr denn je geboten, allen rassisch Denkenden und Empfindenden immer wieder das vor Augen zu führen, wozu es berufen war, was am besten durch den Hinweis auf das geschieht, was es der Welt bereits gebracht hat. Wie die Germanen in ihrer Hauptperiode trotz jenes über ihnen waltenden furchtbaren Verhängnisses doch so überschwänglich viel des Guten und Großen

darauf hinweist, daß die Germanen, indem sie in ununterbrochenen Kämpfen selber den größeren Teil ihres Bestandes vernichteten, es dem romanischen Volkstum ermöglichten, sich den übriggebliebenen Rest ihrer Volksgenossen in Frankreich, Spanien und Italien vollständig einzuverleiben. „Der Umkreis des Germanentums, welcher anfangs fast die gesamten europäischen Länder umspannte, verengte sich so mehr und mehr," während zugleich das Romanentum in dem staatlichen Geiste der es machtvoll zusammenfassenden Kirche sich in einem Maße kräftigte, dem der durch keine Erfahrung belehrbare Individualismus der Germanen nicht gewachsen war. Die Reformation drohte eine Zeitlang das ganze Abendland dem römischen Stuhle wieder zu entreißen, aber der Protestantismus zersplitterte seine Kraft in einzelnen Sekten, und so wurde auch diese Bewegung „durch den vernunftlosen individualistischen germanischen Freiheitstrieb in das größte Unheil umgewandelt, welches Deutschland jemals betroffen hat". Treffend ist hier dargelegt, wie eine an sich wertvolle Eigenschaft durch Übersteigerung zur Selbstzerstörung eines ganzen Volkes geführt hat.

[731]) „Politische Anthropologie", S. 298. Wenn Woltmann an dieser Stelle unter anderem auch sagt, „das Papsttum und das Kaisertum sind beide germanische Schöpfungen, beide germanische Herrschaftsorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen," so ist zwar der Ausdruck Schöpfungen hinsichtlich des Papsttums nicht aufrechtzuerhalten, das vielmehr als die letzte Schöpfung Roms anzusprechen ist. Aber zweifellos richtig ist, daß die Germanen auch bei der Durchführung der Rolle des Papsttums sehr stark mitgewirkt haben. Germanen in allen Lagern — diese Woltmann verdankte Erkenntnis ist der Wahrheit ganz anders entsprechend als die Lehre Chamberlains, der nur zu gerne die Germanen von den Antigermanen wie Schafe von den Böcken sondern möchte.

zu leisten vermocht haben, so mag nun einzig ihrer Selbsterkenntnis auch in dem ihnen noch zugemessenen Zeitraume und innerhalb der Grenzen, die ihre Verblendung ihnen selbst gezogen, ein nicht ganz unwürdiger Nachtrag durch Abdingung von jenem Weltgesetz Woltmanns zu verdanken sein, wenn es auch nur noch gelten kann, dem immer ungermanischeren, ja widergermanischen Gepräge, das die Gesellschaft aller Lande allgemach angenommen hat, ein möglichstes Teil aus dem Geiste der Rasse beizumischen.

Vorab sei nun hier bemerkt, daß in einem Augenblicke, wo einerseits die weitesten Perspektiven des Germanentums aufzurollen sind, anderseits dessen innerster Kern darzulegen ist, wobei mit den hundertfältig erklungenen vollen Tönen in Hinweis und Wiedergabe nicht gespart werden kann, die Germanen auch nur im denkbar weitesten Umfange dessen, was wir heute die nordische Rasse nennen, verstanden werden dürfen. Es sei mir vergönnt, hier eine mündliche Äußerung des um die Indogermanen so ungemein verdienten Otto Schrader mitzuteilen, dahinlautend, daß die Indogermanenfrage immer mehr in eine Germanenfrage sich wandle, so daß heute selbst Achill und Perikles gewissermaßen als Germanen vor uns stünden. Das war nur zum Teil scherzhaft oder symbolisch gemeint. Der wahre Sinn war, daß die Germanen immer mehr als die sozusagen klassischen Vertreter der nordischen Rasse in einem Grade sich herausstellen, daß, wo immer Gestalten aus einer der anderen Familien dem Idealtypus dieser Rasse nahekommen, man schier Germanen in ihnen zu sehen glaubt[732]). Alle Probleme, welche die Indogermanenforschung aufwirft, alle Erkenntnisse, welche sie zeitigt, erscheinen in der Wissenschaft von den Germanen konzentriert und zugleich auf ihre reinste und höchste Formel gebracht. Das ist zum Teil darin begründet, daß die Germanen die einzige von den indogermanischen Familien ersten Ranges sind, welche — in einzelnen Zweigen sogar relativ rein — noch lebt, und an welcher daher die betreffenden Rassenstudien am unmittelbarsten gemacht werden konnten, vor allem aber darin, daß sie überhaupt Stammtümliches, blutsreine Massen, im gewaltigsten Umfange wieder in die alte Welt hineingebracht und damit die unerläßliche Grundlage aller höheren Rassenkultur wiederhergestellt haben, welche die Römer so gut wie ganz ausgetilgt hatten. Diese selbst sind uns aber nach allen Seiten die vollgültigsten Zeugen für das Neue und Große, das mit den Germanen heraufkam. Der Hochmut der letzten Römer, wie er z. B. in einem Symmachus noch lebte, mußte bald dem Staunen und ehrlicher Bewunderung weichen — schon Claudian feiert den Stilicho! —, und die beispiellose Lernbegier der jungen germanischen

[732]) So zeigt auch Penka („Herkunft der Arier“, S. 125), wie es mehr als einem Forscher als sich von selbst verstehend erschienen sei, neu aufgetauchte spezifisch nordische Funde den Germanen, als den Hauptvertretern des arischen Typus, zuzuweisen. Kein anderer Zweig der Familie besitzt eben in gleichem Maße das Recht, als „pars pro toto“ verwandt zu werden.



Stämme setzte diese auch bald genug in den Vollbesitz antiker Bildung, so daß, je mehr das Mittelalter vorrückte, desto mehr mit der Bezeichnung „Barbaren“ die Dinge auf den Kopf gestellt erschienen, die Kulturüberlegenheit der Germanen zutage trat und die Römer zu Negativwerten herabsanken[733]). Davon gar nicht zu reden, daß die trotz andauernder Dezimierung in immer neuer Fülle über die Römerwelt hereinflutenden Massen den Eindruck der Unerschöpflichkeit, und damit fast eines unentrinnbaren Verhängnisses hervorrufen mußten. Wir ersehen auch aus zahlreichen Stimmen, wie sehr die körperliche und seelische Erscheinung der jugendlichen Germanen nicht nur die Menschen der abgelebten Römer- und Griechenwelt, sondern selbst Vertreter junger Völker wie der Araber in den Bann schlug[734]). Mit einem Wort, man erkannte blitzartig, was dann die Folgezeit in tausendfacher Bekundung bestätigen sollte, daß eine Weltwende gekommen, daß man sich nicht einem Volke wie anderen mehr, sondern einem aus ihnen allen herausragenden gegenübersah, dem die Geschicke der Welt wie über Nacht in die Hände gefallen waren. Der ganz außerordentliche Beruf, den die Vorsehung damals den Germanen durch ihr geistiges und sittliches Übergewicht über alle Mitvölker auferlegt hat, das Fortschreiten der durch sie neu belebten abendländischen Gemeinschaft zu pflegen und zu leiten, hat in allen Zungen beredteste Verkündigung gefunden[735]).

Aus keinem Winkel der alten Welt sind die Germanen fortan mehr wegzudenken, nicht *ein* kritischer Augenblick der neueren Geschichte, in dem sie nicht entscheidend eingegriffen hätten. Bei Pharsalus wie auf den Katalaunischen Feldern haben sie den Ausschlag gegeben, die Araber wie die Hunnen vom Abendlande abgewehrt, und wenn Konstantinopel, das sie lange genug geschützt, endlich fiel, lag es nicht an ihnen. Den Übergriffen des päpstlichen Rom haben sie gewehrt; Kerngermanen wie Arndt und Stein haben Alexander I. bei der Vorbereitung des Gegenschlages gegen den Welteroberer den Arm geführt; und wie die meisten europäischen Ländernamen wie auch der Name Amerika germanischen Sprachen entstammen, so sind oder waren auch fast alle Fürstenge-

---

733) *Teuffel*, S. 965, 1000 ff., 1030, 1136 u. ö.

734) Zeugnisse für die Franken bei *Wilser*, S. 212, für die Goten ebenda, S. 271, für die Normannen, welche alle anderen Stämme überboten, bei *Weinhold*, S. 29, 106 ff. und *Roget de Belloguet*, T. II, p. 26, Anm. 2, für die Angelsachsen (Gregor I) bei *Mignet*, „l'ancienne Germanie“, p. 14/15.

735) An irgend etwas wie Vollständigkeit der Zeugnisse ist hier natürlich nicht zu denken. Ich habe die Hauptherolde des Germanentums im Schlußabschnitt meiner Abhandlung „Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen“ (Polit. Anthropol. Monatschrift, Jahrg. XVI, Heft 8—11) zusammengestellt, auf die ich überhaupt für dies ganze Kapitel verweisen möchte. Mit den kurzen Bezeichnungen etwa *F. L. Jahns*, der unsere Ahnen „Die Weltretter“, „Das alte ehrwürdige Mittel- und Mittlervolk Europas“, und *Gobineaus*, der sie die weltordnende Rasse („race régulatrice“) genannt hat, ist im Grunde alles gesagt. Ähnlich *Diefenbach*, *Zeuß*, *K. E. von Bär* und viele andere.

schlechter Europas germanischen Geblütes[736]). Und wie vieles von germanischen Einrichtungen, von germanischer Art und Geist ist dann mit diesen Führenden in alle Lande eingedrungen! Nachdem die Germanen sich in der Völkerwanderung über ganz Europa als ein herrschender, grundbesitzender Kriegeradel verbreitet und dabei manche ihrer Eigentümlichkeiten, wie das Gefolgs- und Lehnswesen, weithin mit übertragen hatten, konnte, nachdem das Frankenreich zur Vormacht Europas geworden, die fränkische Verfassung maßgebenden Einfluß auf die politische Entwicklung fast der gesamten europäischen Welt des Mittelalters gewinnen. Das eigentümlich Neue dieser Verfassung war nun aber, daß das Grundeigentum zu ihrem Schwerpunkt wurde, wie es auch die Basis des Privatrechts bildete. Die ganze ungeheure Energie der Germanen warf sich eben auf den Ackerbau, sie sind ein Bauernvolk gewesen, wie zuvor noch keines da war und vielleicht auch nie wieder eines kommen wird. Noch bis auf den heutigen Tag, in eine Zeit hinein, die in allem und jedem den Gegengeist hiervon atmet, hat sich in den reinstgermanischen Gebieten etwas von der Herrlichkeit dieses freien Bauerntums erhalten, das wie von selbst und mit Naturnotwendigkeit auch den besten Adel aus sich erzeugte, der dann vereint mit dem später hinzutretenden Bürgertum germanisches Wirken und Schaffen auch in höhere Regionen emportragen sollte. Denn den Geist der Freiheit, den sie wie einen lebendigen Hauch aus der heimischen Ackerscholle einsogen, haben die Germanen, als das unvermeidliche städtische Getriebe auch über sie hereinbrach, ebensogut in dieses mit hineingenommen. Freier Besitz blieb auch hier die Grundlage des Gemeinderechtes, und Gemeindefreiheit, lokale Selbständigkeit blieb für immer ein Palladium germanischer Menschen im Gegensatz zu den Romanen, denen die einheitliche Staatsgewalt als oberste Autorität von Rom her erblich auferlegt war.

Die Verwurzelung in diesem Geiste adelig-bäuerlicher und später bürgerlicher Freiheit macht nun auch das charakteristischste Merkmal

[736]) Ausgenommen hiervon sind nur die der Westslaven, die aus ihren heimischen Stämmen hervorgegangen sind, und die schottische Königsfamilie, die keltisch war. Die Capetinger waren sächsischen Ursprungs (Michelet, „Histoire de France“, T. I, p. 415, woselbst auch die Quellenbelege), desgleichen leitete das savoyische Haus den seinigen aus altem sächsischen Adel her, war in jedem Falle norddeutscher Abkunft. (H. Leo, „Geschichte der italienischen Staaten“, Bd. 3, S. 546 ff. Vgl. Jahn, „Geschichte der Burgundionen“, Bd. II, S. 335.) Auch der russische Thron ist seit Ruriks (= Roderichs) Zeiten vorwiegend von Germanen besetzt gewesen, insbesondere gilt dies von dem letzten Zarenhause der Holstein-Gottorp. Über die Germanisierungsbestrebungen der hervorragendsten russischen Herrscher Roscher, „Grundlagen der Nationalökonomie“, 17. Aufl., S. 689 ff. Der Einfluß des deutschen Elementes auf das russische Leben ist namentlich in den letzten Jahrhunderten kaum mehr abzuschätzen. Verwandtes aus den westslavischen Ländern s. bei Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, Bd. 3, S. 169, Klemm, Bd. 4, S. 4 ff., Lavisse-Rambaud, T. II, p. 772, aus Ungarn A. Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen“, Bd. II, S. 164, Ujfalvy in der „Politisch-Anthropologischen Revue“, Jahrg. 4, S. 492.

des deutschen Rechtes, dieses wiederum nur den Germanen ganz eigenen, aus[737]). Es ist wie kein anderes aus der Natur, aus der Art, den Sitten und Gewohnheiten des Volkes hervorgegangen, wie es ja denn auch stets die Bezeichnung als Gewohnheitsrecht — im Gegensatz zu den geschriebenen künstlich geschaffenen Rechten — wie einen Ehrentitel getragen hat. Wie es in der Stammeszugehörigkeit beruhte und demgemäß einen persönlichen, nicht territorialen Charakter trug, so ist es auch Volksrecht immer geblieben, nie Landesrecht geworden. Wohin immer Deutsche gekommen sind — und der Siegeslauf des deutschen Rechtes hat sich auf die verschiedensten Länder erstreckt —, da haben sie sich ihr persönliches Recht zu wahren gewußt, das ihnen hoch und heilig, ein unantastbares Kleinod blieb, wie es ja auch in allen germanischen Landen allen staatlichen Gewalten gegenüber stets vollste Selbständigkeit behauptet hat, an welcher der Despotismus, sei es der Fürsten, sei es der Massen vergebens sich zu vergreifen suchte. Wohl ist in der Neuzeit, wie früher schon unser Glaube, auch unser Recht von Rom aus durchkreuzt worden, aber volkstümliche wie wissenschaftliche Kräfte haben sich immer wieder zur Abwehr des Fremden und zur Erhaltung oder Wiederbelebung des Einheimischen zusammengefunden, und am merkwürdigsten hat sich die Solidarität der germanischen Elemente in verschiedenen, durch die historisch-politische Entwicklung weit auseinander gerissenen Ländern bewährt, wie denn z. B. die altgermanischen Einrichtungen im Prozeßverfahren (die selbständige Stellung der Prozeßparteien nach der altgermanischen Weise eines Kampfes) uns auf dem Umwege über das französische Recht zurückgekommen sind[738]).

[737]) „Die germanische Gemeinde ist dadurch von allen anderen Formen des Gemeindelebens verschieden, daß sie sich durch die freie Arbeit zum freien Recht emporgeschwungen hat. In diesem Sinne hat keine andere Geschichte eine freie Gemeinde." Warnkönig und Stein, „Französische Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. 3, S. 265 ff.

[738]) Über germanische Verfassungs- und Rechtszustände findet man viel Wertvolles bei den großen französischen Staatsdenkern, Montesquieu und Tocqueville. Von unseren Deutschen vergleiche man zum deutschen Recht vor allem Jakob Grimm („Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Ausgabe, 1854, S. IX. „Diese Rechtweisungen durch den Mund des Landvolks — Weistümer —, völlig vergleichbar der Volkssprache und den Volksliedern, machen eine höchst eigentümliche Erscheinung in unserer alten Verfassung, wie sie sich bei keinem anderen Volke wiederholt, und sind ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechtes ... neu, beweglich und sich stets verjüngend.") Des Weiteren R. Schröder, „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte", S. 228 ff., Warnkönig und Stein, Bd. II, S. 180 ff., 184 ff. und besonders W. Merk, „Werden und Wesen des deutschen Rechts" Langensalza 1925, wo S. 14 ff. die weltgeschichtliche Sendung des germanischen Rechts und dessen innere Entwicklung vortrefflich und gemeinverständlich dargestellt sind. Über das Fortwirken des langobardischen Rechts in Italien: Schröder, S. 243, des fränkischen in Frankreich, insbesondere im Code Napoléon: Zachariä, „Handbuch des französischen Zivilrechts", Bd. I[8], 1894, S. 16—23, 39, 56 ff., Warnkönig und Stein, Bd. I, S. VIII, Schröder, S. 202 ff., 648, des Gotischen in Spanien (fueros): ebenda,

Wie unser Recht, ist auch unser germanischer Glaube der Natur entquollen. Nicht darin, daß sie Naturkräfte personifiziert und vergöttlicht haben, unterscheiden sich unsere Vorfahren von anderen Mitindogermanen, so wenig wie darin, daß sie Mythen und Sagen aus ihnen gestaltet haben, wohl aber in der ganzen Stellung, die sie zur Natur einnahmen[739]), und vor allem in der Vertiefung, die sie ihrem Mythos zu geben vermocht haben. Das hat kein anderes Volk über sich vermocht, die eigenen Götter dem Untergang zu weihen, in der Erkenntnis, daß durch die Zersplitterung der Gottheit in so viele Individualitäten diese allmählich zu menschlich, und daher vergänglich geworden sei; und das läuternde Himmelsfeuer des Endes, in welchem die Asen vergehen, steht hoch über dem höllischen Feuer, das semitischer Phantasie für Niederrassen entwuchs und dem Abendlande, um es nicht ganz in seinen Angstbann zu schlagen, nur durch Zwischenschiebung eines Reinigungsfeuers zwischen Erde und Hölle zugemutet werden konnte. Indessen — die germanischen Götter waren dahin, und der spätjüdisch-christliche „Allvater" nahm den Thron Odins ein. Die Germanen haben, in Erfüllung eines Wortes Platos, das auf sie reichlich so sehr wie auf die Griechen seine Anwendung findet, wonach diese alles von Fremden Überkommene ver-

---

S. 240. Selbst die „Assises de Jérusalem" beruhten auf dem Werke eines lothringischen Gesetzgebers: Stubbs, „Constitutional history of England", Vol I, p. 10. Über das volksfremde römische Recht und seine schädigenden Einwirkungen auf unser Volksleben, insbesondere auf unsere Bauernschaft, Jakob Grimm, a. a. O., S. XVI ff. Vgl. hierzu (und zu den Gegenbestrebungen Conrings und Thomasius') ferner Stobbe, „Geschichte der deutschen Rechtsquellen", Bd. I, S. 609—655, Bd. II, S. 9—142, 414 ff., Brunner, „Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte", 2. Aufl., 1903, S. 234 ff., Schröder, S. 791 ff., und ganz besonders noch R. Stinzing, „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft", Abt. I, Kap. 1, 2 (Bd. I, S. 49, Bd. II, S. 2 ff., S. 179 ff.). Äußerst prägnant und knapp behandelt die lebenswichtige Frage des römischen Rechts Jhering in seinem „Kampf ums Recht", S. 84 ff. Eine packende Gegenüberstellung von römischem und deutschem Recht gibt Merk, a. a. O., S. 90—95. Der Hauptunterschied zwischen beiden geht letzten Endes darauf zurück, daß unser Recht ein Bauernrecht war, während Griechen und Römer nie eine längere Epoche ausschließlicher Ackerwirtschaft gekannt haben, daher den Unterschied von Mobilien und Immobilien fallen ließen. (Arnold, „Deutsche Urzeit", S. 385 ff.)

739) „Die Quelle der germanischen Religion", sagt H. von Sybel, „ist nichts anderes als der tiefe und warme Sinn für die Natur, welchen dieses Volk überhaupt erst in die Geschichte und Bildung der Menschen eingeführt hat. Freilich hatte auch der Hellene eine ästhetische Freude an den Erscheinungen der Natur... dagegen charakterisiert ganz einzig den germanischen Sinn das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit, der vollen Einheit zwischen Natur und Menschen. Dieser Zug ist ein völlig neuer in der europäischen Geschichte" (was insbesondere auch in bezug auf das Christentum Alexander von Humboldt gegenüber verfochten wird, der im Kosmos den rechten Sinn für die Betrachtung der Natur auf dieses zurückführen wollte, da doch vielmehr dessen Grundton das „mein Reich ist nicht von dieser Welt" sei, und nur der Versucher deren Herrlichkeit preise). „Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte", Kleine historische Schriften, Bd. I, S. 39 ff.

vollkommnet hätten, auch das Christentum, dem sie das Beste ihres eigenen Geistes einhauchten, gehoben und veredelt, was vornehmlich darin zutage trat, daß sie das plump Anthropomorphistische, das dem jüdisch-christlichen Gottesbegriff immer noch anhaftete, nach Möglichkeit einschränkten. Die Mystiker, welche darin am weitesten gingen, waren damit freilich unbewußt schon auf dem Wege zum Pantheismus — einem Wege, den der arische Geist, wie schon der innige Einklang in der Entwicklung unseres philosophischen Denkens bekundet, unfehlbar, schicksalshaft gehen mußte, ja den er vielleicht schon zu Ende gegangen ist. Denn sind nicht die letzten großen deutschen Weisen, sind nicht Schopenhauer und Hartmann da wieder angelangt, wo einst die indischen begannen? Das bedeutet denn freilich eine Götterdämmerung auch für das Christentum, wenigstens für den denkenden Teil der Christenheit, denn der glaubende wird natürlich von der Agonie des Christentums weniger mitbetroffen, und es ist ja auch gar nicht daran zu denken, daß Quellen, die so viele Jahrhunderte in wahrer Überfülle geflossen, jetzt oder überhaupt in absehbarer Zeit zu fließen aufhören könnten. Der unerhörte Reichtum seelischen Lebens zeigt sich bei den Germanen gerade darin, daß sie — und einzig sie — es fertig gebracht haben, zwei geistige Lebenskreise, zwei völlig getrennte Welten, die der indoeuropäischen Urzeit entstammende und entsprechende heidnische und die christliche, wahrhaft zu befruchten und mit ihrem Geiste zu erfüllen. Fast mehr noch als auf dem rein religiösen Gebiete, in der mehr abstrakten Betätigung des Glaubens, offenbart sich jener Reichtum auf dem sinnlich-konkreteren der Kunst, und hier gerade ist es, wo das Christentum germanische Phantasie am stärksten beflügelt, germanische Seele in den tiefsten Tiefen geweckt, germanisches Können aufs höchste gesteigert hat.

Die christliche Architektur und die polyphone Musik, die beiden bedeutsamsten Schöpfungen germanischer Kunst, scheinen, als die beiden äußersten Glieder in der Gruppe der Künste einander fern genug zu liegen, und doch zeugen sie vom gleichen Geiste, gehören innig zusammen, wie jeder weiß, der einmal heilige Musik in Notredame oder im Freiburger Münster gehört hat[740]). Keine andere Kunst ist den Germanen so eigenst eigen wie diese beiden. Von der Musik ist das wohl auch heute allgemein anerkannt: die eigentliche Heimat und das erste Verbreitungszentrum der neueren Musik waren die Niederlande[741]), von wo aus sie nach dem in römischer Zeit völlig musiklosen, erst durch seine germanischen Einwanderer für sie empfänglich gemachten Italien gebracht wurde, um sodann in Deutschland ihre höchste Vollendung zu erleben. Auch der romanische Stil wird wohl als urdeutsch kaum mehr angefochten —

[740]) Vgl. Ambros, „Geschichte der Musik“, Bd. II, S. 27.

[741]) Ebenda, S. 398 ff., 402 ff. u. ö. Auch Woltmann, Polit.-Anthropol. Rev. V, 268.

scheint doch seine Heimat Westfalen zu sein[742]) —, wenn auch in ihm bis zu einem gewissen Grade noch die Fessel der Antike zu spüren ist, die dann in der Gotik völlig abgeworfen ist. Diese nun aber hat man von seiten der Forschung den Germanen, wenn nicht ganz absprechen, doch auch nicht unbedingt überlassen wollen, während doch germanisches Fühlen sich von je in gotischen Domen wie kaum anderswo auf Erden daheim gefunden hat. Es ist eine interne Frage der Kunstgeschichte, wo der gotische Stil zuerst aufgetaucht ist, wo und durch wen er seine erste Ausbildung gefunden hat. Zweierlei aber erscheint unbestreitbar und unbestritten: einmal, daß die leitende Idee der Gotik der Natur, und damit zugleich der tiefsten Seele des Germanen, entstammt[743]), und sodann, daß die höchsten Meisterwerke dieses Stiles in allen Landen denkbar germanischen Händen zu verdanken sind, daß die Gotik als Gesamterscheinung daher als „die spezifisch germanische Kunst des Mittelalters" bezeichnet werden darf[744]). Das wäre wohl auch allgemein anerkannt, wenn nicht ein Mann von der überwältigenden Autorität eines Ranke entgegengewirkt hätte, der in dem gotischen Stil, als

[742]) Schnaase, Bd. IV², S. 337 ff. Im romanischen und gotischen Stil ständen dann unsere beiden leitenden Stämme, Sachsen und Franken, nebeneinander. Im Norden haben außerdem noch die Normannen Selbständiges geleistet.

[743]) Schon Jakob Grimm hat dies in seiner „Deutschen Mythologie", Bd. I, S. XLIV und S. 60 ausgesprochen, wo er unwiderleglich dartut, daß der erhabene Eindruck der himmelanstrebenden Kirchen des Mittelalters dem der sich hoch in die Lüfte streckenden heiligen Bäume entspreche, daß die kühnsten Schöpfungen deutscher Architektur auf Irmansul und Yggdrasill zurückgingen, deren Nachahmung sie bildeten.

[744]) So Franz Xaver Kraus in seiner „Geschichte der christlichen Kunst", Bd. II, 1897, S. 160, deren ganzes der Gotik gewidmetes 15. Kapitel zum Schönsten gehört, was man über diesen Gegenstand lesen kann. Nachdem er, gestützt auf Ranke, festgestellt, daß der Gesamtcharakter der herrschenden Klassen im ersten Hauptgebiete der Gotik, Nordfrankreich, noch kein nationalfranzösischer, sondern ein gemeingermanischer gewesen sei, weist er die innere Verwandtschaft des gotischen Stils mit der germanischen Natur, insonderheit mit deutschem Land und deutschen Menschen, im einzelnen nach. In der Gotik spricht sich der Kernpunkt des germanischen Wesens, die Rücksicht auf das Individuelle, aus. Die gotische Kathedrale mit ihrem vorher nie gesehenen Reichtum plastischen und malerischen Schmuckes ist dem Germanen zum Abbild des Kosmos, zum irdischen Abglanz der göttlichen Ordnung und Schönheit, geworden. Die Gotik ist endlich geradezu ein Gradmesser der nationalen Kraft, wie sie denn in England, über das fremde Einflüsse nicht Herr geworden sind, nie ausgestorben ist. Deutsche Baumeister allerdings sind es gewesen, welche sie durch ganz Europa verbreitet haben. So weit Kraus. Sehr merkwürdig ist die Stellung Franz Kuglers zu dieser Frage. In den zwei ersten Auflagen seiner „Kunstgeschichte" wandte er die Bezeichnung „germanischer Stil" statt der üblichen „gotischer" an: er verwarf letztere damals, weil ursprünglich von antikisierenden Italienern in tadelndem Sinne für die barbarische Bauweise des Nordens gebraucht. In der 3. Auflage ersetzte er den Ausdruck durch „gotisch", weil er sich inzwischen überzeugt hatte, daß der Ursprung des gotischen Stiles in Nordfrankreich zu suchen sei. Hätte Kugler die neuere Germanenforschung mit erlebt, so würde dieser letztere Umstand ihn am allerwenigsten von einer Wiederaufnahme seiner so treffenden älteren Bezeichnung abgehalten haben.

keinem Lande besonders angehörend, nur „den Stil der Hierarchie" sehen wollte[745]). Aber Wunderwerke wie die der Gotik werden nicht aus Abstraktionen geboren, und kein höchstes Kollegium der Christenheit vermöchte auch nur einen einzigen Plan eines gotischen Münsters zustande zu bringen. Nur Menschen von Fleisch und Blut können das, aus denen der göttliche Geist weht, und nur Germanen — im Verlauf dann immer mehr nur Deutsche — kommen in diesem Falle hierfür in Betracht[746]).

Wiederholt sind wir bei der Betrachtung der geistigen Seite der Germanen darauf hingeführt worden, wie diese — das heißt Religion, Philosophie und Kunst — immer vorwiegender von deren deutschem Zweige vertreten wird. Wir können aber überhaupt von einem gewissen Grenzpunkte ab die Einheitlichkeit der Germanen nicht mehr durchführen, sondern müssen uns die germanische Welt durch die historische Entwicklung in zwei, richtiger drei große Gruppen gespalten vorstellen: England und was von ihm ausgegangen ist, Deutschland, einschließlich der Gebiete, die sich in neuerer Zeit vom Reiche losgelöst haben, Schweiz und Niederlande, endlich drittens die skandinavischen Länder[747]). Um mit letzteren zu beginnen, so sind sie in allen Stücken dem germanischen Stammcharakter am treuesten geblieben, wie sich das ja schon in ihrer leiblichen Physiognomie ausprägt, aber auch in ihrem Staatsleben auf Schritt und Tritt zutage tritt. Selbst das Heidengermanische ist nach der Versicherung bester Kenner dort an seinem eigensten Ursitze unter aller christlichen Verhüllung noch keineswegs ausgestorben. Geistig haben die nordischen Länder sich einen hohen Rang immer zu wahren gewußt, in unbewußter Wahlverwandtschaft mit und unter Anlehnung an die festländischen Stammesbrüder. (Hervorragende Dänen zumal, wie Öhlenschläger, Andersen und Gjellerup, sind in Deutschland reichlich so heimisch geworden wie in ihrem Vaterlande.)

[745]) „Weltgeschichte", Bd. IX, 2, S. 112.

[746]) Kaum irgendwo sonst tritt Rankes Hang zur Abstraktion, der ihn dem Anthropologischen ausweichen läßt, schärfer zutage als hier, und kaum irgendwo sonst ist es leichter nachzuweisen, wie der Rassengedanke über ihn hinwegschreitet, als bei dieser Frage, der unter allen Umständen ihre anthropologische Seite gewahrt werden muß, gleichviel ob sie von ihr aus ihre volle Lösung finden kann. Ausführlicher habe ich hierüber — in Auflehnung gegen Ranke — gehandelt in der Ranke gewidmeten Abhandlung Polit. Anthropol. Monatschrift, Bd. XVI, S. 407 ff., wo es zusammenfassend heißt: „Mag man immerhin allerhand Anklänge, Vorstufen der Gotik in verschiedenen Ländern und Zeiten haben aufspüren wollen, ihre eigentliche Entwicklung, ihre Blüte, ihre Höchstleistungen fallen zeitlich und örtlich in das Gebiet des Germanentums. Was sie geworden, ist sie durch Germanen geworden." Auch auf Wilsers Darstellung der Gotikfrage — „Die Germanen", S. 410 ff. — sei schließlich noch hingewiesen.

[747]) Dagegen sei hier nochmals daran erinnert, daß für diese ganze Art der Untersuchung anthropologisch an der Einheit der Germanen festzuhalten war. Die neueren Abspaltungen (Dinarier, Ostbalten usw.) konnten uns hier nicht berühren. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß das letztbestimmende, schöpferische Element des Germanentums in der Hauptsache das nordische bleibt.

England ist infolge der Zusammensetzung seines Volkes aus besonders kraftvollen germanischen Stämmen (Angeln, Sachsen und zweierlei normännischen Schichten) in politischer Hinsicht die führende Rolle innerhalb der germanischen Welt zugefallen, ganz besonders in den Zeiten, während deren Deutschland zur politischen Ohnmacht verurteilt war. Unsere älteren Politiker, Nationalökonomen und Historiker betrachteten England, als das Musterland gesunden Verfassungslebens, stets mit einer Ehrfurcht, die bei einzelnen eine stark idealisierende Beimischung trug, und auch von den bedeutendsten Geistern Frankreichs ist ihm ein reichliches Teil Bewunderung geworden. Gewiß ist, daß auf der ursoliden sächsischen Grundlage dank dem Eingreifen der Normannen, mit welchem die Richtung auf das Meer entschieden wurde, ein selten stolzes Gebäude errichtet worden ist. Auch draußen in der Welt hat England weit überwiegend das Germanentum vertreten und dort auch, soweit es selbst ins Spiel kam, mit seinem Herrenstandpunkt seine Rasse gewahrt. Schonungslos opferte und verriet es dagegen die weiße Rasse, wenn es Fremden — Buren oder Deutschen — galt, in dieser Beziehung die Wahrung des germanischen Gewissens den Deutschen überlassend. Wie streng diese daran festgehalten haben, hat in einem welthistorischen Augenblicke ein Mann, der damals deutsche Größe und den deutschen Gedanken wie wenige vertrat, einem Amerikaner gegenüber zum Ausdruck gebracht[748]).

Die hier eingenommene Haltung ist typisch für deutsche Art und zugleich bedingend für deutsches Schicksal. Nicht das Edlere führt in dieser Welt zum Siege, sondern das Klügere und das Rücksichtslosere. Vielleicht haben wir zu wenig Normannenblut mitbekommen, überwiegen bei uns die mehr nach innen als nach außen gekehrten Stämme. Vielleicht aber auch — und wer will das Rätsel der Völkergeschicke lösen? — haben äußere Dinge, wie das von allen Seiten Eingeschlossensein durch gefährliche und übelwollende Nachbarn, es vor allem verschuldet, daß wir, wiewohl nach Arndts Wort der Mittelpunkt der ganzen neueren Geschichte, dies doch in zunehmendem Grade immer mehr nur noch passiv geworden sind, bis wir uns nach kurzer und glänzender aktiver Aufraffung schließlich ganz haben beiseite drängen lassen. Immerhin scheinen gerade unsere neuesten Erlebnisse darauf hinzudeuten, daß der Keim des Verderbens vor allem doch in uns selbst gelegen hat. Zwei Eigenschaften, eine unserer schlimmsten und eine

[748]) Die Unterredung des Großadmirals von Tirpitz mit dem Dr. K. H. von Wiegand vom 21. November 1914 ist veröffentlicht unter anderem in der „Deutschen Zeitung“ vom 21. Dezember 1914 und später — nach Wiegands eigenem Bericht — in Tirpitz' „Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkriege“, S. 623 ff. Die entscheidenden Stellen lauten: „England hat nicht die Gewissenhaftigkeit der weißen Rasse... Es wird mit jedem ein Bündnis schließen, ohne Rücksicht auf Rasse oder Farbe... Das Hineinziehen der Japaner in den Krieg bedeutet einen Hochverrat an der weißen Rasse... Eines kann ich Sie versichern: Deutschland wird niemals die weiße Rasse aufgeben.“

unserer besten, haben sich dazu die Hand gereicht: unser Hang zur Zwietracht und unsere Anlage zum Universalismus. Der letztere, der uns befähigte, den Germanenberuf nach seiner idealen Seite vor anderen zu erfüllen, der uns zu geistigen Weltherrschern gemacht hat, mußte uns, in Kosmopolitismus umgeschlagen, zu politisch Entrechteten werden lassen.

Schon die Mannigfaltigkeit unserer sämtlich hochbegabten Stämme, die zudem immer in innigem Austausch blieben, verschaffte unserem geistigen Leben eine große Reichhaltigkeit. Dazu kam der dem Germanen eingeborene Wandertrieb, dem auch der Deutsche von jeher stark gehuldigt hat, wenn er ihn auch, mehr oder minder vom Meere ferngehalten, nicht seinem Drange entsprechend befriedigen konnte. Um so mehr aber hat er mit dem Geiste die Weiten der Erde durchschweift. „Die Deutschen", sagt Kant, „sind gemacht, das Gute aller Nationen zu sammeln und zu vereinbaren und nehmen es alle gleich willig auf." So war es uns gegeben, zugleich universal und national zu empfinden und zu denken, zu schaffen und zu wirken. Wir wurzeln in deutscher Erde, aber wir erstrecken unsere Zweige in die ganze Welt hinaus. Wir durchdrangen uns mit fremdem Geiste, soweit er uns verwandt und assimilierbar war, und gaben dann den anderen das zurück, was so unser Eigen geworden, freilich verwandelt und bereichert aus dem deutschen Geiste, der meist erst das Beste und Tiefste hinzubrachte. Dem ist es zu danken, daß dessen größte Deuter und Künder, ein Kant und Goethe, Beethoven und Wagner — auch Shakespeare gehört in diese Reihe, als nicht nur nächstverwandtem Stamme entsprossen, auch als erst durch uns zu vollem Leben erweckt — einen Widerhall gefunden haben, wie er — in neuerer Zeit wenigstens — nur bei Germanen denkbar war. Nur diese ganz großen Germanen, denen wir heute aus unserer erweiterten Kenntnis heraus einen Dante und Lionardo, einen Cervantes und Molière unbedenklich blutlich zugesellen, besaßen den Atem, den Blick, die Stimme, für die es in Raum und Zeit keine Grenzen gibt. Sie haben die stärksten Bindesymbole für die Völker ersonnen und verwirklicht.

War es anders denkbar, als daß dieser deutsche Geist, der Geist der Gotik, der Musik, des Idealismus, der noch in allen unseren großen Denkern, Dichtern und Künstlern Wohnung genommen hat, das mächtige Gefühl einer Vorrangsstellung, ein stolzes Rassenbewußtsein in ihnen weckte, das denn auch durch viele von ihnen die großherzig unbefangenste Verkündung gefunden hat? Kaum einer unserer Ersten, dem nicht einmal sein Tiefblick ins Weltgetriebe diesen Stand der Dinge enthüllt, und der ihm nicht gelegentlich einmal seherischen Ausdruck verliehen hätte. Man höre nun Hutten („eine tapfere Nation, die Königin der anderen"), oder Klopstock („Mein Vaterland"):

„Weit schattet und kühl dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büsch' um ihn her,"

oder Herder, der das Höchste für ihn Denkbare, die Arbeit am Bau seiner geliebten Humanität, den Deutschen als nationale Aufgabe zuwies, oder Kleist („Von den Deutschen": „Eine Gemeinschaft, in deren Schoß die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgendeiner anderen aufbewahrt hatten"), oder Schiller („Deutsche Größe") oder Wagner, der, in gewissem Sinne der deutscheste von allen, insofern er Mythos und Musik, germanisches Heidentum und Christentum in seinem Wirken zusammenfaßt, dieser Gedankengänge kein Ende findet — immer ist's das gleiche Grundthema, das sie variieren, und das Spätere, nach dem Beispiele Jean Pauls, in die Formel „Deutschland das Herz Europas" gefaßt haben! Daß dies aber nicht lediglich „patriotische Phantasien" waren, daß dem allen ein realer Tatbestand der geistigen Welt zugrunde lag, dafür haben wir den Beweis in dem Einklang, in welchem zahlreiche Aussprüche von Wortführern fremder Völker mit denen der unsrigen stehen. Schon aus dem Mittelalter bringt Heinrich Rückert[749]) Zeugnisse bei, die deutlich erkennen lassen, wie es einzelnen Wälschen, namentlich Italienern, doch möglich war, sich von den gegen die nordischen Barbaren herrschenden Vorurteilen loszureißen und zu einer Würdigung ihres Wertes vorzudringen. Später hat dann Georg Steinhausen in einer historischen Überschau uns „Die Deutschen im Urteile des Auslandes" vorgeführt[750]), als deren Ergebnis sich bezeichnen läßt, daß im allgemeinen zwar es den fremden Völkern verwehrt geblieben ist, in die Tiefen deutschen Wesens einzudringen, daß nur einzelne besonders hochstehende Geister mit der ahnungsvollen Intuition des Genies dies vermocht haben, deren warmes, stellenweise überschwängliches Lob dann aber doppelt und dreifach ins Gewicht fällt. Unter Verweisung auf Steinhausen für das einzelne seien hier nur einige wenige genannt: von Italienern Enea Silvio, Machiavelli, der den deutschen Stämmen, weil er sie den romanischen Völkern gegenüber als die ursprünglicheren erkannte, allein die Fähigkeit zur kirchlichen Reform und damit zur sittlichen Wiedergeburt zusprach und dementsprechend die Zukunft verhieß, vor allem aber Giordano Bruno, dessen Wort: „Gib, o Jupiter, daß die Deutschen ihre eigenen Kräfte erkennen, daß sie mit ihrem Eifer höhere Dinge in Angriff nehmen, und sie werden nicht Menschen, sondern Götter sein!" eben diese Zukunft in aller ihrer Größe schon vorwegzunehmen scheint.

In neuerer Zeit sind es vornehmlich einige große Franzosen gewesen, die uns in ähnlicher Weise nahegekommen sind. An erster Stelle steht hier Mirabeau, der im 1. Buche seines Werkes über die preußische Monarchie einen Hymnus auf Friedrich d. Gr. anstimmt, in den Schlußbetrachtungen desselben seine wahrhaft tiefen Einblicke in die Bedeutung der vielgestaltigen deutschen Staatenwelt im Gegensatz zur

749) „Historisches Taschenbuch", 1861, S. 390 ff.
750) „Deutsche Rundschau", XXXVI, 3, S. 434—452, 4, S. 55—71.

straffen Einheit der französischen verrät und unserer Nation das Zeugnis gibt: „une nation grande, sage, éclairée, moins corrompue que la plupart des autres peuples“, mit der fulminanten Aufforderung, sich unter dem Banner Brandenburgs, als des wahren Hortes deutscher Größe, zu scharen. Über Madame de Staël bedarf es hier kaum eines Wortes, da ihr Buch ja unvergleichlich viel bekannter bei uns ist. Im Verlauf des vorigen Jahrhunderts gilt dann die Bewunderung hervorragender Franzosen vornehmlich den überragenden Geistesleistungen der Deutschen. Selbst ein Ultra wie Victor Hugo hat starke Anwandlungen solcher Stimmung verraten. Besonders enthusiastisch bricht sie bei Gaston Paris durch („Le génie poétique de l'Allemagne, se réveillant avec son génie philosophique et son génie savant, arriva à ce triple épanouissement dont l'éclat est peut-être unique dans les annales de l'humanité, et qui entoure d'une si splendide auréole la patrie de Kant, de Humboldt et de Goethe“[751]). Ähnlich redet Renan in seinem Briefe an Strauß vom 15. September 1870[752]) von der deutschen Entwicklung des letzten Jahrhunderts als „einer der schönsten geistigen Entwicklungen, welche die Geschichte kennt, einer Entwicklung, die dem menschlichen Geist an Tiefe und Ausdehnung eine Stufe zugesetzt hat“.

Einer der bedeutendsten jüdischen Gelehrten möge diese Reihe beschließen, der ebenfalls „die noch nicht gesehene Herrlichkeit der deutschen Wissenschaft und den unverwüstlichen Geist des deutschen Volkes“ feiert, das „mit einer Intensität, einer Ausdehnung über alle Gebiete des Denkens, Wissens und Schaffens hervorgetreten sei, wie sie bisher noch von keinem ausgegangen, und das dem ganzen Leben der europäischen Völker durch die von Deutschland in seiner literarischen Entwicklung und Weltanschauung gewonnene Grundlage eine neue Richtung gegeben habe[753])“.

Freilich, alles dies ist von ehedem und wäre heute nicht mehr denkbar. Und noch weniger dürfen wir Unbefangenheit in einer Frage erwarten, die doch, als einer der Knotenpunkte aller neueren Rassenbetrachtung, sich immer wieder aufdrängt: der der Germanen in den romanischen Ländern.

Schon bei den von uns herangezogenen Romanen, die naturgemäß nur eine Auslese aus einer größeren Schar bedeuten, ist es, bei einzelnen wahrscheinlich, bei anderen so gut wie gewiß, daß aus ihren Worten wärmster Sympathie eigenes germanisches Blut mitspricht. Die Blutszusammenhänge mit unseren germanischen Brüdern in den romanischen

[751]) „Histoire poétique de Charlemagne“, p. 130.

[752]) In Strauß' „Kleinen Schriften“, S. 312.

[753]) Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland“, S. 314. Renan, a. a. O., schildert diese Erhöhung des europäischen Geisteslebens durch die Deutschen in einem Gleichnisse, indem er sagt, die der deutschen Entwicklung Ferngebliebenen verhielten sich zu den durch sie Hindurchgegangenen wie die Elementarmathematik zur Differential- und Integralrechnung.

Ländern sind ja nie abgerissen, sie sind nur abgeschwächt und durchkreuzt worden. Überaus schön kennzeichnet den zwischen Deutschen und Welschen auf Grund ihrer rassischen Erlebnisse bestehenden Zustand von Attraktion und Repulsion Ernst Dümmler: „Ein ebenso tiefer Zug der Verwandtschaft führt zu ihnen (den Wälschen) hin, als feindliche Verschiedenheit im Denken und Fühlen von ihnen zurückstößt. Jene Verwandtschaft beruht auf der Mischung mit germanischem Blute, durch welche die romanischen Nationen wiedergeboren sind, diese Feindschaft auf dem altrömischen und keltischen Grundzuge ihres Wesens, der mit unverwüstlicher Zähigkeit immer aufs neue durchbricht[754]."

Durch diesen Stand der Dinge ist naturgemäß auch die Stellungnahme der Männer der Wissenschaft der beiderseitigen Länder in diesen Fragen bedingt. Unsere deutschen Historiker haben alles in allem die alten Stammesgenossen aus dem Mittelalter nicht im Stiche gelassen, sondern brav für das Germanentum zurückgefordert, sie haben sozusagen die Veste, in der sich das alteinheimische Geblüt, durch romanisch-germanisches Renegatentum verstärkt, verschanzt hatte, unterminiert und sturmreif gemacht, so daß Woltmann, der dann wirklich den großen Generalsturm unternahm, gewonnenes Spiel hatte[755].

Nur zu begreiflich erscheint es ja, daß romanische Geistesmänner von heute, wenn sie auf ihre Völker hin- und auf deren Geschichte zurückblicken, im berechtigten Stolze auf ihre Leistungen das Ethnographische zurücktreten lassen und sich des Historisch-Kulturellen erfreuen. Ein Gioberti konnte dann ebensogut den Vorrang der Italiener, ein Guizot den der Franzosen, wie ein Klopstock den der Deutschen feiern. Indessen sind ihrer aller Gedankengänge nur insoweit unantastbar, als sie auf der Voraussetzung beruhen, daß die Germanen nacheinander als treibende Kraft und Blutsunterlage in drei großen Entwicklungsreihen der Kultur wirksam gewesen sind: im Frankenreich und frühesten Frankreich, in Italien einschließlich Renaissance, und im Deutschen Reich. Von dieser Voraussetzung können wir nicht abgehen, sie ist uns durch Gobineau und Woltmann nicht nur zum Glaubensartikel, sondern vor- und nachher auch von den verschiedensten Seiten wissenschaftlich begründet worden. Man mag hundertmal sagen,

[754]) „Geschichte des ostfränkischen Reiches", Bd. I, 1862, S. 2.

[755]) Einen eigenartigen Vorgänger hat übrigens Woltmann schon gehabt in Kriegk, der in seinem Buche „Die Völkerstämme und ihre Zweige", S. 30 ff., das stärkste und kühnste Beispiel von Reaktion gegen die Unterdrückung des Germanischen im Romanischen gegeben hat. Für ihn existieren sozusagen die Goten und Langobarden noch, die romanischen Völker sind ihm ein Nebenzweig der germanischen, und er schließt Rumänen und Rhätoromanen, welche in der nach rein linguistischen Gesichtspunkten gebildeten romanischen Völkergruppe unserer Handbücher durchweg figurieren, von demselben aus, offenbar nur darum, weil ihnen eben nach seiner Ansicht das germanische Element fehlt. Uns erscheint heute dies Verfahren Kriegks fast wie ein Kuriosum, wiewohl es grundsätzlich zum mindesten die gleiche Berechtigung hat wie das in romanischen Landen meist geübte radikal entgegengesetzte.

sie habe nur theoretische Bedeutung — und gewiß, der holde Wahn, als könne die Gemeinsamkeit germanischen Blutes als geistiger und seelischer Kitt auch im heutigen Völkerleben noch fortwirken, dem selbst ein aller Phantasterei so abholder Denker wie Gaupp unterlegen ist, findet in der tatsächlichen Entwicklung keine Stütze —, ihr ideeller Wert für die Pflege germanischen Bewußtseins bleibt darum ebenso unbestreitbar wie ihr abstrakter Wahrheitswert für die Germanenforschung.

Bei der Klärung dieser Frage sind nun vor allem zweierlei Gesichtspunkte auseinanderzuhalten: solche, die für alle romanischen Länder gemeinsam bestehen, und solche, die auf die einzelnen verschieden anzuwenden sind. Letztere wieder beruhen in erster Linie auf den rassisch verschiedenen Unterlagen der romanischen Völker, aber auch die Formen der germanischen Herrschaft waren nicht die gleichen in Italien, Gallien und Afrika, so wenig wie die Bedingungen der Landteilung und anderes. Und die germanischen Stämme schließlich stachen kaum minder voneinander ab, als die einheimischen, auf die sie sich pfropften, und dies tönt zweifellos in den romanischen Völkern, in deren näherer oder fernerer Verwandtschaft mit uns, in dem, was sie uns sagen und bedeuten, noch nach. Äußerst interessant und wertvoll, wenn auch zum Teil schwierig, ja heikel, müßte es so auch sein, zu ergründen, mit welch verschiedener Wirkung die großen Germanen Frankreichs, Spaniens und Italiens durch die romanische Mühle (Land, Klima, soziale Umwelt, romanische Mischungen) gegangen sind[756].

Ein Gesetz dagegen, das wir uns für alle romanischen Länder gleichermaßen, wenn auch nicht in gleichem Grade — am stärksten für Italien, darnach für Gallien, am wenigsten für Spanien — gültig denken müssen, ist, daß die jugendfrisch auftretenden germanischen Rassen, die zudem Jahrhunderte lang immer noch frische Nachschübe aus dem Norden erhielten, sich als die zeugungskräftigeren, die alten, zum Teil abgelebten einheimischen sich als die zurückgehenden bewiesen haben werden. Zwar kann es, nach Gaupps Darlegungen[757]), gar nicht zweifelhaft sein, daß in den fränkischen, burgundischen, westgotischen, später auch in den langobardischen Adel alteinheimische Adelselemente eingedrungen sind. Aber kraft jenes Gesetzes, wonach die Romanen im Absterben, die Germanen im Aufstreben begriffen waren, müssen auch die Adelsfamilien der ersteren im Durchschnitt weniger kinderreich, zu

[756]) Das Ausführlichste und Gründlichste über die rechtlichen und sozialen Beziehungen der zweierlei Bevölkerungen der romanischen Länder bietet das Werk von Gaupp. Vortrefflich auch über die gegenseitige Romanisierung und Germanisierung der eindringenden Germanen und der vorgefundenen Römer und Provinzialen in Oberitalien, Spanien und Nordgallien Wietersheim, „Geschichte der Völkerwanderung", Bd. I, S. 24. Über Romanen und Germanen in den westgotischen Reichen Dahn, „Könige der Germanen", Bd. 6, S. 70—88, im Langobardenreich Loebell, S. 425 ff.

[757]) S. 515 ff. Vgl. auch S. 62.

minderen Rollen berufen und zu minderen Leistungen befähigt gewesen sein, also das Verhältnis der Zusammensetzung des Adels sich durchaus zugunsten der Germanen verschoben haben. Je länger je mehr fiel diesen im Mittelalter die Vorhand zu, konnten sie den unterworfenen Völkern, schöpferisch wachsend, die neuen geistigen, vornehmlich aber sittlichen Werte zutragen, aus denen im Verein mit den vorgefundenen Kulturelementen neue Bildungen sich entwickeln sollten[758]).

Es liegt uns nun ob, die Rolle der Germanen aus ihren Einwirkungen auf die romanischen Völker, aus der ungemein reichen Literatur über dies Thema durch Beibringung einer Anzahl der hauptsächlichsten Urteile zu beleuchten.

Eröffnet wird der Chorus der deutschen Stimmen durch die Akademierede des Ministers Friedrichs d. Gr., Ewald Friedrich Grafen von Hertzberg, vom 27. Januar 1780: „Sur les causes de la supériorité des Germains sur les Romains"[759])," in welcher die Überlegenheit der nordischen Völker und alles, was daraus für die Neugestaltung Europas hervorgegangen ist, vielfach schon ganz von unseren heutigen Gesichtspunkten aus, mit erstaunlicher Klarheit und Bestimmtheit dargetan wird. Der Verfasser war, trotz mancher naiver Geschichtsverstöße im einzelnen, seiner Zeit weit voraus: seine Rede wirkt wie ein Fanfarenruf im Morgengrauen, ein antizipierter Arndt und Gobineau mitten in der Aufklärung.

Der Grundgedanke aller folgenden ist dann immer, mehr oder minder variiert, der, daß in der neuen Staatenwelt die Germanen das aktive, männliche, die Romanen das passive, weibliche Element abgegeben[760]), daß die romanischen Völker ihr Weiterexistieren bzw. Wie-

[758]) Klemm (Bd. 9, S. 4 ff.) faßt diese, die sich gegenwärtig zu halten an dieser Stelle besonders angebracht erscheint, sehr gut zusammen: „Das Familienleben erholte sich aufs neue, dem weiblichen Geschlechte wurde eine ehrenvollere Stellung zuteil, als es wenigstens im griechischen Teile des Römischen Reiches der Fall gewesen war, das monarchische Prinzip schlug festere Wurzeln, das Gemeinde- und Städtewesen entwickelte sich freier, die Schiffahrt wurde weiter ausgebildet und die Mittel des Verkehrs in jeder Richtung vermehrt; das Kriegswesen erhielt eine neue Gestalt, vor allem aber erblühte die Dichtkunst, die Baukunst und die Musik in einer großartigen Weise, aus welcher dann die anderen bildenden Künste herrlich sich entfalteten." Es folgt eine Darstellung der Entwicklung der Wissenschaft, welche sich den soeben aufgezählten Dingen erst später anreihte.

[759]) Abgedruckt in seinen „Oeuvres politiques". Berlin 1795, p. 9—52. Jean Paul (in seiner „Friedenspredigt für Deutschland") zog aus dem Nachweis der germanischen Durchdringung Europas den Schluß, daß alle deutschen Kriege in Europa Bürgerkriege seien.

[760]) So unter anderen Arnold, „Deutsche Geschichte", Bd. II, 2, S. 10 ff., G. Freytag, „Bilder", Bd. I, S. 36, 58, Wietersheim, „Zur Vorgeschichte deutscher Nation", S. 33 ff., der aus dieser Aktivität der germanischen Rasse alles von selbständiger Wissenschaft und Kunst, Umsegelung und Erforschung des Erdballs wie von den wunderwürdigen Erfindungen der neueren Zeiten herleitet, und ganz besonders markig Bismarck bei Bluntschli, „Denkwürdigkeiten", Bd. III, S. 193, bei Busch, „Tagebuchblätter", II, 118 und zu einer Abordnung aus Graz am 7. April 1895.

deraufleben als selbständige Völker nur den Germanen zu verdanken haben. Das gilt, namentlich für Italien, schon im rein materiellen Sinne der Wiederbevölkerung, noch ganz anders aber in qualitativer Hinsicht. Ganz prachtvoll hat dies Dahlmann ausgedrückt, wenn er sagt, Rom habe den germanischen Staaten die Bevölkerung geliefert, die Germanen aber das Volk hinzugetan[761]). Gaupp führt im besonderen noch aus, wie „der dem männlichen Prinzip entsprechende bildende, schaffende Geist die ganze spätere Entwicklung des Mittelalters bedinge und das Gemeinsame in der Gedankenwelt, den Taten und Einrichtungen, den Leiden und Freuden der Völker vorzugsweise erkläre[762])". Ähnlich Rudolf von Raumer, der die „allgemein germanische Kraft" als auf die romanischen Völker mitausstrahlend und deren Wiederaufleben bewirkend darstellt, zugleich aber wohl mit Recht an die alte Stammvetterschaft der Bevölkerungen der romanischen Hauptländer erinnert[763]). Eduard Arnd greift die seelische Seite heraus und preist es als das Verdienst der Germanen, daß „das innere Leben der modernen Menschheit tiefer und reicher als das der antiken, daß das sie unterscheidende Gefühl das der subjektiven Freiheit, der inneren Unendlichkeit des Geistes, der Tiefe des Gemütes sei" —, was alles von dem im Gemüte und den Sitten der Goten, Sachsen und Franken wohnenden Leben sich auf die Reste der römischen Welt mit ergossen habe[764]).

Auch in einzelnen besonderen Beziehungen läßt sich noch nachweisen, daß die romanischen Völker das Beste und Größte in ihrer Geschichte auf die Germanen zurückzuführen haben. In seiner schönen Abhandlung über „Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen"[765]) verweist Wilhelm Wackernagel, nach einem schwungvollen Worte über die Seetaten der Normannen, Hanseaten, Niederländer und Engländer, auf die „jenseits geographischer Verhältnisse liegende höhere Fügung", welche den Germanen das Meer für die neueren Zeiten ausgeliefert habe, und fährt dann fort: „Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet: Zeugnis dessen schon ihre Sprachen, die alles, was zur Seeschiffahrt gehört, selbst die Himmelsgegenden mit germanischen Worten benennen müssen." (Auch die Hauptseefahrer der Romanen entstammten germanischem Geblüt.)

---

[761]) „Politik", Bd. I², S. 53.

[762]) S. 3 ff.

[763]) „Vom deutschen Geiste", Erlangen 1848, S. 100—103.

[764]) „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes", Bd. I, S. 298.

[765]) „Kleinere Schriften" Bd. I, 1872, S. 85. Vgl. hierzu auch Schrader, „Reallexikon", S. 717 ff.

Ähnliches läßt sich auch von der politischen Seite belegen. „Die politische Fruchtbarkeit der deutschen Nation ist so groß, daß sie durch die sogenannte Völkerwanderung und auch noch weiterhin sämtliche staatlichen Organisationen von kultureller Bedeutung auf der ganzen Erde geschaffen hat[766]". Kein anderer vielleicht hat, mit Rücksicht auf die von romanischer Seite öfters erhobenen Ansprüche und daraus erfolgenden Zurücksetzungen der Germanen, die letzteren in dieser Hinsicht beredter und überzeugender vertreten als Dietrich Schäfer, der, um sein Volk nach dem Weltkriege an seine geschichtliche Aufgabe zu mahnen und ihr zurückzugewinnen, es vor allem auf seine früheren Leistungen verweist und dabei dartut, daß in der Frage „Romanisch-Germanisch" von Ebenbürtigkeit gar keine Rede sein kann, daß wir Germanen der romanischen Welt in jeder Hinsicht weit mehr gegeben haben als sie uns[767].

Von englischen Denkern, die uns natürlich in dieser Frage besonders nahestehen, genügt es, zwei anzuführen, Gibbon, welcher schon vor anderthalb Jahrhunderten die durch die Germanen bewirkte Umwälzung innerhalb der romanischen Welt so klar erkannt und so wuchtig zum Ausdruck brachte, daß der tiefe Eindruck, den die betreffenden Stellen auf Woltmann machten, diesem die Anregung zu seinen bahnbrechenden Germanenwerken gab[768], und W. Stubbs, der nicht nur von den romanischen Ländern im allgemeinen sagt: „In all four great states of western christendom the constructive elements of new life are germanic" (was er dann für die einzelnen näher belegt), sondern auch von den romanischen Literaturen ausführt, daß sie — mindestens die poetischen — ihren Geist, ihre Essenz im wesentlichen von der leitenden Rasse („leading race") erhalten haben. „The breath of the life of the new literatures was germanic[769]".

Ungleich stärker noch fallen die Stimmen ins Gewicht, welche aus den romanischen Völkern selbst heraus ertönen, weil sie, wie wir sahen, gegen die im allgemeinen dort herrschende Renegatengesinnung sich durchzusetzen hatten. Am hemmungslosesten äußerte sich diese in Italien, wo Rom mit all seinem Zauber fortwirkte und alle seine Kräfte in Bewegung setzte, so daß eine Gestalt wie Muratori, auf den wir zurückkommen werden, fast wie eine Ausnahmeerscheinung wirkt. An-

[766] R. von Kralik, „Deutsche Kultur in der Welt", Bd. II, S. 213. Auch Alexander von Peez hebt neben dem Christentum das Germanentum als die stärkste gemeinsame Grundlage europäischen Wesens hervor und betont namentlich die Bedeutung des germanischen Ursprungs der herrschenden Klassen in dem weitaus größten Teile Europas.

[767] Dietrich Schäfer, „Das Deutsche Volk und der Osten", Leipzig 1915, S. 4, „Von deutscher Art", S. 8 ff., 12 ff. Ungern breche ich hier die Reihe meiner Zeugnisse ab, kann sie aber nicht in gleicher Ausführlichkeit und Vollzähligkeit bringen wie in meiner mehrerwähnten Arbeit über Ranke, wo das hier Fehlende zu finden.

[768] Woltmann „Die Germanen und die Renaissance in Italien", S. 4, 5.

[769] W. Stubbs, „Constitutional history of England", Vol. I., p. 3 ss., 7 ss.

ders war es schon in Spanien, wo Rom vornehmlich nur durch die Kirche Macht behielt, und wo das Gotenblut auch im Geistigen immer wieder durchschlug[770]). Am längsten und stärksten behauptete sich die Erkenntnis, fast dürfen wir sagen die Selbsterkenntnis des Germanentums in Frankreich, wo ja auch unser Blut am reichsten vertreten war. Gibt doch die Mischung des Nordfranzosen (Franken, Normannen und Kelten) ein mindestens ebenso germanisches Produkt wie die des Ostdeutschen (Sachsen, Franken und Slaven), und Ausmerzung der Germanen bedeutete daher für die Franzosen ein Ins-eigene-Fleisch-Schneiden, das sie zwar in ihrer Geschichte nicht zu ihrem Heile nur zu sehr durchgeführt, zu dem sie sich aber in ihrer Literatur nicht gleichermaßen verstanden haben, worin vielmehr eine gesunde Würdigung der Germanen bei weitem überwiegt.

Montesquieu gab hier gewissermaßen das Signal, der ausfand, daß der Geist der Freiheit den Germanen zu verdanken sei, und der nicht nur vom englischen Regierungssystem den kühnen Satz aussprach, es entstamme den germanischen Wäldern — ein Satz, der trotz Voltaires platter Spöttereien bestehen bleibt —, der auch die heilsamen Wirkungen germanischen Geistes auf sein heimisches Staatsleben beredt ins Licht setzt[771]). Ihm ist später vornehmlich Guizot in diesen Gedankengängen gefolgt. Montalembert preist im 1. Kapitel seiner „Moines d'occident" die durch die Germanen in der römischen Welt bewirkten sittlichen und geistigen Wandlungen (Erneuerung des Lebensmarkes Europas, Wiedererweckung der Manneswürde, der Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, des Gefühles der Ehre und Freiheit). Gérard sagt[772]): „Il est très vrai que l'esprit gaulois a tout pénétré; mais la nature barbare a rendu à cet esprit ses facultés natives, facultés dont la domination romaine l'avait dépouillé", und an anderer Stelle vertritt auch er kräftig die These, daß die Germanen, nicht das Christentum, Zivilisation und Gesellschaft gerettet hätten. Der Name Gobineaus braucht hier nur genannt zu werden: ist es doch ein Teil seiner Lebensidee, um den es sich hier handelt. Aber auch Mignet, der berühmte Akademiker, den wir schon manches Mal anzuführen hatten, hat schönes Zeugnis für die Germanen

---

770) Aus einem Vortrage von Canovas berichtet Döllinger („Akademische Vorträge", I², 1890, S. 263): „Schon zu Karls V. Zeit habe der Spanier Avila, der doch den Sieg der Spanier über die Deutschen bei Mühlberg beschrieben, geäußert, daß nach menschlichem Ermessen die ganze übrige Christenheit zusammen nicht mächtig genug scheine, sich gegen den Germanismus zu wehren." „Er führt dann aus, wie vor allem in politischen Dingen die germanischen Völker den lateinischen überlegen seien, indem Freiheit, aber die gezügelte, mit strenger, kräftiger Zucht verbundene und durch das Recht geschützte Freiheit, nur bei Engländern und Deutschen zu finden sei, wogegen die Romanen, als Sklaven willkürlicher Abstraktionen, in ewigen Versuchen und Unruhen sich erschöpften."

771) „Esprit des lois.", Livre XI, Chap. 6—8.

772) „La barbarie franke et la civilisation romaine", Bruxelles 1845, p. 273.

abgelegt. In seinen „Études historiques“[773]) redet er von der „force régénératrice“ der Germanen und von den „flots vivifiants“ ihrer Invasion, und ihren Leistungen für die Kirche hat er eine — in eben diesem Werke wieder abgedruckte — eigene Abhandlung gewidmet. Selbst solche französische Denker, welche am wärmsten für die Kelten gesinnt waren, sind doch in seltener Weise den Germanen gerecht geworden und auffallend tief in ihr Wesen eingedrungen, so Michelet, wenn er als den wahren Charakter der germanischen Rasse „son génie profondément impersonnel“ bezeichnet, der namentlich in die Wissenschaft erst die volle Objektivität, Unparteilichkeit und Selbstentäußerung gebracht habe[774]). Auch Renan vereinigte ehrlichste Germanenbegeisterung mit der Anhänglichkeit an seinen heimischen bretonischen Stamm, und die mittlere Periode seines Lebens kann man mit gutem Fug so nennen, wie er selbst das Mittelalter genannt hat („une période germanique“)[775]). Ganz ausgezeichnet hat ferner Taine die Germanen gewürdigt. Ganz wie Michelet, sagt auch er: „les peuples germaniques se sont plus volontiers attachés à l'être intime des choses, à la vérité elle-même, c'est-à-dire au fond“, und an anderer Stelle nennt er die germanischen Völker „les plus grands travailleurs du monde“, und: „pour les choses de l'esprit, nul n'égale les Allemands“[776]). Ganz durchtränkt ist von dem Gedanken, daß im Germanischen die Seele und die treibende Kraft aller neueren Geschichte beschlossen sei, das bei uns weniger bekannt gewordene Buch von Henri de Tourville: „Histoire de la formation particulariste. L'origine des grands peuples actuels“ (Paris o. J.)[777]). Wir beschließen die Reihe mit Alfred Fouillée, welcher nicht nur von seinen keltischen Landsleuten zugibt, daß die fränkischen und skandinavischen Einwanderer sie vorm Einschlafen bewahrt hätten, sondern auch in einem schönen Gleichnis den Kelten die Tonika, den Mediterranen (Iberer) die Mediante, den Germanen aber die Dominante der französischen Völkermischung nennt[778]).

Dies genügt nun wohl. Natürlich aber konnte es nicht fehlen, daß daneben auch in Frankreich eine germanenfeindliche Gegenbewegung herging, welche namentlich aus der großen Revolution ihre Nahrung zog.

[773]) 6. Edit. Paris 1885, p. 392.

[774]) Boisjoslin, „Les peuples de la France“, p. 283 ss., wo dies näher ausgeführt wird.

[775]) Es schließt sich aus, hier von der Fülle des in Betracht Kommenden auch nur Proben zu geben. Ich verweise auf mein „Gobineaus Rassenwerk“, S. 51 ff. und auf E. Seillières Studie „Revue des Deux Mondes“, 15 octobre und 15. novembre 1906.

[776]) „Philosophie de l'art“, T. I[11], p. 235/36. 240. Es verlohnt sich wohl, die ganzen Charakteristiken (I, 227—243, II, 41 ss.) zu lesen, dazu das schöne Wort I, 248: „une race germanique, j'entends des hommes faits pour s'associer, peiner, lutter, recommencer et améliorer sans cesse.“

[777]) P. 101, 124, 227 ss.

[778]) „Revue des Deux Mondes“, T. 131, 1895, bes. p. 799.

Wie diese das Werk der Religionskriege und der Vergewaltigungen Ludwigs XIV. fort- und zu Ende führte, so sollten nun auch literarisch die Konsequenzen hieraus gezogen werden. Der glänzende Name Augustin Thierrys ist mit dieser Bewegung verquickt, die später immer schärfere, und unter B. Guérard (in den Prolegomena seines „Polyptyque de l'abbé Irminon", T. I, 1844) so unwürdige, ja empörende Formen annahm, daß sie Gobineau leidenschaftlich auf den Plan rief[779]). Es lag nun nahe, daß die seitdem besonders eifrig auch in Deutschland aufgenommene, ursprünglich rein defensive Rettungsaktion zugunsten der Germanen mit der Zeit immer mehr offensiven, ja stellenweise fast annexionistischen Charakter gewann, daß insbesondere der Wunsch und das Bestreben, dem Germanentum und seiner geschichtlichen Rolle möglichst viel von historischen und geistesgeschichtlichen Persönlichkeiten zu sichern, zu einer Art von Germanensuche verleitete, die im einzelnen wohl sicher über das Ziel hinausschoß. Nicht als wäre diese nicht grundsätzlich berechtigt, als wäre diesem ganzen Feldzuge, wie er gipfelte in den wissenschaftlichen Taten Woltmanns, nicht von vornherein der Sieg gewiß gewesen. Aber nachdem dieser in kühnem Vorstoß errungen, galt es, ihn zu sichern. Und dazu nun bedarf die Wissenschaft in ganz besonderem Maße der Vorsicht und Gewissenhaftigkeit, deren Woltmann und die Seinen mehr oder minder entraten konnten, und es empfiehlt sich für jeden, der sich diesen Fragen zuwendet, die Beherzigung gewisser methodologischer Gesichtspunkte, die allein uns einen geistigen Besitz dieser Art zu einem vollkommenen und unentreißbaren machen kann.

Zunächst sei nochmals daran erinnert, was schon an anderer Stelle ausgeführt und durch ein Gleichnis verdeutlicht worden ist (Bd. I, S. 467), daß es bei der Woltmannschen These, nach welcher die führenden Männer auch der romanischen Völker in deren besten Zeiten germanischen Geblütes gewesen seien, nur auf das Ganze, nicht auf das einzelne — einen einzelnen mehr oder weniger — ankommt. Den Stammbaum können wir ja in den wenigsten Fällen vorlegen, wir können nur die Argumente sammeln, welche in zweifelhaften Fällen für germanische Herkunft sprechen, und solcher Fälle so viele zusammenzubringen suchen, bis sie sich zu einer Art Induktivbeweis verdichten. Dabei müssen wir von vorneherein darauf gefaßt sein, daß in manche derselben nie volle Klarheit zu bringen sein, daß mehr als ein hervorragender Mann für immer ein Gegenstand des Streites zwischen rivalisierenden Rassengruppen bleiben wird. In den Gebieten, in welchen Romanen und Germanen zusammenwuchsen, entbrannte dieser Kampf unter den Nachfahren schon ganz bald, so z. B. um Isidor von Sevilla, den eine ganze Anzahl respektabler spanischer Autoren als Goten in Anspruch nahm, während noch Arevalo in seiner Ausgabe Isidors[780])

779) Näheres hierüber s. „Gobineaus Rassenwerk", S. 303 ff.

780) T. I, p. 113.

ihn als solchen nicht gelten lassen will. Lebhafte Auseinandersetzungen hat es neuerdings von deutscher Seite vornehmlich mit dem römischen Anthropologen Sergi, dem Hauptvertreter der Rechte und Ansprüche der Mediterraneer gegenüber den Nordländern, gegeben[781]). Auch die Slaven wollen uns gegenüber nicht zu kurz kommen, sind aber meist leichter abzufertigen als die Romanen, wie wenn etwa Schafarik gegen alle abendländischen, auf Fredegar als Quelle zurückgehenden Darstellungen die fränkische Abkunft Samos leugnet, oder neuerdings gar Kopernikus den Germanen abgesprochen werden soll, die sich darauf gefühlsmäßig in seltener Einmütigkeit zur Abwehr zusammengefunden haben, weil sie dieser besonderen Abstammungsfrage eine prinzipielle Bedeutung für die allgemeine Produktivitätsfrage zwischen Slaven und Germanen beimaßen. Gerade dies gibt nun aber den Anlaß zu einer weiteren Warnung. Wo nämlich das Gefühl durchweg so übermächtig mitspricht, wie bei der Germanensuche, erweist sich strenge Kontrolle durch Verstand und Methode auf Schritt und Tritt um so nötiger. Lieblingsideen können mit wahrhaft dämonischer Gewalt in die Irre führen, in die sich wohl mehr als ein trefflicher deutscher Forscher verrannt hat, wenn er z. B. den von Karl dem Großen verpflanzten Sachsen im einzelnen nachspüren wollte.

Dagegen ist es ratsam, sich immer gegenwärtig zu halten, wie außerordentlich wenig von dem, was in Wirklichkeit vorgegangen, uns nur urkundlich überliefert ist, und durchaus erlaubt, ja geboten, da wo es so sonnenklar zutage liegt, welch ungemeine Rolle das germanische Blut gespielt hat, wie in der Welt des Südens, wohin es namentlich die Normannen, und von unserer Seite die späteren Staufer in Fülle getragen haben, das Typische des einzelnen Falles stark zu betonen und auszunutzen. Ein Schulbeispiel dieser Art ist die Geschichte des Sohnes Richard Blums, des Falkoniers Friedrichs II., der als Roger del Fior 1302 die Katalonier nach Konstantinopel führte, dem griechischen Kaiser Michael Paläologus seine Türkenschlachten schlug und gewann, zum „Großherzog“ (d. h. Großadmiral und Oberfeldherrn), schließlich zum „Cäsar der Rhomäer“ ernannt, dann aber, da er unbequem wurde, ermordet ward. Kein Zweifel, daß sich die abenteuerliche Laufbahn dieses Helden aus deutschem Geschlechte, wenn auch in anderen Formen und Graden, hundertfältig im Laufe der Jahrhunderte wiederholt hat — germanische Söldner in byzantinischen Diensten waren ja die Regel —, die vorliegende ist uns nur bis in alle Einzelheiten gut bezeugt[782]). Bei nur zu vielen geschichtlichen Persönlichkeiten werden wir dagegen über eine gewisse Ahnung, allenfalls ein Rätselraten, nicht hinauskommen. Wie

---

[781]) Vgl. hierüber „Politisch-Anthropologische Revue“, Bd. 7, S. 616 ff.

[782]) Die Geschichte Roger del Fiors findet sich bei Ramon Muntaner, Kap. 194—215. Ihm und byzantinischen Quellen ist sie nacherzählt von der Baronin Guldencrone in „L'Achaie féodale“, Paris 1886, p. 155—190. Auch Hertzberg, „Geschichte Griechenlands“, Bd. II, S. 220 ff. behandelt sie.

schwer mag es manchmal sein zu bestimmen, wo das allgemeinere — indogermanische — Verwandtschaftsband aufhört und das besondere — germanische — beginnt? In Italien zumal, wo doch eine nahverwandte einheimische Rasse wie die italische fern von der großen Heerstraße der Geschichte noch lange in manchem still verborgenen Schößling weitergelebt haben kann, mögen dann von daher auch entsprechend wertvolle, relativ ebenbürtige Bestandteile zum germanischen Blute geliefert worden sein. Und noch eines: wie manches Mal mag, wo von einem Germanen die Rede ist oder ein solcher auch nur in Frage kommt, es sich um einen nichtgermanischen Blondling, einen Illyrier, Daker, Thraker oder Dalmater handeln! Mommsen hat es mehrfach betont, daß die Thraker und Pannonier im Heerwesen der Kaiserzeit die erste Rolle gespielt hätten, und gar den Illyriern gewissermaßen von Rechts wegen die Reichsherrschaft zugekommen sei[783]). Diese letzteren namentlich sind eben doch, wie im nördlicheren Europa die Kelten, im südlicheren als quasi ebenbürtig neben den Germanen hergegangen, welche dann freilich später über beide hinwegschritten. Vor allen anderen Völkern hatten die Germanen, außer ihrer Überfülle, das voraus, daß sie den Römern, die alles andere ausgetilgt oder zermischt hatten, ferner ablagen. Das ist dann allerdings auch der Grund geworden, daß sie seitens der Römer entsprechend stärker im Dunkel gelassen worden sind. Kein Römer ist ja je in eine germanische Sprache eingedrungen, und bei der Vielstämmigkeit der älteren Zeit und den vielfachen Übergängen zu den Nachbarstämmen war es so, und ist es bis auf den heutigen Tag vollkommen ausgeschlossen, klar zu erkennen, wo z. B. im Osten die Germanen endeten und die Slaven begannen[784]). (Ähnliches sahen wir früher von den Kelten.)

Und noch eines sei schließlich für die hier zur Erörterung stehenden Untersuchungen mit auf den Weg gegeben, womit wir nochmals auf die Gefühlsseite der Sache zurückkommen. Man hüte sich nämlich, von der Voraussetzung auszugehen, als müsse in den Ergebnissen der Germanensuche sich durchaus immer ein Einklang zwischen Germanen und Germanismus herausstellen. Man würde da leicht auf unliebsame Überraschungen treffen. Bonifatius, der dem letzteren so verhängnisvoll geworden ist, war ein Vollgermane, und was sollte man erst von einem Gregor VII. sagen, wenn er sich als solcher erweisen ließe? Es geht eben nicht an, den Germanen eine Rolle vorzuschreiben, die sie gespielt haben sollen. Überhaupt wird man gut tun, bei der Feststellung eines Germanen das Psychische nur mit Vorsicht zu berücksichtigen. Bei der Analyse des Geisteswesens großer Männer vom Rassenstandpunkte aus sind

[783]) „Hermes", Bd. 19, S. 16. Über die Illyrier und ihre Bedeutung Hoernes, „Urgeschichte", S. 520 ff. Mehrere der späteren Soldatenkaiser entstammten ihnen.

[784]) Chateaubriand, der sich mit der Klassifizierung der Indianerstämme sehr eingehend befaßt hat, erklärte, daß ihm diese weniger Mühe gemacht habe als die Entwirrung der entsprechenden altgermanischen Verhältnisse nach den alten und neuen Quellen. („Études", Paris 1845, p. 184.)

arge Verstöße gemacht worden, wofür ich Beispiele wohl nicht beizubringen brauche. Am letzten sind oft moralische oder gar moralisierende Maßstäbe angebracht. Wie befleckt ist vielfach der Glanz der Normannen! Und ein Heinrich VI. hat den deutschen wie den kaiserlichen Namen geschändet.

Den Versuch, jetzt einige Anhaltspunkte für die Aufspürung germanischer Gestalten vornehmlich in der so vielfach zweifelhaften Frühzeit zu geben, kann ich nicht besser einleiten als durch eine Dankeshuldigung an den Mann, der mehr als ein halbes Jahrhundert vor Woltmann die Bedeutung dieser Studien schon erkannt und als erster mustergültige Proben davon geliefert hat: Jakob Grimm. Daß dies bisher nicht nur Woltmann selbst, sondern überhaupt unbekannt war, ist nur ein Zeichen mehr dafür, wie fremd dieser Großmeister der deutschen Altertumskunde der jüngeren Generation geworden ist. Sein Eingreifen in diese Fragen ist aber um so höher zu schätzen, als er natürlich Woltmanns so durchschlagende typologische Methode noch nicht wie dieser handhaben konnte, sich weit stärker an das Sprachliche (die Namen) gebunden sah und doch in entscheidenden Punkten schon das Rechte traf.

Schon seine Äußerung: „Hätten sich Listen der Patrizier, Präfekten, magistri militum, und der vielen geringeren Stellen erhalten, so würde eine ungleich größere Zahl solcher Namen, die deutschen Klang zur Schau tragen, vorliegen[785]). Wäre uns aber zugleich der einzelnen Abkunft näher bekannt, so würden glaublich die meisten gotischen Geschlechts sein" (im weiteren Sinne, einschließlich Gepiden, Vandalen usw.) hat typischen Wert. So ist es nämlich auf allen Gebieten und in allen Landen: es würden erstaunlich viele germanische Gestalten überall zutage kommen, wenn nicht die Quellen zumeist verschüttet wären. Selbst wenn man übrigens, für Grimm wie für Woltmann, die heute gebotene Einschränkung macht, daß sie den Namen zu unbedingt vertraut haben, indem ja eine Herübernahme germanischer Namen in die romanische Welt schon verhältnismäßig früh bezeugt ist, bleibt doch des ersteren Grundsatz, daß, je mehr germanische Namen aufgetrieben werden, desto mehr damit für die Aufstellung eines Frühgermanenbildes gewonnen sei, zu Recht bestehen, da die Zahl der von Romanen geführten naturgemäß nur eine kleine Minderheit gewesen sein kann, somit nur ein mäßiger Abzug von dem Ergebnis zu machen wäre. Wie gründlich es nun aber Grimm mit der Aufspürung dieses Teiles des Quellenmateriales genommen, wie er sogar, wo er selbst nicht weiter konnte, schon Kommenden die Wege gewiesen hat, darüber hat er selbst uns belehrt[786]). Ja, noch mehr, er hat bereits an einzelnen Beispielen

785) Eine längere Aufzählung solcher aus byzantinischen Ämtern gibt Grimm, „Kleinere Schriften", Bd. 3, S. 230 ff.

786) „Deutsche Grammatik", Bd. I, S. XLVII: „Urkundensammlungen sind von mir durchgelesen und ausgezogen worden, für gotische und lombardische Namen die von Marini und Maffei, für fränkische von Mabillon

gezeigt, wie die Untersuchung zur Feststellung eines Germanen zu führen sei. So an Belisar.

Schon in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“[787]) sagt er: „Zu welchen Ehren und Ämtern in Krieg und Frieden gotische Männer sich emporschwangen, lehrt die byzantinische Geschichte des 4., 5. und 6. Jahrhunderts. Selbst Belisar, der dem Justinian Goten und Vandalen zu Paaren trieb, zeigt durch seinen Namen gotische Abkunft an“, und an anderer Stelle[788]) wird dies dann näher ausgeführt: „Belisarius ... war ohne Zweifel gotischer Herkunft, sogar in einer Stadt namens Germanias zwischen Thrakien und Illyrien geboren (Prokop II, 361), wo deutsche Geschlechter hausen mochten; sein Name erklärt sich zwanglos aus dem Gotischen und lautete eigentlich Valisaharis.... Dieser Name, dessen erster Teil zum ahd. Walisunc, welisunc, altn. völsungr stimmt, sagt aus: „teurer, erwählter Held“. Sein deutsches Geschlecht mag aber noch bestätigen, daß ihm ein Lanzenträger Οὐλίαρις = Viliharis hieß, ein anderer Ἰλαούφ = Hildulf. (Prokop II, 431.) Die treuesten Diener wählte er sich unter Landsleuten.“

Was ich an weiteren Quellen für dieses Gebiet der Germanenforschung noch nachweisen kann, beschränkt sich notgedrungen auf einzelne Haupterscheinungen und erhebt keinen anderen Anspruch als den, eine Anregung, oder allenfalls einen Beitrag zu der oder den für dies Thema, auch nach Woltmann, noch erforderlichen Sonderschriften zu geben.

Mit am wichtigsten wird immer die Frage der Beteiligung der Germanen an der jugendfrisch in das Mittelalter hineinwachsenden Kirche sein, entsprechend der alles andere überragenden Stellung, welche diese in den Übergangsjahrhunderten im Abendlande einnahm. Daß eine solche Beteiligung schon sehr früh, und dann in rapid steigendem Maße, stattgefunden hat, darüber waren sich unsere Historiker längst klar. Es läßt sich aber jetzt sogar für die ältere Zeit mannigfach im einzelnen belegen. An erster Stelle sei hier Ad. Eberts „Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande“ (3 Bände) genannt, welches sorgfältige biographische Notizen über die namhaften Schriftsteller der frühmittelalterlichen Jahrhunderte, die ja so gut wie alle Geistliche waren, bringt und unter anderem deutlich erkennen läßt, wie im karolingischen Zeitalter zugleich mit der politischen auch die literarische Weltherrschaft auf die Germanen übergeht (insbesondere haben sich diese damals mit Glück der neu auflebenden Geschichtschreibung bemächtigt). Auch Wattenbachs „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“ kommt im gleichen

und Miraeus, für allemannische von Goldast, Neugart und der Cod. Lauresham., für bayrische die von Ried usw. usw. Es bleiben ... namentlich für fränkische und burgundische Namen Brequigny, d'Achery, Martène und Vaissette, für lombardische Ughelli, Santuzzi, Lupi und Sumagalli noch zurück.“

[787]) S. 451.

[788]) „Kleinere Schriften“, Bd. 3, S. 232.

Sinne, nämlich für die Geistlichen, insoweit sie zugleich literarisch hervorgetreten sind, vielfach in Betracht. Sonderquellen der verschiedensten Art für die Geistlichkeit im allgemeinen liegen vor in manchen Sammlungen der Monumenta Germaniae historica wie in Muratoris „Scriptores rerum Italicarum“, in Potthasts „Series episcoporum“ („Bibliotheca historica medii aevi“, Supplement), und vor allem in den Kirchengeschichten, von denen hier nur die von F. X. Kraus genannt sei. Wenn wir in Werken dieser Art, und vollends in den rein historischen Werken, Landesgeschichten u. dgl., uns das für uns in Betracht kommende Material, oft mühsam, zusammensuchen müssen, so fehlt es doch auch nicht ganz an Einzeluntersuchungen, welche einzelne Abschnitte der älteren Zeit klarlegten. So weist Aschbach in seiner Geschichte der Westgoten (S. 346 ff.) unter den Erzbischöfen von Toledo schon seit 612 eine ganze Anzahl vornehmer Goten nach, und Heinrich Rückert[789] hat eine sehr sorgfältige Übersicht für die Franken und ihr Kontingent an der Geistlichkeit (Bischöfe, Priester und selbst Eremiten) der ersten Jahrhunderte gegeben, aus welcher wir ersehen, wie diese Deutschen, denen es im Anfang unendlich viel schwerer fiel als den Römern, die Welt zu verachten und nur Gott zu leben, doch auch dies bald lernten, und allmählich die Kirchenmänner aus fränkischem Blute sogar die Oberhand gewannen.

Im Hochmittelalter ist alles Große und Entscheidende auch in der Kirche ganz und unbedingt von Germanen ausgegangen. Die Gipfelgestalten beider Teile, des Papsttums wie des Kaisertums, waren solche. Von Giesebrecht mag man sich belehren lassen[790], wie die von Cluny und den Kaisern angeregte Reform der Kirche zwar von den Päpsten durchgeführt wurde, wie aber die wichtigsten unter diesen, Leo IX., der sie begann, und Calixt II., der sie zum Abschluß brachte, Verwandte des Kaiserhauses waren. „Es war, als ob alles Große auch jetzt noch die letzte Kraft aus dem Kaisertume saugen müsse.“ Und als dann die Zeit kam, da das französische Mönchtum sich eine Macht gewann, welche die von Päpsten und Königen überflügelte, als in einem einfachen Mönche, dem heiligen Bernhard, die höchste Autorität des Abendlandes zu ruhen schien, da war auch dieser wieder ein burgundischer Adliger, wie zuvor und nachher die meisten der großen Päpste germanischem Adelsblute entsprossen sind[791].

---

[789] „Kulturgeschichte des deutschen Volkes“, Bd. II, 39 ff. Vgl. hierzu auch v. Eicken, S. 172 ff.

[790] „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, Bd. 3, S. 930, 982. Bei Giesebrecht findet sich überhaupt vieles für unser Thema.

[791] Über Bernhard von Clairvaux, der väterlicher- wie mütterlicherseits höchstes burgundisches Adelsblut in sich trug, „Histoire littéraire de France“, T. 13, p. 132 und Magagnotti, Vita di S. Bernardo. Von den größten Päpsten scheint über Gregor VII. ganz Sicheres nicht festzustehen. Graf Leusse („Etudes d'histoire ethnique“, T. II, p. 223) will den germanischen Ursprung dartun. Über Urban II. s. Kugler, „Geschichte der Kreuzzüge“, S. 17. Über

Die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts wird uns des näheren weiter unten zu beschäftigen haben. Im gegenwärtigen Zusammenhange genüge die Bemerkung, daß nicht nur, was von allen Seiten hervorgehoben zu werden pflegt, die germanische Welt sich in ihr zusammengefaßt hat, daß durch diesen Sieg germanischer Freiheit über römisch-hierarchische Erstarrung auch den romanischen Völkern das Wiederhervorstreben ihrer germanischen Elemente ermöglicht, und damit das Beste an Fortbildung in den letzten Jahrhunderten zuteil geworden ist[792]). Allerdings sollte es auch hier wieder nicht ohne Kampf mit den eigenen Blutsbrüdern abgehen. Die Tatsache, daß die Reformation eine vorwiegend germanische Geistestat ist, hat nicht gehindert, daß fort und fort eine Fülle hervorragender germanischer Kräfte im Dienste der Kirche Roms tätig waren und sind, selbst den Jesuitenorden haben erstaunlich viele germanische Namen verherrlicht und befruchtet[793]).

Zum Weltlichen mich wendend, könnte ich mich fast damit begnügen, namentlich im Hinblick auf die neueren Zeiten, auf die Woltmannschen Germanenbücher zu verweisen, in welchen für Italien und Frankreich eine Fülle von Material — das hie und da noch der Nachprüfung bedürfen mag, im ganzen aber in hohem Grade beweiskräftig ist — zusammengetragen, für Spanien eine gute Grundlage gelegt ist. Einzelne Ergänzungen hierzu hat teils Woltmann selbst, teils haben sie Hauser und andere in der „Politisch-Anthropologischen Revue" gebracht. Mehr als vereinzelte Nachträge, wie sie sich auf gut Glück aus meinen Studien ergaben, kann auch hier nicht geboten werden. Vor allem möchte ich noch die das germanische Italien behandelnden Abschnitte Chamberlains hervorheben[794]), und demnächst Hausers „Germanen in Europa". Beide bringen zwar keine Quellenbelege, und bei manchen Aufstellungen mag Vorsicht geboten sein, aber jedenfalls geben sie gute Gesamtbilder. Von Hilfsmitteln allgemeinerer Art nenne ich noch für alle romanischen Länder gemeinsam Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie", für Frankreich die Histoire littéraire de France, die Werke Guizots über die Geschichte der Zivilisation, sowie Landes-

---

Alexander III. H. Reuter, „Papst Alexander III.", Bd. I², Leipzig 1860, S. 24. Über Innocenz III. s. die Kirchenlexika (Wetzer und Welte). Vgl. auch Muratori „Scriptores rer. Ital." VI, p. 1053.

792) So treffend Gaupp, S. 13.

793) Die sechsbändige „Histoire religieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus", von J. Crétineau-Joly, Paris 1844—46, gibt hierüber reichlichen Aufschluß. Vgl. auch des Verfassers „Gobineaus Rassenwerk", S. 373. Ich möchte das Thema Germanen in der Kirche nicht verlassen, ohne im Namen der gesamten wissenschaftlichen Welt dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben zu haben, daß Franz Xaver Kraus über seinem letzten großen Plan einer Geschichte der innerkirchlichen Reformbestrebungen vor der Reformation dahingestorben ist. Ein solches Werk von der Hand dieses Mannes würde uns in die germanische Seele des Mittelalters tiefe Einblicke eröffnet haben.

794) „Grundlagen", S. 499 ff., 693—700. An vielen anderen Stellen betont Chamberlain die germanische Herkunft einzelner Romanen.

geschichten wie die Histoire du Languedoc von Devic und Vaissete und ähnliche[795]).

Das wären so einige Beiträge, bestimmt, das zu fördern, was ich den uns obliegenden Induktivbeweis für ein europäisches Allgermanentum nannte. Nochmals sei es gesagt, für alle einzelnen ohne Ausnahme wird dieser nie geführt werden können, es genügt, wenn gezeigt wird — und das ist durch und seit Woltmann geschehen —, daß die ungeheure Überzahl der für die Kulturerzeugung maßgebenden Persönlichkeiten seit der Völkerwanderung auch in den romanischen Ländern in ihrer größten Zeit germanischen Blutes war, und daß alles übrige von dem in diesen herrschenden Geiste einfach in der gleichen Richtung mitgerissen wurde. Daß dabei immer gewisse Einzelerscheinungen für uns Rätsel bleiben werden, wer möchte es leugnen? Eines der merkwürdigsten ist das folgende.

Dem wohl von niemanden mehr angefochtenen Satze entsprechend, daß die neuere Musik eine durch und durch germanische, vielleicht die germanischste aller Künste ist, hatte Woltmann nachgewiesen, daß auch fast sämtliche bedeutenden italienischen Musiker dem germanischen Typus angehören, allerdings aber gerade die beiden größten, Palestrina

[795]) Da Italien bei allen diesen Untersuchungen, und wohl mit Recht, immer an erster Stelle steht, so mögen hier noch einige darauf bezügliche bibliographische Winke Platz finden. Zwar, über die jetzt allerorten behandelte Dantefrage verlohnt es kaum mehr ein Wort anzubringen, jedenfalls genügt es, auf Kraus' „Dante“, S. 25 und 773 zu verweisen. Über Franz von Assissi handelt Graf Leusse, a. a. O., T. II, p. 267. Zur Literatur über Amerigo Vespucci und Amerika (= Haimrichs- oder Heinrichsland) vgl. Alex. v. Humboldt in der deutschen Ausgabe (von Ideler) seines „Examen critique de l'histoire du Nouveau Continent“, Bd. II, S. 322, 324 ff. (und dort v. d. Hagen), sowie Förstemanns „Namenbuch“ unter Haimerich, auch Peschel, „Das Zeitalter der Entdeckungen“, S. 306, in welchem Buche man sich überhaupt die Bestätigung dafür holen kann, daß die großen Entdecker alle Abkömmlinge alter Adelsgeschlechter, das heißt Germanen waren. Der urkundliche Nachweis, daß Giordano Bruno germanischen Geblütes war, ist im Giornale Napolitano VII, 19, April—Mai 1882 erbracht worden. Daß das gleiche bei allen Hauptgestalten des risorgimento des vorigen Jahrhunderts der Fall, wird heute wohl von niemanden mehr bezweifelt. Karl Albert, einer der Haupthelden und Märtyrer des italienischen Gedankens, trug neben einem urdeutschen einen ursächsischen Namen, Garibaldi den alter Bayern- und Langobardenfürsten. Über Cavours germanische Abkunft Kraus, „Cavour“, S. 52. — Daß altspanische Häuser gern und mit Stolz ihre gotische Herkunft hervorkehrten, ist bekannt, und so treten uns ja denn auch — wie aus den Geschichten Spaniens zu ersehen — in den meisten großen Spaniern Gotensprößlinge entgegen. Auch bei Cortez dürfte dies kaum anders sein, wenn auch einige Historiker ihn dadurch zu heben dachten, daß sie ihn aus dem Geschlecht der langobardischen Könige herleiteten. (Prescott, „History of the conquest of Mexico“, Vol. I, p. 230.) Über die großen spanischen Dichter A. Fr. von Schack, „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“, Bd. II, S. 311 ff. (Cervantes) Bd. II, 153, 265—269. (Lope) Bd. III, S. 39, 146 ff. (Calderon, der übrigens mütterlicherseits flandrischer Herkunft war.) Sehr merkwürdig ist, daß sogar die Wiedergeburt der spanischen Literatur im 19. Jahrhundert im deutschen Zeichen erfolgt ist: Körting „Encyklopädie“, Bd. 3, S. 538.

und Cherubini, ihrer leiblichen Erscheinung nach der Mittelmeerrasse überlassen müssen. Nun hat aber Chamberlain[796]) überzeugend das Nordische in Palestrinas Wirken und Schaffen, insbesondere in seiner berühmten Reform der Kirchenmusik, nachgewiesen, und nach jahrelanger eingehendster Befassung mit Cherubini kann der Verfasser nur erklären, daß dieser von den modernen Italienern mit richtigem Instinkte abgelehnte, von den Franzosen nur zeitweilig aufgegriffene und festgehaltene Meister, wie er von allen berufenen deutschen Beurteilern als kaum mehr nur noch germanischer, als fast deutscher erkannt worden, so insbesondere als engster Geistesbruder Beethovens zu begrüßen ist[797]). Hier haben wir also die geheimnisvoll durchschlagende Kraft des germanischen Blutes, das beiden Meistern in der Folge ihrer Ahnen zum mindesten beigemischt gewesen sein muß.

Mit größerer Deutlichkeit noch können wir die gleiche Erscheinung an einigen der hervorragendsten Gestalten der politischen Geschichte nachweisen. Ich wähle zwei Beispiele, die mir zugleich besonders geeignet scheinen, zu zeigen, wie man bei vorsichtiger Benutzung dieses Argumentes einer sozusagen geistig-seelischen Evidenz im einen Falle fast Gewißheit, im anderen zum mindesten höchste Wahrscheinlichkeit erzielen kann.

Erstlich: Prinz Eugen von Savoyen: „Ein geborener Franzose aus italienischem Stamm, zeigt er überall deutschen Sinn und deutsche Art wie nur einer unter Österreichs Lenkern[798])." Bei diesem Manne, der väterlicherseits einer Nebenlinie des savoyischen, mütterlicherseits einem Seitenzweige des französischen Königshauses entstammte, machte sich durch alles romanische Milieu und alle Mischungen hindurch der ursprünglich-germanische Charakter beider Häuser in einem Maße geltend, daß er als „Prinz Eugen, der edle Ritter", als eine der populärsten Gestalten, in deutscher Geschichte und Dichtung fortlebt, wie denn ein Arndt ihn neben die großen Hohenzollern, Leopold von Dessau und Leibniz stellen konnte, welche in der „klang- und seelenlosen Wüstenei" der schlimmsten Zeit unserer Geschichte das Deutschtum hochgehalten hätten[799]).

Aber auch aus einem Zweiten, aus Mirabeau, ist das Germanische kaum wegzudenken. Wenn wir hören, daß die Familie Riquetti oder Arrighetti, der Mirabeau entstammte, eine alte Ghibellinenfamilie war, die vor Jahrhunderten vor den Welfen aus Florenz nach der Provence geflüchtet war, so wissen wir genug. Alle südliche Glut und Wildheit, alles zeitweilige Versinken im Sumpfleben des französischen

[796]) „Grundlagen", S. 960.

[797]) Vgl. des Verf. „Cherubini", (Stuttgart 1925), S. 202 u. ö.

[798]) Heinr. v. Sybel, „Prinz Eugen von Savoyen" („Kleine historische Schriften", Bd. I), S. 49, der im Verlauf (S. 119, 128, 142 ff.) Eugens deutsches Wirken näher charakterisiert und ihn als deutscher denn sein Kaiser erweist.

[799]) „Versuch", S. 402.

18. Jahrhunderts kann uns dann nicht darüber hinwegtäuschen, daß in diesem eigentlichen Helden der großen Revolution ein alter Nordländer fortlebte, wiederauflebte in seinem tiefen Verständnis für Friedrich und sein Volk und vor allem in dem großartigen Konservativismus, den er seinem revolutionären Wirken beizumischen wußte[800].

Aus solchen Beispielen ist ersichtlich, wie bis in die neueste Zeit hinein das Germanische sich im Ringen mit heterogenen Rassenelementen in Mustergestalten (representative men) auch aus fremdestem Milieu behauptet. Natürlich wird es auch nicht an Beispielen von anderen Gestalten fehlen, in welchen jene Auseinandersetzung zwischen gegnerischen oder doch rivalisierenden Blutsmächten den umgekehrten Verlauf nimmt und ein entgegengesetztes Ergebnis zeitigt, und heute, wo das Germanentum allerwärts im Weichen begriffen ist, dürften diese vollends in der romanischen Welt derart die Mehrzahl bilden, daß denen der ersteren Art mehr und mehr nur noch ein Ausnahmecharakter zukommt.

Wir haben nun an den einander folgenden Epochen zu zeigen, wie jenes Ringen, das recht eigentlich den Kern aller neueren Geschichte bildet, sich abgespielt hat. Wir kehren dafür zunächst zum Mittelalter zurück, als in welchem es begann und zugleich auf seinen Höhepunkt gedieh, und wollen denn also zusehen, wie es in diesem um die Rasse, um ihre Erkenntnis wie um ihre Pflege, stand.

---

[800]) Carlyle in seiner „French revolution" hat beide Elemente gut verdeutlicht: „... of a southern climate, of wild southern blood ... a peculiar kindred: irascible, indomitable, sharp cutting, true, like the steel they wore, of an intensity and activity that sometimes verged towards madness, yet did not reach it." (I. 137 ss. II. 147.)

Zehntes Kapitel

Das Mittelalter.

Fehlen der Kritik, des Begriffes der Entwicklung im Mittelalter. Macht der Ideen. Monopol der Kirche. Dessen Rückwirkung auf die Völkerkunde. Unklarheit der ethnographischen Begriffe. Nebelhafte Vorstellungen der mittelalterlichen Völker von der eigenen Vorzeit und von ihrer rassischen Zusammensetzung. Fortwirken des Altertums in Italien. Triumph der römischen Idee. Anthropologische Wirklichkeiten gegen Ideen. Rassenpersistenz. Rassischer Sinn der Germanen. Standes- und Stammesgefühl. Abneigung gegen Fremdblut. Rassen- und völkerkundliche Erkenntnisse des Mittelalters. Dessen wechselnde Beurteilungen. „Das Mittelalter germanisch."

Ehe wir in die Betrachtung des Mittelalters eintreten, haben wir uns kurz darüber klar zu werden, ob und inwieweit diese von den neuerdings gegen die Fassung dieser Menschheitsepoche als eines einheitlichen Ganzen erhobenen Einwänden mit betroffen wird. Unverkennbar ist ja, daß, wie zum Mittelalter, so auch in ihm die gewaltigsten Umwandlungen vor sich gegangen, daß die Menschen, die aus ihm in die neue Zeit übertraten, in manchen Stücken von denen, welche es nach dem Untergange der Antike eröffneten, grundverschieden gewesen sind. Und gerade auch unter den Gesichtspunkten, welche für dieses Buch die bestimmenden sind, tritt diese Verschiedenheit nicht am wenigsten zutage: ein allmähliches Bewußterwerden hat da im Spätmittelalter so gut mitgespielt, wie wir es überall anderwärts bemerken. Wir wollen es gleich hier vorausdeutend kurz bezeichnen: es ist das Erwachen und die Herausbildung selbständig in sich abgeschlossener und charakteristischer Nationalitäten im Gegensatz zu der einheitlich germanisch-christlich bestimmten Menschheit des abendländischen Früh- und Hochmittelalters. Kein Zweifel, daß hierin ein starker Wandel auch für die Geschichte der Rasse wie des Rassengedankens mit eingeschlossen ist, nicht stark genug jedoch, um es nicht zu rechtfertigen, daß wir doch das gesamte Mittelalter, als unter besonderen und ganz andersartigen geistigen Lebensbedingungen stehend, in sich zusammenfassen und der Antike wie der Neuzeit gleichermaßen entgegenstellen.

Das vornehmlichste Merkmal, welches hierzu berechtigt, ist das Vorwalten eines Instinktiv-Triebartigen, der gänzliche Ausschluß einer Beherrschung der Welt der Wirklichkeit durch den denkenden Geist, der tatsächlich, nur in den letzten Jahrhunderten leise durchbrochen, bis an die Schwelle der Neuzeit vorgehalten hat. Irgend etwas wie Kritik, die in der späteren Antike so glänzend ausgebildet war und in Aristoteles ihren wahren Triumpf feierte, hat das Mittelalter nicht gekannt. Es klingt

fast wie Hohn, daß seine weisen Männer sich gerade diesen Meister zum geistigen Schutzpatron erkoren haben, denn gelernt haben sie von ihm gerade das Wesentliche, das kritische Durchleuchten der Einzeldinge, am allerwenigsten. Jeder Begriff der Entwicklung fehlt dem Mittelalter, daher ihm denn unter anderem die Anachronismen zur Regel werden, fast möchte man sagen: an die Stelle wirklicher Zeitbestimmung treten. Der mittelalterliche Mensch lebt vermeintlich im Altertum weiter und konstruiert sich selbst die Menschen des Altertums mittelalterlich-christlich um. Auf antikem Grunde läßt er eine mythische Phantastik ungezügelt walten. Sein Heißhunger nach Autorität oder, was dasselbe sagt, seine unbedingte Gläubigkeit, hilft ihm über alle die oft so grellen Gegensätze hinweg, welche das mittelalterliche Leben barg und welche sich in den Widersprüchen seiner Wissenschaft oder dessen, was man so nannte, widerspiegelten. „Mosaisches Gesetz und christlicher Glaube, hellenische Philosophie und römische Jurisprudenz, die Dekrete der Päpste und das Gewohnheitsrecht der germanischen Völker wurden miteinander vermengt und gemischt[801])." Woher das Wissen kam, wie es verbürgt war, darnach frug man kaum. Gedichte galten als Geschichte, erdichtete Geschichten und Urkunden waren etwas ganz Gewöhnliches. Noch für Dante und die Chronisten des 14. Jahrhunderts war Virgil eine geschichtliche Quelle.

Der Schluß liegt nun nahe, wie es bei solcher Beschaffenheit der Schriftgelehrten vollends um deren Publikum bestellt gewesen sein müsse. Aber er erübrigt sich, denn ein Publikum in unserem Sinne hat das Mittelalter überhaupt nicht, oder doch höchstens in seinen letzten Zeiten gekannt. Eben jene Chronisten erzählen ihre Geschichten nicht der Nation: Mönchsannalen werden nur für die Genossen des Klosters, Lebensgeschichten von Kaisern und Heiligen für einen kleinen Kreis von Freunden und Gönnern geschrieben. Das ganze Volk aber, das draußen blieb, hielt sich in einem Maße aller eigentlichen Geistesarbeit fern oder wurde ihr ferngehalten, wie dies in den Zeiten vor- und nachher nur dem frühen Kindesalter vergönnt gewesen ist. Und diesem ist ja denn auch das Mittelalter in seiner vollendeten Harmlosigkeit, in seinem Vorherrschen des Gefühls bis zum Überwuchern, seiner blühenden Phantasie, seiner naiven Fragewut durchaus zu vergleichen. Wie das Gefühl bei diesen „Kinderseelen in Männerleibern" vielfach ins Überschwängliche sich verlor, so bewegte sich ihre Phantasie immer an den Grenzen der Halluzination[802]). Und vor allem erschien ihnen alles in geistlicher Beleuchtung. Nirgend vielleicht zeigte sich dies so wie in der Weise, in der dies ganze Geschlecht Welt und Natur betrachtete. Diese letztere deutete man mit Vorliebe als Allegorie des Gottesreiches, des Heilsgedankens, wie auch die Geschichtsschreibung alle geschichtlichen Ereignisse nur an ihrer kirchlichen Bedeutung maß. (Oben S. 205.)

---

801) Bluntschli, „Geschichte der neueren Staatswissenschaft", S. 12.

802) So Ribot in seiner schönen Charakteristik der mittelalterlichen Psyche („l'Hérédité", p. 306 ss.).

Alles hier Gesagte und noch weiter in gleicher Richtung zu Sagende gilt natürlich in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, von den Germanen, welche ja dem Mittelalter nicht nur sein bestes und reichstes Menschenmaterial geliefert, welche ihm vor allem jenen Geist, erst der Kindlichkeit, dann ewiger Jugend, eingehaucht haben. Ihnen ist das viele Rührend-Naive, Gemütvoll-Sinnige zu danken, das aus den Kundgebungen des germanischen Frühmittelalters wie aus Kinderaugen zu uns spricht (Gustav Freytag hat uns köstliche Proben davon in seinem Ingraban gegeben), ihnen aber auch jener grandiose Idealismus, der über dem Mittelalter waltet und im Hochmittelalter auf Gipfel trug, wie sie die Menschheit nur selten erklommen hat. Denn wohin waren diese Menschen nicht mit fortzureißen? wären sie nicht vielleicht noch fortzureißen gewesen, wenn sie nur dem eigenen eingeborenen Genius hätten folgen dürfen?

Hier aber kam nun das Hemmende, Lähmende: dieser eingeborene Genius wurde an die Kette Roms gelegt. Er hat sich spät erst zum Teil wenigstens wieder davon zu befreien vermocht, Jahrhunderte lang aber hat der Germane es zu tragen gehabt, daß seiner Jugend viel Altes beigemischt, seinem hellen, klaren Auge eine geistliche Brille vorgelegt wurde, daß er nur im Halbdunkel denken durfte, weil die allbeherrschenden Ideen — Dogmen, Abstraktionen, welche wie ein verdeckender Schleier die wirklichen Motive und Vorgänge des Völkerlebens überkleideten und sie so der Wahrnehmung der von ihnen Getriebenen bzw. sie Erlebenden, ja lange genug selbst der Erkenntnis der nachfolgenden Geschlechter entzogen — ihm nur in christlich-kirchlicher Formulierung vorgedacht wurden. Zu welchem Terrorismus der Abstraktion das allgemach führen mußte, werden wir leicht erkennen, wenn wir uns nur die allergangbarsten dieser aller Wissenschaft hohnsprechenden, alle Wirklichkeit auf den Kopf stellenden Wahngebilde vergegenwärtigen.

Zwar, das sei zuvor erklärt: der Gedanke des Gottesstaates der römischen Kirche als des Zieles der menschlichen Entwicklung und Abbildes jenes Gottesreiches, dem sich die Menschheit in der zeitlichen Aufeinanderfolge der Nationen fortwährend zubewegen solle, hat an sich etwas unbestreitbar Großartiges, ja Erhabenes und ist ja denn auch gerade von großen Germanen am begeistertsten aufgegriffen und fortgebildet worden. Von hier hat auch die nie wieder so dagewesene Herrschaft der Ideen ihren Ausgangspunkt genommen, welche alles in ihren Bann zog und den mittelalterlichen Menschen dem Materialismus so fern entrückte, daß man dem in seiner Seelenöde und ideellen Ausgedörrtheit erstickenden des 20. Jahrhunderts nur ein kleines Teil der in jenen Ideen wirksamen Kräfte zurückwünschen möchte. Daß sie auf Abwege führen mußten, war freilich klar. Das kirchliche Ideal, das noch in unseren Tagen ein Mann wie F. X. Kraus so wunderbar groß zu fassen wußte, mußte in dem Maße verlieren, als die Kirche den unvergleichlichen Vorteil, den ihr ihre angebliche göttliche Einsetzung ver-

schaffte, bei der Verwertung der Zweischwertertheorie (der Unterscheidung weltlicher und geistiger Gewalt) zur Zurückdrängung des ebenso feststehenden Glaubenssatzes von der Fortdauer des Imperium mundi der Römer oder doch zu dessen Ausdeutung in dem Sinne benutzte, daß alle Gewalten der Erde ihr Leben, ja ihr Existenzrecht von dem Oberhaupte der christlichen Monarchie, dem summus pontifex, erhielten (Thomas von Aquino). Und noch ungleich größer war die Gefahr der Tyrannei der Ideen für die weltliche Gewalt. Nach Lage der Dinge war deren Handhabung den Germanen zugefallen, für welche die Zwangsvorstellung, wonach die deutsche Geschichte eine Fortsetzung der römischen, nach dem Untergange des Westreiches erst die byzantinischen Kaiser, dann Karl d. Gr. an die Stelle von dessen Lenkern getreten, die Volksgeschichten der Goten, Langobarden, Franken und Sachsen aber als Episoden beiseite zu schieben seien, an sich schon genügt hätte, um sie aus ihrer naturgegebenen Bahn zu reißen. Jedenfalls hätte es der ungemeinsten rassischen wie staatsmännischen Instinkte bedurft, um dieser Gefahr entgegenzuwirken, die dagegen ins Riesenhafte wuchs, wenn die weltliche Gewalt in so unrechte Hände kam wie — um das extremste Beispiel zu wählen — die Ottos III., der die Völker des Abendlandes durch die Idee des alten Imperiums just in dem Augenblicke zu verbinden wähnte, da er dessen Machtmittel völlig preisgegeben hatte.

Am allerbedenklichsten aber war die Festlegung, die Bevormundung alles Denkens und das für dieses beanspruchte und allzulange behauptete Monopol der Geistlichkeit für alles, was Wissenschaft hieß. Wieviel Unheil hat nicht allein die auf Hieronymus zurückgehende und dann von allen Chronisten des Mittelalters zäh festgehaltene Theorie von den — meist auf vier, seltener auf sechs veranschlagten — Weltmonarchien angerichtet! Den prophetischen Visionen des Buches Daniel entnommen, scheint sie zwar ursprünglich persisches Gedankenmaterial zu bergen[803]), ist aber dann immer mehr auf jüdischem Grunde ausgebaut worden, hat, nach Wellhausens treffendem Vergleich[804]), für die Geschichtswissenschaft — und, dürfen wir hinzusetzen, für alle ihr verwandten Wissenschaften — dieselbe Bedeutung gewonnen wie das erste Kapitel der Genesis für die Naturwissenschaft, und noch im 17. Jahrhundert vorgeherrscht, bis sie im 18. durch den Fortgang des allgemeinen Lebens zersprengt wurde[805]). Die allerbedenklichste in sie verwobene

[803]) Renan, „Vie de Jésus“, 12. Édit. 1864, p. 46 ss.

[804]) „Israelitische und jüdische Geschichte“, S. 253.

[805]) Ranke, „Weltgeschichte“, Bd. I, S. IV/V. „Der Begriff der Weltgeschichte wurde durch den Umschwung der Ideen gleichsam säkularisiert.“ Die entscheidende und seitdem durchgedrungene Neuerung der Einteilung in historia antiqua, medii aevi und nova führte erst Chr. Cellarius (Keller), geb. 1634, durch. Über die Weltalter (Weltmonarchien) sehe man Wattenbach, Bd. I⁴, S. 47 ff., 67, Bd. II⁴, S. 135 ff., Kocholl, Bd. I, S. 24/25, 27 ff., 30 ff., 34. v. Eicken, S. 663 ff. In der Regel zählte man die Reiche der Assyrer, Meder-Perser, Makedonier und Römer, vereinzelt aber, wie bei Ekkehard von

Vorstellung, nach welcher das jüdische als das auserwählte, das Volk Gottes, im Hintergrunde stand, hat noch bis in die Geschichtsphilosophien eines Bossuet, ja eines Lessing hinein fortgespukt.

War einmal die kanonische Bedeutung des Alten Testamentes für alles Wissen festgestellt, so mußte, mit allen anderen Wissenschaften, nicht am letzten die Völkerkunde sich ihr fügen. Sie schlüpfte ja ohnehin oft genug nur bescheiden in den Hütten der Kosmographie und Geographie mit unter, für welche die biblischen Gesichtspunkte vor anderen maßgebend waren: Cassiodor spricht es ganz offen aus, daß die Kosmographie vornehmlich darüber zu orientieren habe, wo die in der Heiligen Schrift erwähnten Stätten lägen[806]), und die Erdbeschreiber des Mittelalters nehmen, soweit christlich, Jerusalem (soweit arabisch, Mekka) als Mittelpunkt der Erde an, um welchen die Länder der Gläubigen und Ungläubigen umherliegen[807]). Soweit man überhaupt an eine Einteilung des Menschengeschlechtes dachte, hielt sich diese natürlich auch streng an die Völkertafel der Genesis[808]). Was über diese hinauslag, wie beispielsweise die finnisch-ugrischen Stämme, erschien dem abendländischen Mittelalter lange nicht viel anders als uns in den neueren Jahrhunderten die Wilden. Im allgemeinen aber war es der Kirche darum zu tun, jede Sonderung, jede Individualisierung innerhalb der Menschenwelt möglichst hintanzuhalten. Seit Orosius in seinen Historiarum libri die erste christliche, das heißt jüdisch-christliche Weltgeschichte geliefert hatte, war es üblich geworden, das genus humanum, dessen „conflictationes ab orbe condito usque ad urbem conditam, dehinc usque ad Caesaris principatum nativitatemque Christi, vel etiam ad dies nostros“ das Thema jenes Werkes bildeten, als eine einheitliche und durchaus nur moralische Wesenheit zu fassen — abermals eine Idee an Stelle der Wirklichkeit aller Wirklichkeiten! Unter der beherrschenden Allgewalt des Ideellen und Generellen verschwindet das Leibliche, das Volkstümliche; selbst an den großen Einzelgestalten des Mittelalters tritt es zurück, welche immer nur Typen großer Menschenklassen, Vertreter von Ideen, die in einer weitverzweigten Gesamtheit wurzeln, bleiben[809]).

Wie weit ab vom wirklichen Völkerleben das Monopol der Kirche führen mußte, können wir am besten aus den ans Burleske grenzenden Überschwänglichkeiten ersehen, denen sich ernste Denker und Forscher bei der

Aura, finden sich, in Anlehnung an die sechs Schöpfungstage, sechs Weltalter, vertreten durch die Reiche der Assyrer, Ägypter, Meder, Perser, Makedonier und Römer, aufgeführt. Über die Zweischwertertheorie vgl. O. Lorenz, „Deutschlands Geschichtsquellen“, Bd. II³, S. 335 ff., Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste“, Bd. IV², S. 11 (Quellenstelle).

806) „De institutione divinarum litterarum“, cap 25.

807) Sprengel, „Geschichte der wichtigsten Entdeckungen“, 2. Aufl., S. 72.

808) Benjamin von Tudela bezeichnet Edom (die Christenheit), Ismael (die Mahomedaner) und Israel als die drei Elemente der ihm bekannten Welt.

809) G. Voigt, „Enea Silvio de' Piccolomini und sein Zeitalter“, Bd. I, Berlin 1856, S. V.

Behandlung völkerkundlicher Fragen gelegentlich hingaben. Man fand nichts darin, Engel als Schutzpatrone ganzer Völker einzusetzen[810]). Ganz besonders beliebt war eine Doppelinterpretation der heiligen Texte, vermöge deren diesen durchweg ein tieferer mystischer Nebensinn beigelegt, allegorisch-religiöse Bezüge aus ihnen herausgelesen wurden. Lehrreiche Beispiele davon bietet Rabanus Maurus, wenn er in der Dreiteilung der Erde durch die Söhne Noahs die Trinität der christlichen Kirche oder in den von Loth im Rausch und Inzest erzeugten Kindern die Ketzer sinnbildlich vorgedeutet findet[811]).

Nehmen wir hinzu, daß die Geistlichen, denen Dinge dieser Art am Herzen lagen, die daher auch der Laienschaft vornehmlich nur solche beibringen konnten, im übrigen durch die verschiedenen Länder hin oft enger untereinander als mit den Laien ihres Volkes verbunden waren[812]), so werden wir den Hauptgrund für die völlige Verwahrlosung, die im Punkte des Wissens um Rassen und Völker im Mittelalter Jahrhunderte lang geherrscht hat, erfaßt haben. Wenn es ferner ohnehin fraglich bleibt, wer der Kindlichere gewesen, die Lehrenden oder die Lernenden, so erscheint es nur zu natürlich, daß der mittelalterlichen Ethnographie immer etwas von Märchenerzählen anhaften blieb, daß man sich bei dieser Art Kunde „von fremden Ländern und Menschen" an den Geist der Tausendundeine Nacht oder Ähnliches erinnert fühlt. Die Unkenntnis, auf die wir hier treffen, äußert sich nicht selten geradezu als Konfusion, wie wenn z. B. in walisischen Gesängen bei der Schilderung der — Jahrhunderte zurückliegenden — großen Nationalkämpfe mit den Sachsen diese als Sarazenen, welche damals für die Phantasie des Abendlandes im Vordergrunde standen, bezeichnet werden[813])! Hierher gehört auch wenigstens mittelbar die arge Vergewaltigung, welche sich die Goten allzu lange haben gefallen lassen müssen: die von den Italienern im Mittelalter aufgebrachte sehr ungerechte Vorstellung von ihnen als Zerstörern hat, von den Franzosen übernommen, zur Folge gehabt, daß noch tief bis ins Neufranzösische hinein Gothique die Bedeutung nicht nur von mittelalterlich-altfränkisch, sondern geradezu von barbarisch behielt[814]).

[810]) F. X. Kraus, „Lehrbuch der Kirchengeschichte", S. 201.

[811]) „De universo", Cap. 1 (Migne, Patrolog. Lat. T. 111, p. 34, 35). Zur doppelten Bibelauslegung Ebert, Bd. I, S. 142 ff., Bd. II, S. 134 ff. und besonders A. Jeremias, „Babylonisches in N. T.", Leipzig 1910, S. 62.

[812]) Wattenbach, Bd. I, S. 217 ff. Gervinus „Gesch. d. deutschen Dichtung", Bd. I, S. 273, macht darauf aufmerksam, daß für Vaterland im Mittelalter nicht einmal der Name existiert habe. (Vgl. dagegen oben S. 266, J. Grimm.)

[813]) Gervinus, Bd. I, S. 286. Noch bei Shakespeare finden sich Nachklänge solch harmloser Unbekümmertheit.

[814]) Über die Goten als angebliche Zerstörer des antiken guten Geschmackes in Italien Schnaase, Bd. IV², S. 84. Morf, Bd. I, S. 10. Moeller van den Bruck, „Die italienische Schönheit", München 1913, S. 305. Klassische Stelle bei Rabelais „Pantagruel", II, 8: „Le temps était encore ténébreux sentant l'infélicité et la calamité des Goths qui avaient mis à destruction toute bonne littérature."

Eine gewisse Vagheit und Unklarheit der Begriffe spielt bei allen solchen Bezeichnungen mit. Man sonderte große allgemeine Gruppen, Christen und Heiden, Franken und Sarazenen, aus der Menschheit aus und stellte sie einander gegenüber, wobei dann gelegentlich die wunderlichsten Qui pro quo mitunterliefen. Das interessanteste Beispiel hierfür liefert die Weise, wie die gleichen geschichtlichen und völkerkundlichen Erscheinungen bald mehr unter dem „lateinischen", bald mehr unter dem „fränkischen" Gesichtswinkel sich darstellen. Die Worte Lateiner und Franken, welche ursprünglich urverschiedene, ja eher gegensätzliche Völkergruppen bezeichnen, haben sich dann allmählich in ihrer Bedeutung derartig angenähert, daß sie zuletzt synonym gebraucht werden.

Unter den Lateinern verstand man zunächst die Völker der alten Welt, soweit sie im römischen Westreich zusammengefaßt waren; annähernd deckte sich da der Begriff mit dem des Romanischen. Nicht selten aber auch griff er über diesen Bereich hinaus und umfaßte die ganze Kulturwelt, die von den Römern ausgegangen war, einschließlich der germanischen Elemente[815]. (Die Vorstellung der lateinischen Sprache als Weltsprache scheint hier mitgewirkt zu haben, wie wir denn auch auf einen synonymischen Gebrauch von Latinität und Wissen treffen[816].) Indem sodann die Lateiner, insbesondere im Orient, den Griechen gegenübergestellt werden, kommen sie erst recht dazu, diesen gegenüber das ganze Abendland zu vertreten[817]. Und hier ist es dann eben, wo sie mit den Franken zusammentreffen.

Der fränkische Stamm hatte seit Chlodwig jeden anderen in Schatten gestellt. Schon im Byzanz Justinians gebrauchte man den Namen ganz allgemein für den der Germanen: „Ἐς Γερμανούς, οἳ νῦν Φράγγοι καλοῦνται" sagt Prokop (bell. Vand. I, 3), und später gewann er noch immer größere Ausdehnung. Karls Universalreich trug ihn in den ferneren Osten, dessen eigene Gestalt wurde eine Art poetischen Allgemeinbesitzes. Auch für das deutsche Königtum wurde etwas wie eine fränkische Fiktion immer aufrecht erhalten[818]. In den

[815]) In einer Schrift vom Jahre 1520 führt sogar Murner gegen die Verwendung des Deutschen in der Messe an, „daß wir Lateiner seind". (Kluge, „Von Luther bis Lessing", S. 8/9.)

[816]) Alex. v. Humboldt, („Kritische Untersuchungen über die Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt", Bd. II, S. 9) hörte in den Missionen am Orinoko die in der spanischen Sprache seit langem eingewurzelte Kennzeichnung eines Eingeborenen von besserer Bildung als eines „Indio muy latino", wozu sein Übersetzer Ideler das französische „perdre son Latin" heranzieht.

[817]) So bei Villehardouin, § 203, 205, „Tous les Latins qui étaient logés dans Constantinople, de quelque pays qu'ils fussent". Diese selben Leute werden dann unmittelbar hinterher, im gleichen Paragraphen, Francs genannt. („Ainsi furent divisés les Francs et les Grecs".)

[818]) „Der deutsche König wird regelmäßig auf fränkischer Erde gewählt. Er wird in der Grabkirche Karls d. Gr. gekrönt und auf dessen Stuhl inthronisiert. Er gilt, welcher Abstammung auch immer, als fränkischer Mann." Amira in Pauls Grundriß, Bd. 3, S. 147.

Kreuzzügen nehmen Franzosen vor anderen die heilige Sache in ihre Pflege, und seitdem wurde das fortwährend wechselnde Nationalitätengewirre im Morgenlande kurzweg Franken genannt; der Name hat sich als Gesamtbezeichnung der christlichen Völker des Abendlandes bis auf den heutigen Tag erhalten[819]). Aber er hat lange die Nebenbuhlerschaft desjenigen der Lateiner auszuhalten gehabt, der ihm übrigens in der Vorstellung der mittelalterlichen Geschichtsschreiber immer mehr angenähert war[820]).

Nicht weniger nebelhaft als die von fremden Nationalitäten waren die Vorstellungen der mittelalterlichen Völker von der eigenen Vorzeit. In unserem ersten Teile ist von den abenteuerlichen Phantastereien in der Ableitung ihrer Herkunft ausführlicher die Rede gewesen[821]). Ebensowenig aber ist ihnen von ihrer rassischen Zusammensetzung das Mindeste bewußt geworden. Vorspiegelungen aus dem Geiste der Idee — das war alles, wozu sie sich auch hier zu erheben vermochten. In Spanien war es der christliche Gedanke, der alles andere zurückdrängte. Altchristliches Geblüt war daher der höchste Stolz des Spaniers, der sogar den Goten über dem Christen vergaß[822]). Noch die Entdeckungszüge in Amerika galten diesem Volke als eine Art Kreuzzüge: Cortez fühlte sich als Kreuzritter[823]). Und die Maßregeln Ferdinands und Isabellas gegen Juden und Mauren, womit sie das Mittelalter symptomatisch bezeichnend abschlossen, sind sicher weit mehr aus religiösen als aus rassischen Gesichtspunkten getroffen worden, wie allein schon das Aufkommen der Marannen beweisen würde. Daß später die Inquisition sogar in grausamster Weise in die Rasse hineingewütet hat,

---

819) Daß die Kreuzzüge den Sieg der Franken entschieden, bezeugen am glänzendsten Bongarsii „Gesta Dei per Francos“. Im Gegensatz zu Villehardouin braucht denn nun auch Joinville nur noch Francs für die Abendländer im Morgenlande. Und wie viel richtiger dies war, ersieht man, wenn man sich die Begründer des „lateinischen“ Kaisertums des 13. Jahrhunderts etwas näher ansieht: es waren die normännischen, burgundischen, flandrischen und lombardischen Ritter — Germanen, wenn es je solche gegeben hat.

820) Schon in den Annales Bertiniani (aus der Zeit Ludwigs des Frommen) heißt es: „Hic divisio facta inter Teutones francos et Latinos francos“, wozu Fauriel („Histoire de la Gaule méridionale“, T. IV, p. 436) erklärend bemerkt: „La masse déjà plus ou moins unie des descendants des Francs des deux conquêtes et des Gallo-Romains“, und H. Prutz bringt („Kulturgeschichte der Kreuzzüge“, Berlin 1883, S. 522) Belege aus mittelalterlichen Quellen für die „Franci qui Latini verius appellantur“ — welchen Satz man natürlich ebensogut umkehren kann. Der Vollständigkeit halber sei noch angeführt, daß dem Orientalen der Europäer, neben dem Franken (Feringi), nicht nur als Lateiner, auch als Rumi, erschien — welcher ja letzten Endes der gleichen Quelle entstammt.

821) S. 297 ff.

822) Don Quijote, T. 1, Kap. 21 und Kap. 28 wird das altchristliche Blut als an sich schon den Adel bedingend bezeichnet. Cristiano viejo und Godo sind fast Wechselbegriffe.

823) Prescott, „History of the conquest of Mexico“, Vol. I, p. 269 ss., Vol. III, p. 361.

gehört zwar genau genommen noch nicht hieher, darf aber zum Abschluß des Bildes nicht fehlen.

Im Frankreich des Mittelalters mochten die schroffen Gegensätze des Nord- und Südfranzosen, das Neben- und Ineinanderleben der antiken und der germanischen Elemente, die öfteren explosiven Entladungen, wie die der Albigenserkriege, wohl ein dunkles Bewußtsein eines Rassendualismus erwecken, aber zu irgendeiner historisch begründeten Erkenntnis der Blutsverhältnisse kam es auch hier nicht[824]. Die naive Harmlosigkeit überwog. Jede Erinnerung an die fränkische Eroberung war in den späteren Jahrhunderten verschwunden. Der Katholizismus hatte den Makel des Barbarentums ausgelöscht, es blieb nur eine dunkle Vorstellung von einem durch die Siege Karl Martells, Pipins und Karls d. Gr. den Ungläubigen abgejagten Lande. Adel und Bürgertum hatten dabei ihre eigenen zum Teil sehr phantastischen Traditionen: die Städte wollten alle uralt sein, die Adligen alle von den Franken abstammen[825]. Aber der Hader der mehr und mehr in Klassen ausgearteten Stände ist in seiner Begründung auf die Abstammung erst den neueren Jahrhunderten eigen, er war zunächst sozusagen ein Werk der Gelehrten. Boulainvilliers gab zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Signal; die Revolution übersetzte ihn dann in blutige Wirklichkeit, und im 19. Jahrhundert führten die französischen Historiker den Streit wiederum mit wissenschaftlichen Waffen fort. Nichts der Art im Mittelalter, das von irgendeinem Rassenunterschied zwischen Franken/Burgunden und Gallo-Romanen am allerwenigsten in dem Sinne etwas wußte oder wissen wollte, als sei durch die germanische Eroberung die Ständeschichtung der französischen Gesellschaft einschließlich Sklaverei bzw. Leibeigenschaft begründet worden, die vielmehr in ihren Grundzügen schon im römischen oder vorrömischen Gallien vorhanden war[826].

Den merkwürdigsten Anblick gewährt das mittelalterliche Italien. Hier, wo eine römische Nation und römische Städteverfassung auch nach dem Untergang des westlichen Reiches immer fortgedauert hatten, wo das Kaisertum, die Kirchenverfassung, die lateinische Allerweltssprache, endlich das seit dem 12. Jahrhundert in neuem frischem Glanze

[824]) Boisjoslin, „Les peuples de la France", p. 328. Über das Zusammenwachsen von Römern, Goten und Franken in Südfrankreich Devic und Vaissete, T. III, p. 185, T. XII, p. 227.

[825]) Aug. Thierry, „Considérations sur l'histoire de France", T. I, p. 16—18, 23, 28

[826]) Fustel de Coulanges, „L'invasion germanique", p. 531 ss. „Le moyen-âge a beaucoup écrit: ni dans ses chroniques, ni dans ses légendes, ni dans ses romans, nous ne voyons jamais que la conquête germanique ait asservi la Gaule ... On ne trouve, durant 10 siècles, rien qui ressemble à une hostilité de race. La population gauloise n'a jamais conservé un souvenir haineux des Francs ni des Burgondes ... Ni l'esclavage ni le servage de la glèbe ne datent de l'invasion; ils sont infiniment plus anciens qu'elle."

erscheinende, von Bologna aus durch ganz Europa getragene römische Recht recht eigentlich zu Hause waren[827]), mußte natürlich alles Germanische es um so schwerer haben, sich durchzusetzen, als der erste römische Kaiser aus germanischem Geblüt in seinem Regiment wie in seinen Verfügungen selbst das Fortleben römischer Ideen und insbesondere Verwaltungsmaßnahmen betont hatte[828]). So behielten die Bilder des Altertums ihre frische Farbe, auch als es sich immer deutlicher zeigte, daß das neue Leben, das aus dessen Ruinen emporblühte, einem ganz anderen Geiste, dem des inzwischen ausgebildeten germanisch-mittelalterlichen Systemes, zu verdanken war. Bis ins Hochmittelalter hinein ist auch hier so wenig wie in Frankreich ein Gegensatz zwischen jenen beiden Elementen empfunden worden. Am überzeugendsten und eindrucksvollsten tritt uns ihre Versöhnung, ja Vereinigung aus der größten Gestalt des Mittelalters, aus Dante entgegen, der einerseits von Römerstolz erfüllt, von dem Glauben an die Weltmission Roms durchdrungen war, anderseits für die idealen Ziele der mittelalterlich-christlichen Welt sich mit der ganzen glühenden Begeisterung seiner großen Seele einsetzte, der zwar die damals schon geläufige Sitte, die Alten als die „Unseren", als Italiener, zu betrachten, mitmachte und so denn auch (in der „Monarchia" II, 3) Virgil als „divinus poeta noster" begrüßte, dann aber wieder kein Arg darin fand, in eben diesem Virgil (im Inferno I, 68) einen Lombarden zu sehen[829]).

[827]) Savigny, „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter", Bd. III^2, S. 83, 87.

[828]) Vgl. in Baluzii Capitul, T. I, p. 245, Karls Praeceptum de institutione episcopatuum per Saxoniam, wo das römische Vorbild („antiquo Romanorum more") ausdrücklich genannt wird.

[829]) Die Stellung Dantes zu dem Doppelideal seines Zeitalters ist von so außerordentlicher Bedeutung, spiegelt außerdem die Begriffe und Methoden des Mittelalters in so einzigartiger Weise wider, daß es geboten scheint, sie etwas näher auszuführen. Blicken wir zunächst auf die Weise, wie er sich in seiner Schrift „De monarchia" das Römertum zurechtlegt. Da finden wir die beiden Elemente, aus denen sich die Behandlung der Völkerfragen im Mittelalter zusammensetzt, starre Abstraktion, bis zum Schematismus, auf der einen, Phantastik bis zum Abenteuerlichen auf der anderen Seite — eine reinste Ausgeburt der Scholastik. Nicht die leiseste Schattierung einer Blutsbesonderheit, eines individuellen Lebens der Völker tönt da im allgemeinen an, es sei denn, daß man in der in Anlehnung an Aristoteles vorgenommenen prototypischen Formulierung des Imperialismus („Romanus populus ad imperandum ordinatus fuit a natura", wogegen die anderen Völker „apti nati sunt ad principari, quidam ad subici atque ministrare" II, 7) eine solche finden wollte. Noch wie bei den Kirchenvätern ist die Menschheit, als die Herde Gottes, Eins, ja, je einheitlicher sie ist, desto mehr entspricht sie ihrer Bestimmung, der der Gottähnlichkeit. (I, 8.) Diese Einheit aber wiederum wird einzig in der Monarchie voll gewährleistet. Die Monarchie, die Weltmonarchie, ist also die gegebene Form für das politische Leben der Völker, und die Römer waren das von der Vorsehung für die Weltherrschaft ausersehene Volk. Die Beweisführung Dantes für das Herrscherprivileg der Römer ist wieder urmittelalterlich naiv. Für sie wird sogar eine Ausnahme gemacht, das Blut kommt zur Geltung, indem an

Was Dante nicht sah, war einmal, daß „der Schwerpunkt der geschichtlichen Entwicklung in den germanischen Norden verlegt, und daß die von 800—1245 bestandene, das römische Imperium nominell fortsetzende Universalmonarchie für immer zertrümmert und durch ganz verschiedene politische Neubildungen ersetzt war"[830]), und sodann, was für uns hier die Hauptsache, daß das germanische Blut, dem er selber entstammte, ohne sich dessen bewußt zu sein — waren ihm doch die spärlichen, für dessen Geschichte fließenden Quellen entweder ganz unbekannt oder doch mittelalterlich getrübt —, in Italien schon damals in stetigem Rückgange begriffen war. Eben darauf ist es aber zurückzuführen, daß die Synthese von Römertum und Germanentum, welche der größte germanische Kaiser einst politisch vollzogen hatte, und welche der größte germanische Dichterdenker ihm jetzt noch einmal in ihrer ganzen Erhabenheit nachzog, fortan nicht mehr möglich war. Sie brach mit ihm geistesgeschichtlich, wie mit seinem Idealkaiser, dem letzten in Rom gekrönten, politisch zusammen.

Aeneas als dem Stammvater, und selbst an seinen verschiedenen Frauen, die überragende Nobilität der Römer dargetan wird (II, 3), die außerdem die übrigen Völker mit vollendeter Selbstlosigkeit, zum allgemeinen Besten unterworfen haben: (II, 5, 6) „Populus ille sanctus, pius et gloriosus propria commoda neglexisse videtur, ut publice pro salute humani generis procuraret." Zu diesen Gründen profaner Art tritt nun aber noch ein höherer, weil heiliger Art: Christus selbst, der Gottessohn, hat dadurch, daß er sich zu Beginn seiner Laufbahn dem Zensus und am Ende derselben dem Gerichte des römischen Kaisers unterwarf (II, 13), die III, 1 in die Worte „Monarcha Romanus qui de jure monarcha mundi est" gefaßte Grundwahrheit sanktioniert. Nicht mit Unrecht redet Jakob Burckhardt (I, 79 ff.) angesichts dessen von einem Gottesurteil zwischen Rom und den übrigen Völkern, das sich mit der Eroberung des Erdkreises durch die Römer vollzogen haben soll. Gewiß ist jedenfalls soviel, daß unter dieser künstlichen Rekonstruktion der Römerherrlichkeit, die als im mittelalterlichen Imperium fortwirkend gedacht ist, die wahren treibenden und bewegenden Kräfte des Mittelalters hoffnungslos hätten begraben liegen müssen, wenn nicht mit der Zeit Danten für die geschichtliche Wirklichkeit, welche ihm jenes Imperium mit dem deutschen Königtum verkettet zeigte, immer mehr die Augen aufgegangen wären. Da gab es denn nur noch zu schauen, nichts mehr scholastisch zu deduzieren. Diese Wirklichkeit bot ihm vor allem von dem, was aus der Römerherrlichkeit in Italien geworden, ein gar so andersartiges Bild: Kampf aller gegen alle, das Land vom wüsten Unfug kleinlichen Haders zerrissen, in welchen einzig die Kaiser als die Träger der Weltmonarchie schlichtend, strafend, ordnend eingriffen. Daß diese jetzt deutschen Geblütes waren, hat Dante nicht nur nicht abgehalten, sich ihrer Sache anzuschließen, er hat sogar demjenigen deutschen Kaiser, der seit den Hohenstaufen zum ersten Male mit jener Mission Ernst machte, Heinrich VII., als seinem Kaiser begeistert zugejubelt, als dem „alto Arrigo" gehuldigt und sich darin nicht dadurch beirren lassen, daß im übrigen auch ihm wir Nordländer, wie den meisten seines Volkes, nur die deutschen Prasser („li Tedeschi lurchi") waren, „Barbaren, herkommend aus der Nacht, wo stets Kallisto kreist in höchsten Breiten" (Paradiso 31, 31). Vgl. zu diesen Dingen, außer Witte in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Göttlichen Komödie S. 29 ff., Fr. X. Kraus, „Dante", S. 695 ff., Hefele, „Dante", S. 235 ff.

[830]) Kraus, „Dante", S. 695.

Von jetzt ab stieg die Waagschale Roms in dem Maße, als die germanische sank. Je weniger das germanische Element sich mehr geltend zu machen vermochte, desto mehr schuf man sich mit der eigenen Phantasie an Stelle des längst zerstobenen wirklichen Glanzes Roms einen künstlichen Schimmer, der das ganze abendländische Leben vergolden sollte. Mit dem Absterben eines germanischen Gemeinempfindens schwand auch die Fähigkeit, die Leistungen und Erzeugnisse der germanisch bestimmten Jahrhunderte im rechten Lichte zu sehen und richtig zu beurteilen. Daß sie dem italischen Leben ein verändertes Gepräge gegeben hatten, war ja wohl klar, aber dies durfte nun nicht mehr das rechte sein. Immer sehnsüchtiger richtete man die Blicke auf das Bild des alten Rom, das wiederzuschaffen das vornehmste Ziel des italienischen Humanismus, dieser zugleich italienisch-nationalistischen und antigermanisch-renegatenhaften Bewegung der letzten mittelalterlichen Jahrhunderte wurde. Die unklare und phantastische Vermischung von Vergangenheit und Gegenwart, Sage und Geschichte kannte jetzt keine Grenzen mehr; die großen Namen Roms mußten überall herhalten, nicht nur, um — angeblich — das geschichtliche Dunkel zu lichten, vor allem auch, um — noch angeblicher — den genealogischen Ehrgeiz der vornehmen Häuser zu befriedigen. Seit man sich den Inbegriff aller Bildung nur noch als von Rom ausgehend denken konnte und diese als nationales Eigentum der Italiener in Anspruch nahm, für das man den Germanen unempfänglich erachtete, ja, seit die führenden Humanisten das Beispiel gegeben hatten, ganz allgemein mit dem Norden den Begriff skythischer Barbarei zu verbinden, mochte auch von den stolzesten Adelsgeschlechtern Italiens so leicht keines von dort mehr herstammen. Zum mindesten mußte es von einem Kaiser sein, wie bei den Gonzaga. Die weitaus meisten Abstammungsangaben aber mündeten, soweit nicht völlig im Lande der Fabel wie in Troja oder in irgendeinem Winkel von Hellas, im alten Rom. Deutsche oder französische Abstammung galt durchaus als zweiten Ranges[831]).

Ihre früheste und zugleich schärfste literarische Vertretung fand diese ganze Strömung, die fortan die herrschende bleiben sollte, in Petrarca, dem eigentlichen wissenschaftlichen Begründer des Humanismus und rücksichtslosesten Ausbeuter seiner leitenden Ideen. Keiner hat die Kluft, welche für uns Altertum und Mittelalter trennt, unbedingter beseitigt, die Annexion der hervorragenden Römer als „unserer Landsleute" (nostrates) kühner vollzogen als er. Auch darin geht er über alles bisher Dagewesene hinaus, daß er den germanischen Imperator, den er, selbst für die Pläne und Ziele einer italienischen Politik, nicht

[831]) J. Burckhardt (I, 197 ff.) zählt eine ganze Reihe solcher Angaben auf. Vgl. auch Moeller van den Bruck, a. a. O., S. 318. Eine Ausnahme machten nur die Bandello, welche noch im 16. Jahrhundert ihr Geschlecht von vornehmen Ostgoten ableiteten, während der zweifellos ebenso gotische Sigismondo Malatesta von Scipio herstammen wollte.

missen kann, nun kurzerhand zum Italiener macht. „Mögen ihn immer die Deutschen für sich in Anspruch nehmen, für uns ist er ein Italiener (Augustus noster).“ (Fam. X, 1.) Noch mehr als einst Dante gerät er nun der zeitgeschichtlichen Wirklichkeit gegenüber in Zwiespalt, wenn es gilt, die damaligen Größen in seinem System der Verherrlichung des alten und Begründung eines neuen Rom unterzubringen. Einerseits feiert er Stefano Colonna als alten römischen Patrizier und Rienzi als Volkstribunen, anderseits kann ihm doch die germanische Herkunft des großen italienischen Adels nicht verborgen bleiben, und er wettert daher gegen diese Nobili als fremde Tyrannen, als eine eingewanderte Kaste von Räubern, Vandalen und Usurpatoren, welche das römische Volk — das ihm noch ungefähr das Livianische ist — mißbrauchen und wie gefangene Punier oder Kimbern behandeln, während in Wahrheit doch sie die Abkömmlinge ehemaliger Kriegssklaven Roms seien und daher höchstens geduldet werden könnten, wogegen römische Bürger den Senat allein oder doch vorzugsweise bilden müßten[832]). So redete er von jenen Magnaten, welche Jahrhunderte lang Päpste, Kardinäle, Senatoren und Feldherrn aus ihren Reihen geliefert hatten, und ihre Blutsbrüder jenseits der Alpen sind ihm „la tedesca rabbia, die Nachkommen der wilden Rotten, die Marius einst abgetan[833])“. Wenn der gebildetste Mann des damaligen Italien sich so über die Germanen ausließ, mußte wohl deren Stunde geschlagen haben. Jedenfalls war er in dieser Kampfesweise nicht leicht zu überbieten, und es gab nur noch ein Mittel, das sie an Wirksamkeit noch übertraf und seitdem auch reichlich angewandt worden ist: das des Niederschweigens, der „Sekretierung“. Nur ein Mann hat die allgemeine Vernachlässigung der mittleren Zeiten mannhaft durchbrochen: Flavio Biondo, der um 1440 es unternahm, die Geschichte des seit der Erstürmung Roms durch Alarich verflossenen Jahrtausends zu schreiben, dabei als erster den „Barbaren“ völlig gerecht wurde und den unglaublichen über sie verbreiteten Vorstellungen energisch entgegentrat[834]). Die rückläufige Bewegung hat freilich auch er nicht aufhalten können, sie ging unentwegt weiter bis auf den heutigen Tag. Selbst ein so tiefblickender Geist wie Machiavelli wunderte sich, warum der Po und der Gardasee

[832]) Epp. Fam., XI, 16, 17, und in der Begrüßung Rienzis (Epist. hortat. ad Nicol. Laurent. tribunum populumque Romanum).

[833]) In der Kanzone „a' grandi d'Italia“. Über Petrarca und den italienischen Humanismus vgl. G. Voigt, „Die Wiederbelebung des klassischen Altertums“, Bd. I³, S. 62 ff., II², S. 264 ff., 497 ff. Hillebrand, „Zeiten, Völker, Menschen“, Bd. II, S. 5 ff. Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, Bd. VI³, S. 252 ff. Moeller v. d. Bruck, S. 318—321.

[834]) Als Probe dafür, einen wie richtigen Einblick er sich in die wirklichen Verhältnisse gewonnen hatte, lese man etwa seine Schilderung der Lage nach der Niederwerfung der Langobarden durch Karl d. Gr. (Dec. II, lib. 1, p. 163 ss. der Ausgabe Basil, 1531). Vgl. auch Alfred Masius, Flavio Biondo, Diss. Leipzig 1879, S. 41 ff.

ihren antiken Namen abgelegt, und auch die Menschen heute nicht mehr Cäsar und Pompejus, sondern Pier Giovanni und Matteo hießen, und noch ein Gioberti ermahnte seine Landsleute, durch andächtige Versenkung in das klassische Altertum zum Bewußtsein ihres Volkstums, zur italianità sich hindurchzuarbeiten[835]).

Wir haben diese Seite der Entwicklung des italienischen Volksgeistes etwas ausführlicher wiedergegeben, weil wir in ihr nun wirklich den Gipfel und das Meisterstück mittelalterlicher Abstraktion und Begriffsbildung vor uns haben. Ein solches Schwören auf imaginäre, und Nichtkennen oder Nichtkennenwollen, ja Verkennen wirklicher Ahnen, eine solche die tatsächliche Ausmerzung der Germanen noch weit hinter sich lassende Überdeckung germanischer Wirklichkeiten durch Volksmund und Schrifttum, steht doch auch in der romanischen Welt einzig da. Hatten doch in Spanien die Goten vor Mauren und Keltiberern immer einen ehrenvollen Vorrang behauptet, von Frankreich gar nicht zu reden, wo nur die Westgoten zum guten Teile unterdrückt worden, die drei anderen Germanengruppen aber um so mehr zu Geltung und Anerkennung gekommen sind. Immerhin begreift es sich, und ist ein Zeichen der in vielen Beziehungen einzigartigen Größe Roms, daß dies immer wieder, und schließlich siegreich, seine Riesenschatten über die Sonnenflächen eines germanischen oder germanisierten Italien werfen und den Nordländern ihr zeitweilig errungenes und recht kräftig behauptetes Heimatrecht in diesem Lande nehmen konnte[836]). Und was die „Barbaren" anlangt, so entspringt zwar auch diese Vorstellung einem Wahn, ohne den es nun einmal bei den Völkern nie abgeht; aber sie enthält doch immer — ganz wie einst bei den Hellenen — unverhältnismäßig mehr anthropologische Wirklichkeit, als der Heiden-

[835]) Daß Napoleon, als er die Hand auf Italien legte, sich dies Moment nicht entgehen lassen würde, war zum voraus anzunehmen. So redet er ja denn auch in seiner Proklamation an die Römer vom 20. Mai 1796 ganz im Stile des Rienzi von einer Wiederherstellung des Kapitols und einer Wiedererweckung des römischen Volkes, und in einer Note an seinen Gesandten in London vom 23. Oktober 1802 von einer Wiederaufrichtung des Westreiches gegen die Karthager-Engländer. Später ist er, der doch auch von Hause aus Germane war — seine Familie ist im Toskanischen seit dem 12. Jahrhundert nachgewiesen —, in eigentümlicher Weise beim Wort genommen und als Italiener ausgespielt worden: als der Papst Napoleon zu krönen zauderte, machte die italienische Partei im Konklave geltend, damit werde den Barbaren eine italienische Familie als Herrscherin auferlegt und Rom an den Galliern gerächt. (Taine, T. V. (I) p. 186 ss.) Wozu Taine hinzufügt, dies Wort gewähre einen Einblick in die Tiefen der italienischen Seele, „obstinée dans sa rancune contre les Transalpins, héritière haineuse de l'orgueil romain et du patriotisme antique".

[836]) Der Höhepunkt mag um das Jahr 1000 erreicht gewesen sein. Damals war es möglich, daß dem in Italien geborenen Markgrafen Hugo von Tuscien in einer Legende deutscher Ursprung und Einwanderung erst im Mannesalter angedichtet wurde: ein Beweis, wie wenig die Toscaner dieser Zeiten darin etwas Fremdes fanden. (R. Davidsohn, „Geschichte von Florenz", Bd. 1, S. 123.)

begriff, der, als allbeherrschend von der Kirche dem Mittelalter aufgenötigt, die Völker in ganz anderem Maße und Umfange auseinanderriß und jedem Einblick in die tatsächlichen Blutsverhältnisse wehrte. So betrachtet, verhalten sich am Ende pagani und barbari wie Seele und Leib, Idee und Wirklichkeit, und erst mit ersterem Begriff ermessen wir ganz, in welchem Grade eine die Natur sozusagen umkehrende Abstraktion Jahrhunderte lang das Denken und Beobachten von den Blutsvorgängen abgelenkt hatte, wiewohl diese gerade im Mittelalter mit einer Intensität ihren Lauf genommen haben, die in ihrer Unbewußtheit wie in ihrer Gewaltsamkeit fast an die der prähistorischen Zeiten erinnert. Diese so wichtigen Rassenwandlungen und -bildungen im einzelnen, auf den Gebieten des Rechtes, der Sitte, des sozialen Lebens, der Wissenschaften und Künste, aufzuweisen, ist nicht Sache dieses Buches. Wir können nur kurz skizzieren, wie der im vorstehenden geschilderten Tyrannei der Ideen gegenüber eine zum mindesten gleich starke, durch jene nicht gebrochene Gewalt anthropologischer Wirklichkeiten sich behauptete.

Wir haben oben an dem Beispiele von Lateinern und Franken gezeigt, wie sehr gewisse Völkernamen, unter Beimischung der Phantasie, nur Ideen wiedergaben, die unter Umständen der Wirklichkeit schnurstracks zuwiderliefen. Andere Male brachten sie, unter dem Zwange der Verhältnisse, nur historische Konstellationen zum Ausdruck, wie wenn nach dem Eindringen der Germanen in Gallien die alte Bevölkerung dieses Landes unter dem Namen der Römer zusammengefaßt wurde, während doch unter der Hülle des Römertums die früheren Stammes- und Volksverschiedenheiten weiterbestanden, die dem gemeinsamen Abstand von den Germanen gegenüber nur darum weniger hervortraten, weil Rom inzwischen in Sprache, Recht, Sitte und Bildung eine Art Einheit hergestellt hatte[837]). Immer aber hat das Prinzip der Persistenz und die daraus erwachsende Zähigkeit der Volkstümer auch durch alle mittelalterlichen Vergewaltigungen um so weniger erschüttert werden können, als damals im wesentlichen doch noch das ländliche Element im gesamten Abendlande überwog, das ja zu allen Zeiten der Träger des Konservativismus gewesen ist. Erst mit der Lockerung und schließlich dem Sturze des Feudalsystems fielen die Schranken, innerhalb deren Rassenreinheit sich wahren ließ, und riß jene Freizügigkeit ein, welche umgekehrt die unbegrenzte Vermischung zur Folge hat[838]).

Die große Generalprobe auf ihre Artfestigkeit haben die mittelalterlichen Stämme und Völker in den Kreuzzügen abgelegt, wo auch ein Gemeinsamkeitsgedanke von unerhörter Gewalt die Grundverschieden-

[837]) Gaupp, S. 217 ff.

[838]) Für Frankreich im besonderen hat dies ausgeführt Broca, „Recherches sur l'ethnologie de la France" (In den „Mémoires de la soc. d'anthropol.", T. I, 1860) p. 14 ss., 22.

heit selbst nachbarlicher und staatlich verbundener Volksgruppen nicht zu überdecken oder unwirksam zu machen vermochte[839]). Daß vollends das immer nähere Bekanntwerden des Spätmittelalters mit den Fremdrassen der außereuropäischen Kontinente den rassischen Sinn wecken und entwickeln mußte, ist nur zu natürlich. Wie mag schon im 12. Jahrhundert ein Bild von der Farbenbuntheit, wie es Benjamin von Tudela von dem Getümmel der Völker aller Bekenntnisse, aller Sprachen, aller Hautfarben entwirft, das sich Jahr für Jahr in den Toren Alexandriens bewegte, auf die jugendlichen Phantasien jener Zeit gewirkt haben[840])! Und in einer späteren finden wir dann diesen Sinn ausgebildet, gepflegt, sozusagen mit wissenschaftlichem Hintergrunde, wie wenn der Kardinal Ippolito Medici sich eine förmliche Menschenmenagerie hält und damit gewissermaßen Rassenauslese treibt, das heißt eine Schar von Barbaren mit mehr als 20 Sprachen, jeder ein Muster seiner Art und Rasse, Mauren, Tataren, Neger, Inder, Türken usw. um sich versammelt.

Ganz besonders lehrreich ist das Mittelalter für die soziale Anthropologie. Nirgend so wie in seiner Ständeschichtung und deren Deutung springt sein rassischer Sinn in die Augen. Die Sklaverei, eine aus geschichtlichen Verhältnissen erwachsene Rechtsinstitution, braucht durchaus nicht immer und in allen Ländern aus Fremdblütigkeit erklärt zu werden. Daraus aber, daß solche sehr häufig vorliegt, hat das Mittelalter Veranlassung genommen, sie als durchgehende Regel hinzustellen, und zwar gleichermaßen in beiden an sich einander weltenfernen Ableitungsreihen, die wir für die Stände bei ihm vorfinden. Die eine, von der Kirche beeinflußte, läßt die Eigenleute von Ham, die Freien von Sem, die Ritter von Japhet abstammen[841]). Wie hier Adel und Freiheit im legendarischen Dunkel der Bibel ihren Ursprung nehmen,

---

[839]) Bei Freidank heißt es zwar: „Christen, Juden, Heiden sind zu Akkon ungeschieden“, aber damit wird nur auf die auch vom Rothbart angestrebte religiöse Toleranz gedeutet. Die mittelalterlichen Quellenstimmen über das Völkergemisch der Abendländer in Palästina, welche sich in Michauds „Histoire des croisades“, T. VI[5], p. 40 ss. und Prutz' „Kulturgeschichte der Kreuzzüge“, S. 524 ff., finden, stellen die verschiedenen Gruppen als ethnographisch um so lebendiger sich voneinander abhebend vor uns hin. So beschließt Raoul de Caen die Beschreibung der Provenzalen mit den Worten: „ils ne différaient pas moins des Français que la poule ne diffère du canard“, und bei Rostagnus Cluniacensis heißt es von der Schar der Kreuzfahrer in Jerusalem: „. . . genere linguarum diversis moribus et vita dissimiles nulla affinitate vel consanguinitate conjuncti erant.“

[840]) S. daselbe bei Peschel, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, S. 24.

[841]) J. Grimm, „Deutsche Mythologie“, Bd. I, S. 540. In einer Baseler Elucidarius-Handschrift heißt es: „von sem koment die vrien, von japhet koment die ritter, von kam so koment die eigenen leute“. Charakteristisch für die Sachsen ist es, daß der Sachsenspiegel (III, 42), der im übrigen auch durchaus in Anlehnung an die Noah-Legende argumentiert, doch die „Eigenschaft“ überhaupt, also auch die Hams, ablehnt.

so werden auch im altnordischen Rigsmal die Standesunterschiede mythologisch begründet. Nur tritt hier das anthropologische Moment weit stärker hervor. Die Knechte, die Freien und die Edlen werden zugleich als schwarz, rot und weiß unterschieden. Indem ferner der Verfasser dieser Dichtung den unschönen, schwärzlich-dunklen Traell (Sklaven) von der Ältermutter, den rötlich frischen Karl (Bauern) von der Großmutter, den stolzen, leuchtenden Jarl (Adligen) von der Mutter abstammen läßt, scheint er andeuten zu wollen, daß diese drei Klassen die Überreste dreier verschiedener Bevölkerungen im Lande gewesen seien, daß die Traellklasse, die älteste von fremdartiger Herkunft (Unterworfene oder zu Sklaven gemachte Gefangene), von der Karlklasse bezwungen sei, welche wiederum dem jüngsten, mächtigsten Stamme der Jarle gehorchen mußte[842]). Und das mag denn für den Norden auch zutreffen, während für das Hörigkeitsverhältnis in Innergermanien Fremdstämmigkeit als Ursache so gut wie sicher nicht anzunehmen ist. Man sieht jedenfalls aus diesen Aufstellungen, wie stark das Mittelalter rassisch empfand, wenn es sich auch noch nicht in Rassenbezeichnungen ausdrückte.

Am stärksten muß das Standes-, zugleich als Stammesgefühl, natürlich beim Adel gewesen sein. Dafür würde allein schon die Art und Weise zeugen, wie er — worauf wir alsbald kommen werden — in seinen Satzungen auf Art und Stammbaum hielt. Wohl hat die graue Theorie, die sich im Mittelalter an so vielem vergriffen hat, auch den Adels-, ja den Erblichkeitsgedanken nicht in Ruhe gelassen. Kein anderer als Petrarca hat an ersterem gerüttelt, indem er ihn, von der an sich richtigen Beobachtung ausgehend, wie sehr Wechsel und Zufall in der Folge der Generationen ihr buntes Spiel treiben, in die Einstämmigkeit des Menschengeschlechtes, letzten Endes also in die Gleichheit, ausmünden läßt[843]). Und Boccaccio bringt es gar fertig, das geistige Wesen des Menschen unabhängig von Eltern und Vorfahren zu gestalten, indem er, angesichts der Tatsache, daß Sokrates von ungebildeten, Euripides und Demosthenes von unbekannten Eltern stammten, sich zu dem Ausrufe versteigt: „Quasi animos a gignentibus habeamus“![844])

Da ist es denn nun doppelt bedeutsam, welch ein Wandel sich in Dante im Punkte der Auffassung des Adels und überhaupt der Abstammung vollzogen hat. Im Convivio wie im Canzoniere will

---

[842]) Munch, „Die nordisch-germanischen Völker“, S. 147 ff.

[843]) „De remediis utriusque fortunae“, lib. I, dial. 16 („De origine generosa“): „Origo cunctorum una est. Unus parens humani generis, unus fons universorum, qui vicissim modo turbidus, modo nitidus ad unumquemque vestrum pervenit, ea lege, ut quod paulo ante clarum erat, mox obscurum fiat, et quod obscurum clarum. Ita non de fonte dubitatio est sed quibus alveolis haec clari sanguinis (ut dicitis) ad vos unda profluxerit. Hinc est, ut qui heri arabat, hodie militet.“

[844]) J. Burckhardt, Bd. I, S. 147.

er in ersterem nicht das blinde Produkt der Abstammung oder gar eine Legitimierung des Besitzes, sondern ausschließlich eine innere Eigenschaft, die Anlage zur Tugend, die Befähigung zu höherem sittlichem Werte erkennen. In der Monarchia, und bewußter und bestimmter noch in der Commedia dagegen ist dieser Begriff aufgegeben und wird ihm gegenüber die Geltung eines Adels aus der Abstammung betont. „Im Angesicht des Ewigen und des ewig Geltenden sieht er im blinden Schicksal der Abstammung den gleichen Wert wie im Bestand der natürlichen Anlage und Begabung[845].“ Damit ist der Dichter nicht etwa von einer Höhe herabgestiegen, sondern hat sich, unbeirrt durch noch so ehrenwerte Spekulation, zu jenem gesunden aristokratischen Fühlen zurückgefunden, das die leitenden und treibenden Kräfte des Mittelalters beseelt hat, und das aus einem Dante am letzten wegzudenken wäre, zu jenem Gefühl, aus dem heraus auch das den Adelsgedanken sichtbar verkörpernde Schönheitsideal des Mittelalters zu erklären ist. Mehr noch als in Hellas mußte sich dieses Schönheitsideal sozusagen ganz von selbst bilden, weil wohl nie wieder in der Geschichte so viele Adelsgestalten in einem Teile der Erde versammelt gewesen sind wie im damaligen Europa, und daher auch die Attribute des schönen und adeligen Menschen, klare, weiße Haut, blondes geringeltes Haar, lichte Augen, schlanke Gestalt, sich Dichtern und Künstlern nie wieder in solch strotzender Fülle dargeboten haben. Da konnte es ja dann gar nicht anders kommen, als daß alles Adlige, Ritter, Jarle, nicht am wenigsten der Heiland, blau und blond, alles Gemeine, die Traells, aber auch die Schächer, dunkel wiedergegeben wurden[846].

Wie sehr man im Mittelalter von Hause aus und instinktgemäß auf Rasse hielt, zeigt sich am deutlichsten in dem, was man dafür tat, um sie zu erhalten. Am meisten tritt dies innerhalb der Stämme zu-

[845]) Hefele, „Dante“, S. 170. Die Hauptstelle über Dantes Ahnen, das alte Florenz und Rasse insgesamt findet sich Paradiso, Gesang 16, V. 40 bis 72. Dort wird zunächst gesagt, daß jene im vornehmsten Viertel von Florenz ansässig gewesen und auch er da geboren sei (ein Zeichen alten Adels). Dann heißt es von dem jetzt mit dem der Nachbarorte vermischten Blute der Florentiner, es sei einst im kleinsten Handwerksmanne rein gewesen, und der Dichter bricht in die Klage aus: „O, wie viel besser wär's, wenn ihr zu Nachbarn die hättet, die ich nannte, als innen sie zu haben,“ um daran eine allgemeine Betrachtung über die Schädlichkeit der Mischungen und das Vergehen der Geschlechter zu knüpfen. („Sempre la confusion delle persone principio fu del mal della cittade, come del corpo il cibo che s'appone.“ „Udir come le schiatte si disfanno, non ti parrà nuova cosa, nè forte, poscia che le cittadi termine hanno.“)

[846]) Ripley, p. 469/70. Eine Reihe von Stellen mittelhochdeutscher und anderer Dichter zur körperlichen Beschaffenheit der mittelalterlichen Menschen bei Klemm, Bd. 9, S. 85, der allerdings — ganz wie seiner Zeit bei den Hellenen — darauf aufmerksam macht, daß es auch damals schon sehr verschiedenerlei Figuren in großer Mannigfaltigkeit gegeben habe. Zum Schönheitsideal des Mittelalters vgl. noch Lapouge, „l'Aryen“, p. 339, wo auch mehrere Sonderschriften (Dissertationen) über das Thema angeführt werden.



tage, wie ja denn überhaupt schon darin, daß diese sich so lange als politische nicht nur, auch als kulturelle Einheiten erhielten, daß man konkret dachte, von fränkisch, sächsisch, welsch, lombardisch sprach und den Begriff des deutschen so spät aufkommen ließ, ein entschieden rassenhafter Zug zu sehen ist. Es versteht sich ja nun, und gehört auch wieder zu der Charakteristik der Deutschen, daß dieser Zug bei deren verschiedenen Stämmen verschieden ausgebildet worden ist. Das stärkste Beispiel liefern wohl die Rugier, von welchen Prokop[847]) erzählt, daß sie, als sie sich Theoderich beim Zuge nach Italien angeschlossen hatten und mit den Goten politisch ein Ganzes bildeten, doch die Ehen mit anderen als rugischen Weibern vermieden, um ihre Stammeseigentümlichkeit unvermischt zu bewahren. Am zähesten, konsequentesten und wenn man will großartigsten haben aber die Sachsen nach allen Seiten die Rasse gepflegt. Wie bezeichnend ist es gleich für sie, daß ihr Geschichtschreiber, Widukind von Corvey, in welchem sich die ganze Natur seines Stammes spiegelt, sich von der beliebten Anknüpfung an das Römische Reich nichts annimmt, sondern frischweg die Urgeschichte der Sachsen zum Ausgangspunkte nimmt, auch sich als Kleriker nicht abhalten läßt, sich von Herzen der alten heidnischen Vorfahren zu freuen! Und von diesen erzählt uns nun der Geschichtschreiber des Nordens, Adam von Bremen: „Für ihre Abkunft und ihren Geburtsadel trugen sie auf das umsichtigste Sorge, ließen sich nicht leicht irgend durch Eheverbindungen mit anderen Völkern oder geringeren Personen die Reinheit ihres Geblütes verderben und strebten darnach, ein eigentümliches, unvermischtes, nur sich selbst ähnliches Volk zu bilden[848])." Die Bedeutung der Abstammung, die Reinerhaltung der Rasse und der aristokratische Einschlag in derselben ist in der Tat bei keinem anderen Stamm so rücksichtslos gewahrt worden wie bei den Sachsen: noch im 6. Jahrhundert stand auf ungleiche Ehen jeglicher Art, so auch auf die Adliger mit Freien, die Todesstrafe[849]). Das klingt uns heute grausam, wird uns aber verständlicher erscheinen aus dem Sinne heraus, den die Germanen insgesamt mit der öffentlichen Todesstrafe verbanden: „Durch diese wollte die Gesellschaft so energisch als möglich ausmerzen, was aus ihrer Art geschlagen war, die öffentliche Todesstrafe entsprang also dem Trieb nach Reinhaltung der Rasse. Mit ihm vereinigt sich die Forderung der Gottheit, daß die von ihr stammende Rasse reingehalten werde[850])". Auch wo man zu diesem Äußersten nicht schritt, ist aber auf Standesgleichheit immer und überall gesehen worden: Standesverschiedenheit bildete zunächst — zwischen den Freien und Unfreien — ein Ehehindernis. Kamen gleich-

---

847) Bell. Goth., III, 2.

848) Buch I, Kap. 6.

849) Wackernagel, „Kleinere Schriften", Bd. I, S. 6. Vgl. auch W. Merk, „Der germanische Staat", Langensalza 1927, S. 18 ff., 30, 32.

850) K. von Amira, „Die germanischen Todesstrafen", München 1922, S. 67, 233.

wohl Ehen z. B. mit den Angehörigen bezwungener Völkerschaften zustande, so folgten die diesen Entsprossenen regelmäßig „der ärgern Hand“, sie hatten sich keiner vollen Freiheit zu erfreuen.

Wie überall, hat auch hier später die Kirche abdämpfend und mildernd eingewirkt, wogegen der Arianismus anscheinend dazu diente, die ihm zugewandten germanischen Völker als herrschende Kriegerkaste rein zu halten von der Mischung mit den der römischen Kirche angehörenden untergeschichteten Bevölkerungen[851]). Seit der Arianismus ausgetilgt worden, hat der dem Germanen eingeborene Sinn für die Heiligkeit des Blutes nur noch in seinem Recht Schutz und Förderung gefunden[852]), da aber um so nachhaltiger und noch weit über das Mittelalter hinaus. Der Grundgedanke des altgermanischen Adels, daß das Blut der Träger der Eigenschaften eines Menschen sei, daß mit ihm sich diese vom Vorfahren auf die Nachkommen vererben, daß edles Blut auch edle Eigenschaften verleihe, ist insbesondere auch die Grundlage der mittelalterlichen Feudalhierarchie in einem Grade gewesen, daß diese geradeswegs mit dem indischen Kastensystem hat verglichen werden können.

Die Ahnenprobe auf vier Ahnen wurde allen Schöffenbarfreien (Bürgern und Bauern) auferlegt und bestand bei den Zünften bis ins 18. Jahrhundert. Bei den ritterlichen Geschlechtern wurde der Nachweis bis zu 32 Ahnen verlangt.

Mit diesen strengen Gesetzen sollte nun aber nicht nur der Vermischung mit einheimischen Unfreien, sondern reichlich so sehr der mit Fremdblut vorgebeugt werden. Die Abneigung gegen letzteres ging so weit, daß mit Abstammung und Beruf unter Umständen geradezu der Begriff der Unehrlichkeit verbunden war. Der Makel wendischen Blutes machte auf Generationen unfähig zur Zunftgenossenschaft. Wir haben hierin den Nachhall eines der tiefstgewurzelten rassischen Instinkte des mittelalterlichen Germanen zu erkennen. Denn wenn auch im Hoch- und Spätmittelalter zeitweilig eine starke Annäherung namentlich der Oberschichten zwischen Slaven und Germanen erfolgt ist[853]), im allgemeinen überwogen doch die trennenden und abstoßenden Momente in einem Maße, daß der Slave dem Deutschen nicht nur als Heide zugleich und

---

[851]) Günther, „Europäische Rassenkunde“, S. 184. (Nach „Reallexikon der germanischen Altertumskunde“.)

[852]) Das Wort Meister Eckarts (in der Predigt über Math. X, 28, Ausgabe von H. Büttner, Jena 1912, S. 145): „Das Edelste, was am Menschen ist, ist das Blut — wenn es recht will. Aber auch das Ärgste, was am Menschen ist, ist das Blut — wenn es übel will“ als Motto für eine den Rassenfragen gewidmete Schrift zu verwenden, wie es neuerdings geschehen, geht nicht an. Das Blut, als Symbol und Repräsentant des sittlichen Menschen, wird von Eckart nicht anthropologisch, sondern moralisch, und nicht kollektiv, sondern individuell verstanden. Die Rasse lag einem mittelalterlichen Gottesmanne als Objekt des Denkens weltenfern. Wohl aber hat der urdeutsche Meister mit jenem Worte unbewußt und ahnungslos eine Kernwahrheit auch für unser ihm so fremdes Gebiet ausgesprochen.

[853]) Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, Bd. 3, S. 369.

Barbar dastand, daß er ihm vor allem als eine Sklavennatur erschien, und die Ausdrücke Slave und Sklave ihm geradezu in eins zusammenflossen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme hat sich nicht am wenigsten an der Geringschätzung, ja dem Abscheu genährt, den man den wegen ihrer kleinen Gestalt, ihrer Unreinlichkeit und geringeren Kriegstüchtigkeit verachteten Slaven zuwandte[854]).

Allermindestens ebenso tief, ja im Grunde noch weit weniger überdeckbar war die Kluft, welche zwischen den Germanen und den eindringenden Juden sich auftat. Wir können ahnen, wie der Gegensatz, den noch heute, nach Jahrhunderten, nichts gemildert hat, damals auf die noch jugendlicheren Germanen gewirkt haben muß, als sich diese Antipoden zum ersten Male geschichtlich in die Augen schauten. Gewiß blickten wohl nur wenige ganz auf den Grund dieses „Judenhasses", der, als instinktiv natürliches Gefühl, auch wiederum letzten Endes dem Verlangen nach Reinerhaltung der von dieser Seite besonders stark bedrohten Rasse entsprang[855]). Abgelenkt wurde der Sinn von dieser Erkenntnis einerseits durch die falsche Deutung, die man den blitzartig die Abgründe beleuchtenden sogenannten Judenverfolgungen zu geben wußte, und vor allem durch das Vorschieben des Glaubensunterschiedes an Stelle der ethnischen Verschiedenheit. Dennoch fehlt es nicht an Zeugnissen, die beweisen, daß das urwüchsig, übermächtig immer wieder durchbrechende Volksempfinden der Abendländer, dem für die Deutschen am Ausgange des Mittelalters Luther nochmals monumentalsten Ausdruck gegeben hat, nicht nur einer fremden, auch einer Fäulnis ausströmenden, ja einer degenerierten Rasse galt[856]), und es blieb dem modernen Geiste vorbehalten, mit der Entfesselung der Ideen und Wahngebilde seiner verschiedenen Revolutionen auch die durch den gesunden Sinn der Völker bisher zurückgedrängten Kräfte jener Rasse voll zu entfesseln.

Etwas anders als zu diesen Fremdvölkern stellt sich das Verhältnis der germanischen Völker zu den Sarazenen dar. Nicht als hätte es auch hier an Intoleranz, an Herabblicken gefehlt[857]), als sei nicht auch hier der Haß hell aufgelodert. Und auch die Verbrämung der Rassenfehden mit Glaubensmotiven findet sich ganz ebenso wie bei denen mit dem Judentum. Aber in den Auseinandersetzungen zwischen Christentum und

---

854) Dümmler, „Geschichte des ostfränkischen Reiches", Bd. 1, S. 212 (woselbst auch der drastische Ausspruch des Bonifatius). Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte", Bd. V², S. 157. Dahn, „Die Könige der Germanen", Bd. VIII, 2, S. 44 ff.

855) Henne am Rhyn bei Hellwald, Bd. III⁴, S. 600 ff. Vgl. auch Georg Liebe, „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit", Leipzig 1903.

856) Capefigue, „Histoire de France au moyen âge", T. III³, p. 121 gibt ein Zitat aus einem mittelalterlichen Roman, wo es unter anderem heißt: „ce faux chien pourri, de fausse extraction".

857) Probe aus dem Titurel bei Gervinus, Bd. I, S. 98.

Islam, die man ja ebensogut als solche zwischen dem germanischen oder germanisch bestimmten Teile des Abendlandes und dem semitisch bestimmten des Morgenlandes bezeichnen kann, sind doch Wandlungen, fast möchte man sagen ist eine Entwicklung vor sich gegangen, die in den Beziehungen zu Slaven und Juden undenkbar gewesen wären, weil die ersteren kulturell, die letzteren moralisch den Germanen zu fern standen. Ein Unterton von Ebenbürtigkeit klingt durch allen Antagonismus den Sarazenen gegenüber hindurch, der in dem Maße zunahm, als infolge der Kreuzzüge der geistige Horizont sich erweiterte, der Blick freier wurde. Eine eigene reiche Kultur tat sich im Osten auf und trat den Germanen auch in Südeuropa entgegen, die zu den mannigfachsten Berührungen und wechselseitigen Einwirkungen führte[858]). Konnte es doch sogar vorkommen, daß Fürsten aus dem stolzesten der germanischen Stämme, wie die aus dem normännischen Hause Hauteville, in allen Stücken die Formen des muselmännischen Lebens annahmen, ihre Paläste in maurischem Stil bauten, arabisch sprachen und sich kleideten, ihren Hofstaat, ihre Beamten und Veziere vielfach Arabern entnahmen, ihre Diplome arabisch abfaßten usw., von ihren Harems nicht zu reden, die sich ja sogar ein Friedrich II. zu eigen machte[859]).

+

Es bleibt uns noch eine kurze Übersicht über das Wichtigste von dem zu geben, was sich in dem bescheidenen Rahmen mittelalterlicher Wissenschaft dem Kampfe von Ideen und Wirklichkeiten, von eingepflanztem Denken und eingeborenem Fühlen an rassen- und völkerkundlichen Erkenntnissen entwunden hat. Allzuviel konnte es nicht sein, und zum voraus läßt sich annehmen, daß bei den meisten mittelalterlichen Gelehrten nicht in dem, was sie willkürlich, an Betrachtungen, sondern in dem, was sie unwillkürlich, an Tatsachen, beibringen, das für die Rassengeschichte Wertvolle zu suchen ist. Das schließt natürlich nicht aus, daß

858) Guizot, „Histoire de la civilisation en Europe", p. 226 ss., der auch die Spiegelung dieser Verhältnisse in den Chronisten aufzeigt, welche — wie Wilhelm von Tyrus und Bernard le Trésorier — jetzt das Lob Nureddins und Saladins singen. H. v. Sybel, „Kleine historische Schriften", Bd. 2, S. 100 ff.

859) Dondorf, „Die Normannen", S. 28. Ebenda findet sich eine Gegenhuldigung an die Normannen in Gestalt eines Auszuges aus einem arabischen Gedicht, in welchem der Heldengröße der Normannen die höchste Bewunderung gezollt wird. — Sehr merkwürdig ist die Rolle, welche die Slaven, bzw. welche deren Name bei den Mauren gespielt hat. Ursprünglich wandte man diesen auf die Gefangenen an, welche die germanischen Völker in ihren Kriegen gegen die Slaven machten und den spanischen Sarazenen verkauften. Im Laufe der Zeit aber begriff man auch alle möglichen Völker anderer Rasse darunter und nannte alle Fremden so, welche im Harem oder in der Armee dienten, also ganz der gleiche Brauch wie bei den Germanen. (R. Dozy, „Geschichte der Mauren in Spanien", Bd. II, S. 38.)

ein einzelner auch einmal einen erstaunlichen spekulativen Tiefblick entfaltet und Zusammenhänge vorausschaut, die dann den folgenden auf lange Zeit wieder verloren gehen[860]). Aber im ganzen waren doch dem Mittelalter nach dieser Seite die Hände zu sehr gebunden. Von Freiheit der Forschung konnte keine Rede sein: vom Altertum auf der einen, von der Kirche auf der anderen Seite wurde diese gegängelt. Von ersterem übernahm man blindlings die Milieutheorie in ihrer extremsten Fassung[861]), von letzterer ganz ebenso die monogenistische und unitarische Lehre[862]) — was vereint im Grunde alle eigentliche Rassenforschung ausschloß. Nehmen wir hinzu, daß das ungemessene Wuchern des Aberglaubens, ein gewisser Zug zum Sensationellen, wie er dem Kindesalter der Völker so gut wie dem der Individuen eignet, in alle mittelalterliche Wissenschaft besonders stark hineinspielt[863]), so werden wir das, was das Durchbrechen gesunder Instinkte und Erinnerungen dem allen abgerungen, um so höher bewerten. In einer Frage ersten Ranges tritt dies besonders sprechend zutage: für die Ausbreitung der Germanen von Nordeuropa aus hat das Unisono der mittelalterlichen Schriftsteller, insbesondere der Stammesgeschichtschreiber, eines der durchgreifendsten Argumente abgeben können[864]).

---

860) So die Ergründung des Fortschritts als einer Art Naturprozeß, der alle bewußte Mitwirkung menschlicher Kraft ausschließe und durch das Hereingreifen einer solchen nur gestört weden könne, durch Victor von Lerins, einen gallischen Mönch des 5. Jahrhunderts. Vgl. darüber H. Rückert, „Kulturgeschichte des deutschen Volkes", Bd. II, S. 21.

861) Hauptzeuge ist Albertus Magnus, „De natura locorum". Man vgl. besonders das 1. Kapitel des 1. Tractatus („locus est generationis principium activum") und das 3. des 2., wo so ziemlich die ganze anthropologische Beschaffenheit und die wichtigsten Funktionen mehrerer Hauptvölker (Neger. Daker und Goten, Slaven, Germanen) nach dem naiven Satze (Tract. I, 7): „Natura exigit..." ausschließlich auf das Klima zurückgeführt werden.

862) Der Islam war in diesem Punkte klarblickender und weitherziger. Mahomet war von dem Abstand der weißen von den schwarzen Menschen derart betroffen, daß er keinen Anstand nahm, ihnen einen Ursprung aus verschiedenfarbigem Erdstoff zuzuschreiben. In der 5. Sure des Korans heißt es denn auch: „Gott gibt jedem Volke ein Gesetz und einen offenen Weg. Wenn Gott es gewollt hätte, so hätte er aus allen nur ein Volk gemacht, so aber hat er euch durch verschiedene Gesetze voneinander unterschieden." Vgl. Bendyshe („Memoirs read before the anthrop. soc.", Vol. I, p. 350). Übrigens aber konnte es nicht fehlen, daß sich gelegentlich auch bei den Lichtern der Kirche eine Ahnung dieser Wahrheit einschlich. Thomas von Aquinos „Sunt enim diversorum individuorum diversae formae secundum materiam diversificatae" kann wenigstens auf die Ungleichheit der Menschenrassen gedeutet werden. („Sonne", 1829, S. 178.)

863) Man sehe nur z. B. in den Schlußkapiteln des 32. Buches von Vincenz von Beauvais' „Speculum naturale" die echt mittelalterlich starke Heranziehung aller Arten von Abnormitäten („Monstra et portenta").

864) Wilser hat in seinem Germanenbuche die Hauptstimmen zusammengetragen: S. 200 ff. für die Franken, 220 ff. für Schwaben und Langobarden, 273 ff. für die Goten, 283 ff. für die Burgunder, 313 für die Sachsen.

An sich wären für die Bildung und Pflege des Blutsbegriffes die günstigeren Voraussetzungen in der griechischen, nicht in der römischen Welt gegeben gewesen. Dort war erstens von Hause aus ein weit regeres wissenschaftliches Interesse heimisch gewesen, die wissenschaftliche und literarische Kontinuität auch nicht durch einen Umsturz wie im Westen unterbrochen worden, vor allem aber Rassen- und Blutsbewußtsein, wie es sich auf eine weit kernigere und ungetrübtere rassenhafte Veranlagung stützte, so auch im griechischen Leben ganz anders zur Geltung gekommen als im Bereich des nomen Romanum. Gleichwohl ist durch den Eintritt der Germanen in das Geistesleben verhältnismäßig bald die Hauptbetätigung auch nach dieser Seite in den Westen verlegt worden, so daß wir aus der griechischen Hälfte im Grunde nur eine allerdings besonders hervorragende Gestalt aufzuführen haben: Prokop von Cäsarea[865]).

Aus dem Frühmittelalter ist er jedenfalls der einzige, der auf dem Wege eigener reger und gründlicher Forschung nach der Weise der alten Meister unseren Problemen aktiv nachgegangen ist, während, was uns jene Jahrhunderte im Westen zunächst bringen, unbeschadet einzelner auf glücklicher Beobachtung beruhender Funde, im ganzen doch auf ein Kolportieren überlieferter Weisheit hinausläuft. Seine Leser durch ausgiebige Exkurse über die fremden Völker und die Schauplätze der geschilderten Taten zu unterrichten, ist Prokop anscheinend durch das Vorbild des Polybios angeregt worden, und, wie dieser, hat auch er seine Stellung bei einem hervorragenden Feldherrn und Staatsmanne — er begleitete Belisar als juristischer Beirat und Geheimschreiber auf allen seinen Feldzügen — und am Hofe Justinians in mannigfachster Weise für seine wissenschaftlichen Zwecke ausgenutzt. Er hat vor allem sich bei den Angehörigen fremder, namentlich germanischer Stämme über deren ethnographische Beschaffenheit (leiblichen Typus, Lebensweise, Kleidung usw.), aber auch über ihre Religion und Sage, Recht und Sitte, Staat und Geschichte eingehend unterrichtet und ist dadurch zu einer Hauptquelle für die Germanen dieser Zeit geworden[866]). Die wichtigste Erkenntnis, die er von diesen Forschungen davontrug, war die von der ethnographischen Zusammengehörigkeit der ostgermanischen Stämme, Goten, Vandalen, Gepiden, Rugier, Skiren und Alanen (Vandalenkrieg I, 2), neben welcher noch die Feststellung der Stammesverschiedenheit der skandinavischen Völker und der erstmalige Hinweis auf die Finnen (Gotenkrieg II, 15) hervortritt[867]). Unschätzbar sind ferner seine Schilderungen der Slavenströme des 6. Jahrhunderts, der Plünderungszüge, welche der bleibenden Nie-

---

865) Vgl. über Prokop schon Hugo Grotius, „Prolegomena ad historiam Gothorum", p. 23, und vor allem F. Dahn, „Prokopius von Cäsarea".

866) Das einzelne über diese Mitteilungen, auch die Aufzählung sämtlicher Stellen aus Vandalen- und Gotenkrieg bei Dahn, S. 60 ff.

867) Die ganze Stelle bei Zeuß, S. 502.

derlassung der slavischen Völker vorangingen, vor allem aber die Nachrichten über deren Einbrüche auf griechischem Boden[868]). Große Sorgfalt hat Prokop den Besitzverschiebungen der südeuropäischen Völker besonders in Gallien und Italien während der ersten mittelalterlichen Jahrhunderte zugewandt und dadurch unsere Kenntnis von deren Blutswandlungen nicht unwesentlich bereichert. Endlich wird man gut tun, das 18. Kapitel seiner „Historia arcana" zu lesen, welches eine furchtbare Schilderung davon gibt, wie durch die auswärtigen und inneren Kämpfe unter Justinians Regierung in die damalige Menschheit hineingewütet worden ist. Um dieses vielsagende Beispiel hätte Lapouge seine betreffende Darstellung (Sélections sociales, p. 218) vor allem noch bereichern können[869]).

Der Mann, dem wir neben Prokop die beste und reichste Kunde über die Goten verdanken, Jornandes, war nicht, wie jener, Originalforscher. Er hat nach zwei früheren Gotengeschichten, von Ablabius und Cassiodor, gearbeitet, die leider beide verloren sind, außerdem aber nach seiner eigenen Angabe alte Heldenlieder (prisca eorum carmina) benutzt. So bietet er in jedem Falle ein kostbares Material. Das dritte Kapitel seiner Schrift „De rebus Geticis" enthält den reichhaltigsten und vollständigsten Bericht über die Bewohner des skandinavischen Nordens, den wir aus dem ganzen Altertum besitzen. Er beschließt ihn mit den denkwürdigen Worten: „Hae itaque gentes Romanis corpore et animo grandiores." Er ist es auch, der die flutende Fülle der Germanen, insonderheit der Goten, und die einzigartige Bedeutung ihrer skandinavischen Heimat in die schönen Gleichnisse gefaßt hat:

(I, 9). „Gens ... ab hujus insulae (Scanziae) gremio velut examen apum erumpens in terram Europae advenit".

(IV. 26). Ex hac igitur Scanzia insula, quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum Gothi memorantur quondam egressi."

Die „Werkstatt der Völker" und der „Mutterschoß der Menschengeschlechter" sind mit Recht geflügelte Worte geworden.

Und noch eines: Jornandes ist auch der Blutsgeschichte hervorragender Männer nachgegangen, nicht nur der Kaiser, auch z. B. des Aëtius, von dem er (De reb. Get. 34) sagt: „fortissimorum Moesiorum stirpe progenitus". Offenbar hat er selbst ahnungsvoll das Bedürfnis empfunden, in jenen Zeiten der Blutlosigkeit ringsum auf ein Ausnahmeblut hinzuweisen. (In Moesien hausten von alter Zeit

---

868) Fallmerayer, „Fragmente aus dem Orient", Bd. II, S. 407 ff., stellt die Hauptstellen (meist aus dem Perserkrieg) zusammen.

869) Nachträglich ersah ich allerdings, daß die „Historia arcana" von Ranke („Weltgeschichte", Bd. IV, 2, 300 ff., bes. 305) stark angezweifelt wird. Mag sie aber von wem immer herrühren, die obige Stelle wird immer das gleiche Zeugnis in dem bewußten Sinne bleiben.

der kräftige Rassen, Thraker, Kelten, zuletzt seit dem 4. Jahrhundert Westgoten[870].)

Von jetzt ab sind es fast nur noch Kirchenmänner, die uns zu beschäftigen haben, und bei denen allen doch immer ein mehr oder minder bedeutsamer Brocken für uns abfällt. Von Orosius sahen wir, wie so gar unwirklich er im allgemeinen die Weltgeschichte sah und betrieb. Aber da, wo ihn die Zeitverhältnisse zwangen, einmal die Augen aufzutun, hat er uns doch so wichtige Dinge wie die Annäherung römischer Provinzialen an die germanischen Eroberer überliefert:

(VII, 41). „Barbari execrati gladios suos, ad aratra conversi sunt, residuosque Romanos ut socios modo et amicos fovent, ut inveniantur jam inter eos quidam Romani, qui malint inter barbaros pauperem libertatem, quam inter Romanos tributariam sollicitudinem sustinere."

Unverhältnismäßig mehr Sinn als Orosius zeigt Sulpicius Severus für die Rassendinge. Der Blick auf die Blutmischungen der Juden gibt ihm (I, 24 seiner Chronik) den Spruch ein: „Adeo cuncta cum externis societas perniciosa est", und im gleichen Sinne behandelt er (II, 10) das Restaurationswerk des Esra. Überaus interessant ist es, wie er anläßlich der Deutung von Nebukadnezars Traum durch Daniel (II, 3) die kürzeren Worte Daniels dahin erweitert und ausdeutet, daß er die Unvereinbarkeit von Ton und Eisen als Gleichnis für diejenige von Römer- und von Germanen- und Judenblut verwendet (II, 2, gegen Schluß): „... si quidem Romanum solum ab exteris gentibus aut rebellibus occupatum aut dedentibus se per pacis speciem traditum constet, exercitibusque nostris, urbibus atque provinciis permixtas barbaras nationes, et praecipue Judaeos, inter nos degere nec tamen in mores nostros transire videamus." Daß hier nicht nur an ein geistiges Fernbleiben, sondern an wirkliche Blutsfremdheit gedacht wird, bekunden im vorhergehenden die Ausdrücke „nunquam coeunte inter se materia" und „commixtiones humani generis futurae". Ganz zufällig und bedeutungslos ist es wohl auch nicht, daß Sulpicius in Anlehnung an die Septuaginta, anscheinend als erster, die Philister durchweg als Allophyli (= alienigenae, die Fremdstämmigen) bezeichnet. Und endlich hat er noch ein köstliches Kuriosum geliefert, indem er (I, 2) die bekannte Notiz der Genesis von den Ehen der Engel mit den Töchtern der Menschen im reinsten Rassengeschichtsstil ausführt: „Qua tempestate cum jam humanum genus abundaret, angeli, quibus caelum sedes erat, speciosarum forma virginum capti illicitas cupiditates appetierunt: ac naturae suae originisque degeneres relictis superioribus, quorum incolae erant, matrimoniis se mortalibus miscuerunt. Hi paulatim mores noxios conserentes humanam corrupere progeniem, exque

[870]) Giesebrecht (Bd. I, S. 56) nennt Aëtius geradezu „von gotischer Abkunft", was vielleicht etwas kühn ist.

eorum coitu Gigantes editi esse dicuntur, cum diversae inter se naturae permixtio monstra gigneret.“ Derartige Blüten konnte eine gewisse christliche Anthropologie im Mittelalter gelegentlich treiben[871]).

Aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ist noch der an sich wenig gehaltvolle Bischof von Clermont, Sidonius Apollinaris, zu nennen, der, verurteilt, unter den von ihm verabscheuten Barbaren zu leben, uns doch mancherlei Kunde von diesen (Westgoten und Burgundern) vermittelt hat. Am bekanntesten ist die ungemein lebendige und farbenfrische Schilderung der verschiedenen von ihm am Hofe des Westgotenkönigs beobachteten Völkertypen, Sachsen, Sigambrer, Heruler, Burgunder, Ostgoten und Römer — eine Momentaufnahme, wie wir heute sagen würden, mit allen Reizen und allem auch bleibenden Wert einer solchen[872]).

Das 8. und 9. Jahrhundert zeigt uns zum ersten Male zwei große Enzyklopädisten, die in vorzüglichem Maße die Lehrer des ganzen Mittelalters geworden sind, und bei denen daher auch für unsere Wissenschaft mancherlei abfallen mußte: Isidor von Sevilla in Spanien und Beda in England.

Isidor gibt im 2. Kapitel des 9. Buches seines Hauptwerkes (Origines sive Etymologiae) eine ethnographische Übersicht über die ihm damals bekannten Teile der Erde, im Anschluß an die Völkertafel der Genesis und unter Verwendung des wissenschaftlichen Materiales, das ihm die Hauptkirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Orosius und andere, vermacht hatten[873]). Er nimmt 73 Völker oder Stämme an (für beides gebraucht er sein „gentes“). 31 von Ham, 27 von Sem und 15 von Japhet stammende. Kritische Selbständigkeit zeigt er wenig, oder doch nur in naivster Weise. Die halsbrechendsten Namenableitungen nimmt er ebenso hin wie die schematischsten in der Römerwelt verbreiteten Urteile z. B. über die Germanen. Seine Milieuknechtschaft wurde schon seinem Hauptherausgeber Arevalo zuviel, der zu seinem Satze: „Secundum diversitatem caeli et facies hominum et colores et corporum quantitates et animorum diversitates existunt. Inde Romanos graves, Graecos leves, Afros versipelles,

---

[871]) Auf eine sehr bedeutsame Mitteilung, welche die Rassenkunde dem Sulpicius von der sprachlichen Seite verdankt, wonach nämlich zu seiner Zeit in Gallien noch ein dem Galatischen aufs engste verwandter keltischer Dialekt gesprochen wurde, hat schon Gobineau im 15. Kapitel des 1. Bandes seines Essai aufmerksam gemacht.

[872]) Die Skizze (in der „Epistola ad Lampridium“) findet sich unter anderem bei Aug. Thierry, „Oeuvres“, T. V. p. 76 ss.

[873]) Ein sehr merkwürdiges Beispiel, wie er sie benützt, findet sich an der Stelle, wo er das oben (S. 340) aus Orosius angeführte Wort über das allgemeine Verhältnis von Germanen und Romanen im Römerreich in veränderter Fassung auf das Gotenreich im besonderen anwendet: „Unde et hucusque Romani, qui in regno Gothorum consistunt, adeo amplectuntur, ut melius sit illis cum Gothis pauperes vivere quam inter Romanos potentes esse et grave jugum tributi portare.“

Gallos natura feroces atque acriores ingenio pervidemus, quod natura climatum facit" bemerkte: „Fatendum tamen, ex variis causis interdum accidere, ut hominum et diversarum provinciarum ingenia ex aliis in alios mores transeant."

Mit seiner Behauptung (IX, 1, 14), daß „ex linguis gentes, non ex gentibus linguae exortae sunt" hat Isidor, ohne es zu ahnen, eine Art Motto für die Methode abgegeben, nach welcher früher nur allzulange Völker- und Rassenkunde betrieben worden ist. Auch hier hat übrigens wieder Arevalo berichtigend und einschränkend eingegriffen: „Gentes ex linguis exortas ait Isidorus, quia divisio gentium, quae quidem jam existebant, ex divisione linguarum originem habuit."

Das 11. Buch der Origines enthält eine allgemeine Anthropologie, in deren 3. Kapitel („De portentis") der mittelalterliche Aberglaube sozusagen in ein System gebracht erscheint. Hermaphroditen, Giganten, Zyklopen, Satyrn, Zentauren und allerlei andere mythologische Ungeheuer werden in vermeintliche ethnologische Zusammenhänge zu bringen gesucht. Wenn man dergleichen liest, wundert man sich nicht, wenn die allernächstliegenden wirklichen nicht durchschaut werden, wie wenn z. B. der Mann, der doch in einer germanischen Umwelt lebt, die Goten von den Germanen trennt, sie nicht nur mit den Geten identifiziert, sondern sogar mit den Gaetuli in Afrika in verwandtschaftliche Beziehung bringt — ein Versagen in einer Fundamentalfrage des Germanentums, das man fast versucht wäre, trotz seines hohen den Goten gespendeten Lobes in dem Streit über seine Abkunft als Argument gegen sein gotisches Blut zu verwenden.

Ernster und gediegener sind im allgemeinen die Früchte, welche das über die Maßen reiche Wirken Bedas des Ehrwürdigen („Beda Venerabilis") gezeitigt hat. Ein würdiger Nachfolger des großen angelsächsischen Königs, hat er in seinem Hauptwerke, der „Historia ecclesiastica gentis Anglorum", eine Fülle ethnographischen Materiales über sein Volk zusammengetragen und uns vor allem in den Stand gesetzt, die drei germanischen Hauptstämme, welche die britischen Inseln besiedelt haben, Jüten, Sachsen und Angeln, auseinanderzuhalten und auf die Landschaften Englands zu verteilen. (Hist. eccl. 1, 15.)[874]).

Von den Chronisten des Mittelalters hat ethnographisch weitaus das meiste Adam von Bremen, der „Herodot des Nordens", wie ihn Lappenberg genannt hat, geleistet[875]). Nicht als wäre er nicht so gut wie alle anderen dem ungeheuerlichen Aberglauben, der primitiven Kritiklosigkeit, dem naiven Sichbescheiden des Mittelalters unterlegen. (Man vgl. z. B. seine Mitteilungen über die Amazonen und vieles andere im 4. Buche. Buch I, Kap. 3, nimmt er Barden und Druiden

---

874) Vgl. hierzu Palgrave, „The rise and progress of the English commonwealth", T. I, p. 38/39. Brandes, „Kelten und Germanen", S. 54 ff. Diefenbach, „Celtika", Bd. II, 2, S. 221—224.

875) Über ihn Wattenbach, Bd. II, S. 58 ff.

für Völkernamen und zählt sie ganz harmlos mit Sigambern, Vandalen und Langobarden auf, usf.) Aber seine Mitteilungen über die Sachsen im Eingang seiner Hamburgischen Kirchengeschichte, sein ausführlicher Exkurs über die Slaven (Buch II, Kap. 18—20), vor allem aber der Hauptteil des 4. Buches über die Länder und Völker des Nordens sind ebensoviele Funde für die Völkerkunde.

Ergänzt wird Adam — nach der russischen Seite — durch den Slaven Nestor, seinen Zeitgenossen, der, in der Schule der Byzantiner zu literarischer Kultur gelangt, zuerst über die Welt des russischen Nordens, damals noch terra incognita, Licht verbreitete, die Stammvölker („Aborigines"), Finnen und Letten, von den nachgekommenen Slaven sorgfältig schied und über die Wanderungen und Einwanderungen der letzteren ausführliche, über die der Byzantiner vielfach hinausgehende Berichte gab. Sein Völkerregister des vorrurikschen Rußland hat in der russischen Annalistik bleibende Bedeutung behauptet[876].

Im allgemeinen ist es ja begreiflich, daß den Chronisten ganz anderes als Rassenkunde am Herzen lag, also einem Otto von Freising vor allem sein Barbarossa, einem Helmold und seinem Fortsetzer Arnold von Lübeck ihr Heinrich der Löwe usf. Aber das schließt doch nicht aus, daß gerade sie uns manchmal für das Rassenbild des Mittelalters besonders ins Gewicht fallende Züge aufbewahrt und auch ihre Bedeutung intuitiv erkannt haben. Ein paar Beispiele mögen dies erläutern.

Otto von Freising sagt („De gestis Friderici I. Imperatoris II, 13) von den Langobarden: „... ex eo quod indigenis per connubia juncti filios ex materno sanguine ... genuerint", womit er zur Blutsgeschichte der Italiener die Tatsache beibringt bzw. bestätigt, daß bei diesen mehr germanische Väter und romanische Mütter vertreten sind als umgekehrt.

Eine einzige Notiz wie die Helmolds am Schlusse seiner Chronik vom Jahre 1171: „Omnis Slavorum regio incipiens ab Egdora (= Eider) usque Zverin, olim insidiis horrida et pene deserta, nunc dante Deo tota redacta est veluti in unam Saxonum coloniam", oder auch eine frühere ähnliche (in seiner Slavenchronik I, 57), wonach 1139 auf ein Aufgebot des Grafen Adolf von Holstein Kolonisten verschiedener Stämme — Sachsen, Westfalen, Niederländer — das menschenleer gewordene Land Wagrien besiedelt hätten, hat, als Wiedergabe von Selbstgeschautem bzw. Selbsterlebtem, als rassengeschichtliches Bruchstück ganz anderen Wert, als wenn z. B. Arnold von Lübeck in seiner Fortsetzung (Buch VII, Kap. 10) anläßlich der Gesandtschaftsreise Gerhards von Straßburg an Saladin 1175 einen ausführlichen Exkurs über das ihm so fernliegende Ägypten und Syrien anbringt.

---

876) Schlözer, „Nestor. Russische Annalen", T. 1, 2. Göttingen 1802.

Gar nicht in Betracht kommt für uns, was sich an Völkerkundlichem in so ungetümliche Sammelwerke wie Vincenz von Beauvais' Speculum naturale und Speculum historiale und ähnliche verloren hat. Ein anderes ist es schon um Albert den Großen. Zwar hat auch er, wie die meisten Gelehrten des Altertums und des Mittelalters, seine für die damalige Zeit sehr respektable Völkerkunde stillschweigend seiner Geographie („De natura locorum") einverleibt. Aber es fehlt ihm doch für einen Scholastiker auch keineswegs der Blick für rassen- und blutsgeschichtliche Vorgänge, wie wenn er im 1. Kapitel des 3. Traktates von den orientalischen Völkern sagt: „Harum autem gentium nomina multa mutata sunt, aut ex bellis aut depopulationibus terrarum, aut forte propter novas sectas et religiones nomina mutaverunt", oder im 2. Kapitel von den abendländischen: „Gentibus autem his posteris temporibus aliae supervenerunt et eas et terras et nomen abstulerunt pluribus locis: sic enim Saxones supervenerunt Turingis et Sclavis et Sclavos quidem ad orientem et Turingos ad meridiem expulerunt, et in medio se diffuderunt. Ex eisdem autem Saxonibus quidam Britanniae majori supervenientes illis expulsis ibi residerunt" etc.

Dennoch hätte, mit allen anderen, auch unsere Wissenschaft verkümmern müssen, wenn sie fernerhin ausschließlich in den Händen der Scholastik verblieben und ihr nicht von anderer Seite frisches Leben zugetragen worden wäre. Das geschah, als nach den Kreuzzügen der Drang in die Ferne, und insonderheit nach dem Osten, den diese vorerst nur in der Begrenzung auf Vorderasien und nach der Glaubensseite befriedigt hatten, immer weiter hinausführte und sich nun auch mehr und mehr in den Dienst der Wissenschaft stellte. Man könnte in diesen letzten mittelalterlichen Jahrhunderten fast von einem Vorzeitalter der Entdeckungen reden, denn diese letzteren sind keineswegs etwas qualitativ Neues, sondern nur etwas quantitativ Gesteigertes. Vermutlich ist nur ein kleiner Teil der damals angestellten Erkundungs- und Entdeckungsfahrten beschrieben worden, und ist wiederum nur ein Teil dieser Beschreibungen erhalten. Aber dies wenige genügt, um den entscheidend wichtigen Schritt vorwärts, der hier geschah, erkennen zu lassen. Er ist darin zu sehen, daß die eigene Beobachtung, die im wissenschaftlichen, so ganz auf Autorität gestellten Mittelalter so spärlich vertreten war, zu ihrem Rechte kommt. Noch waltete sie nicht allein — Benjamin von Tudela z. B. bringt Gehörtes und Geschautes durcheinander —, noch ist sie auch namentlich bei den Dienern der Kirche nicht von deren Bindungen frei: Ruysbroek z. B. führt den Tiefstand der asiatischen Völker darauf zurück, daß sie sich nicht zum Gesetze Christi bekennen, und er wie Plano Carpini fassen die Sarazenen nicht im ethnographischen Sinne, sondern im religionsgeschichtlichen (als „Muselmänner"). Und wieviel Naivkindliches läuft bei ihnen noch mit unter, wie wenn dem Marco Polo bei den Schwarzen Zanzibars

die Vorstellung von Teufeln erweckt wird! Und doch, wieviel an ernstester Wissenschaft ist bei diesen Frühmissionen herausgekommen! Das wichtigste war natürlich die Erschließung der mongolischen Welt. Von den Mongolen hat Plano Carpini, der sie immer Tataren nennt und mehrmals bekennt, es sei ihm unter ihnen zumute, als sei er in ein anderes Jahrhundert versetzt, eine Schilderung entworfen (Cap. II, § 1), von der sein französischer Übersetzer d'Avezac mit Recht bemerkt: „La précision de ce portrait est très remarquable, et un naturaliste moderne ne saisirait pas avec plus de sagacité les caractères extérieurs qui distinguent les Mongols des autres races humaines." Schon früher hatte Benjamin von Tudela über Ceylon berichtet. Jetzt eröffnet Ruysbroek den Einblick in die Verteilung der Sprachen und Völkerstämme Asiens um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Er und Plano Carpini entdecken die Verwandtschaft von Hunnen, Baschkiren und Ungarn als Finnen (Uralier). Mandeville beschreibt Indien und China, Ceylon und Sumatra, und nächst ihm verbreitet Marco Polo die Kenntnis von den chinesischen Häfen und vom indischen Archipel. Wie um daran zu mahnen, daß über dem Fernsten das Nächste nicht zu vergessen sei, werden gleichsam im Vorbeigehen die Reste der Goten in der Krim aufgefunden, ohne daß natürlich die glücklichen Finder ahnten, welchen Goldfund sie damit der Nachwelt in den Schoß warfen.

Neue Reiche waren mit dem allen der Menschheit erschlossen, ein Wettlaufen eröffnet, das im Grunde bis zum heutigen Tage fortgedauert hat[877]).

Am Ausgang des Mittelalters begegnen wir nochmals einer Persönlichkeit, welche als Geograph und Geschichtschreiber die Ethnographie als verbindendes Glied zwischen diesen beiden Wissenschaften hervorragend in den Vordergrund stellte: Enea Silvio de' Piccolomini (später Papst Pius II.)[878]). Auch er hat, wenn auch nur in Europa, bedeutende Reisen gemacht; auch er wurde durch Autopsie zum

[877]) Die Reiseberichte Ruysbroeks und Plano Carpinis sind veröffentlicht im Recueil de voyages et de mémoires publ. par la société de géographie, T. IV, Paris 1839, woselbst p. 399—433 vom Übersetzer d'Avezac eine „Notice sur les anciens voyages de Tartarie en général et sur celui de Jean du Plan de Carpin en particulier", p. 425 ss. über Jean de Mandeville, einen englischen Ritter. Carpini und Ruysbroek, beide Franziskaner, waren, ersterer Gesandter des Papstes Innocenz IV., letzterer Gesandter Ludwigs des Heiligen an den Großchan der Mongolen. Vgl. über alle diese Reisen Al. v. Humboldt, „Kosmos", Bd. II, S. 181 ff. Benjamin von Tudela erschien zu Amsterdam 1734, Marco Polo („Viaggi. Per cura di Adolfo Bartoli"), Firenze 1863. Daß dieser sich für den Reisenden aller Reisenden hielt, hat er selbst am Schlusse seines Werkes mit naivem Stolze ausgesprochen: „Non fu mai uomo nè cristiano nè saracino nè tartaro nè pagano, che mai cercasse tanto del mondo, quanto fece messer Marco figliuolo di messer Niccolò Polo."

[878]) G. Voigt, „Enea Silvio de' Piccolomini und sein Zeitalter", 2 Bände, Berlin 1862. Bes. Bd. II, Kap. 10, S. 302—320.

Geographen und Ethnographen. Er war ein guter Kenner der antiken Literatur dieser Fächer und verglich die Nachrichten der Alten mit der eigenen Anschauung. Hierbei, und zumal bei dem Bemühen, die früheren Angaben über Völkersitze und Wanderungen mit dem Bilde der Gegenwart in Einklang zu bringen, bildete sich ihm unwillkürlich ein Bedürfnis nach wissenschaftlicher Kritik aus, das er dann in den ihm möglichen Grenzen auch befriedigt hat. Eben dadurch wird er gerade auch für unser Thema eine der merkwürdigsten Gestalten. Zwei Zeitalter reichen sich über ihm die Hände. Aus Ahnungen und Dämmerungen erwachsen ihm die kritischen Regungen, aus denen er dann aber wieder in die volle Kindesumschuld, um nicht zu sagen Hilflosigkeit (z. B. im Punkte der geographischen Etymologie) des Mittelalters zurücksinkt. Was die Chronikenschreiber von der Abstammung ihrer Völker beibrachten, erklärt er für Faselei. Er spottet: Wenn die böhmischen Chronisten ihren Stamm bis auf die babylonische Sprachverwirrung zurückführten, wenn deutsche Stämme von den Römern und die Römer von den Teukrern abstammen wollten, so sollten sie sich schon lieber aus der Arche Noahs oder aus dem Schoße der Eva herleiten. Mit solchem Altweibergeschwätz wolle er sich nicht abgeben[879]). Das hindert ihn aber nicht, an der Urkunde der Hebräer im vollsten Umfange festzuhalten und ein so rührendes Bekenntnis zu einer einheitlichen Paradiesesabstammung der Menschheit abzulegen, wie es sich im 91. Kapitel des „Asia" betitelten Teiles seiner „Cosmographia" findet, wo übrigens auch die Arche Noah von ihm selbst als historische Tatsache gewertet wird. Allem Stammeshochmut tritt er, im Hinblick darauf, daß wir alle dem Schoße Evas entstammen („unde omnes egressi"), und unter Berufung auf Plato („Omnes reges ex servis ortos, omnes servos ex regibus, scripsit Plato") mit dem moralischen Machtwort entgegen: „Veram nobilitatem sola atque unica virtus gignit."

Der große Fund, den Enea Silvio getan zu haben glaubte, waren die Skythen[880]). Mit ihnen dachte er alles Beliebige anfangen zu können. Die Franken mußten von Skythien ausgegangen sein, die Goten und Langobarden sind Skythen, die Hunnen asiatische Skythen. Ein wahrer Triumph war es für ihn, daß sich angeblich auch die Türken, die er früher mit der verbreitetsten Ansicht für Teukrer (= Trojaner) gehalten, als „rohe Skythen" erwiesen[881]).

Es braucht angesichts der vielfachen Verwirrung, welche dies Unglücksvolk angerichtet hat, kaum bemerkt zu werden, einen wie mißlichen

---

[879]) Hist. Bohem., C. 2 („Nos ista tamquam senilia deliramenta praetermittimus").

[880]) Hauptstelle in der „Asia", Kap. 28, 29.

[881]) Eneas eigene ethnographische (? in der Hauptsache auf Schmähungen von seiten des großen Türkenfeindes hinauslaufende) Behandlung der Türken findet sich „Asia", Kap. 100 und „Europa", Kap. 4.

Dienst er mit dieser Entdeckung der Völkerkunde erwiesen hat. Aber er hat dies mehr als ausgeglichen einmal durch die wirkliche und unschätzbare Entdeckung von Jornandes' Gotengeschichte, und sodann dadurch, daß er mit seiner Kosmographie zum Lehrmeister und Anreger des Kolumbus wurde. Damit hat er auch uns an die Schwelle der neuen Zeit geleitet.

+

Es bleibt uns noch ein Rückblick auf das Mittelalter zu tun. Wir können dies nicht, ohne uns der überaus verschiedenartigen, ja gegensätzlichen Beurteilungen zu erinnern, welche dieser Menschheitsepoche vor anderen zuteil geworden sind. Allzulange hat, vom Geiste der Aufklärung getragen, eine Auffassung vorgeherrscht, welche durchaus auf Mißachtung beruhte und das Wort „Barbarei" zum Stichwort für das Mittelalter nahm. Wiewohl diese, deren Ursprung Macaulay in den Pariser Salons des 18. Jahrhunderts nachgewiesen hat, unser durchaus unwürdig war und an Abgeschmacktheit selbst von den seinerzeit ebenfalls nicht auszutilgenden Vorstellungen von vorgeschichtlicher Barbarei der Germanen kaum übertroffen wird, haben doch selbst Denker wie Schiller und Schopenhauer sie gedankenlos nachgebetet, und erst die Romantik hat sie beseitigt. Dann folgte von den dreißiger Jahren ab auch die Fachwissenschaft. Ranke brach die Bahn mit seinem berühmten Erstlingswerke, von seinen Jüngern hat namentlich Giesebrecht mit seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" einer rechten Würdigung vorgearbeitet. Und gleichzeitig hatte auch Alexander von Humboldt[882]), und hatten andere vor ihm[883]), von seiten der Erdbeschreibung dargetan, daß die allgemeine Finsternis, welche das ganze Mittelalter bedeckt haben sollte, eine Fabel, daß insbesondere der Trieb, die Erde kennen zu lernen, nie darin unterdrückt gewesen sei. Die letzte Entscheidung fiel, als die Rasse in den Vordergrund der Wissenschaft, und als wiederum die Germanen in den Vordergrund der Rassenwissenschaft traten. Gobineau und die namhaftesten seiner Jünger und Nachfolger, Woltmann und Chamberlain, sind ebensoviele Germanenherolde gewesen. Heute wissen wir, daß in der Tat nur von dieser Seite eine zutreffende Beurteilung des Mittelalters zu gewinnen ist. Germanisch fühlen und das Mittelalter schätzen und lieben sind Wechselbegriffe. Gobineaus These: „Das Mittelalter germanisch" bleibt bestehen. Die Germanen haben eine große Verantwortung für das Mittelalter zu tragen, aber ihnen leuchtet auch all sein Ruhmesglanz.

[882]) „Kritische Untersuchung über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt", Bd. I, S. 69, 70 ff., 81.

[883]) So Sprengel, „Geschichte der wichtigsten Entdeckungen", 1792, S. 217 ff.

Wir müssen hier zunächst noch einmal daran erinnern, welch eine Rolle den Germanen zu Beginn des Mittelalters ganz allgemein in der römischen bzw. römisch beeinflußten Welt — denn germanische Männer selbst, soweit sie im Dienste der Kirche standen, haben hierin mit eingestimmt — zugeschrieben wurde. Damals fiel aller Welt weit mehr die Zerstörung ins Auge, man sah und beklagte überall nur den Verfall. Wir haben oben (S. 207) Proben hierfür aus der Zeit des sinkenden Altertumes beigebracht, aber noch Jahrhunderte lang ist dies so weitergegangen, die Depression wollte nicht weichen und kam in den Stimmen ernster Weltbetrachter immer wieder zum Ausdruck. Im 7. Jahrhundert verkündete Fredegar das Greisenalter der Welt und das nahe Bevorstehen ihres Endes. Ja, selbst im 12. noch verfiel ein Otto von Freising in den gleichen Ton, der Jammer der Zeiten gab ihm Betrachtungen über das irdische Babel und das himmlische Jerusalem ein, die von denen weiland Augustins kaum viel verschieden sind. Es ist bezeichnend, daß alle die Vertreter dieser Anschauung im römischen Fahrwasser segelten, auf dem Boden des Heiligen Römischen Reiches und seiner Kirche standen. Nur schüchtern und langsam kam die Gegenauffassung zu Wort, welche die germanischen Reiche als etwas wirklich Neues, ihre Stiftung als den Beginn einer neuen Zeit betrachtete, welche daher auch dem Mittelalter erstmalig in dem Sinne gerecht wurde, daß es nicht ein Absterbendes, sondern ein Aufstrebendes sei. Im 9. Jahrhundert läßt Frekulf von Lisieux in seiner Geschichte (Bd. II, lib. 5, cap. 77) das Römerreich enden mit der Besiegung des Romulus Augustulus durch Odovakar und damit die Herrschaft der „reges gentium" beginnen. Zur Zeit Heinrichs V. hatte Ekkehard von Aura den Mut, wie es Widukind von Corvey für die Sachsen tat, für eine Chronik seit Karl d. Gr. auf die Urgeschichte der Franken zurückzugehen. Auch Otto von Freising nimmt kräftige Anläufe zur Begründung einer selbständigen germanischen Geschichte, sinkt aber immer wieder in den Bann Roms, den es vermöge der Vorstellung von der Kontinuität seines Reiches über die Geister so gut wie über die Staatsmänner ausübte, zurück.

In dem Maße nun, wie die Germanen zu geschichtlichem Leben erwuchsen, wie sie vor allem schöpferisch wurden, brachten sie es zu Selbstbewußtsein, vermochten sie sich auch Rom gegenüber durchzusetzen und zu behaupten. Die Großtaten unserer Kaiser, das riesige Kolonisationswerk des Ostens, die Fülle der mittelhochdeutschen Poesie, vor allem anderen die erhabene Beredsamkeit und das Himmelanjauchzen unserer Dome, die allein schon eine ganze germanische Geschichte erzählen — das alles läßt es begreiflich erscheinen, wenn in den stärkst germanisch veranlagten Individuen der Stolz auf die eigene Art erwachte und der Drang laut wurde, diese Art Rom gegenüber zu immer freierer Entfaltung zu bringen. Der Urheber des Sachsenspiegels hat sein Werk in diesem Geiste geschaffen, Walter von der Vogelweide in ihm gedichtet. Huttens Ruf, „es ist eine Lust zu leben", bedeutet

nichts anderes, als daß er den deutschen Geist von den Fesseln Roms freigeworden wähnte. Er ist nur zu erklären aus einem Rückblick auf alles das, was an Kräften und Leistungen mit dem germanischen Mittelalter hinter ihm lag, und aus der Hoffnung, daß eine neue Zeit jenen Kräften noch größere Leistungen ermöglichen werde.

Nun wird ja freilich, und gewiß nicht ohne Berechtigung, immer wieder auf die untrennbare Einheit der germanischen Menschen und der romanischen Kultur, des germanischen Inhalts und der romanischen Form im Mittelalter verwiesen. „Auf den urkräftigen Wildstamm", sagt treffend A. Cartellieri, „wurde das romanische Edelreis gepfropft. Wer will dann im Duft der Blüte, im Geschmack der Frucht das eine vom andern unterscheiden?" Das scheint namentlich für die Zeit des Früh- und Hochmittelalters, bis zum 12. Jahrhundert, fast unmöglich, indem damals an Stelle der alten römischen eine germanisch-romanische Gemeinsamkeit unter den abendländischen Völkern herrschte, welche ihnen nicht nur unter dem Einflusse der Kirche und des Feudalwesens annähernd die gleiche Form des Daseins auferlegte, sondern auch ein Gemeinempfinden einflößte, wie es in Rittertum und Christentum und in deren Niederschlägen in Poesie und Kunst überzeugend zutage trat. Den Kulminationspunkt des theokratischen und feudalen Geistes bilden die Kreuzzüge. Mit ihnen endet jene große Gemeinsamkeit, der universale Zug tritt zurück und die nationalen Sonderbildungen beginnen, innerhalb deren sich dann romanisch und germanisch immer stärker und immer deutlicher voneinander scheiden. Auch für die frühere Epoche schon hat man beide Grundelemente scheiden wollen, die Kirche, die Wissenschaft, die gesamte Bildung für romanischen, die rechtlichen und politischen Institutionen, das Rittertum, das Lehnswesen, die religiöse und weltliche Empfindungsweise für überwiegend germanischen Ursprungs erklärt. Auch dagegen läßt sich wiederum nichts einwenden, nur ist mit einer solchen Sonderung und Herzählung das Problem noch nicht in seinem Kerne erfaßt. Beim Lehnswesen z. B. bleibt der Ursprung zweifelhaft, und nur das ist gewiß, daß ihm die Germanen aus dem Geist der Treue, die ihnen eigen war, erst seinen wahren Wert verliehen haben. Und ähnlich ist es nun mit allen anderen Elementen des mittelalterlichen Lebens, selbst mit denjenigen, welche ganz zweifellos der romanischen Welt entstammen. Das ist jedenfalls wissenschaftliche Tatsache, daß die Germanen, jugendfrisch wie sie waren, auch den abgelebten Institutionen der Römerwelt, nicht am letzten der Kirche, mit neuem Leben eine neue Seele eingehaucht haben. Insofern darf man doch sagen, die Germanen haben der gesamten mittelalterlichen Welt einschließlich deren romanischer Elemente ihr eigentliches Gepräge gegeben[884]), und die Glanzzeit

[884]) Ich kenne kein Buch, in welchem dies schöner dargetan und überzeugender belegt wäre als Rudolf von Raumers „Vom deutschen Geiste, drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse", Erlangen 1848 (besonders das 2. Hauptstück des 3. Buches, S. 99 ff.). Die Schrift verdiente einen Neudruck.



und die Hochblüte des Mittelalters ist in jenen Jahrhunderten zu suchen, da dieser unbedingte Sieg des Germanentums sich entschied und voll zum Ausdruck kam. Es ist gewiß kein Zufall, daß die zuvor aufgezählten Höchstleistungen des germanischen Geistes zeitlich ziemlich zusammenfallen, wie es auch kein Zufall ist, daß in dem begeisterten Preis dieser Epoche germanische mit unbefangenen romanischen Denkern sich begegnen. Bei dem Anblick einer Gestalt wie Ludwig der Heilige wird der Franzose das gleiche empfinden wie wir bei dem unserer besten Kaiser, und wenn er Jakob Grimms Wort: „Von unserem Volke gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters" vielleicht beanstanden würde, für jene Jahrhunderte des Hochmittelalters, die ja außer Gobineau auch Renan als eine période germanique bezeichnet hat, würde er ihm sicher zustimmen. Erst nach dieser Zeit hat das Germanische aufgehört, die gemeinsame beseelende Grundkraft für alle zu bilden, haben die romanischen Völker mit dem Absterben ihres germanischen Blutes sich von den mittelalterlichen Institutionen mehr und mehr losgesagt und wieder stärkere Anlehnung an Rom gesucht, während die germanischen an ihnen, als ihrem Lebenselemente, festhielten und sich später die geistige Ergänzung, soweit sie einer solchen bedurften, vorwiegend im Griechentume suchten.

Im Mittelalter wurzelt unsere Größe, in ihm hat sich alles entfaltet, was echt und gut an uns ist. Im Gedanken an, im Rückversetzen in sein beseeltes, frohes Leben ist unseren deutschesten Männern das Herz warm geworden wie bei dem an und in die eigene Jugend. Wenn Jakob Grimm mit seinem Wort: „Ich darf hier ein Wort mitsprechen, der ich gerade mein Leben an die Untersuchung unseres Mittelalters setzte. Ich habe mit innerer Freude getrunken an seinen stillen Brunnen, die mir kein Sumpf schienen; in die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend. Weder die alte Freiheit des Volkes blieb mir verborgen, noch, daß es schon, bevor des Christentums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hatte[885])", offenbar vornehmlich auf das Frühmittelalter abzielt, so feiert dagegen Gregorovius[886]) mehr das Hochmittelalter wenn er „die Erhabenheit seiner Ideale und ihren religiösen Tiefsinn, die Größe seiner weltumfassenden Systeme, die Mannigfaltigkeit seiner Lebensformen" preist und es als „die größe Werkstätte und das Schatzhaus aller unserer Kulturideen" bezeichnet, während nun wieder Konstantin Frantz[887]) im Hinblick auf die gesamte Epoche sagen durfte: „Nie hat der Trieb, etwas Dauerndes zu gründen und für die nachkommenden Geschlechter zu sorgen, so geherrscht wie in jener Zeit. Und darauf beruht die Festigkeit aller mittelalterlichen Institutionen, die wie aus der Erde herausgewachsen und immer zugleich auf das Ewige gerichtet

885) „Kleinere Schriften", Bd. I, S. 31.
886) „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Bd. VIII⁴, S. 660.
887) „Die Wiederherstellung Deutschlands", Berlin 1865, S. 450 ff.

scheinen, den gotischen Bauwerken vergleichbar." Hiermit, und mit der Hervorhebung des „vorzugsweise synthetischen Triebes des Mittelalters, das für alle Lebensverhältnisse einen gemeinsamen Mittelpunkt anstrebte, in Papsttum und Kaisertum eine Kette schuf, die von der Erde bis in den Himmel reichte", hat Frantz den bleibenden Wert nicht nur jener Zeit festgelegt, sondern deren Leistungen auch bestimmten Menschen, eben den Germanen, zugewiesen. Denn „Hierarchie und Lehnswesen schufen in inniger Verbindung eine neue Ordnung und einen allgemeinen Zusammenhang", doch nur so lange, als jene alle Gewalten ausfüllten, alle Kräfte lenkten, und als der Selbstzerstörungstrieb, der in der germanischen Gesamtrasse neben dem synthetischen immer hergegangen ist, nicht gegen diesen aufkommen konnte. Seit das Germanentum aus der Hierarchie verdrängt, seit der Feudalismus als Hemmschuh empfunden ward, ist das System der Bindungen, das dem schöpferischen Geiste unserer Rasse und der Erkenntnis ihrer innersten Notwendigkeiten entwachsen war, anstatt nur leisen und allmählichen Lockerungen unterworfen zu werden, neuerdings unter immer stärkerem Hinzutreten eines Fremdgeistes von einem System der Auflösung abgelöst worden, das uns in anscheinend unabwendbares Verderben zu reißen droht.

Elftes Kapitel.

Zeitalter der Entdeckungen. Reformation.

Zusammenhang der beiden großen Bewegungen dieses Zeitalters. Das Jahr 1492 die Geburtsstunde der modernen Anthropologie. Blick auf die neuere Forschung über Amerika. Völkerkundliche Ergründung Ostasiens. — Die Reformation als Gesamterscheinung germanisch. Luthertum und Calvinismus. Die Reformation in Frankreich. Literatur zum germanischen Charakter der Reformation.

Es könnte scheinen, als sei es ein höchst willkürliches und äußerliches Verfahren, die beiden großen Bewegungen, welche sich im 15. und 16. Jahrhundert abspielten, als gewissermaßen zusammengehörig aneinanderzureihen, da sie doch in so entgegengesetzter Richtung zu verlaufen scheinen, die eine nach außen, in die fernsten Fernen, die andere ins Innerste der Menschenseele führend. Und doch entspricht dem zeitlichen Zusammenfallen beider ein geistesgeschichtlicher Zusammenhang: im Grunde ist's doch die gleiche Menschheit, die beide erzeugt, erlebt, die, freigeworden von allem, was im Mittelalter auf sie gedrückt hatte, sich in ihnen ein doppeltes Ventil, das eine nach außen, das andere nach innen, geschaffen hat. Gerade von der blutlichen Seite wird die Einheitlichkeit besonders kenntlich: es sind beides im letzten Grunde germanische Bewegungen, die führende Rolle des Germanentums tritt in ihnen noch einmal überwältigend hervor, und auch das ist beiden gemeinsam, daß sie durchaus nicht auf das eine halbe oder ganze Jahrhundert beschränkt werden dürfen, das ihnen gemeiniglich angewiesen wird, sondern daß sie Jahrhunderte lang vor jenem Zeitraum, der lediglich einen Kulminationspunkt, eine entscheidende Wendung, bedeutet, vorbereitet, und erst recht Jahrhunderte lang nach demselben fortgeführt worden sind. Es handelt sich, mit anderen Worten, um zwei in ihrer Betätigung nie zum Stillstand kommende Lebensnotwendigkeiten der germanischen Menschheit, den Drang, ihren irdischen Wohnsitz bis in seine letzten Winkel zu erkunden, und den anderen, über ihr ewiges Teil auf religiösem Wege ins klare zu kommen[888]).

---

[888]) Eine sehr gute Übersicht über die Geschichte der Entdeckungen vom anthropologischen (nordischen) Gesichtspunkte findet sich in der Zeitschrift „Die neue Geographie" von Ewald Banse, Jahrg. 3, Heft 10. Die nordische Rasse wird dort mit Recht als die eigentliche Entdeckerrasse der Erde gefeiert, die in vier großen Erforscherkreisen ihr großes Werk der Erderschließung vollzogen hat: 1. dem normännischen des 10. und 11. Jahrhunderts (Nordpolargebiet und Nordamerika), 2. dem italienisch-deutschen (letzteres im weiteren Sinne genommen) des 13. und 14. Jahrhunderts (Asien bis China und Sundainseln), 3. dem iberischen des 15. und 16. Jahrhunderts (Tropisches und subtropisches

Wenn Ranke Völkerwanderung, Kreuzzüge und Entdeckungen als drei große Atemzüge der mittelalterlichen (romanisch-germanischen) Menschheit bezeichnet hat, so ist es klar, daß zwischen diesen Tiefatemzügen von fast explosivem Charakter das gleichmäßig ruhige Atmen derselben Menschheit als physiologische Normalfunktion immer weiter gehen mußte. Schon im 13. Jahrhundert hatten so große Geister wie Albert der Große und Roger Bacon den leitenden Gedanken des Kolumbus, nach Westen zu segeln, um nach Osten zu gelangen, im Geiste vorweggenommen, und den Osten vollends hatten, nachdem schon zuvor Pilgerreisen, Levantehandel und Kreuzzüge die Länder vom Schwarzen Meer bis nach Ägypten stets im Blickpunkte des Abendlandes erhalten, die Mönchsgesandtschaften und kaufmännischen und sonstigen Entdeckerfahrten des gleichen Zeitraums diesem im weitesten Umfange nahegebracht. Nichts hat zur Erweiterung des Horizontes, zur Schaffung neuer Begriffe und Anschauungen so viel beigetragen wie jene Reisen und Reisebeschreibungen, welche nicht nur die Länder- und Völkerkunde unermeßlich bereichert, welche auch das, was wir heute Anthropologie nennen, recht eigentlich ins Leben gerufen haben. Als deren Geburtsstunde durfte mit Recht das Jahr 1492 bezeichnet werden[889]), insofern damals das Eintreten neuer Völker und Rassen in den Gesichtskreis am auffallendsten und folgenreichsten sich vollzog, wenn auch ihre Ausgestaltung als moderne Wissenschaft erst nach der Weltumsegelung Cooks und dem Erscheinen von Buffons Histoire naturelle de l'homme möglich wurde.

Nebenrücksichten und Triebfedern zum Teil bedenklichster Art haben, neben religiösen Gesichtspunkten, lange bei der Beurteilung und Wer-

---

Amerika, Afrikas Küstenumriß, Erste Erdumsegelung, Süd- und Ostasien), 4. dem germanischen (Deutschland, England, Skandinavien) des 18. und 19. Jahrhunderts (Australien, Südsee, Polarländer, Innerafrika, Innerasien). Die Träger der großen Entdeckungen gehören fast alle der nordischen Rasse an, die des ersten und vierten Kreises sind so gut wie alle rein nordisch, die des zweiten und dritten vorwiegend nordisch. Ein und derselbe Geist, wenn man will der allen Zeitaltern sich anpassende Wikingergeist, hat einen Leif und Marco Polo, einen Kolumbus, Vasco da Gama und Cook, einen Livingstone, Nachtigall und Amundsen beseelt. Auch die großen italienischen, spanischen und portugiesischen Entdecker haben alle vollkommen nordische Gesichter. Heinrich der Seefahrer hatte Burgunderblut. Bezeichnend ist, daß auch der literarische und wissenschaftliche Niederschlag der Entdeckerfahrten dieser Menschengruppe zufällt. Der Sänger der für ein so kleines Volk wie die Portugiesen — das sich allerdings daran verblutet, das heißt sein Edelblut daran verloren hat — unerhörten Heldentaten, Camoëns, war ein blonder Gotensproß. Die wissenschaftliche Seele der portugiesischen Nautik war der Nürnberger Martin Beheim. Auch die großen Geographen der Neuzeit sind meist Deutsche gewesen (Humboldt, Ritter, Richthofen, Ratzel).

889) So Topinard, „Anthropologie générale", p. 24. Vgl. ebenda p. 5—8 seine Darstellung der Reisen und Entdeckungen des Altertums, p. 20 ss. die der neueren. Auch G. Gerland, „J. Kant, seine geographischen und anthropologischen Arbeiten", Berlin 1906, S. 11 ff., 20, 29.

tung der fremden Völker mitgesprochen. Der Gedanke der Ausbeutung war es vor allem, der die Konquistadoren leitete und unter ihrer Einwirkung sogar wissenschaftlich Ausprägung fand. Neben ihm stand der der Missionierung bei den maßgebenden Persönlichkeiten im Vordergrunde, der sogar bei Kolumbus selbst das Anthropologisch-Ethnographische zurückdrängte[890]).

Wenn nun aber auch die Wissenschaft es zunächst schwer hatte, um ihrer selbst willen zu Worte zu kommen und außerdem, als eine mit völlig neuem Material arbeitende, gewissermaßen noch in den Kinderschuhen steckte, so gingen doch neben Willküratten von der Art Figueroas allmählich auch ernstere Untersuchungen her, welche Tatsachen oder Wahrheiten, aus denen sich später das System Blumenbachs zusammensetzen sollte, entweder zeitigten oder doch auf sie hinleiteten. Acosta[891]) erörterte die Herkunft und Einwanderungsmöglichkeiten der Indianer und sprach sich dabei entschieden für ihre asiatische Abkunft aus, wie auch schon Amerigo Vespucci sie mit den Tataren vergleicht. Gomara erkennt die Farben der Rassen schon in ihrer ganzen Abstufung, schlichtet aber den Streit, ob sie klimatisch oder rassenhaft zu erklären, durch einen bewundernden Hinweis auf die Allmacht und Weisheit Gottes, die unter anderem auch unter diesen Farben verborgen liege[892]). Petrus Martyr (Anghiera), von dem Gegensatze betroffen, welcher unter gleichen Breitengraden zwischen einer schwarzen Menschenrasse mit kurzem Wollhaar und einer kupferfarbigen mit lan-

---

890) In den Berichten des Kolumbus spielt einerseits der Gewinn für den Sklavenhandel, anderseits die Verwendbarkeit der Neuzubekehrenden für den christlichen Glauben die Hauptrolle. Das eigentlich wissenschaftliche Interesse wendet er weit mehr der physischen Geographie als den Menschen zu. Näheres hierüber bei Humboldt, „Kritische Untersuchungen", Bd. II, S. 14 ff., 103. 157, 188 ff., 207. Völkerkundlich das Wertvollste findet sich im 31. Brief der „Authentic letters of Columbus", Chicago 1893, p. 188—192 (= Field Columbian Museum Publications, Vol. I, 2.) Das stärkste Beispiel dafür, wozu sich die Wissenschaft damals hat hergeben müssen, bietet eine im Jahre 1520 im Auftrage des Hofes von Rodrigo Figueroa abgefaßte Denkschrift, das sogenannte Auto de Figueroa, in welcher festgestellt wurde, welche Völkerschaften als Karaiben oder Kannibalen zu betrachten, und welche guatiaos, das heißt friedliche Indianer, alte Freunde der Spanier, wären. Erstere sollten — das war der erklärte Zweck — der Vernichtung oder Versklavung anheimfallen. Die Trennung war völlig willkürlich, ohne Rücksicht auf wirklich wissenschaftliche, wie etwa sprachliche, Argumente vorgenommen. Das anrüchige Dokument findet sich unter anderem bei Herrera, „Historia de las Indias occidentales", Dec. II. libr. 10, cap. 5 (p. 257 ss. der Straßburger Folioausgabe von 1728). Vgl. dazu A. v. Humboldt, außer der vorgenannten Stelle S. 207, „Voyage aux régions équinoxiales", T. 3, p. 77.

891) „Historia natural y moral de las Indias", T. I, Kap. 16. Als Kuriosum sei aus diesem Autor noch mitgeteilt, daß er (cap 23) allen Ernstes auch die Indianer vor einer Abstammung von den zehn Stämmen Israels zu bewahren sucht.

892) „Historia de las Indias", Buch 6, Kap. 21 (hat mir nur in französischer Übersetzung vorgelegen).

gem glatten Haar zutage tritt, will diesen auf geographische Ursachen („terrae dispositio") zurückführen[893]. Bei diesen allerallgemeinsten Feststellungen hatte es aber wohl oder übel für damals sein Bewenden. In das Einzelne der Stammverhältnisse der verschiedenen Völker, oder gar ihrer historischen und mythologischen Traditionen einzudringen, blieb diesen ersten spanischen Forschern (meist Priestern, Mönchen, Ärzten und Beamten) um so mehr versagt, als sie sich mit ihrem gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Methode bei den Azteken, Otomis usw. einer bunten, vielartigen, in mannigfacher Vermischung und Zersetzung begriffenen Bevölkerung gegenübersahen. So brachte denn auch jedes neuentdeckte und eroberte Land seine besonderen Schwierigkeiten. Nicht am geringsten waren diese in Brasilien, wo die über die Roheit der Ureinwohner entsetzten portugiesischen Eroberer erst durch eine Bulle Papst Pauls III. darüber ins klare gesetzt werden mußten, daß sie wirkliche Menschen vor sich hätten[894].

[893]) „De rebus Oceanicis et novo orbe", Dec. I, Lib. 6.

[894]) v. Martius, „Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas", Bd. I, S. 26 ff., 50.

So wenig an sich eine fernere eingehendere Behandlung der amerikanischen Dinge Sache dieses Buches wäre, so hoffe ich mir doch durch einige kurze bibliographische Winke über die wichtigsten Fragen dieses Gebietes den Dank mancher Leser zu verdienen.

Was zunächst die Unterbringung der Amerikaner im Systeme der Menschenrassen betrifft, so zweifelt wohl heute niemand mehr daran, daß sie so wenig als Rasse wie nach ihrem Kulturbesitze von den Völkern der Alten Welt zu trennen sind. Ihre Verwandtschaft mit den Völkern mongolischer Rasse ist eine unbedingte. Es genügt, hierfür auf Ratzel („Völkerkunde", Bd. 3, S. 660 ff.) zu verweisen. Weniger hat eine Einigung über die Herkunft der amerikanischen Kulturen gelingen wollen, da uns als einzige allenfalls aufhellende Quellenberichte lediglich gewisse bei Peruanern und Azteken im Schwange gewesene Mythen und Legenden zur Verfügung stehen. Da diese durchweg von „Weißen Männern" reden, hat man an Phönizier und Karthager, an Tyrrhener und Iberer, nicht minder an Normannen gedacht. (Schon Hugo Grotius vertrat die normännische Hypothese.) Auch die Sage von der Atlantis ist mit Amerika in Zusammenhang gebracht worden. Näher hätte es an sich gelegen, auf die vielfachen, als zweifellos nachgewiesenen Einwanderungen aus Ostasien zurückzugreifen, was denn auch mehrfach geschehen ist. (Letourneau, „Psychologie ethnique", p. 211 ss., 245, will gewissermaßen teilen, indem er der peruanischen Kultur mongolische, der mexikanischen mittelländische Herkunft als möglich zuschreibt.) Man vergleiche hierzu Humboldt, „Ansichten der Natur", Bd. I, S. 21 ff., 211—216, 246 ff., A. W. v. Schlegel, „Werke", Bd. 12, S. 523 ff., Klemm, Bd. 5, S. 164, Prescott, „History of the conquest of Peru", Vol. 1, p. 10 v. Martius, a. a. O., Bd. I, S. 17, 160. Da indessen allen diesen Annahmen keinerlei eigentliches Beweismaterial zur Seite steht, so haben andere sich für eine gänzlich einheimische Entstehung der amerikanischen Kulturen ausgesprochen, so Darwin, „Abstammung des Menschen", deutsch von D. Haek, Bd. I, S. 217, Peschel, „Völkerkunde", S. 460 ff. R. Andrée in den „Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft Wien", 1906, Heft 3, 4. Volle Klarheit wird wohl in diese Frage nie zu bringen sein. — Als Hauptquellen für die Völkerkunde der Neuen Welt im allgemeinen haben sich — außer den zuvor schon genannten — erwiesen Las Casas, „Historia general de las Indias" (= „Coleccion de documentos ineditos para la historia

Unverhältnismäßig günstiger lagen die Verhältnisse in Asien, wo ja seit Jahrhunderten einer soliden völkerkundlichen Ergründung vorgearbeitet und daher nur noch zu erweitern und auszubauen war. Auch hier hat fast ausschließlich die Mission diese Tätigkeit in die Hand genommen. In Franz Xavers Briefen treffen wir auf eine Fülle interessanter Mitteilungen zur Völkerkunde[895]), und später haben dann die Jesuiten in einer ganzen Reihe prächtiger Werke, mit denen sie in der allerersten Reihe der wissenschaftlichen Reiseliteratur stehen, sich die Erschließung der ostasiatischen Reiche sozusagen systematisch zur Aufgabe gemacht (vgl. oben S. 229).

Noch einmal sehen wir so, und in einem Grade, wie es später nie mehr denkbar gewesen wäre, das Christentum im Mittelpunkte und als Haupthebel alles Weltgeschehens. Das Fazit der gesamten mittelalterlichen Entwicklung, das Auseinandertreten und die Sonderausbildung von Romanentum und Germanentum, läßt sich kaum an etwas anderem schlagender verdeutlichen als an der Art und Weise, wie damals im 15. und 16. Jahrhundert die Vertreter des einen und des anderen die ihnen nominell gemeinsame Religion handhabten. Während die katholischen Entdecker, romanisierte Germanen, das Panier ihres Glaubens, als eines feststehenden, unantastbaren, unbesehen angenommenen, in alle Welt hinaustrugen, unterwarfen die vollgermanisch Gebliebenen eben diesen selben Glauben der strengsten Läuterungsprobe und vollzogen, als deren Folge, eine Scheidung, die, nur scheinbar reinkonfessionell, in Wahrheit einen alten völkergeschichtlichen Gegensatz zum Austrag brachte. Die freie, ein deutliches Los von Rom atmende Sprache deutscher Dichter des

---

de España", T. 62—66. In Band 70 und 71 noch fernere Schriften, unter anderen die „Brevissima Relacion")., G. F. Oviedo y Valdés „Historia general y natural de las Indias", Parte 1—3, Madrid 1851 ff., 4⁰, d'Orbigny, „L'homme Américain" (Paris 1839), die beiden schönen Werke Prescotts über Peru und Mexiko, und nicht am letzten Martius' „Beiträge". Man vergleiche insbesondere seine Abhandlung „Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit" in Bd. I (Leipzig 1867), S. 1—42, in welcher die ganze Geschichte der amerikanischen Menschheit als ein Jahrtausende langer Zersetzungsprozeß dargelegt, die kolossalen Bauwerke als Zeugnisse dafür angerufen werden, daß die Bewohner der Neuen Welt in entfernten Jahrhunderten eine gegenwärtig ganz verschollene Bildung und moralische Kraft entwickelt hätten. Das Schauspiel einer gänzlichen Auflösung und Entmischung, welches diese Rasse darbietet (fällt sie doch in mehr als 1400 Völker, Stämme und Horden auseinander), schließt wohl das düsterste Rätsel der Völkergeschichte ein, wie denn der Schluß der genannten Abhandlung und die entsprechenden Partien der zweiten „Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens" (S. 49 ff., 137—142) wohl das Erschütterndste, ja Fürchterlichste enthalten, was je über einen ganzen großen Bruchteil der Menschheit, diese „ungeheure Ruine", hat ausgesagt werden können. Man atmet förmlich auf, wenn man sieht, wie die Diagnose und Prognose eines anderen berufenen Kenners (d'Orbigny, p. 82 ss.) doch auch lichtere Töne nicht ganz ausschließt.

[895]) In der ersten Hälfte vieles aus der indischen Welt, in der zweiten besonders zwei hochinteressante Briefe über Japan. (Nr. 83, 91. In der Burgschen Sammlung. Bd. II, S. 192 ff., Bd. III, S. 10 ff.)

Mittelalters hatte eine solche Umwälzung ebenso schon angekündigt, wie die böhmischen und englischen Reformatoren, Huß und Wyclef, sie angebahnt hatten. Luther hat dann in einem letzten großen Aufraffen die Söhne aller unserer deutschen Stämme einschließlich der nordischen zu gemeinsamer Geistestat vereinigt, Calvin die der übrigen germanischen Länder hinzugebracht. So ist mit vollem Recht die Reformation als Gesamterscheinung wieder und wieder eine spezifisch germanische genannt worden: wie in keiner anderen ist sich in ihr das Germanentum als solches seiner bewußt geworden. Diese Tatsache verliert auch dadurch nichts von ihrer Unumstößlichkeit, daß durch die Gegenreformation bedeutende Bruchteile des deutschen Volkes der reformierten Gemeinschaft wieder entzogen worden sind, und daß bei der heutigen zunehmenden Rekatholisierung, welche ihrerseits nur aus der zunehmenden Entgermanisierung zu erklären ist, jener in den meisten germanischen Ländern weitere Bruchteile verloren gehen. Die umbedingte ideelle Zusammengehörigkeit der gesamten protestantischen Welt kann zwar auf ihren tiefsten Grund nur aus den Geisteserzeugnissen aller protestantischen Völker bzw. Volksbestandteile erkannt werden, ist aber einmal auch in der äußeren Geschichte aufs überzeugendste zutage getreten, nämlich während der französischen Religionskriege des 16. Jahrhunderts, damals, als, wie aus einem großen Instinkte, die reichlich verworrene offizielle Politik umgehend oder gar durchkreuzend, die germanischen Mächte mehr oder minder alle zur Hilfeleistung für die Hugenotten, wie zur Rettung ihres gemeinsamen Daseinsgrundes, sich zusammenfanden. Daß dieser letztere nun aber wiederum in der romanisch-germanischen nicht nur, auch in der reingermanischen Welt sich verschieden darstellte und auswirkte, war mit der Mannigfaltigkeit der germanischen Art gegeben. Wir können hier nur die großen Hauptströme der Bewegung, wie sie in den Namen Luthers und Calvins Gestalt gewonnen haben, in Betracht ziehen.

Sehr zu unrecht haben die Lutheraner im engeren Sinne den Schwerpunkt im Wirken des deutschen Reformators nach der reinreligiösen, um nicht gar zu sagen nach der kirchlichen Seite verlegt. Gerade hier ist vielmehr die schwächste Seite des Luthertums zu sehen, das ja denn auch, mit seiner willkürlichen Übernahme eines Teiles jener Dogmen, die sich dem gesunden Denken mehr und mehr als Zeitprodukt, als Menschenwerk offenbaren, mit seiner Aufrechterhaltung der Abhängigkeit des Christentums vom Altjudentum und seiner Absplitterung des Wirkens der Heiligen als Heilsfaktors, nur zu bald in seiner schöpferischen Kraft versiegen sollte. Insofern es galt, das dem religiösen Fühlen des Germanen gemäße Vorstellungsmaterial sichtend zu ergründen, hat Luthers Reformation eher versagt, sie mußte weitergeführt, ja berichtigt werden, so gut wie sie vorbereitet worden war — die Namen Schleiermachers, Lagardes und Delitzschs mögen nur einige Hauptetappen auf diesem Wege bezeichnen. Die wahre Bedeutung von Luthers Tat ist in dem ungeheuren Wahrheitsakte zu suchen, der, wie er als

Höchstleistung von Bekennermut nicht nur dem eigenen, nein allen Völkern ein heroisches Beispiel gab, wie er ihren Freiheitsdrang, das Beste, was sie besaßen, weckte und löste, so ihnen auch eine wirklich geistige Befreiung auf allen Gebieten gebracht hat, welche für das Zurückbleiben auf dem rein religiösen wohl entschädigen konnte. Immerhin hat Luther in der Zeit, ehe sich noch seine religiöse Reform so mangelhaft kirchlich ausgestaltet hatte, auch als Glaubenseiniger unbewußt eine germanische Tat von unermeßlicher Bedeutung getan, wie sie nur von einem Sproß des Kernes des Germanentums, einem deutschen Bauernsohne, ausgehen konnte. Bewußt gefühlt freilich hat sich Luther nur als Deutscher, und seinen Deutschen gehört er ja auch vornehmlich an, wie er ihnen vor allem ein Spracheiniger geworden ist, während ihm die Glaubenseinigung wieder entrissen werden sollte, nicht am wenigsten vielleicht deshalb, weil er zu sehr deutsch und Stammesdeutscher war. Seltsamerweise hat er sogar — er, der Sohn des Volkes — in seinem Eifern gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche es völlig verkannt, in wie manchen derselben eben diese Kirche gewissen heidnischen Regungen, das heißt eben doch Richtungen des germanischen Volksgemütes, nachgegeben hatte und damit dem schöpferischen Triebe des Volkes entgegengekommen war[896]). Hier schwieg oder schlummerte der Germane in Luther. Wie sehr er gleichwohl das Gesamtwohl und -wehe der germanischen Menschheit in jener Zeit ihrer Krisis in der Hand gehalten und vertreten, dafür ist das sprechendste Zeugnis, daß der andere große Germane, der neben ihm deren religiöse Erneuerung ins Werk setzen sollte, daß Calvin sich lebenslang vor ihm gebeugt hat.

In Calvin haben manche etwas Romanisches finden wollen, und gewiß, der starre, reglementarische Zug in seinem Wesen könnte darauf hindeuten. Auch hat es sicher in der damaligen französischen Umwelt an Beeinflussungen in dieser Richtung nicht gefehlt. Aber nach seiner Abkunft als Pikarde war Calvin kaum weniger Germane wie Luther als Thüringer, und nach seinen Wirkungen ist er es reichlich so sehr gewesen. Zwar drang Luther tiefer in die Einzelseelen und hat so auch geistig die Welt stärker bewegt, aber an weltgeschichtlichen Erfolgen kann er sich mit Calvin nicht messen, wie denn auch die von seiner Reformation erfaßten Völker wohl geistig geglänzt, politisch aber mit den von Calvin reformierten nicht Schritt gehalten haben. In seinem Haupt- und Mutterlande zumal lag die Gefahr nur zu nahe, daß das Volk sich an dieser Aufgabe

[896]) Jak. Grimm, „Deutsche Mythologie“, Bd. I[3], S. XLV, s. G. Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, Bd. I, S. 19 ff. Ersterer erinnert daran, wie die Heiligen z. B. auch beim Schwören dem Volke die alten Halbgötter ersetzen mußten. G. Freytag sagt von der Kirche: „Als Rivalin heidnischer Überlieferungen versuchte sie auch die kleinere Tätigkeit des Tages an sich zu fesseln, wie sie mit dem Mysterium ihrer Sakramente die großen Stationen des Lebens geweiht hatte.“ Wenn Luther ihr demgegenüber 37 unbiblische Verbildungen des Christentums vorwarf, mutet das einigermaßen trocken, fast pedantisch, und in jedem Falle ungermanisch an.

der religiösen Reform verblutete; nur unter Einsatz nordgermanischer Reservekräfte kam schließlich die rassisch genommen unvollkommene Bewältigung der Arbeit zustande, und die ungeheuren Blutverluste der Religionskriege brachten unserem Volke, mit der Zerrissenheit der Bekenntnisse, eine Charaktereinbuße, an der es bis auf den heutigen Tag krankt[897]). Das Versanden der kirchlichen Bewegung des Luthertums hatte seinerzeit zur Folge, daß nunmehr der Calvinismus auf ganze Menschenalter alles Heldentum, alle streitbaren Kräfte des Protestantismus an sich zog. Er hat die Völker ganz anders zu beleben, zu aktivieren vermocht. In der Pfalz, in den Niederlanden, in Schottland, in den angelsächsischen Ländern ist er die treibende Kraft ihrer neueren Geschichte geworden. Die ganz großen Helden der Reform, die Coligny, Wilhelm von Oranien, Cromwell sind auf seiner Seite, denen auf der anderen nur der einzige Gustav Adolf gegenübersteht. Im Vaterlande Calvins freilich war — mit ihm — dem Germanentum eine noch weit größere Schwächung als in dem Luthers beschieden, ja es fiel damals die Entscheidung, daß das germanische Element fortan nicht mehr das vorherrschende im französischen Leben sein sollte. Stetig ist es seitdem zurückgegangen; politische Entscheidungen fielen mit den religiösen zusammen. Frankreich war im 16. Jahrhundert noch nicht zentralisiert, und die hugenottischen Auflehnungen sind — echt germanisch — zugleich föderalistisch gedacht gewesen. Noch der Kampf Ludwigs XIV. war nach beiden Seiten, der religiösen und der politisch sozialen, hinter denen beiden die Rasse stand, gerichtet, seine Unterdrückung des Hochadels und die der Reformierten sind vom Rassenstandpunkte Parallelerscheinungen, ja, sie fielen zum guten Teil zusammen. Die Beteiligung des Adels an der Reformbewegung war in Frankreich eine ganz unverhältnismäßig große, ihre Bekenner gehen zum Teil in ferne Zeiten der französischen Geschichte, ins frühe Mittelalter zurück und geben so ergreifendes Zeugnis germanischer Treue und Zähigkeit. Wiewohl der alte westgotische Adel in den Albigenserkriegen zum größten Teil ausgerottet oder verarmt war, regte sich doch im 16. Jahrhundert alsbald unter dessen Überbleibseln und Nachkommen ein so frisches neues Leben der reformierten Kirche, daß in der Provinz Languedoc nicht weniger als 182 000 Protestanten gezählt wurden, und Ludwig XIV. noch zu Anfang des 18. die größten Anstrengungen seiner Dragonaden nach dieser Seite richten mußte, ohne daß es doch gelungen wäre, jene gotischen Albigenser und burgundischen Waldenser ganz auszutilgen[898]). Wir

[897]) Kuhlenbeck, „Das Evangelium der Rasse", S. 48 ff.

[898]) Devic-Vaissete, „Histoire générale du Languedoc", T. I, p. VIII, T. XIII, p. 550. Vollgraff, Bd. II, S. 474. Arndt, „Versuch", S. 208 ff. nennt das Land der Albigenser das „französische Gotien des Mittelalters", sie selbst, „ein starkes, ernstes, ungestümes und leidenschaftliches Geschlecht, von viel festerem und härterem Schlage als die Gascogner sind", „die ersten Protestanten vor Huß und Luther". Vgl. auch Ranke, „Französische Geschichte", Bd. I, S. 185, 478 und Taylor, „Anthropology", p. 924.

haben diesen Teil der französischen Bewegung herausgegriffen, weil er die lebendigsten Farben zeigt und daher auch von je die größten Sympathien erweckt hat. Aber in jeder anderen Provinz Frankreichs würden sich in gleicher Weise die germanischen Spuren verfolgen lassen, und nicht minder würde man auf solche stoßen, wo immer später — wie etwa in Port-Royal — denen der Reformation verwandte Bestrebungen sich kundgegeben haben.

Selten wohl hat das Blut in der Geschichte so laut, so vernehmlich gesprochen wie in und aus den französischen Protestanten. Es war eine Naturnotwendigkeit, daß, indem Ludwig XIV. sie vom französischen Volkskörper loslöste, er sie damit denen in die Arme trieb, zu denen sie nach Blut und Geist gehörten. Haben sie sich doch so gut wie ausschließlich germanischen Ländern zugewandt, inmitten deren dies kostbare Menschenmaterial gerettet worden und zu neuem Leben erwacht ist. Aber mindestens ebensoviel von germanischen Gaben und Kräften, ja von germanischer Größe, hat im Frankreich des 16. Jahrhunderts sein Grab gefunden. Wieviel davon hat allein die eine Bartholomäusnacht ausgetilgt! Man kann es sich kaum zu stark ausmalen, was mit der Ermordung Colignys an germanischen Möglichkeiten erstickt worden ist. Ein protestantisches Frankreich hatte dieser altburgundische Edelmann, in dem damals alle Fäden der großen Bewegung zusammenliefen, jenseits des Ozeans begründen wollen — ein Plan, der, wenn er geglückt wäre, dem neuen Kontinent wohl ein ganz anderes Gepräge gegeben haben würde[899]).

---

899) Der germanische Charakter der Reformation ist seit einem Jahrhundert reichlich viel erörtert worden. Er ist uns heute so geläufig, daß wir es kaum begreifen, wie spät diese Erkenntnis unseren Vätern aufgegangen ist. Jakob Grimm, der sie in seiner Mythologie (Bd. I, S. XLIII ff.) so lapidar ausspricht, bringt sie fast wie eine Entdeckung. Er wollte sogar in unserer Schriftsprache „einen protestantischen Dialekt" sehen, was methodisch zu belegen Kluge mit seinem Buche „Von Luther bis Lessing" sich hat angelegen sein lassen. Vollgraff (Bd. II, S. 474 ff., 477 ff., 485), der S. 475 auch Zachariä als weiteren Zeugen bringt, tut sich förmlich etwas darauf zugute, noch vor Grimm (1828) mit der Ansicht, daß „alle Germanen entweder wirkliche oder Kryptoprotestanten seien", hervorgetreten zu sein. Übrigens hatte auch schon Fichte in seiner sechsten Rede eindringlich auf die Reformation als die wertvollste Errungenschaft unserer germanischen Kulturarbeit, als die Selbstbehauptung germanischer Geistesfreiheit hingewiesen, und nur die Einbeziehung Frankreichs war bei den Genannten neu. Viel Vortreffliches bringt dann Gervinus in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" (S. 58 ff., 98), der für Frankreich, wiewohl auch er in der Geschichte seiner Protestanten eine Märtyrergeschichte sieht, doch (S. 69 ff., 105 ff.) auf der anderen Seite überzeugend dartut, daß der Calvinismus mit einem großen nationalen Interesse in verderblichen Zusammenstoß geraten war, daß die hugenottischen Großen die durch das Königtum mühsam der Nation gewonnene staatliche Einheit bedrohten und, wenn sie mit ihrem germanischen Sondergeiste durchgedrungen wären, ihrem Vaterlande das Schicksal Deutschlands, den Zerfall in kleine Staatsgebiete, bereitet haben würden. Genauestens behandelt die französische Reformation Ranke in seiner meisterlichen „Französischen Geschichte", man vgl. be-

Ein drittes und letztes germanisches Massiv ist später der großen Revolution zum Opfer gefallen. Wie sehr mit allen diesen Vergewaltigungen die germanischen Edelkräfte des Landes gelichtet waren, lehrt erschreckend deutlich ein Vergleich der Emigration von 1685 und der von 1793 und dessen, was sie unserem Lande gebracht haben. Die erste ward uns ein Heil und eine Zierde, die zweite eine Last und eine Landplage — ein Stück französischen Blutswandels auf deutschem Grunde, das zu der erschütternden Tragödie des französischen Germanentums ein leidiges Nachspiel liefert[900]).

---

sonders Bd. I, S. 220 (Umfang und Gebiet), 232, 249 ff. (Adel), 209, 219 ff., 225 ff., 233, 241, 272. (Tendenzen), 236 (Zusammenhang der germanischen Völker), Bd. I, S. 279—83, 296 ff., 344 ff. u. ö. (Verbindungen mit den protestantischen Mächten), Bd. I, S. 344, Bd. II, S. 171, 194 ff., 290. 292 ff. (allmählicher Wandel), Bd. I, S. 198, 232, 246 ff., 257, 274, 321, 356, 441 ff. (das Gegenbild: Paris). Bd. I, S. 290 ff., 303 ff. (Coligny und seine Pläne). Über den letztgenannten ist auch das Werk von Erich Marcks (Bd. I, Stuttgart 1892) hinzuzuziehen. Über die Réfugiés Ch. Weiß, „Histoire des réfugiés protestants de France", T. I, II, Paris 1853, mit den allereingehendsten Mitteilungen über die verschiedenen Gruppen der Emigranten, über ihre Herkunft, über die Länder, die sie aufsuchten, die Rolle, die sie dort spielten usw. T. II, p. 318 ss. wird in kraftvollen Worten die allseitige überaus segensvolle Einwirkung der hugenottischen Elemente auf die germanischen Länder ins Licht gesetzt, „ces pays, dont la grandeur actuelle est, à quelques égards, leur oeuvre". Vgl. auch noch für England Galton, p. 346, für Brandenburg Droysen, „Geschichte der preußischen Politik", Teil III, 3, S. 796 ff. („Das Potsdamer Edikt und seine Wirkungen") und über die wissenschaftliche Blüte unter den Hugenotten, die dann mit deren Unterliegen nach Holland überging, Karlowa, „Römische Rechtsgeschichte", Bd. I, Leipzig 1885, S. 9 ff. Aus L. Häussers „Geschichte des Zeitalters der Reformation", Berlin 1868, möchte ich in dem uns hier beschäftigenden Sinne vornehmlich die Abschnitte über die nordischen Völker (S. 161 ff., 178, 180, 182, 548) herausheben, wie auch Arndt („Versuch", S. 344 ff., 434 ff.) über die Reformation als das Bindeglied aller Nordgermanen, insbesondere als das geistige Band zwischen den Nordländern, Norddeutschland und dem Baltikum sich verbreitet. Knapp zusammenfassend O. Bremer in Pauls Grundriß, Bd. 3, S. 738: „Ihre (d. h. namentlich der ursprünglichen Reformation, vor der Gegenreformation. D. Verf.) geographische Ausbreitung läßt noch die seit anderthalb Jahrtausenden zerrissene nationale Zusammengehörigkeit der Germanen erkennen." Schließlich sei noch Chamberlain genannt (S. 477 ff., 608 ff., 763 ff., 854 der „Grundlagen"), der an der erstgenannten Stelle namentlich zur Vorreformation in England und Böhmen wertvolle Mitteilungen macht.

900) Diesen Gegensatz hebt auch H. v. Sybel, „Kleine historische Schriften", Bd. 3, 1880, S. 268 hervor. Herbes Urteil über den Emigrantenadel der Revolutionszeit, den Jean Paul in seinen „Politischen Fastenpredigten" einer abgelaufenen Repetieruhr vergleicht, bei Treitschke, „Historische und politische Aufsätze", Bd. I, S. 78. Eine anschauliche Schilderung seines Treibens in seinem Hauptquartier Coblenz gibt L. Häusser, „Deutsche Geschichte", Bd. I, S. 285 ff. Da sind freilich die Sprößlinge und Nachfolger der hugenottischen Edelleute des 16. Jahrhunderts nicht zu suchen. Sie gerieten unter die Guillotine oder ins Exil der Stille und Verborgenheit. Manch einer, wie Chamisso, vermochte aber auch damals noch im erfrischenden Tau deutschen Geisteslebens wieder aufzublühen.

Zwölftes Kapitel.

Übergang auf die neueren Völker.

Blutsanalyse als ein Haupthebel zur Ergründung des Wesens, der geschichtlichen Rolle und der geistigen Leistungen der Völker, insbesondere auch ihrer Stellung zur Rasse. Italiener. Spanier. Franzosen. Engländer. Amerikaner. Deutsche. — Rückblick auf die Reformation. Die Aufklärung. Idealistische Philosophie, Klassik, Romantik. Humanitär-kosmopolitische Strömung. Nationalistische Gegenbewegung. Von der Nation zur Rasse. Die empirisch-naturwissenschaftliche und die auf spekulativem Wege der Geschichte entnommene Rasse als gemeinsames Objekt der anthropologischen Wissenschaft. Franzosen und Deutsche, als deren Hauptausbildner.

Wir haben in den früheren Teilen dieses Werkes vielfach, namentlich bei Gelegenheit unserer kulturgeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Rundblicke, erkennen können, wie entscheidend das Wesen, die geschichtliche Rolle und die geistigen Leistungen der Völker durch ihre blutliche Zusammensetzung beeinflußt werden, und wir werden in unserem Schlußbande aufzuweisen haben, wie dies insbesondere auch in ihrer Stellung zur Rassenwissenschaft sich kundgibt. Wir haben dabei diese Zusammensetzung, und zwar auch den Anteil der Germanen an derselben, der für uns die Hauptsache war, im großen und ganzen immer als gegeben angenommen. Es dürfte aber für viele Leser sehr wesentlich sein, in diese auch noch einen näheren Einblick zu gewinnen. Ich habe dafür reichlich Material gesammelt, das aber der Raum verbietet voll auszuwerten. So muß ich mich im Text auf kürzere Richtlinien und im übrigen auf literarische Nachweisungen beschränken.

Je mehr wir uns den neueren Zeiten nähern, desto schwieriger wird es, ein Fortleben und -wirken des germanischen Blutes in den romanischen Völkern, mit denen wir hier beginnen, nachzuweisen. Es ist aber darum nicht weniger wichtig. Dies latente Fortwirken steht ja außer allem Zweifel und ist speziell für Italien um so eher anzunehmen, als dort zwar ein geistiger, nie aber ein materieller Vertilgungskrieg wie in Frankreich gegen das germanische Element als solches geführt worden ist. Wohl hat lange, ja Jahrhunderte lang ein Zustand äußerster Spannung, selbst Feindseligkeit, zwischen den beiden Volksbestandteilen bestanden, wie dies schon der Charakter der Eroberung, der langobardischen zumal, mit sich brachte, und die Zeugnisse, in denen Langobarden und Römer einander ablehnten, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen[901]). Dennoch haben sie sich mit der Zeit wider ihren Wil-

[901]) Papst Stephan III. über die Langobarden in einem Briefe an die Söhne Pipins 770: „foetentissima Langobardorum gens, quae in numero gentium

len in einem Maße zu einer Einheit verschmolzen, daß gewisse italienische wie deutsche Forscher sich heute in der einen Feststellung begegnen, es sei undenkbar, im Gesamtcharakter des italienischen Volkes eine Scheidung in dem Sinne vornehmen zu wollen, als lasse sich dies und jenes davon auf den einen oder anderen Bestandteil zurückführen[902]). Ein anderes ist es natürlich darum, daß die im italienischen Volksgeist sich mischenden Elemente, das antik-italische und das germanische, sich in einzelnen Stadien der italienischen Geschichte schärfer nachweisen lassen, daß sie zu bestimmten Zeiten von gewissen Gruppen vorwiegend vertreten worden sind (Verschmelzung von Feudal- und Munizipalverfassung in den lombardischen Städten; Guelfen und Ghibellinen als Vertreter des antiken und germanischen Elementes im Mittelalter). Aber wo immer einmal eine einzelne Fährte vom Fortleben gewisser Züge des einen oder anderen Volksbestandteiles auftaucht, verliert sie sich doch meist wieder in dem großen einheitlichen, die volkstümliche Verschiedenheit der Italiener überdeckenden Strome des nationalen Geistes[903]).

Begreiflich immerhin, daß bei dem unvermeidlichen Ringen um den Vorrang, das sich unmerklich und vielleicht auch ungewollt zwischen den Vertretern der beiderseitigen Blutsbestandteile entspann, die starken Seiten bald des einen, bald des anderen in den Vordergrund gerückt wurden. Die Italiener betonten vor allem die ungemeine Zähigkeit und Durchschlagskraft des ursprünglichen Stammelementes[904]), das, wie wir hinzusetzen dürfen, den ihm gewissermaßen zugefallenen Endsieg dem Umstande verdankt, daß es in Italien bodenständig daheim war, während die Germanen es andauernd, und wenn man so will bis auf den heutigen Tag, zu kosten und zu büßen bekommen haben, daß sie Eindringlinge in einem Lande waren, dessen Klima und dessen Bewohner gleich wenig von ihnen wissen wollten. Letztere haben sich durch die

---

nequaquam computatur", wogegen Liudbrand von Cremona über die Römer 968: „wir verachten die Römer so sehr, daß wir unseren Feinden keinen größeren Schimpf anzutun wissen, als indem wir du Römer! zu ihnen sagen." (Script. rer. Italic., T. II, p. 481.

[902]) P. Villari, „I primi due secoli della storia di Firenze", T. I, p. 17. R. Davidsohn, „Geschichte von Florenz", Bd. I, S. 818 ff.

[903]) In J. Burckhardts „Kultur der Renaissance" finden sich durch das ganze Werk verstreut die feinsten Beobachtungen über die beiden im italienischen Volksgeist sich mischenden Elemente. Sehr merkwürdig ist die Zurückführung des italienischen Lustspiels, der commedia del arte, auf die altitalischen Mimen und Atellanen durch A. W. v. Schlegel (Werke, Bd. 5, S. 332 ff., 346 ff., 361—63, 366 ff.). Vgl. dazu auch A. Fr. v. Schack, „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", Bd. I, S. 28, und M. Martersteig „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert", Leipzig 1904, S. 10, 26, 27. Dagegen ist die ungewöhnlich starke musikalische Ader der Italiener mit Recht dem regenerierenden germanischen Elemente zugeschrieben worden.

[904]) Villari, a. a. O., p. 22, der allerdings anderseits (ebenda, p. 19) von dem hauptsächlichsten germanischen Stamme Italiens, den Langobarden, zugeben muß: „Misero profunde radici nel suolo italiano."

Jahrhunderte versöhnen lassen, ersteres kaum; zum mindesten hat es verhindert, daß der Einfluß und die Wirkungen des Germanentums sich so unbedingt und so voll entfalten konnten, wie es an sich mit ihrem Naturell gegeben gewesen wäre, das nach der physischen wie nach der geistig-seelischen Seite mit der Zeit immer mehr einbüßen und an den Nebenbuhler abgeben mußte. Nehmen wir hier das Klima im weitesten Sinne, so hat es aber auch schon im engeren unseren Stammesgenossen aufs grausamste zugesetzt. Nur mit Entsetzen können wir immer wieder lesen, wie ganze Heere davon weggerafft wurden, wie Pest und andere Seuchen, wie Epidemien aller Art die ständigen Begleiter aller Züge waren[905]). Wenn gleichwohl die Germanen aller Gegnerschaften von Natur- und Menschenseite in dem Maße Herr wurden, daß sie bei der Umbildung der Einwohnerschaft der Apenninenhalbinsel weitaus als der aktive Teil dastehen, daß ihnen nicht sowohl die Neugestaltung eines alten als die Schaffung eines ganz neuen Volkes gelungen scheint, so ist das wohl wahrlich ein Zeichen, daß diesen Söhnen des Nordens erst recht eine wahre Urkraft innegewohnt haben muß, die nur darum nicht mehr für jeden und nicht in ihrem vollen Umfange hervortritt, weil die meisten, und gerade die hauptsächlichsten ihrer Ausstrahlungen nicht auf der Oberfläche, sondern in der Tiefe des nationalen Lebens ruhen, und weil anderes als romanisch gilt, was in Wahrheit germanisch ist, wie z. B. die Landschafts-, Orts- und Familiennamen ohne Zahl, an deren deutschen Ursprung nur darum ein Italiener überhaupt nicht, und von Deutschen nur der wissenschaftlich Geschulte denkt, weil sie so irreführend und bestrickend italianisiert sind. Die beste Probe aber, die sich auf die Hinterlassenschaft der Germanen im italienischen Volke ganz im allgemeinen machen läßt, ist ein Vergleich derjenigen Provinzen, in welchen nachweislich größere Massivs von Germanen sich angesiedelt und an der italienischen Geschichte teilgenommen haben, mit denen, welche mehr oder minder von ihnen freigeblieben sind. Da kann denn das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. Nie ist es selbst einem Italiener eingefallen, zu leugnen, daß in dem germanisierten Norden der Kern des neuen Italiens zu suchen, daß alles Solide und Tüchtige, alles Große und Echte ihm aus seinen Nordprovinzen erwachsen ist[906]). Im Süden, wo neben spärlichen Nor-

[905]) Hierüber Döllinger, „Akademische Vorträge", Bd. I², 1890, S. 66. Heinr. v. Sybel, „Die deutsche Nation und das Kaiserreich", S. 47, 51, woselbst auch der Ausspruch Thietmars von Merseburg: „In Italien liebt uns niemand, und viele der Unseren sterben dort an Gift." Arndt, „Versuch", S. 114: „Hunderttausende unserer kräftigsten Jugend wurden dort aufgerieben, unsere edelsten Geschlechter durch die Bannflüche und Hinterlisten der Hohenpriester dem Verderben geweiht."

[906]) Arndt, a. a. O., S. 138 ff. „Hier (d. h. im lombardischen Italien) hat italienische Kraft am längsten vorgehalten und ist noch nicht eigentlich abgelebt. Hier sind die ritterlichen Helden und großen Charaktere, die Genien der Kunst und Wissenschaft geboren."

mannen sich Massen des allerverschiedensten Blutes durcheinandertummelten, war daraus ein Gemisch erwachsen, das dem großen Einiger Italiens, **Cavour**, solches Entsetzen einflößte, daß er im Hinblick auf dessen Aufnahme in das ihm vorschwebende neue Reich sein berühmtes „si lavi, si lavi“ (sie müssen sich erst waschen) ausrief. Diesen Reinigungsprozeß haben, so weit er auch dort nötig war, im übrigen Italien die Germanen — neben allem anderen — vorgenommen. Sie haben recht eigentlich das Ethos in die neue Völkermischung hineingebracht, und Italien verdankt unserer mittelalterlichen Kaiserpolitik kostbarste Kräfte, die freilich zum Teil unserem eigenen Volke entzogen worden sind. Kein Name leuchtet in dieser Hinsicht heller als der Ottos des Großen, der in die verrotteten kirchlichen Zustände bessernd dreinfuhr, dem Ackerbau aufhalf, die städtischen Verfassungen wieder auffrischen half und in den Bürgerschaften den wehrhaften, freiheitlichen Sinn, der dem Germanen eignet, förderte[907]). Aber solange überhaupt die deutschen Kaiser in die italienischen Dinge eingriffen, hat diese versittlichende Einwirkung angedauert. Das ist auch in Italien anerkannt worden, von keinem lauttönender als von **Dante**, der ja selbst nur als der letzte erhabene Exponent der Zeit der Hochblüte italienischen Germanentums zu fassen ist, wenn man nicht richtiger bei ihm schon von einer Nachblüte desselben reden will.

Von der Stärke und der Verbreitung des germanischen Elementes in Italien sich im einzelnen eine genauere Vorstellung zu machen, ist noch heute nicht leicht, trotzdem dieser Frage in neuerer Zeit von einer großen Anzahl vorwiegend deutscher Gelehrter die eingehendsten Untersuchungen gewidmet worden sind, nachdem von italienischer Seite namentlich durch die Riesenarbeiten **Muratoris** — „Scriptores rerum Italicarum“, „Antiquitates Italicae“, „Annali d'Italia“ — das Quellenmaterial geliefert war. Hier kann nur eine kurze Übersicht über die hauptsächlichsten historischen Anhaltspunkte gegeben werden[908]).

Schon in der letzten Kaiserzeit waren einzelne germanische Gruppen — Alemannen und Taifalen — nach Oberitalien verpflanzt worden, die aber so wenig wie die später eindringenden Scharen Odovakars für die rassische Zusammensetzung des italienischen Volkes ernstlicher in Betracht kommen. Anders steht es um die Goten. Mögen sie — nach **Woltmann** — eine Million —, nach **Arndt** — gar zwei und eine

---

[907]) Gaupp, S. 527, **Davidsohn**, Bd. I, S. 105 ff., **Giesebrecht**, Bd. 3, S. 231. Über den letzten Versuch eines deutsch-römischen Kaisers, deutsches Ethos in die italienischen Wirren zu tragen, belehrt der 3. Teil des schönen Buches von Friedr. **Schneider**, „Kaiser Heinrich VII.“ (Greiz und Leipzig 1928).

[908]) Da die wenigsten an die italienischen Quellen gehen können oder mögen, kommt für uns jetzt fast ausschließlich die deutsche Literatur in Betracht. Die gründlichste Zusammenfassung bietet **Woltmanns** „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ im 2. bis 4. Kapitel. Er hat auch Vorgänger schon mannigfach herangezogen, denen im folgenden noch einige hinzugefügt werden.

halbe Million, nach anderen nur einige hunderttausend Seelen stark gewesen sein, fest steht, daß gerade sie am geschichtlichen Bilde der Italiener des Mittelalters ihren Anteil gehabt, daß sie Spuren edelster Art selbst noch bis in die Renaissance hinein darin hinterlassen haben. Die früher verbreitete Ansicht, daß sie nach dem Untergange ihres Königtums sozusagen mit Stumpf und Stiel ausgetilgt worden seien, ist längst gründlich widerlegt worden. Nicht nur das Fortleben der Frauen und Kinder war dabei außer acht gelassen worden, es finden sich auch noch Jahrhunderte lang zahlreiche urkundliche Nachweise der Fortexistenz von Goten in den verschiedensten Ständen, und von dieser Minderheit der literarisch untergeschlüpften läßt sich zweifellos auf eine Mehrheit schließen, deren Dasein im Nebel der Zeiten verklungen ist. Man nimmt heute allgemein an, daß diese gotischen Überreste teils im langobardischen Adel aufgegangen seien, teils sich den verwandten Stämmen der Westgoten und Burgunder, vielleicht auch der Alemannen und Bajuwaren angeschlossen haben. In Italien selbst haben sich die meisten und vielsagendsten Nachklänge von ihnen im Toskanischen erhalten, so daß die erstaunliche Produktion von Genies in diesem Lande von Woltmann mit gutem Grunde auf das stille Fortwirken ihrer Rasse zurückgeführt werden konnte und die Wahrheit von Wilsers Wort: „Für den tiefer blickenden Geschichtsforscher ist es keine Frage, daß ohne den Sturz des Gotenreiches das Zeitalter der ‚Wiedergeburt' früher und vielleicht auch schöner angebrochen wäre" nicht am wenigsten durch das, was selbst nach jenem Sturze noch gekommen ist, bestätigt wird[909]).

Die Langobarden haben das eigentliche Rückgrat des Germanentums in Italien gebildet. Sie waren vor allem quantitativ die stärksten von allen germanischen Stämmen, die je Italien aufgesucht haben. In die Einöde, zu der das Land nach den langen gotisch-byzantinischen Kriegen geworden war, ist das Volk Alboins, und mit ihm ganze Schwärme von Gepiden, Sachsen, Sueven und was sonst wie eine Flut hereingebrochen und hat dann auch weiterhin von Norden her stetigen germanischen Zuzug aus allen Stämmen erhalten. Daß aber die Langobarden ganz unverhältnismäßig überwogen, geht schon daraus hervor, daß alle diese Stämme nach langobardischem Recht leben mußten. Diese Tatsache ist insofern besonders bedeutsam, als die Langobarden, ein den Niedersachsen und Angelsachsen engverwandter Stamm, und damals noch ein völlig unverbrauchtes Naturvolk, alle Eigenschaften kernigster Tüchtigkeit und damit alle erdenklichen Zukunftsmöglichkeiten

[909]) Das Fortbestehen der Goten in Italien ist zuerst von J. von Glöden in seiner Schrift: „Das römische Recht im ostgotischen Reiche", Jena 1843 (S. 120 ff.) überzeugend dargetan worden. Vgl. ferner — außer Leo und Gregorovius — auch Hegel, „Geschichte der Städteverfassung von Italien", Bd. I, S. 127, Gaupp, S. 495 ff. und vor allem (für Florenz und Toskana) Davidsohn, Bd. I, S. 27. 49 ff., 55.

in die Poebene mitbrachten und von da aus über ganz Italien verbreiteten. Denn wenn sie auch nur Oberitalien voll besetzt und sozusagen kolonisiert haben, so schoben sie doch ihre Eroberungen auch durch das byzantinische Italien vor, wir finden sie in Apulien und Kalabrien, langobardische Enklaven gab es sogar auf Sizilien. Dabei blieben sie doch fest geschlossen, sie ließen nicht, wie Burgunder, Franken und Westgoten, sogleich auch Römer zu ihrem Adel zu. Erst mit dem Aufschwung der Städte gewannen auch diese wieder mehr staatsbürgerliche Geltung, aber den Vorrang behaupteten immer die Langobarden, in deren Händen sich auch der Grundbesitz vorwiegend befand, und die, bildsam und gelehrig wie alle Germanenstämme, auch in den geistlichen und verwandte Stände bald zahlreich eintraten[910]), so daß schon zur Zeit der fränkischen Eroberung ein neues Italien dastand, das in seinen Grundzügen so gefestigt war, daß durch die neuen Beherrscher eine wesentliche Verschiebung nicht mehr bewerkstelligt werden konnte. Nur insofern erfolgte ein Wandel, als namentlich beim Adel von jetzt ab der fränkische Stamm auf Kosten der Langobarden in den Vordergrund trat. Denn es wurde der Grundsatz der fränkischen Politik, die wichtigsten Grafschaften nicht Eingeborenen anzuvertrauen, sondern Franken oder Männern aus einem der längst unterworfenen deutschen Stämme, und auch viele andere große Lehen und Güter wurden an Deutsche verliehen, die fortan den Kern der fränkischen Macht im Lande bildeten. Im übrigen nahm der Zuzug auch aus den anderen Stämmen während der ganzen Kaiserzeit seinen Fortgang; bezeichnend hierfür ist es, daß diese alle *zuerst hier auf italienischem Boden* unter dem einen Namen (theodisci, Deutsche) als Volk zusammengefaßt werden[911]). Alles in allem ist auch durch die Kaiserpolitik das germanische Element in Italien mächtig gestärkt worden. Und doch mußte diese mit einem traurigen, einem erschütternden Fiasko enden, weil sie in zweifacher Hinsicht in die Irre ging. Einmal, insofern sie — rein politisch genommen — das Reich daheim aufs schwerste schädigte und schwächte, ihm sein bestes Blut entzog, dann aber, was noch schwerer wog, indem sie dieses Blut einem Volkskörper zuführte, der *als germanische Macht auf die Dauer nicht zu halten war*. Hier endet die Politik, und die Anthropologie tritt in ihre Rechte. Die Jahrhunderte langen Kämpfe der deutschen Kaiser stellten in letzterer Beziehung ein noch Unmöglicheres dar als in ersterer. Friedrich I. erscheint mit der Belagerung und Zerstörung von Mailand,

[910]) Über die Langobarden in Italien *Gaupp*, S. 241, 248, 501—3, 515 ff., *Gregorovius*, Bd. I[5], S. 488—490, *Villari*, T. I, p. 21 ss., *Hegel*, Bd. I, S. 495 ff., II, S. 417—420, *Lamprecht*, Bd. I S. 250. Langobarden in Sizilien v. *Schack*, „Geschichte der Normannen in Sizilien", Bd. I, S. 131, 245 ff.

[911]) *Dümmler*, Bd. II, S. 8, S. 623. Hier bietet sich wiederum eine Parallele zu dem gleichen Vorgange aus der griechischen Geschichte: auch dort ist der Hellenenname in der Fremde, in Kleinasien, entstanden.

wie Heinrich VII. mit der von Cremona, als geschichtliche Persönlichkeit, die im Dienste einer politischen Idee gegen anthropologische Wirklichkeiten anrennt. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein. Anthropologie ist stärker als alle Geschichte, und sie hatte schon damals entschieden, daß romanisierte, nicht deutsche Germanen in Italien das Feld behaupten sollten[912]).

Zur Vervollständigung dieses unseres Bildes fehlen uns noch die Normannen, welche zwar zahlenmäßig hinter den norditalienischen Germanen zurück-, an Bedeutung für die mittelalterliche Geschichte aber mit in erster Reihe stehen[913]).

Mit allem Bisherigen haben wir nun zwar erst die Hauptkanäle aufgedeckt, durch welche germanisches Blut in Italien eingeströmt ist. Neben dieser leicht kontrollierbaren, ins helle Licht der Geschichte hinausgetretenen Einfuhr ist nun aber ständig unter der Hand eine andere hergegangen, welche für das Endfazit der Frage der Germanen in Italien doch kaum weniger in Betracht zu ziehen ist. Wir meinen die friedlichen Einwanderungen, die im Stillen als Individualeinsickerung, im Schatten gleichsam der Romfahrten und Heereszüge, sich vollzogen haben. Kirchliche und andere Berufe, handwerkerliche und gewerbsmäßige Tätigkeit, kaufmännischer Verkehr, Familienverbindungen führten alljährlich Tausende von Deutschen über die Alpen[914]).

Je ein besonderes Wort erfordern noch der Adel und die Städte, welche uns die im vorstehenden geschilderte Gesamtbewegung gleichsam im Ausschnitt noch einmal nach einer besonderen Seite widerspiegeln.

---

[912]) Vielleicht hat Woltmann nicht unrecht, wenn er schon Guelfen und Ghibellinen in diesen Gegensatz der zweierlei Germanen mit einbegreift, denn auch im welfischen Lager überwog mehr und mehr das Germanische, wenn auch auf stärkerer römischer (romanischer) Basis.

[913]) Über germanische Ansiedlungen und Betätigungen während der fränkischen und der Kaiserzeit (besonders auch mit Rücksicht auf urkundliche Belege verschiedenstämmiger Germanen) Dümmler, Bd. II², S. 13 ff., III², S. 4 ff., Davidsohn, Bd. I, S. 305, Giesebrecht, Bd. II, S. 505, Bd. III, S. 231, 553, Bd. V, S. 314 ff., 322 ff., 413 ff., Hegel, Bd. II, S. 3 ff., 25 ff., 28 ff., 42 ff., Villari, Vol. I, p. 29, 63—67, 83 ss. Über Alemannen in Italien Stälin, „Wirttembergische Geschichte", Bd. I, 1841, S. 390 ff., Uhland „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. 8, S. 378 ff., über die Normannen v. Schack, „Geschichte der Normannen in Sizilien".

[914]) Noch für das Jahr 1451 ist uns durch einen zeitgenössischen Bericht bezeugt, daß Friedrich III. auf seiner Romfahrt außer den Rittern und Knechten „viele ehrbare gute Leute aus des Hl. Röm. Reichs Städten, von Straßburg, Basel, Konstanz, Augsburg, Nürnberg, Ulm ... und anderen Reichsstädten begleiteten". (v. Strantz, „Geschichte des deutschen Adels", Teil I, S. 239 ff.) Von diesen blieben dann erfahrungsgemäß viele in Italien. Bei Burckhardt Bd. II, S. 312 ff. werden Deutsche aus der Zeit der Renaissance (Drucker, Künstler, Kaufleute und Handwerker, Lehrer und Studenten) ganz systematisch nachgewiesen. Über eine deutsche Studentenkolonie Bolognas (natio teutonica) H. Brunner, „Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte", S. 236. Über verwandte Verhältnisse in Padua Stobbe, „Geschichte der deutschen Rechtsquellen", Bd. I, S. 626.

Im Adel Italiens läßt sich ein gotisches Geschlecht mit Sicherheit kaum mehr, um so zahlreicher dafür langobardisches Blut nachweisen. Die Langobarden haben den Grund zum neuen Adel Italiens gelegt und das Hauptkontingent dazu geliefert. Nach diesen folgen die Franken, demnächst die Normannen. Daß mehr oder minder alle gleichermaßen beim Herannahen des Morgenwindes des Rinascimento die gemeinsamen Ahnen verleugneten, sahen wir früher, auch, wie wenig es mit ihrem angeblichen Römertum auf sich hatte. Ebensogut könnten wir unsere Melanchthon und Oekolampadius, Molitor und Fabricius, die einer ähnlichen Zeitmode entstammen, für Griechen und Römer erklären. Und so hat es ja denn auch an vernünftigen Gegenstimmen in Italien selbst nicht gefehlt. Leider hat der italienische Adel seinen angeblichen römischen und seinen wirklichen germanischen Ahnen zeitweilig wenig, und neuerdings immer weniger, Ehre gemacht. Die turbulente Atmosphäre, in welcher er, namentlich der römische, sich im Mittelalter austobte, hat nicht nur schon damals auf sein sittliches Niveau stark gedrückt[915]), sondern auch zur Folge gehabt, daß das Gesetz des Aussterbens der Geschlechter sich an ihm besonders schnell und besonders unerbittlich vollzog. Die Ergänzungen und Auffrischungen, die er dann fand, erfolgten aus wesentlich anderen Schichten und durch Hebel, welche von der alten Adelsart weit abführten[916]). Dazu kam endlich noch ein Umstand, der sich in keinem anderen Lande sonst findet und durchaus als eine Besonderheit Italiens angesprochen werden muß Hier nämlich wurde die Scheidewand der Geburt schon sehr früh durchbrochen. Das alte Blut hat in der italienischen Geschichte geringere Bedeutung als anderwärts, Emporkömmlinge und Bastarde konnten eine große Rolle darin spielen. Selbst in den Fürstenhäusern finden wir die Illegitimen von den ehelichen Nachkommen nur wenig geschieden. Die Einrichtung des Cicisbeats, das nach Sismondi schier einen jeden darüber im unklaren ließ, wer eigentlich sein Vater sei, hat ein übriges getan[917]), und kurzum, dies alles hatte dann einen Tiefstand des italienischen Adels herbeigeführt, der ihn unter den der meisten anderen großen Kulturvölker rückt und aus dem Munde von Italienkennern wie Mommsen und Gobineau ätzend scharfe Charakteristiken hervorgerufen hat[918]).

[915]) Giesebrecht, Bd. 3, S. 552 ff.

[916]) Nach Ranke, „Die römischen Päpste", Bd. III³, S. 63, zählte man in Rom im 17. Jahrhundert nur noch ungefähr 50 adlige Familien, die 300, 35, die 200, 16, die 100 Jahre alt seien, und man schrieb auch diesen nur ein geringes und niedriges Herkommen zu. Viele waren auf dem Geldwege emporgekommen. Besonders schrecklich hatten die Borgia unter dem Adel aufgeräumt.

[917]) Villari, „Machiavelli", Vol. I, p. 11 ss. Burckhardt, Bd. II, S. 21 ff., 162, 166.

[918]) Die erste gründliche und umfassende Untersuchung über die Herkunft des italienischen Adels von deutscher Seite findet sich — mit dem Ergebnis, daß dies eine durchaus germanische sei — in dem großen Foliowerke „Origines

In betreff der italienischen Städte hat lange, allzulange ein wissenschaftlicher Streit darüber geherrscht, ob ihre Verfassungen römischen Ursprungs oder ob sie eine germanische Neuschöpfung seien[919]). Im Grunde ist dies, insoweit das äußerliche, formale Moment in Betracht kommt, von geringerem Belang, da ja Woltmanns Schlichtung der Frage, wonach der eigentliche Gehalt dem neuen städtischen Leben ganz unbedingt durch die Germanen eingehaucht worden sei, wohl zweifellos zu Recht besteht. Wie beim Adel, läßt sich auch für die Städte nachweisen, daß die wichtigsten Stellen in den entscheidenden älteren Jahrhunderten des Mittelalters in den Händen der Germanen gewesen sind, und daß auch hier die Rückromanisierung erst später erfolgt ist[920]).

Genug jetzt von Italien. Die Rolle, die dem Germanentum, und insbesondere seinem deutschen Zweige, so vielfach aufgebürdet erscheint, als Mohr seine Schuldigkeit zu tun und dann gehen geheißen zu werden, hat es, wenn irgendwo, im neueren Italien gespielt. Das hat zum Glück den gesunden Sinn und die offenen Augen der Deutschen nicht gehindert, zu erkennen und einmütig zu erklären, daß eben dies neuere

Guelficae", das, von Leibniz begonnen, von mehreren anderen fortgeführt, 1750 zu Hannover von Christian Ludwig Scheid veröffentlicht wurde. Die Beteiligung Leibnizens selbst erstreckt sich vornehmlich auf das Haus Este. In der Vorrede widerlegt Scheid sehr wirksam die römischen Vorurteile und Ansprüche der Italiener und führt dabei nicht nur deutsche Stimmen an, wie die Jakob Spiegels, sondern auch italienische, wie die des Aeneas Sylvius („Germanicam nobilitatem totum pene orbem, ut fons uberrimus, inundasse, neque gentem ullam, ullam regionem esse, quae non a Germanis nobilitatem suam habere gaudeat, jactet, laetetur, fateatur") und Joh. Ant. Campanus („Ita agamus, ut potius Germani quam Itali nuncupemur, et, si parum possumus, studia tamen nostra semper huc dirigamus, ut inclytae nationi semper mos a nobis geratur ... Nec aliter probi Itali de Germania loqui possunt, cum nobilissimi quique hodie ex illis aut Germanorum nepotes sint aut certe omnem suam fortunam et splendorem Germanorum gratiae debeant"). Von neueren Werken wären zu nennen, außer Gibbon (T. 12, p. 314 ss.) und Sismondi („Histoire des républiques italiennes du moyen âge", T. I, p. 387 ss. u. ö.): vor allem Gregorovius, Bd. II^4, S. 175 ff., IV, S. 119, 432 ff., V^2, S. 56 ff., 289, VI^3, S. 253. VIII, S. 384 ff.) und Woltmann, der den berühmtesten italienischen Familien sein 4. Kapitel gewidmet hat.

[919]) Villari („I primi secoli", Vol. I, p. 15 ss.) zählt die Verfechter beider Anschauungen auf. Seltsamerweise hat — unter dem Einflusse politischer Strömungen — die Fortdauer der römischen Städteverfassung bei den Italienern selbst weniger Beifall gefunden. Mehrere, darunter Villari, suchten durch Verbindung beider Ansichten zu vermitteln.

[920]) Vgl. hierzu Savigny (besonders Bd. III^2, S. 106, 111 ff.). Über Florenz Davidsohn, Bd. I, passim., Hegel, Bd. II, S. 192—204. Über Pisa Sismondi, T. I, p 327. Über Genua Leo, Bd. II, S. 82. Über Verona ebenda, Bd. I, S. 328 ff. Über Venedig (das, zuerst eher eine antigermanische Gründung, erst später seine germanischen Kräfte vom Festlande bezog) Hegel, Bd. II, S. 251, Vollgraff, Bd. II, S. 502, 566, Arndt, „Versuch", S. 141, Leo, Bd. I, S. 166, 243 ff., 377, Eichhorn, „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. III^5, S. 130.

Italien sein Bestes, ja sein Dasein dem Fortwirken des germanischen Blutes, das unter anderem auch seine Begründer in sich trugen, verdankt. Und wer weiß, ob man auf dies nicht auch im allerneuesten träfe, wenn man der Genealogie des leitenden Mannes und seines Stabes nachgehen könnte. Daß jener nichts Eiligeres zu tun hatte, als womöglich den prachtvollen Germanen Südtirols das Lebenslicht auszublasen, würde dem leider nicht widersprechen, sondern entspricht altem germanischem Rezept.

Ein in vielen Stücken anderes, ja entgegengesetztes Bild bietet in rassischer und rassengeschichtlicher Beziehung Spanien. Fast mehr noch als Italien lehrt uns dieses Land, ein wie schwieriges, ja mißliches Ding es um unsere Rassenanalysen der Völker ist, und man kann es den spanischen Gelehrten nachfühlen, wenn sie schon nach dem ersten Hervortreten der sozialanthropologischen Schule sich veranlaßt sahen, gewisse Verwahrungen gegen deren Klassifikationen und Charakteristiken einzulegen[921]), indem diese, aus gelehrter Ferne entworfen, zumeist dem Bilde der Wirklichkeit nur sehr bedingt entsprächen. Wohl birgt die ethnische Zusammensetzung des spanischen Volkes kein so unergründliches Rätsel, wie es für die des italienischen in den Etruskern vorliegt, aber des Dunklen bleibt immer noch genug. Im allgemeinen werden wir uns an die Analyse Woltmanns halten können, die indessen in einigen Punkten zu berichtigen und zu ergänzen ist[922]). Wertvolle Vorarbeiten hierfür finden sich an vielen Stellen von Lembke-Schäfers „Geschichte von Spanien", bei Vollgraff[923]) und in Arndts „Versuch"[924]).

Daß der Hauptbestandteil des spanischen Volkes wenigstens ursprünglich der iberische gewesen ist, wird wohl von keiner Seite bezweifelt. Schon Wilhelm von Humboldt hatte es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß die Basken, als Iberer, die Urbewohner und als solche einst über die ganze Halbinsel verbreitet gewesen seien[925]). Zweimal hat dann dieses Element eine beträchtliche

[921]) Altamira, „Psicologia del pueblo Español", Madrid und Barcelona 1902, p. 30 („La non correspondencia de las razas historicas modernas con los tipos antropologicos"). Was würde er erst zu den neuesten Aufstellungen gesagt haben! Vor allem ist für dieses Volk, wie für kein anderes, das psychische Moment zu berücksichtigen, wie es ja denn nach diesem auch weit greller als z. B. das italienische in verschiedene große Gruppen auseinanderfällt. Wir versuchen im Texte unter Aufgreifung der hauptsächlichsten Anhaltspunkte der Lösung des Problems wenigstens annähernd beizukommen.

[922]) „Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 5, S. 469, dann auch in seine „Germanen in Frankreich" übergegangen (S. 127): „Grundstock mediterran, im Südwesten Negerblut, im Nordosten und an der Ostküste Beimischung von Alpinen. Blonde — Nachkommen der Goten und Sueven — vornehmlich im Norden".

[923]) Bd. II, S. 787 ff.

[924]) S. 160 ff.

[925]) „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens", Berlin 1821.

Verstärkung aus verwandtem Blute erhalten, zuerst in frühgeschichtlicher Zeit durch die phönizischen und später karthagischen Ansiedlungen in ganz Südspanien[926]) und später durch die Mauren. Zu diesem Grundbestandteil ist aber schon früh ein zweiter hinzugetreten, dem die spanischen Gelehrten, im Gegensatz zu den ihn meist zu sehr vernachlässigenden deutschen, eine namentlich im Hinblick auf die Bildung des Volkscharakters ebenbürtige Bedeutung zuerkennen: der keltische. Die immer wieder gerade für die Spanier betonte außerordentliche Zähigkeit dieses Volkscharakters wird von jenen wesentlich auf die Mischung der Iberer mit den Kelten zurückgeführt[927]). Dabei haben wir uns gegenwärtig zu halten, daß dies die frühen, noch als durchaus nordisch zu denkenden Kelten gewesen sind[928]). Aber auch der römische Einfluß, unter welchem nicht am wenigsten mit das spanische Volk sich gebildet hat, muß zum mindesten geistig ein bedeutender gewesen sein. Mit Stolz und mit Recht haben spanische Historiker die sehr bedeutende Rolle hervorgehoben, welche ihr Land schon in der Kaiserzeit gespielt hat: Trajan, Hadrian, Marc Aurel und Theodosius d. Gr. waren Spanier. Bekannt ist Spaniens Anteil an der Literatur, und auch daran darf hier erinnert werden, daß es diesem Volke damals vergönnt war, auf der Grundlage des Lateins die schönste, stolzeste der romanischen Sprachen aufzuführen, in der es, wie nur eines, lebt und sich darstellt.

So reifte das spanische Volk seiner Bestimmung, „eines der edelsten der Welt“ zu werden (A. Fr. von Schack, mit vielen anderen), schon entgegen, ehe noch die Edelrasse sich in immer sich erneuernden Strömen über das Land ergoß. In dem Spanien von Sagunt lag schon das Spanien von Saragossa vorgebildet, wenn auch erst die Germanen der spanischen Seele ihre größte Weihe und Tiefe, dem spanischen Geistesleben seinen höchsten Flug, der spanischen Sprache ihren ganzen Vollklang verliehen haben. Und der hohe Beruf namentlich der Goten, als der eigentlich tragenden germanischen Rasse der iberischen Halbinsel[929]),

---

[926]) Nach Strabo zählte man dort nicht weniger als 200 Ortschaften, denen man einen phönizischen Ursprung zuschrieb. Heeren, „Ideen“, Bd. I, 2, S. 40, II, 1, S. 72.

[927]) Modesto Lafuente, „Historia general de España“, Tomo I, Barcelona 1889, p. VII. Henri Martin, „Histoire de France“, 4e Édit., 1855, T. I, p. 6, begründet auf diese Mischung seine Charakteristik der Spanier, in welcher er deren Haupteigenschaften auf beide Komponenten verteilt.

[928]) In Kastilien sind vor einigen Jahren große Nekropolen mit Tausenden von Gräbern der Hallstatt- und Latène-Zeit aufgedeckt worden — eine erste vom Osten ausgegangene große Eroberung, die wir als die keltische erkennen können (Schuchardt, „Alteuropa“, 2. Aufl., S. 257).

[929]) Außer den Westgoten sind es vor allem Sueven gewesen, welche sich in größeren Scharen auf der Pyrenäenhalbinsel niederließen. Sie hatten sogar eine Zeitlang ein eigenes Reich, das aber später im Gotenreiche aufging. Die verschiedene Dosierung von Goten- und Suevenblut hat mit zur rassischen Scheidung von Spaniern und Portugiesen beigetragen (Dahn, „Könige der Ger-

ist dann — sehr anders als in Italien — auch von allen denkenden Spaniern immer lebhaft empfunden und volltönend verkündet worden, wenn auch, nicht ohne Berechtigung, den Keltiberern immer ihr gebührender Anteil an dem Aufschwung und der Blüte der Nation gewahrt blieb. Aber immer wieder wurde betont, wieviel Spanien dadurch vor den anderen Ländern vorausgehabt habe, daß ihm in den Goten gerade derjenige Stamm geschenkt worden, der nicht nur durch seine moralische Überlegenheit über die römische Welt, sondern auch durch seinen Vorrang vor den übrigen Germanen geglänzt, der die Gesellschaft nach dem Zerfall des Römerreiches wieder aufgebaut, dem spanischen Volke seine besten Güter, Glauben und Recht, und außerdem eine Dynastie und einen Adel geschenkt habe, von dem abzustammen der Stolz der besten Spanier sei[930]). Dieses letztere, die Würdigung des Gotenblutes oder blauen Blutes (sangre azul) als des allereigentlichsten Adelsblutes, ist in der Tat eine der spanischen Besonderheiten sozusagen bis auf den heutigen Tag geblieben. Cervantes erweist seinem Helden eine besondere Ehre, indem er ihn in einem Gedichte als Godo Quijote feiert, und nach Balthasar Gracian war es für den spanischen Stolz bezeichnend, den großen Herrn zu spielen und zu sagen: „ich stamme von den Goten ab". Noch Lord Byron schreibt dem Vater seines Helden Don Juan, den er sich doch als zeitgenössisch denkt, reinste gotische Abstammung zu. Zu dieser muß nun allerdings bemerkt werden, daß sie — die in der Vorstellung des Spaniers mit altchristlicher Art zusammenfiel — unendlich viel öfter behauptet wurde, als sich beweisen ließ, da vielmehr ein starker Gegensatz klaffte zwischen jenem christlichen Adels- und angeblichen Rassenbewußt-

---

manen", Bd. VI, S. 572 ff.). Starke fränkische Einströmungen und Beeinflussungen haben von der Zeit Karls d. Gr. her aus dem Frankenreiche in der sogenannten spanischen Mark stattgefunden, aus welcher später die Grafschaft Catalonien hervorging (Lembke, „Geschichte von Spanien", Bd. I, S. 383 ff.). Auch Jahrhunderte später sind immer wieder französische, insbesondere normännische Ritter ins nördliche Spanien eingedrungen, sie haben wesentlich zur Befreiung von den Sarazenen mitgewirkt. Näheres hierüber bei Baist in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie, Bd. II, 2, S. 386 und vor allem bei Dozy, „Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne", T. II, p. 250—371. Nicht übergangen darf hier auch werden, daß die Stürme der Völkerwanderung in den Alanen auch ein nichtarisches Element aus dem Osten nach Spanien hineingetragen haben, das A. v. Humboldt („Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne, T. II, p. 47) als tatarisch bezeichnet, und in welchem wir wohl die Alpinen Woltmanns zu erkennen haben.

[930]) Schon der Jesuit Mariana („Historia de rebus Hispanicis", 1619, Lib. 5, cap 1) spricht sich, unter Berufung auf Dio, in ähnlichem Sinne aus. Vgl. dann Lafuente, a. a. O., T. I, p. XIX, T. II, p. 36 ss., 102, 118, 221. Ganz besonders wird von spanischen wie deutschen Autoren, Lembke, Schäfer und anderen, immer wieder die Dauerkraft und wohltätige Einwirkung des gotischen Rechtes betont — für einen Germanenstamm besonders charakteristisch.

sein und dem wirklichen Blutsbewußtsein, hinsichtlich dessen die Spanier gar nicht auf sich hielten. Steht es doch fest, daß sie nicht nur in der Neuen Welt sich mit den Fremdrassen weitestgehend vermischten, sondern auch in der Heimat Mauren- und Judenblut in Fülle gerade in ihren hohen und höchsten Adel eindringen ließen. Schon im 13. Jahrhundert traten nach den großen Siegen der Spanier zahlreiche vornehme Moslemin in den spanischen Adel ein, was dann später immer noch zunahm, und in noch weit größerem Umfange hat Vermischung mit den Marranen, den getauften Juden Spaniens, wenn auch meist nach der weiblichen Seite, stattgefunden, so daß gesagt werden konnte, daß fast in dem gesamten hohen Adel des heutigen Spanien jüdisches Blut fließe[931]). Sogar aus der indianischen Welt erhielt dieser vereinzelt Zuwachs: Nachkommen Montezumas, eines der letzten Herrscher Mexikos, gründeten spanische Adelshäuser[932]), und der Historiker Garcilaso de la Vega, genannt der Inka, stammte mütterlicherseits von den alten Herrschern Perus ab. In allen diesen Fällen hatten übrigens die fremden Rassen ihr Bestes von Blut hergegeben, wie denn ja überhaupt die Mauren wie die Juden Spaniens als die edelsten Vertreter ihrer Stämme galten. Was insbesondere die Mauren anlangt, so haben sie in mehrfacher Beziehung günstig auf die Spanier als Nation eingewirkt. Den engeren Zusammenschluß und die Verschmelzung von Goten und romanisierten Keltiberern hat hauptsächlich die muselmännische Eroberung bewirkt, und in dem langen Wettringen mit den Mauren haben die Spanier von diesen namentlich in den ritterlichen Künsten viel gelernt[933]). So konnte ja denn auch die Gewaltmaßnahme der Millionenaustreibung von Juden und Mauren durch Ferdinand und Isabella von manchen Seiten als eine der Hauptursachen des so auffallenden Niederganges Spaniens in den späteren Jahrhunderten betrachtet werden. Mitgewirkt mag sie haben, denn mit jenen ging gewiß zum Teil auch ein wertvoller Bestandteil der Bevölkerung verloren. Indessen wird man doch tiefer greifen müssen, um einer Erscheinung, die in mancher Beziehung einzig in der Völkergeschichte dasteht, beizukommen.

---

[931]) Schon Saint Simon klagte (Mémoires, Paris 1879 ff., T I. p. 159 ss., 368 ss.) über die Vermaurisierung und Verjudung des spanischen Adels. Vgl. ferner Llorente, „Histoire de l'Inquisition d'Espagne, 2e Edit., T. I, Préface XXVI. Lembke, a. a. O., Bd. I, S. 197. Grätz, „Geschichte der Juden", Bd. 8, S. 285, 311. Peschel, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", S. 149 ff.

[932]) Prescott, „History of the conquest of Mexico", Vol. II, p. 351 ss.

[933]) Über die Mauren, auch über ihre Mischungen mit den Spaniern, orientieren vorzüglich die Werke Dozys (außer den vorgenannten „Recherches" das Hauptwerk „Histoire des Muselmans en Espagne", Deutsche Ausgabe, Leipzig 1873). Zur spanischen Sprache haben sie etwa ein Zehntel beigesteuert (Diez „Grammatik der romanischen Sprachen", Bd. I³, S. 92), ein weiterer Beweis ihres hohen Einflusses.

In der Tat haben ja vor dieser jähen Wandlung eines großen Volkes von höchstem Glanz und Herrlichkeit zu Stillstand und Verfall die meisten Denker wie vor einem Rätsel gestanden. Früher war es auch hier Sitte, nur von Despotismus und Fanatismus, moralischem und politischem Verfall zu reden[934]). Näher kam der Sache schon Galton, der in erster Linie den Zölibat, in zweiter die Inquisition, als Maßregeln einer Gegenauslese, für den Rückgang des spanischen Volkstums verantwortlich machte[935]). Aber es ist klar, daß auch dies bei weitem nicht genügte. Der entscheidende Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß Spanien das Menschenmaterial nicht zu ersetzen vermochte, das die unaufhörlichen Kriege fast eines Jahrtausends — 800 Jahre Maurenkämpfe, zuletzt Karls V. und Philipps II. Kriege gegen alle Großmächte Europas — und sodann die Auswanderung nach den Kolonien, aus welchen kaum ein Drittel der nach dem Glücke Ausgezogenen heimkehrte, kosteten. Eine Unsumme männlicher Kraft wurde so verschlungen, und zu welch verzweifelten Mitteln menschlicher Aufforstung mußte dagegen zuzeiten gegriffen werden[936])! Die Enderscheinung aber, zu der dies alles führte, hat am besten wiederum in ihren Gründen Woltmann aufgedeckt, wenn er sagt: „Die Herrschaft des katholischen Priestertums, die schon dem alten Gotenreich so verderblich war, lastet hemmend auf dem Geiste der Nation; die Vertreibung der Araber und Juden hat sicherlich dem Lande viele fleißige Köpfe und Hände entzogen; aber alle diese Vorgänge haben den Genius der Rasse nicht berührt. Die tiefer liegende Ursache ist vielmehr das Aussterben der germanischen Herrenschicht, welche die Erzeugerin und Trägerin der politischen und geistigen Wiedergeburt war. Diese Rassenerschöpfung ist denselben Ursachen zuzuschreiben, die bei allen Kulturvölkern die geistig produktive Schicht dahinraffen... Ob der Rest aktiver blonder Rasse, der dem Lande verblieben ist, imstande sein wird, es einer neuen Blüte entgegenzuführen, muß die Zukunft lehren."

Die Schlußworte dieses Gutachtens eröffnen einen Ausblick auf das, was werden soll, der nur durch einen Rückblick auf das, was war, einigermaßen mit Inhalt erfüllt werden kann. Auch für diesen hat uns Woltmann das beste Material an die Hand gegeben. Er zeigt an den genannten Stellen unwiderleglich, wie tief das Germanentum im Leben, vor allem in der Geistesgeschichte des neueren Spaniens verwurzelt

---

[934]) So Fr. List, „Gesammelte Schriften", Bd. II, S. 395 ff.

[935]) „Hereditary Genius", p. 344 ss., ähnlich de Candolle, p. 460—62. Im Punkte der Inquisition macht Schack („Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", Bd. II, S. 15) nach Llorente geltend, daß diese während ihrer ganzen 300jährigen Dauer nicht so viele Opfer gekostet habe als die einzige Bartholomäusnacht in Frankreich, gar nicht zu reden von denen der Hexenprozesse in Deutschland allein im 17. Jahrhundert.

[936]) Vgl. Schäfer, Bd. III, S. 195 ff. über die Wiederbesiedelung einzelner Städte Aragons durch König Alfonso nach der Rückeroberung dieses Landes.

ist, welch einer Fülle germanischer Namen und Gestalten wir dort begegnen. Die großen Genien gehören so gut wie ausschließlich der nordischen Rasse an, insbesondere ist die Malerei bis auf den heutigen Tag deren eigenste Domäne geblieben (einzig Ribera weist Woltmann der Mittelmeerrasse zu). Woltmann stützt sich in diesen seinen Ergebnissen wesentlich auf die Vor- und Mitarbeit Joh. Jungfers, der diesem Thema seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt[937]) und unter anderem auch gewisse Charakterzüge des Spaniers als germanisch festgestellt hat: „Den Individualismus, der die Grundlage des spanischen Stolzes bildet, die Ritterlichkeit, den Frauenkult und endlich den religiösen Ernst." Er verhehlt freilich auch nicht, daß letzterer aufs engste mit dem Fanatismus sich berühre, der ebenfalls in Spanien, und auch eben im gotischen Spanien, seine düsteren Blüten getrieben hat. Denn auch der Stifter des Jesuitenordens und der Inquisitor Aragons, Arbues, entstammten germanischen Adelsgeschlechtern.

Im Betreff des vielberufenen Stolzes und Ehrgefühles des Spaniers wäre nun aber wohl noch darauf hinzuweisen, wie tief im innersten dieser Zug mit seinem Rechtsgefühl zusammenhängt. Nächst seinem Glauben hat er sich sein Recht — seine fueros — am treuesten und zähesten bewahrt: jeder Spanier ist ein geborener Kämpfer ums Recht im Sinne Jherings, und der Richter von Zalamea konnte nur in Spanien geschrieben werden. Kein anderes Volk vielleicht hat sich so viel Ethos aus seinem Recht geholt wie die Spanier. Und aus Glauben und Recht gemeinsam erwuchs diesen dann jenes monarchische Gefühl, das in dieser Weise wohl auch nur im neugotischen Reich der „katholischen Könige" möglich war. Mit gutem Fug hat man ja das Spanien des späteren Mittelalters so bezeichnet, denn die genealogische Kontinuität steht fest, die Könige Spaniens sind die blutlichen wie die rechtlichen Nachfolger der alten Gotenkönige. Ein solches Wiederauferstehen eines alten Herrschergeschlechtes aus Jahrhunderte langem Grabesdunkel übertrifft an rassischer wie geschichtlicher Bedeutung noch die Erneuerung des persischen Thrones durch die Sassaniden, welche einzig als Parallele aus der Völkergeschichte herangezogen werden könnte, bei welcher aber in ganz anderem Maße fiktive Momente mitwirkten. Sie ist daher — nicht nur in Spanien selbst — wie ein Wunder empfunden worden[938]) und hat, in Verbindung mit dem entsprechend ehrwürdigen Alter des Adels, immer als ein Symbol der Dauerbarkeit des Gotentums gegolten. Noch im 17. Jahrhundert hatte Hugo Grotius eine lebhafte Empfindung hiervon, wenn er

---

937) Vgl. insbesondere seine Abhandlung „Germanisches aus Spanien" in der „Politisch-Anthropologischen Revue", Jahrg. VI, S. 701—712. Über die Blonden in Spanien auch Tubino bei Penka, „Herkunft der Arier", S. 105.

938) In England namentlich, wo die Kontinuität der Königsreihen auf weit weniger festen Füßen stand, ist dies besonders gewürdigt worden. Vgl. Palgrave, „Rise and progress", T. I, p. 51 ss. Über die dauernde Einwirkung der germanischen Institutionen auf das spanische Staatsleben Stubbs, Vol. I, p. 4 ss.

schrieb: „In Hispania, ubi penes Gothorum posteros regnum et nobililatis honos fuere tot per saecula, manetque in hunc diem“ [939]).

Und wie ist es nun mit dem Fortleben und den Einwirkungen des gotischen Elementes im heutigen Spanien? Hierfür müssen wir vor allem denjenigen das Wort geben, deren Kennerschaft sich auf längere Aufenthalte im Lande stützt. Nach A. Haupt erhielten sich namentlich im Norden, in Asturien, reine Westgoten in ihren Nachkommen. Im Dome zu Toledo wird noch allsonntäglich eine „westgotische“ Messe gelesen, in der alten Form, wie sie seit Reccareds I. Übertritt zum Katholizismus üblich war[940]). Und ein anderer wissenschaftlicher Reisender, der das Land gründlich durchforscht hatte, hat dem Verfasser berichtet, wie erstaunlich viel Germanisches er dort namentlich in ländlichen Bezirken noch angetroffen habe. (Die Sierra Morena scheint hier an erster Stelle zu stehen.) Konstantin Frantz, der jahrelang im deutschen Konsulatsdienst in Spanien geweilt hat, schrieb 1878 an Richard Wagner: „Mich hat es in Spanien oft frappiert, wieviel Germanisches noch in dem spanischen Wesen steckt. Kommunale Autonomie hat sich dort sogar viel kräftiger erhalten als in Deutschland. Uns räumlich ferner liegend als die anderen romanischen Länder, ist uns wirklich dieses Land innerlich am verwandtesten. Hat der Franzose Esprit, der Italiener Genie, so hat nur Spanien in seinem Cervantes einen Humoristen ersten Ranges aufzuweisen. Und Humor kann nicht ohne Gemüt sein. Welche Gemütstiefe spricht sich in Murillo aus! Die Idealität Raffaelischer Formen erreicht er freilich nicht, trotzdem meine ich, er heimelt uns mehr an als Raffael, nur daß man ihn in Deutschland noch zu wenig kennt[941]).“

Daß dem allen wirklich so ist, daß auch die Spanier selbst als Volk sich uns noch innerlich nahestehend fühlen, dafür hat der Weltkrieg die erstaunlichste Probe gebracht. Der elementare Ausbruch der Empörung beim Verrat Italiens und die Sympathiekundgebung, welche sie uns, schier als einzige in der ganzen gesitteten Welt, in der geschlossenen Masse ihrer Intellektuellen darbrachten — nur Schweden kann allenfalls noch neben ihnen genannt werden —, ist gewiß nur auf dem Wege über die Goten zu erklären, die hier für das ganze Volk noch einmal das Wort geführt haben. Ob, um auf Woltmanns Frage zurückzukommen, derartige Nachklänge von Gotentum auf ein etwaiges Wiederaufblühen Spaniens hoffen lassen? Kaum, wenn wir uns vergegenwärtigen, was man heute unter Blüte moderner Völker versteht. Nach einem Witzworte A. W. v. Schlegels hätte Spanien das 18. Jahrhundert verschlafen, und im 19., zu dem es dann erwachen sollte, fand es die gotische Ära endgültig durch die angelsächsische abgelöst. England, das Portugal seit zwei Jahrhunderten fast wie eine Kolonie in der Tasche

939) „Prolegomena ad historiam Gothorum“, 1655, p. 17.
940) „Die älteste Kunst der Germanen“, S. 192.
941) „Bayreuther Blätter“, Jahrg. I, S. 162.

hat, breitete auch im Hauptlande der pyrenäischen Halbinsel mit den modernen Mitteln seinen Einfluß immer weiter aus, indes die andere angelsächsische Macht die letzten Reste des einst so stolzen spanischen Kolonialbesitzes an sich riß. Die technisch-industrielle Entwicklung, welche die meisten Völker genommen haben, liegt dem Spanier nicht. So wird er wohl auch fernerhin „zurückbleiben", und vielleicht ist es ein Sonnenuntergang, dem wir beiwohnen, wobei wir indes des Goetheschen Wortes

„Untergehend auch noch ist's immer die selbige Sonne"

gedenken wollen.

Ja, es ist ein wunderbares Ding um diesen Ewigkeitsglanz der Goten, der, in Italien allzufrüh erloschen, in Spanien durch lange Jahrhunderte fortgeleuchtet und von dort auf die verschiedensten Länder sein Licht ergossen hat. Auf keines doch wohl so wie auf das unsrige. Die göttliche Naivität Lopes und der erhabene Tiefsinn Calderons sind nirgends so widergeklungen, Don Quixote ist außer in Spanien selbst nirgends wieder so daheim wie bei uns, und Murillo und Velazquez haben bei uns schönste Deutung erfahren. In der deutschen Wissenschaft ist überhaupt ein Ton der Begeisterung für Spanien unverkennbar. Ganz gewiß fehlt der auch für Italien noch weniger. Aber dort gilt er in erster Linie dem Lande, in zweiter den Herrlichkeiten der Kunst, hier dagegen dem Volke, das ein Heldenzeitalter fast ohne gleichen erzeugt und davon in allen Tönen gesungen und gesagt hat[942]).

Wir kommen zu den Franzosen[943]).

---

[942]) Ich begnüge mich mit wenigen Beispielen für das Gesagte. Vor allem möge man die Verherrlichung der Blütezeit des Gotentums, des mittelalterlichen Katalonien, im 3. Bande von Schäfers Geschichte Spaniens (Kap. 9, 11 bis 13) lesen und dazu das nehmen, was S. 405 ff. über die glorreiche Kette der Siege, Fahrten und Errungenschaften Aragons zur See ausgeführt ist. Vortrefflich auch Vollgraff, Bd. II, S. 788—790, der die Überlegenheit der Goten und ihrer Kultur über Sachsen und Franken betont. Arndt vollends („Versuch", S. 151—189) gerät bei der Charakteristik der Spanier in helle Begeisterung, die herzerhebend weiterwirkt. Der Name des Grafen Schack braucht hier nur genannt zu werden. Einer der letzten Pläne Gobineaus, über dem er dahingestorben ist, war, seiner Renaissance ein spanisches Seitenstück zu geben.

[943]) Über die rassische Zusammensetzung des französischen Volkes und die Verteilung seiner hauptsächlichsten Bestandteile nach Wesen und Wirkung unterrichtet vor allem das Werk von G. de Mortillet, „Formation de la nation française", 2e Edit. Paris 1900. Vgl. ferner Amédée Thierry, „Histoire des Gaulois", T. I, p. 14 ss., 23, 27, 47, 60, 70. Broca, „Recherches sur l'ethnologie de la France", p. 11, 33 ss., 53 ss. Arbois de Jubainville, „Les premiers habitants de l'Europe", T. II², p. 5 ss., und desselben „Les Celtes depuis les temps les plus anciens", p. VIII ss. Das nachgelassene Fragment Gobineaus, „L'ethnographie de la France" ist unter dem Titel „Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker", deutsch von J. Schwabe, unlängst bei Lehmann in München erschienen. Eine kürzere Skizze, „Rassengeschichte der französischen Nation", lieferte Lapouge in der „Pol. anthropol. Revue", Jahrg. 4, S. 16—35. Von deutschen Forschern seien genannt Loebell, „Gregor von Tours", S. 62—72, 357 ff., 384 ff. E. M.

Die früheren Aufstellungen über französische Rassengeschichte litten alle an der einen starken Lücke, daß sie nur die historisch zu erfassenden Gruppen, im wesentlichen also Kelten, „Römer“ und Germanen, berücksichtigten, die verschiedenen prähistorischen Schichten dagegen, die freilich erst neuerdings entdeckt worden sind, ganz außer acht ließen. Und doch sind sie offenbar von so ungemeiner Wichtigkeit, daß man den Ausspruch eines der Führer der Prähistoriker, Arbois de Jubainville, „Seuls à peu près, les archéologues ont vu la vérité“ einigermaßen begreifen wird. Nicht zwar, daß wir imstande wären, diese „races obscures“[944]), die in Höhlen und Grüften geborgen ruhen, noch unmittelbar für eine Rassenanalyse heranzuziehen oder gar psychologisch dafür zu verwerten[945]), aber als ein anonymer Untergrund, ein einschränkendes Etwas, müssen sie bei einer jeden — einer Geheimklausel gleich — hinzugedacht werden.

Mit der Überschätzung des keltischen Elementes räumt Arbois gründlich auf. Sie geht hauptsächlich auf Amédée Thierry zurück, der sich ja sogar so weit verstieg, neunzehn Zwanzigstel aller Franzosen diesem Blute zuzuteilen, während sein Gegner, auch seinerseits reichlich weitgehend, diese auf ein Zwanzigstel reduzieren wollte! Was das keltische Übergewicht zu stützen schien, war einmal die überaus große Anzahl geographischer Namen keltischen Ursprungs, und zum zweiten die Tatsache, daß allerdings gewisse besonders charakteristische Eigenschaften, die als spezifisch keltisch gelten[946]), den Gallier-Franzosen aller Zeiten zugesprochen werden müssen. Aber daraus eine Identifizierung des Franzosen mit dem Kelten schlechthin herleiten zu wollen, wie es auch deutsche Gelehrte getan haben[947]), dazu liegt doch nicht die mindeste Berechtigung vor, da vielmehr der Franzose rassenpsychologisch ein äußerst vielspältiges, schwer zu fassendes Gebilde darstellt[948]).

Gehen wir historisch vor, so herrscht wohl Einmütigkeit darüber, daß die Erobererschicht der blonden nordischen Kelten (von Thierry

---

Arndt, „Versuch“, S. 190—240, Eduard Arnd, „Ursprung und Entwicklung des französischen Volkes“, Bd. I, S. 53 ff. Dahn, „Könige der Germanen“, Bd. VII, 1. passim. (Vgl. auch Bd. VIII, 2, S. 35—45 über die Nationen des Karolingerreiches.)

[944]) Er zählt („Les premiers habitants“, T. II², p. XVI ss.) vier solcher Schichten als der keltischen Periode vorhergehend auf. Die letzte — ligurische — leitet nach ihm in die Geschichte über.

[945]) Vermuten läßt sich hier immerhin manches. Vgl. Roget de Belloguet, T. III, p. 48. In den iberischen (mittelländischen) und alpinen Elementen Frankreichs dürften mancherlei prähistorische Reste enthalten sein.

[946]) Gute Charakteristik der Kelten bei Amédée Thierry, z. B. T. II, p. 551 ss.

[947]) So z. B. auch Vollgraff. Am weitesten geht in dieser Beziehung Karl Hillebrand („Frankreich und die Franzosen“), der seine ganze im übrigen so vortreffliche Schilderung des französischen Volkscharakters auf diese Identifizierung begründet.

[948]) Über die Kontraste im französischen Volkscharakter Roget de Belloguet, T. III, p. 54.

und anderen als Kymrobelgen bezeichnet) nicht allzu zahlreich gewesen sein kann. Es war ein Kriegeradel, der im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zusammengeschmolzen sein muß. Der Hauptteil ist jedenfalls in den Cäsarischen Kriegen untergegangen[949]). Der andere, vermutlich weit stärkere Bestandteil der Kelten (die „Gallokelten") hat sich im Verlauf der Zeit in Vermischungen mit den Mittelländern (Iberern und Ligurern) und Alpinen vom Urtypus immer weiter entfernt. Über seinen Umfang dürften genauere Feststellungen schwer zu machen sein, im allgemeinen aber Lapouge und Arbois nicht unrecht haben, wenn sie, ersterer Irland und Amerika, letzterer sogar Deutschland für reicher an Keltenblut als Frankreich erklären.

Der römische Bestandteil kommt anthropologisch für die Rassenzusammensetzung des französischen Volkes so gut wie gar nicht in Betracht, wiewohl es unbestreitbar ist, daß nicht nur in Ackerbau, Handel und Gewerbe, sondern auch in Sprache, Sitte und Bildung, ja selbst in der Religion die „Romanisierung" sich sehr schnell und gründlich vollzogen, und daß namentlich im Städteleben das römische Wesen noch bis tief in die germanische Epoche hinein fortgewirkt hat. So hat denn auch in Frankreich zeitweise ein gewisses Liebäugeln mit der römischen Mutter — gepflegt namentlich durch die Napoleoniden — stattgefunden, das aber immer rein ideeller Natur blieb[950]).

Die Germanen haben sich auch für Frankreich nicht nur in seelisch-geistiger Beziehung immer mehr als die „Dominante" (Fouillée) der Rassenmischung erwiesen, sie treten auch rein quantitativ immer bedeutsamer hervor, so daß namentlich im Hochmittelalter Frankreich als germanische Vormacht erfolgreich mit Deutschland wetteifern konnte. Besonderer Wert ist nun aber hier mit der neueren Forschung darauf zu legen, daß für die Besiedelung Frankreichs reichlich so sehr wie die kriegerische Besitznahme des Landes in der Völkerwanderungszeit die friedliche in Anschlag zu bringen ist, welche zuvor vier Jahrhunderte lang auf dem Wege des Sklavenhandels und vor allem der Bauernansiedlungen

---

[949]) Broca („Recherches", p. 12) bringt ein Zitat aus Plutarch, wonach in diesen Kriegen eine Million Menschen getötet, eine zu Sklaven gemacht worden sein soll. Vgl. auch Cäsar selbst („Bell. gall." 2, 28, 2. 3, 16, 4. u. ö.), wo von der Vernichtung ganzer „Senate", das heißt Adelsgruppen die Rede ist.

[950]) Bezeichnend ist es, daß z. B. an den Stellen der „Histoire littéraire de la France", wo von der Entstehung („fusion") der französischen Nation gehandelt wird, von einem römischen Element gar keine Rede ist, sondern nur von Galliern und Franken. Fustel de Coulanges („La Gaule Romaine", Paris 1891, p. 97 ss.) und Mortillet (p. 101—103) tun unwiderleglich dar, daß römische Kolonialgründungen in Gallien nur in mäßigem Umfange stattgefunden haben, daß die römischen Beamten immer nur zeitweilig in Gallien waren. Daß die Legionen nicht mehr aus Italienern bestanden, wurde schon oben S. 236 bemerkt. Über die römische Munizipalverfassung in den gallischen Städten Augustin Thierry, Oeuvres. T V, p 363ss., T. VII, p. 246ss., Hegel, Bd. II, S. 335 ff., 342, 363 ff., 460.

vor sich gegangen war. Diese erste Germanisierung Galliens begann schon im 1. vorchristlichen Jahrhundert und erreichte ihren Höhenpunkt im 1. nachchristlichen. Sie war eine Folge der immer wieder auftretenden Entvölkerung und vollzog sich wohl nicht nur in Form von Massenverpflanzungen durch die Kaiser (von denen uns vermutlich nur die wichtigsten in der Überlieferung bezeugt sind), sondern auch in der ständiger Gruppen- und Einzelwanderungen[951]). Irgendwelche Abschätzung versuchen wir für diese ältere Invasion so wenig wie für die spätere der germanischen Stämme der Völkerwanderung. In betreff dieser sei nur ganz allgemein daran erinnert, daß erst die austrasischen Franken das wirkliche Frankenreich, das germanische Frankreich geschaffen haben, und daß der Dynastiewechsel zwischen Merowingern und Karolingern weit mehr als einen solchen, daß er erst die volle und endgültige Gewinnung des Landes für das Germanentum bedeutet. Denn erst jetzt verdichteten sich durch fortwährenden Zuzug aus der Heimat die fränkischen Scharen zu einem Massiv, dem der Sieg über das römisch-keltische Element zufiel, so daß es dem gesamten mittelalterlichen Frankreich den germanischen Charakter aufzuprägen vermochte, den sich die schnell romanisierten neustrischen Franken der Merowingerzeit, als eine Minderheit in fremder Umwelt, nicht zu wahren vermocht hatten[952]). Auch der nächste Dynastiewechsel, welcher die Krone dem aus sächsischem Geblüte stammenden Hause Capet zutrug, hat wiederum für die Rassengeschichte Frankreichs hohe Bedeutung. Mit ihm begann die lange Reihe jener Könige, von denen hat gesagt werden können, was Frankreich geworden sei, verdanke es im wesentlichen ihnen[953]). Neben ihnen steht als der Hauptvertreter des germanischen Frankreich sein Adel, der mit Königtum und Geistlichkeit in älterer Zeit die Geschicke desselben fast allein bestimmt hat, und dessen Geschichte denn auch den wichtigsten Teil der Blutsgeschichte

---

[951]) Eine genaue Aufzählung der nachweisbaren Ansiedlungen mit Quellenbeleg aus den alten Schriftstellern bei Ukert, „Geographie der Griechen und Römer“, Bd. II, 2, S. 342—382. Darnach kann man sich namentlich Nordfrankreich nicht leicht zu germanisch vorstellen, was auch dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß ein Teil der angesiedelten Stämme keltisch war. Auch Gaupp, S. 265—274, gibt alles Wesentliche. Vgl. besonders noch Lapouge, a. a. O., S. 28 ff. und des Verf. „Gobineaus Rassenwerk“, S. 476, wo eine unveröffentlichte Stelle aus Gobineau zu dem Thema.

[952]) Guizot, „Histoire de la civilisation en France“, T. II, p. 86, 92 ss., 107 und „Essais sur l'histoire de France“, 4e Edit. 1836, p. 63, 68 ss., 73 ss. („La France Romaine céda à l'ascendant de la France Germaine ... Un changement de dynastie fut, au fait, la victoire d'un peuple sur un peuple“). Augustin Thierry, Oeuvres, T. V, p. 133. Fustel de Coulanges, „L'invasion germanique“, p. 558 ss. Giesebrecht, Einleitung zu Gregor von Tours, S. XI.

[953]) Arndt, „Versuch“, S. 204. Dies wird von Mignet besonders anschaulich an dem nachgewiesen, was das französische Königtum im Mittelalter durch seine Verzweigung in zahlreiche Unterdynastien für die Vereinheitlichung und Verschmelzung der Franzosen geleistet hat. („Etudes historiques“, p. 180 ss., 218, 424 ss.)

Frankreichs um so mehr bildet, als er auch in dessen Geistesleben immer in vorderster Reihe gestanden hat.

Die einst von Boulainvilliers und Montlosier aufgebrachte Ansicht, wonach der französische Adel ausschließlich germanischen Geblütes gewesen sei, ist längst als unhaltbar nachgewiesen worden[954]). Vorwiegend germanisch ist er natürlich gewesen, und vor allem, was noch wichtiger: er hat sich im Mittelalter zu einer rein germanischen Institution entwickelt, der Form wie dem Geiste nach. Die Feudalität hat sich in ihm in erster Linie verkörpert, und was den Geist anlangt, so hat sich der dem Germanen von Haus aus innewohnende Freiheits- und Unabhängigkeitssinn auch bei ihm in einem Grade behauptet, der ihn mit der Zeit in immer schärfere Gegnerschaft zum Königtum bringen mußte. Dieses hat sich denn auch schon im Mittelalter mit dem Bürger- und Bauerntum gegen ihn verbunden und später — besonders in Ludwig XIV. — zu den stärksten Mitteln gegriffen, um ihn vom unabhängigsten der Stände zu einem bloßen Hofadel herabzudrücken. Daß er, als seiner Zeit nach den Gesetzen der Feudalität ausgestaltet, gleichwohl bis zuletzt die germanische Tradition vertrat, daß er in der Idee germanisch war und blieb, sollte sich 1789 zeigen, wo die Sieyès und Genossen, welche angeblich die Gallier an den Franken rächen wollten, tatsächlich gegen jene Idee Sturm gelaufen haben[955]). Und wenn auch damals, nach Renans treffendem Worte, unter den Stürmenden mancher Germane und unter den Gestürmten mancher Gallier gewesen sein mag, so haben doch zum mindesten die alten Adelsgeschlechter auch noch unter der Guillotine durch die Massenhaftigkeit des unter ihnen vertretenen germanischen Blutes den Beweis erbracht, daß dieses immer und überall das ausschlaggebende gewesen ist. Das gilt nun aber auch ebensogut für die übrigen Bevölkerungsklassen, und gilt nicht nur für die großen Zeiten Frankreichs, da dieses eines der an Germanen reichsten Länder Europas war, sondern auch für die späteren, ja für die heutigen. Darin hat sich auch durch die noch so starken germanischen Aderlässe nichts geändert, daß die Provinzen, in welchen das germanische Blut vorherrschte, in jeder Beziehung die wertvollsten geblieben sind[956]), und

---

[954]) Guizot „Essais sur l'histoire de France", p. 185, 207 ss. Fauriel „Histoire de la Gaule méridionale", T. I, p. 380. Fustel de Coulanges, „L'invasion germanique", p. XII, 172, 459, 547. Hegel, a. a. O., Bd. II, S. 347 ff. Dahn, „Könige der Germanen", Bd. VII, 1, 145 ff. Loebell, „Gregor von Tours", S. 130 ff.

[955]) Zur Geschichte des französischen Adels als Institution, seinen verschiedenen Gattungen und Stadien, ist vor allem Warnkönig und Stein, „Französische Staats- und Rechtsgeschichte", Bd. I, S. 132, 416, 550 ff., Bd. II, S. 148 ff., 166 ff., Bd. III, S. 55 ff. zu vergleichen. Über die Schläge, welche Ludwig XIV. dem Adel versetzte, Lavisse-Rambaud, „Hist. générale", T. VI, p. 210—214, 220. Revolution und Adel Boisjoslin, p. 288, 331 ss. Renan im „Journal Asiatique", T. 13, 1859, p 446 ss.

[956]) Fr. List, „Gesammelte Schriften", Bd. II, S. 442 ff. Die Franken haben, wie sie den Namen des Landes begründeten, auch in dessen Geschichte

hellblickende Franzosen, denen die Bedeutung der Rasse für ein Volk aufgegangen war, haben dies warm und unumwunden anerkannt[957]). So auch sehen sie in der Entgermanisierung, welche seit Chlodwigs Tagen fast ohne Unterbrechung vor sich gegangen ist, die beklagenswerteste Seite des neuerdings gewissermaßen akut gewordenen allgemeinen Bevölkerungsrückgangs Frankreichs. In der Tat hat sich ja jenes Verhängnis der Völker am französischen fast in größeren Maßen als an irgendeinem anderen vollzogen[958]). In der Erkenntnis, daß das Erbe der Blonden von durchaus Minderwertigen angetreten wird, und daß die moderne soziale Entwicklung auch wiederum jenen wertvollsten Bestandteil in erster Linie bedrohe, hat man denn auch, nachdem einmal ein Bevölkerungszuwachs nur noch vom Auslande her zu erreichen ist, nun wenigstens die germanische Zufuhr nach Kräften zu steigern gesucht. Schon hieraus allein begreift es sich, warum Frankreich sich so stark an das Elsaß klammert[959]). Was aber dieses ihm zur Aufbesserung der Rasse

und Literatur vielfach zu ausschließlich das französische Germanentum überhaupt vertreten müssen. Die „Histoire littéraire de la France" gebraucht Français und Francs durchweg identisch, und noch der Kriegsruf von 1789 galt diesen letzteren. Burgunder und Normannen sind aber für die germanische Sache in Frankreich ganz ebenso wichtig. Für die Rassenverhältnisse Burgunds findet sich viel Wertvolles in zwei deutschen Werken: K. Binding, „Das burgundisch-romanische Königreich", Bd. I, 1868, bes. S. 323 ff. Albert Jahn, „Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens", 2 Bde., Halle 1874, Bd. I, S. IX, 60 ff., 197 ff., Bd. II, S. 468, 503 u. ö. Über die Normannen ist oben S. 278 das Wichtigste von Literatur beigebracht. Vgl. dazu allenfalls noch Ed. Arnd, a. a. O., Bd. I, S. 513. Alfred Maury, „La terre et l'homme", p. 407. Lappenberg, „Geschichte von England", Bd. II, S. 2 ff.

957) Das von uns öfter herangezogene bedeutende Buch Courtet de l'Isles, „La science politique fondée sur la science de l'homme", ist fast ganz auf dem Gedanken der überragenden Bedeutung der Germanen für Frankreich aufgebaut und mündet aus in einen Ruf nach neuen Germanen in Form einer durch Napoleon und de Maistre gestützten Prophezeihung, wonach in der Weise der Völkerwanderung eine abermalige Durcheinanderrüttelung und damit Neueinteilung (reclassement) der Völker stattfinden werde.

958) Über die Vernichtung des neustrischen Adels durch Chlodwig Loebell, S. 127. Die Bruderkämpfe der Karolinger bedrohten den fränkischen Adel nochmals mit dem Untergang, so daß dieser sich vertraglich dagegen sichern mußte (Montesquieu, „Esprit des lois", 31, 27, nach Nithards 4. Buche). Über die Blutopfer der Kreuzzüge, welche Frankreich am stärksten trafen, Michaud, „Histoire des croisades", T. 1[5], p. II, 517, über die mörderischen Niederlagen in den englischen und italienischen Kriegen (Cressy, Poitiers, Azincourt, Pavia). Ranke, Bd. I, S. 48, 51, 58, 106. Die Opfer der Religionskriege (einschließlich der Réfugiés) gingen in die Millionen. Die große Revolution hätte nach Augustin Thierry (Oeuvres, T. VII, p. 121 ss.) drei Viertel des französischen Adels verschlungen, und ihr folgten dann noch die Kriege des Kaiserreichs. Über die heute noch vorhandenen Reste des alten Adels s. „Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 9, S. 208 ff: „Der französische Adel in seiner historischen Zusammensetzung (nach einer Studie der Revue des Deux Mondes)".

959) Im Bevölkerungszuwachs Frankreichs waren schon in den neunziger Jahren die Ausländer (Engländer, Spanier, Niederländer, Vlamen, Deutsche, Schweizer und Italiener) mit 39 Prozent vertreten. (A. Fouillée, „Dégénérescence": „Revue des D. M.", 1895, T. 131, p. 813.) So hat sich die Weis-

auch bringen mag, es wird reichlich aufgewogen durch das seit dem Weltkriege immer ungehemmtere Einströmen von Negerblut, das deren Niedergang endgültig besiegeln muß, indem es den den nordischgerichteten Franzosen längst unheimlich gewordenen südfranzösischen Elementen vollends die Oberhand verschafft[960].

Ein ungewöhnlich klares Bild gewähren die Rassenverhältnisse und die Rassengeschichte Englands. Hervorragende Gelehrte dreier Völker haben daran gezeichnet, und das Ergebnis ist eine Übereinstimmung, die kaum an irgendeiner entscheidenden Stelle einen ernstlichen Widerspruch oder eine fühlbare Lücke bestehen läßt[961].

Aus prähistorischen Zeiten ragt in die Rassenwelt Englands bis auf den heutigen Tag ein Element hinein, das weder quantitativ noch qualitativ unterschätzt werden darf, vielmehr nicht nur auf die Bildung des englischen Volkscharakters von entschiedenem Einfluß gewesen[962],

---

fagung Napoleons und Courtets ohne Katastrophe zu verwirklichen begonnen. Übrigens aber war das Elsaß Frankreich ethnographisch nach 1870 durchaus nicht etwa ganz verloren gegangen. Ganz hatten wir nur das Land, das Volk nur zum Teil erobert. Hunderttausende, darunter die besten Bestandteile, wanderten aus und bildeten in allen Schichten der französischen Welt eine bedeutsame germanische Enklave.

960) Lange bevor der französische Blutswandel diese neueste Wendung nahm, fällte Lapouge schon sein überaus herbes Urteil über sein Volk, a. a. O., S. 32. Ganz ebenso dachte Gobineau. Und Fouillée sagt a. a. O., nachdem er aufgezählt, wie „La France a usé le meilleur de sa richesse virile en batailles et en révolutions“ und die Auffaugung der Blonden durch das Stadtleben (l'absorption progressive des dolicho-blonds et bruns dans la lourde masse des brachy-bruns) geschildert: „Nous redevenons de plus en plus celto-slaves et touraniens, comme nous l'étions avant l'arrivée des Gaulois, tandis que l'élément dit aryen va diminuant chez nous. C'est p. a. d. une russification générale et lente de l'Europe, y compris l'Allemagne même.“

961) Zum Allgemeinen der Rassengeschichte der britischen Inseln Beddoe, „The races of Britain. A contribution to the anthropology of Western Europe.“ Bristol und London 1885. Von demselben eine kürzere Skizze in der „Polit. Anthropol. Revue“, Jahrg. 3, S. 26 ff. Wichtige Beobachtungen bei Galton „Hereditary Genius“, p. 328 ss., 335 ss., 346. Von Franzosen haben vornehmlich Augustin Thierry („Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands“) und Taine („Histoire de la littérature anglaise“) eine Fülle von Einzelmaterial geliefert. Vgl. auch Courtet de l'Isle, p. 245—267. Treffliche Übersicht über die im Gesamtrassenbestande des vornormannischen England zusammengefaßten und sich spiegelnden Nationalitäten bei Lappenberg, „Geschichte von England“, Bd. I, S. 558 ff. Über die sprachliche Seite Kluge, „Geschichte der englischen Sprache“ (aus Pauls Grundriß Bd. 3), S. 928 ff., 931 ff., 950 ff., 963 ff.

962) Vgl. hierüber Beddoe, „Pol. Anthr. Revue“, a. a. O., S. 27 ff. O. Ammon „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“, Jahrg. 6, S. 761, und „Deutsche Welt“, 1907, Nr. 41, S. 643, schreibt den wilden Zug, den Mangel an Hochherzigkeit im Engländertum der mittelländischen Rasse zu und begründet dementsprechend den Charakterunterschied zwischen Engländern und Deutschen in einem drastischen Gleichnis darauf, daß den germanischen Elementen beider bei ersteren eine Dosis mediterranen, bei letzteren eine solche alpinen Blutes beigemischt sei. Übrigens aber dürfte hierfür — abgesehen vom Milieu (Insel-

sondern auch neuerdings wieder im Vorrücken begriffen ist[963]): das iberische oder mittelländische.

Die römischen Kolonisten sind für die britischen Inseln noch unwesentlicher gewesen als für Gallien. Um so mehr kommen die Kelten in Betracht, welche Jahrhunderte lang in sie eingeströmt sind[964]). Mit ihnen haben starke Vermischungen seitens der später eingewanderten Sachsen in manchen Teilen des Königreichs, namentlich in den östlichen Grafschaften bis nach der Grenze von Wales hin, stattgefunden und zur Folge gehabt, daß dort — wie in Mercia — die germanische Nationalität ihr Staatswesen weniger fest und gleichartig auszubilden vermochte. Wo die germanische Ansiedlung die Landschaft nur teilweise zu bevölkern vermochte, blieben sogar keltische Grundeigentümer in ihrem bäuerlichen Besitz. Wie stark dieses Element im stillen weiterwirkte, zeigt sich auch in seiner beträchtlichen Beisteuer zur Bildung der englischen Sprache, die auf mehrere tausend Wörter geschätzt wird. Auch hier konnte von einem neuerlichen Wiederaufleben gesprochen werden[965]).

Das ausschlaggebend wichtigste, wenn auch vielfach zu ausschließlich in den Vordergrund gerückte Element der britischen Völkermischung ist ohne allen Zweifel das sächsische, oder, wie es meist genannt wird, das angelsächsische[966]). Es ist nicht nur das an Zahl stärkste, sondern auch dasjenige, welches sich auf den für ein Volkstum wichtigsten Gebieten, der Familie, der Sitte wie der Sprache, als das grundlegende erwiesen hat und eben dadurch imstande gewesen ist, sich alle anderen rassischen Bestandteile aktiv, beherrschend zu assimilieren. In Kirche und Staat, Gemeinde und Familie ist es siegreich schöpferisch durchgedrungen, es ist das aller Enden am sichtbarsten hervortretende germanische, dem es auch zu danken ist, wenn England sich im Mittelalter das Latein, und später die Renaissance wie das römische Recht vom Halse hielt. Mit

leben) — auch der uns fehlende Normannenstamm wesentlich in Betracht kommen. Inwieweit auch der den Engländern öfters nachgesagte judenverwandte Zug damit zusammenhängt, ist schwer zu sagen. Jedenfalls findet sich die blinde Hingabe an das Alte Testament, die dafür sprechen könnte, gerade auch bei besonders germanischen Gestalten wie Cromwell und Milton.

963) K. F. Wolf in der „Deutschen Welt“, 1902, Nr. 30.

964) Das Folgende nach Gneist, „Englische Verfassungsgeschichte“, S. 85.

965) „Pol. Anthropol. Rev.“, Jahrg. 9, S. 603 ff. Vgl. auch das oben S. 249 über das moderne Keltentum Gesagte.

966) Sachsen, Angeln und Jüten sind die drei Stämme gewesen, welche — und zwar nicht in großen Heereszügen, sondern allmählich, häufig in sehr kleinen Gruppen — in erster Linie die Besiedelung Englands vollzogen haben. (Lappenberg. a. a. O., Bd. I, S. 82 ff.) Neben ihnen aber kommen unbedingt auch noch andere, sicher Friesen, höchstwahrscheinlich Franken und Langobarden, in Betracht. (Ebenda, S. 18, 101.) Die Nationalverschiedenheit der deutschen Stämme macht sich — ein sprechendes Muster von Rassenpersistenz — nicht nur physisch, auch in Rechts- und Dialektverschiedenheiten noch heute, nach anderthalb Jahrtausenden, bemerklich, wie anderseits die natürliche Verwandtschaft der Insel- und der Festlandssachsen noch heute nicht erloschen ist. (Ebenda, S. 84 ff., 102 ff.)

dem Eindringen der romanisierten Normannen, der „Francigenae", schien diese spezifisch germanische Entwicklung eine Zeitlang bedroht. Aber eben auch nur eine Zeitlang: immer wieder haben Einfluß und Ausprägung des sächsischen Elementes im Volkscharakter zu-, die des normännischen abgenommen. Nachdem die Sachsen im volkswirtschaftlichen wie im ethisch-kulturellen Sinne aus England das gemacht, was es befähigte, mit den Völkern des Kontinents in Wettbewerb zu treten, haben auch bei den darauf folgenden großen politischen Auseinandersetzungen jene stets das Feld behauptet und ihre Nebenbuhler den Kürzeren gezogen. Schon die Magna Charta bedeutete im Grunde einen Sieg der Sachsen; nachdem sodann der alte normännische Adel durch die Rosenkriege fast vollständig vernichtet war, erfolgte unter den Tudors seine Regeneration aus der gentry, welche sächsischen Geblütes war; Neuengland endlich ist eine im wesentlichen angelsächsische Gründung. Das alles ist unbestreitbar, würde aber den großen Zug noch nicht erklären, der Jahrhunderte lang durch die englische Geschichte gegangen ist und sich aus dem angelsächsischen Wesen eben nicht erklären läßt, dessen Begrenzungen ja ebenso offen zutage liegen wie seine Vorzüge. Ein besonders scharfblickender Ethnologe hat den sächsischen Stamm geradezu den trägsten unter den germanischen genannt, der ganz nur für Industrie, Handel und physisches Wohlbehagen veranlagt, und dem das Geistige nur eine Art Luxus sei[967]). Offenbar muß sich also, da dies etwas scharf gefaßt, in der Sache aber zweifellos richtig ist, im englischen Blute noch ein Bestandteil finden, der das Angelsächsische ergänzt und das, was wir kurz die englische Größe nennen wollen, recht eigentlich erst ermöglicht hat. Es ist der sogenannte dänische.

In den älteren Werken verschiedener Nationalitäten, welche über die englische Blutmischung handeln, findet man fast ausnahmslos mehr oder minder nur die Angelsachsen und die Normannen Wilhelms des Eroberers als deren germanische Hauptfaktoren aufgeführt, neben denen nur allenfalls die älteren Nordmänner, Dänen und Norweger, in Betracht zu ziehen seien. Erst ein Däne, J. J. A. Worsaae, hat in seinem epochemachenden, ausgezeichneten Buche „Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland"[968]) in Sachen britischer Rassenanalyse den Spieß umgedreht und durch eine lange Reihe sprechender Tatsachen aus den Gebieten der Anthropologie, Linguistik, Archäologie, Geo-

---

[967]) Vollgraff. Vgl. seine Charakteristik, Bd. II, S. 756—765, und Gobineaus „ni le plus humain ni le plus digne". Zum obigen im übrigen Gneist, a. a. O., S. 243 ff., de Tourville, „Histoire de la formation particulariste", passim, bes. 310—313, 505—527 (ein besonders eifriger Anwalt der Sachsen). Daß das a potiori, das schon die Bezeichnung als Angelsachsen in sich schließt, nun gar in der als Sachsen selbst von Autoren unserer Zeit noch gesteigert wird, entspricht im Grunde doch dem Tatbestand. Noch Bonifatius hatte in Briefen an Papst Zacharias von seiner Heimat als dem überseeischen Sachsen gesprochen.

[968]) Deutsche Ausgabe von Meißner, Leipzig 1852.

graphie, Geschichte und Kulturgeschichte unwiderleglich dargetan, daß vielmehr jene älteren Nordmänner der englischen Geschichte die entscheidendsten und größten Impulse gegeben, daß sie den lebensvollsten, begabtesten und edelsten Teil des englischen Volkes repräsentieren, und daß selbst die spätere normannische Eroberung ihrer Vettern, die nur den Schlußakt eines Jahrhunderte langen Dramas bedeutet, ohne sie nicht möglich gewesen wäre. Weit entfernt, nur auf kriegerische Eroberungen sich zu beschränken, haben sie vielmehr immer neue skandinavische Ansiedlungen als Landwirte und Kaufleute vorgenommen, sie haben die britischen Inseln zum Teil wahrhaft kolonisiert. Der Kolonialgeist der Engländer, wie auch der wikingerhafte Zug, das Seemännische im englischen Volkscharakter ist von ihnen ererbt. (Nelson, = Nielsen, war Skandinavier.)

Dieser Auffassung, wonach die Dänen und Norweger vielleicht die wichtigste Gruppe der britischen Legierung darstellen, ist dann auch von englischer Seite Rechnung getragen worden[969]). Und jedenfalls ermöglicht erst sie die endgültige und voll zutreffende Charakteristik des Engländers, wenn man nämlich unter „Normannen" den Gesamtkomplex des zweierlei skandinavischen Blutes im englischen Volksleibe versteht[970]).

[969]) Die unbedingte Überlegenheit der Normannen über alle anderen Rassen Englands hatte übrigens schon Courtet de l'Isle (p. 263) ausgesprochen. Die wertvollsten Aufschlüsse über die älteren und die jüngeren Normannen und ihr gegenseitiges Verhältnis verdanken wir Freeman in seiner „History of the Norman conquest" (Vol. I, London 1867, p. 1 ss., 148 ss., 335 ss , Vol. V, p. 703). Auch er kennzeichnet die normännische Eroberung des 11. Jahrhunderts als „only an infusion", während die älteren und stärkeren Gruppen — darunter nicht am wenigsten die der ehemaligen Nordmänner — „still survived, and in the long run again made good their supremacy". Zur Zeit der Eroberung waren die völlig zu Engländern gewordenen „Dänen" und die Mannen Wilhelms, die jetzt nicht mehr als Nordmänner, sondern als Normannen nahten („the change in the form of the name aptly expresses the change in those who bore it"), in Sprache, Sitten und Fühlen einander denkbar fern, und dennoch erwies die Macht des gemeinsamen Blutes sich über die Jahrhunderte hinweg stark genug, beide aufs innigste zu verschmelzen. Übrigens hatte doch auch schon E. Burke („an abridgment of English history" Book 2. Chapter 6.) bemerkt, daß „the posterity of the Danes . , . were still very numerous in the kingdom, and in general not well liked by, nor well affected to, the old Anglo Saxon inhabitants", und daß Wilhelm die Rassengegensätze zugunsten seiner normannischen Untertanen ausnützte, auch in seiner Gesetzgebung die Verwandtschaft der zweierlei Skandinavier stark betonte („He declares, that the Normans and Danes ought to be as sworn brothers against all men"). Unbeschadet dessen wird dann aber auch von Burke wie von Freeman und anderen (z. B. Sharon Turner, „History of the Anglo-Saxons", T. 3, p. 288 ss.) das Lob des Eroberers wegen seiner Verdienste um die Einigung des Gesamtvolkes gesungen („to unite the two nations — English and Normans — under the wings of common parental care", Burke), ja, J. R. Green sagt geradezu („History of the English people", Vol I, London 1877, p. 125) „In a word, it is to the stern discipline of our foreign (i. e. Norman) kings that we owe not merely English wealth and English freedom, but England herself."

[970]) So charakterisiert ein Engländer (Bagehot, „Physics and politics, p. 201 ss.) das Gespann Sachsen-Normannen trefflich als „union of

Ein besonderes Wort gebührt nun noch den Schotten[971]), deren Blutsabstand von den Engländern ja von je hervorgehoben worden ist (Bagehot stellt sie geradezu nebeneinander wie Spartaner und Athener), und denen vor allem einmütig — auch von unbefangenen und bedeutenden Engländern — zuerkannt wird, daß sie im Mutterlande wie in den Kolonien unverhältnismäßig viele führende und bahnbrechende Männer gestellt haben, daß insbesondere die größten Denker, Gelehrten, Philosophen und Erfinder Großbritanniens meist Schotten gewesen sind[972]). Auch hierfür dürfte wohl Worsaae die Erklärung geben, der darüber belehrt, daß Schottland unverhältnismäßig stark skandinavisch besiedelt worden, daß insbesondere Niederschottland — wie übrigens auch Nordengland — den reinst und stärkst germanischen Teil des Königreichs abgibt. Der Schotte ähnelt noch heute dem Norweger und Schweden wie kein anderer Europäer, wie denn auch nach Schottland mehr Norweger, nach England mehr Dänen gekommen sind[973]).

Unverbrauchter noch, urgermanischer als die Schotten sind die Bewohner der normannischen Inseln, welche als einziges Überbleibsel des kontinentalen Herzogtums mit dem alten Gewohnheitsrecht auch die eigene Vertretung bewahrt haben, und die der Insel Man, deren in die Zeit der Wikinge zurückreichende Verfassung bis heute ungeschwächt in der Volksversammlung auf dem Tinwald fortbesteht[974]).

Wie anders das Hauptland, das, nachdem es alle Stadien der historischen Entwicklung großer Reiche durchlaufen, jetzt im letzten, in dem unverkennbaren, unheilbaren Niederganges angelangt scheint. Ein Vorgang, der sich wiederum nur aus seinem Rassenleben deuten läßt. Die Zeiten der glorreichen aristokratischen Republik, die Zeiten, da in England „in der Krone die Form und das Idol, im Oberhaus die Rasse, im

spur and bridle, of energy and moderation", und ein Deutscher (Vollgraff, S. 793/94) dahin, daß „der Handelsgeist den Sachsen, der Unternehmungsgeist den Normannen angehöre".

[971]) Zur Blutsgeschichte der Schotten bringt manches Wichtige Augustin Thierry, bes. im 3. und 6. Bande seiner Oeuvres complètes. Vgl. ferner Arndt, „Versuch", S. 255 ff., 276 ff. Vollgraff, S. 764. R. Pauli, „Aufsätze zur englischen Geschichte", Neue Folge 1883. („Die Entstehung des Einheitsstaates in Großbritannien".) In der älteren Folge (1869) gibt ebenderselbe (S. 187—241) eine sehr gute Darstellung der Iren und ihrer Rassenkämpfe mit den Mitbewohnern Großbritanniens.

[972]) Beddoe, „Polit. Anthropol. Revue", III, S. 38. Vollgraff, S. 764. de Candolle, „Histoire des sciences et des savants", p. 439, 441 ss.

[973]) Worsaae, S. 125, 127—33. Ganz ebenso Arndt, S. 276 ff. Alfr. Maury, „La terre et l'homme", p. 407. Nach Arndt wären — als Folge des Obigen — sogar die schottischen Kelten dem Germanischen stärker angeähnelt als Wallifer und Iren. (Mit schöner Naivität hatte seiner Zeit der mittelalterliche französische Chronist Froissart das nördliche — keltische — Schottland la sauvage, das südliche — germanische —, in welchem ihm selber die schottischen Barone eine so freundliche Aufnahme bereitet hatten, la douce Ecosse benannt.)

[974]) Pauli, a. a. O., S. 16.

Unterhaus die Individualität lag"[975]), sind nicht mehr. Den Haupthebel seiner Größe, die fortwährende Verstärkung seines Erbadels durch geistigen Adel aller Stände und die beständige Erneuerung der Rasse durch dessen Vermischung mit den ihm an Blut nächststehenden Elementen, hat es längst aus der Hand gegeben. Ein Blick auf das Oberhaus, von dem aus man leicht seine Rückschlüsse auf die übrigen Schichten des Volkes machen kann, lehrt, wie anders es dort jetzt aussieht. Im englischen Adel, und nicht in ihm allein, wuchert das Judentum[976]). Wenn die berufenen Ersatzkräfte so an blutsfremdester Stelle gesucht werden, ist dies überall ein Beweis, daß sie an der natürlich gegebenen entweder nicht mehr vorhanden sind oder sich mindestens nicht mehr zur Geltung zu bringen wissen.

So vielseitig sich auch eine Erscheinung wie der englische Verfall nach seinen Gründen darstellen mag, in diesem letztberührten Umstande ist doch immer seine wahre Endursache zu suchen. Die germanischen Reserven sind auch für England, wenn auch nicht erschöpft, doch allzu stark zurückgegangen. Den Normannen ist das Schicksal aller Aristokratien, im nationalen Lebenskampfe sich aufzureiben, nicht erspart geblieben, und den älteren Germanen, Dänen und Sachsen, dadurch das Rückgrat gebrochen worden, daß man ihren Kern, den bäuerlichen Mittelstand, zugunsten von Handel und Industrie dem Ruin preisgab — eine Entwicklung, deren Beginn Arndt vielleicht nicht mit Unrecht schon auf die Maßnahmen Wilhelms des Eroberers zurückführen will. Die zunehmend falsche soziale Einstellung hat dann alle anderen Schäden im Gefolge gehabt, Verstädterung, Rückgang der Arbeit, Heranziehung minderwertiger Fremdelemente, Verminderung der Geburten usw., so daß Arndt mit seiner Weissagung, die er im Hinblick nur erst auf die Verdrängung der kleinen Besitzer, die Pächterwirtschaft und den überwuchernden Industrialismus machte, die Kommenden würden „die Furchtbarkeit des Übels, das sie jetzt verkleistern und versalben, aber nicht heilen können, in ihrer ganzen Häßlichkeit erblicken," vollauf recht behalten hat[977]).

---

[975]) Rohmer, „Die Lehre von den politischen Parteien", S. 180.

[976]) Über das Judentum in England Otto Bonhard, „Jüdische Weltherrschaft?", Berlin 1928, S. 121—135.

[977]) Das Thema des englischen Niederganges ist neuerdings — zumal auch in der Zeitschriftenliteratur — in kaum mehr zu übersehendem Umfange behandelt worden. Hier können nur einige wenige besonders hervorragende Stimmen angeführt werden. Die im Text angezogenen Äußerungen Arndts finden sich in dessen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (Reclamsche Ausg., S. 270 ff., 291 ff.). Ein ganzes Buch widmete der Frage schon 1850 der französische Demokrat und Republikaner Ledru-Rollin: „Histoire de la décadence de l'Angleterre", bei dem der politische Standpunkt stark mitsprach. In N. Colajannis „Latini ed Anglo-Sassoni", 2a Ediz., Rom und Neapel 1906, ist das ganze 23. und 24. Kapitel dem Niedergang des Angelsachsentums nicht nur unter dem ökonomischen, auch unter dem biologischen Gesichtspunkte gewidmet. Uns hat vor allem Karl Peters, der ja den immer

Die Tochternation der Engländer, die der Vereinigten Staaten von Amerika, steht in mehr als einer Beziehung für die Rassenforschung besonders günstig und anlockend da. Nur bei ihr können wir das Werden eines großen neuen Volkes im hellen Lichte der Geschichte vor uns sehen, nur bei ihr denn auch gleich dessen rassische Hauptbestandteile erkennen, die Anpassung fremder Rassen an neue Lebensverhältnisse und den Prozeß einer im großartigsten Maßstabe sich vollziehenden Rassenmischung verfolgen. Es begreift sich, daß dieser, und die in ihm sich kundgebende so elementar wirkende Assimilationsfähigkeit, die Bewunderung aller derer erweckt hat, welche ihn unter rein anthropologischen Gesichtspunkten ins Auge faßten[978]), während diejenigen, welche historisch-politische oder gar ethische dabei zur Anwendung brachten, zu wesentlich anderen Urteilen gelangen mußten. Erstere sehen im Amerikanertum vor allem das, was drüben geworden, letztere das, was die Europäer unterwegs gelassen oder für die Amalgamierung preisgegeben haben.

Suchen wir uns zunächst über die rassische Zusammensetzung klar zu werden. Am wichtigsten ist natürlich der Grundstock der ersten Ansiedler, welche fast ausschließlich angelsächsischen Geblütes waren. Sie sind viel gefeiert worden[979]), und sicher ist, daß die Haupttugenden des Amerikaners zum guten Teil in ihnen verkörpert gewesen sind. Aber zum mindesten beigemischt, und in nicht ganz geringer Dosis beigemischt, sind ihnen andere Elemente gewesen, welche die schlimmsten Auswüchse des amerikanischen Volkscharakters — Skrupellosigkeit und Heuchelei — schon vorahnen lassen. Nach Virginien sandte Jakob I., um die Anzahl der Ansiedler rasch zu vermehren, nach dem Bericht des Generalkapitäns Lord Delaware, Wilddiebe, Missetäter und Verbrecher[980]), und von Chamberlains „herrlichen Puritanern" sagt selbst der so milde und besonnene Macaulay[981]), daß sie „an scheinheiliger Strenge sogar ihre

stärkeren Übergang der Engländer von der blonden zur dunklen Rasse sozusagen unter seinen Augen sich vollziehen sah, durch seine Berichte diese Seite nahegebracht. Die geistige endlich beleuchtet in fast erschreckender Weise Moeller van den Bruck („Die Zeitgenossen", 1906, S. 240—256), der dartut, daß zwar die politische Zersetzung — als deren vornehmstes Symptom wir die langsame Unterminierung der aristokratischen Verfassung gewahren — sich noch Jahrhunderte hinziehen könne, die sittliche und geistige aber in einem Maße bereits erfolgt sei, daß man in wahre Abgründe zu blicken glaubt. Wie die hervorragend germanisch veranlagten und gesinnten Geister des eigenen Volkes sich zu diesem allen stellen würden, ließ sich denken. Es genügt, die Namen Carlyles und Ruskins zu nennen. Aber auch an Godard sei nochmals erinnert, in dessen „Racial supremacy" der Begriff des heutigen britischen Imperialismus geradezu mit dem der Rebarbarisierung zusammenfällt.

[978]) Man sehe etwa Ratzel im „Türmer-Jahrbuch", 1904, S. 54. Ratzel war allerdings der Prophet und Wegbereiter der Allvermischung.

[979]) Chamberlain, „Grundlagen", S. 855 ff.

[980]) v. Hellwald, Bd. IV⁴, S. 618 ff. Auch nachher scheint übrigens Neuengland noch mehrfach als Verbrecherkolonie, wie später die Botanybay in Neu-Süd-Wales, gedient zu haben.

[981]) „Geschichte von England", Deutsche Ausgabe von Beseler, Bd. 12, S. 22.

schottischen Mitbrüder noch übertroffen hätten". Penn und die Quäker, Irländer, Pfälzer Protestanten und andere sind dann später gefolgt, und seit etwa 10 Generationen sind aus allen Teilen Europas die energischeren, rastloseren und mutigeren Männer nach der Neuen Welt ausgewandert und dort gediehen[982]). Der unerreichte Grad von Energie und Unabhängigkeitssinn, der der Union nachgerühmt wird, ist der Verschmelzung dieser tatkräftigsten Elemente Europas mit den ursprünglichen Ansiedlern zu danken[983]). Ganz auszuschalten ist aber aus der Mischung auch der Einfluß des indianischen Typus nicht, dem ein Kenner wie Bastian die Züge „einer unruhigen Hast, einer unheimlichen Verschlossenheit und Hinneigung zum Gespenstisch-Mystischen, worin sich leicht der unstäte Sohn der Prärien erkennt, freilich schon zu deutlich, als daß die amerikanischen Ethnographen den Balken im eigenen Auge noch sähen", zuschreibt[984]). Selbst dem Begründer der amerikanischen Unabhängigkeit, George Washington, wird eine Beimischung von Indianerblut zugeschrieben[985]). Im übrigen haben allerdings die Amerikaner lange Zeit alles aufgeboten, um sich die Farbigen fernzuhalten. Die Neger, welche der Handelsgeist in Unmassen in ihre Mitte geführt hatte, hat der Rassensinn gesellschaftlich nach Kräften unterdrückt, und auch die Gelben, die sich neuerdings in der Neuen Welt einnisten wollten, scheint man wieder daraus hinauskomplimentieren zu wollen. Anders steht es um ein Rassenelement, das, wenn auch nicht farbig, doch dem germanisch-keltischen Massiv, das die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im wesentlichen darstellt, von Hause aus als ein wesensfremdes gegenübertrat, wenn auch die besondere Anlage der Angelsachsen es diesen näher brachte als den übrigen germanischen Stämmen: das jüdische. Dieses hat neuerdings in der Union in einem Maße zugenommen, daß sie bereits zu den judenreichsten Ländern der Erde zählt, und ganz besonders die Hauptstadt Neuyork zu einem wahren Zentrum der Judenschaft sich entwickelt hat[986]).

Dies wäre natürlich nicht denkbar gewesen, wenn nicht das allgemeine Gesetz, nach welchem das Judentum vornehmlich auf Fäulnisboden gedeiht, auch auf die Vereinigten Staaten gründlich seine Anwendung gefunden hätte. In der Tat fehlt es ja in Amerika so wenig, und vielleicht noch weniger, als im alten Europa, an jenen Fäulnis- und Zersetzungserscheinungen, die zum Teil Zeichen abgelebter Kultur (die sich hier nur schneller abgespielt und den Verfall rasch nachgeholt hat), zum

---

982) Darwin, „Abstammung des Menschen", T. 1, Kap. 5.

983) Schäffle, „Bau und Leben des sozialen Körpers", Bd. 4, S. 469 ff.

984) „Der Mensch in der Geschichte", Leipzig 1860, Bd. I, S. 322.

985) Diefenbach, „Vorschule der Völkerkunde", S. 200.

986) Über das Judentum in den Vereinigten Staaten Bonhard, a. a. O., S. 135—147. Dort auch die Darlegung, wie eng puritanischer und jüdischer Geist sich berühren.

Teil aber auch Ergebnisse des besonderen dort waltenden Rassengeistes sind. Fassen wir diesen noch einmal kurz ins Auge.

Im allgemeinen ist der Yankee wohl als der Brite minus dem Normannen zu fassen. Das Angelsachsentum hat sich daher auf dem Boden der Neuen Welt noch weit ungehemmter entwickeln und ungestörter ausleben können als im Mutterlande. Der Geist Adam Smiths, der nur auf angelsächsischem Boden erwachsen konnte, jener Geist, der das Wohl der Völker auf rein materielle Faktoren begründet, hat erst in Amerika seine volle Blüte getrieben[987]). Das bedeutet den Ausschluß nicht nur einer höheren Moral, einer Ethik, nein aller eigentlichen Ideale, aus welchen solche einzig hervorgehen kann. Schaffen um des Raffens, freilich auch Raffen um des Schaffens willen, das Ganze parfümiert mit einem sehr sogenannten Christentum und mit sehr viel Phrase von Humanität und Völkerbeglückung. Die vielen andersblütigen Germanen der Legierung mußten sich nolentes volentes dem amerikanischen Pseudoideale anpassen, nicht ohne daß gar mancher davon, jeder in seiner Sprache, hie und da draußen, öfter aber noch innerlich, Verwahrung dagegen eingelegt hätte. Am stärksten hat wohl die deutsche Seele gegen die Seelenlosigkeit der amerikanischen Zivilisation aufgeschrien, wenn auch die tatkräftige Phantasie eines besten Deutschen wie Karl Schurz selbst jenem allerunpoetischsten Leben noch etwas wie eine „Poesie der Werdelust" abzugewinnen wußte. Aber auch ein von aller Überschwänglichkeit so freier Franzose wie Mérimée sprach doch (an Gobineau, 6. Juli 1859) von einer „nation dépourvue de toute espèce de préjugés, bonne foi, enthousiasme, honneur, morale" und deren Römerpraktiken, die sie dennoch, mindestens zu seiner Zeit, „nicht dem himmlischen Feuer überliefern würden". Alles in allem wird man heute wohl dem Ausspruch Gobineaus, den er, auch hier tief und klar blickend, vor dreiviertel Jahrhunderten getan, die Endesbestätigung erteilen können, daß durch das Amerikanertum kein neues Moment, kein neuer schöpferischer Gedanke ins Völkerleben getragen worden, daß nur gewisse Triebfedern und Eigenschaften der Europäer, nach der guten und noch mehr nach der schlimmen Seite vergrößert, darin zur Auswirkung gekommen seien.

Und dazu nun noch die Ausgeburten sinkender Kultur, deren schlimmste, das Nachlassen der Nachwuchserzeugung, in die alte Stammrasse schon dermaßen hineingewütet hat, daß ein furchtbar ernster Deutschamerikaner sagen konnte, der Augenblick sei abzusehen, da der letzte Yankee sich ins Meer stürzen werde[988]). Das ist nun zwar eines der großen Schicksalsgesetze, gegen die keine Macht der Erde etwas vermag,

[987]) Nach Sombart (bei Bonhard, a. a. O.) wäre jüdischer Geist von Anfang an in den englischen Kolonien daheim gewesen, wäre der ganze Amerikanismus „geronnener Judengeist".

[988]) A. Schultz, „Race or mongrel", Boston 1908. Ein sehr beachtenswertes Buch.

so wenig wie gegen jenes andere, wonach immer die Besten sich am stärksten dem Lebenskampfe aussetzen und darin verbrauchen müssen. Indessen hat die Erkenntnis des weit fortgeschrittenen allgemeinen Niederganges die wachen Geister der Union doch bestimmt, diesem wenigstens da in die Zügel zu fallen, wo Abhilfe im Sinne der Rasse noch möglich erscheint, und so in mehrfacher Beziehung ein bedeutsames Beispiel zu geben. Das gilt vor allem von der Einwanderungsgesetzgebung, welche wieder mehr die nordischen Elemente bevorzugt, Ost- und Südeuropäer fernerhält, aber auch von den Maßnahmen rassenhygienischer Art, durch welche auf ein menschenwürdigeres Durchschnittsniveau der Gesellschaft hingearbeitet wird. Ob davon zurzeit noch viel zu erwarten oder ob auch diese Einsichten schon zu spät gekommen sind? Die Bücher von Grant und Stoddard haben uns schaurige Einblicke in das amerikanische Rassenleben gewährt, und fast schlimmer noch klingen die Berichte und Prognosen des eben erwähnten besonders scharfblickenden Beobachters Alfred P. Schultz, nach denen man kaum noch zweifeln kann, daß die Allvermischung dort schon zu weit gediehen, und daß Gobineaus Wort, „Amerika sei nicht die Wiege neuer, sondern das Grab alter Volksstämme", sich bereits zu bewahrheiten beginnt[989]. Als allerbedenklichsten der von ihm aufgezählten Faktoren des Niederganges müssen wir den erkennen, daß auch der Zuwachs an europäischen Einwanderern, selbst aus den germanischen Ländern, nicht mehr der gleiche, daß er ein minderwertigerer geworden ist, entsprechend der Tatsache, daß diese ja auch an ihrem Teile der Rassenverschlechterung unterliegen. Von den Engländern gilt dies, wie wir sahen, im vollen Maße. Aber ist es mit uns anders?

Uns Deutschen fehlt es nicht an vortrefflichen Werken, welche in aller Händen sind und über unsere rassische Art wie deren psychologische Wirkungen und geschichtliche Ergebnisse gründlich unterrichten[990].

[989]) Nach seinem vorgenannten Buche hat Schultz noch einen Aufsatz in der „Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 9, S. 579—597 veröffentlicht, aus welchem einige Sätze hier mitgeteilt werden mögen: „Die Rassenvermischung in Amerika ist grenzenlos... Verbindungen von Weißen und Schwarzen sind auch im Norden keine Seltenheit mehr... Einen bestimmten amerikanischen Typus gibt es nicht, und die Entwicklung eines solchen wird mit jedem Tage unwahrscheinlicher, ja unmöglicher... Die Angelsachsen kann man als eine untergehende Kaste bezeichnen; die anderen Germanen verändern durch Vermischung ihr Wesen, oder sie gehen mit den Angelsachsen den Weg des Büffels und der Rothaut. Die Amerikaner sind heute nicht das, was sie gestern waren. Der Name umfaßt ganz andere Menschen, wesensverschiedene Menschen als vor 50 Jahren... Das Aussterben und das Minderwertigwerden der Germanen in Amerika zerstört den Rassenuntergrund, auf dem das Volk gebaut ist."

[990]) Ich begnüge mich, je ein mehr allgemeines und ein unser Thema im engeren (rassischen) Sinne behandelndes Werk zu nennen, welche als musterhaft bezeichnet werden können: „Das deutsche Volkstum", herausgegeben von Hans Meyer, Leipzig und Wien 1898, ein Sammelwerk von 10 deutschen Gelehrten, das in zugleich gemeinverständlicher und doch auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Darstellung eine allseitige Zusammenfassung deutschen Wesens,

Unsere rassische Zusammensetzung liegt nach ihren großen Grundzügen ungemein einfach vor uns da. Schon mit den Römern hat im Süden und Westen unseres Vaterlandes eine gewisse Mischung stattgefunden[991]). Daß wir an Keltenblut kaum ärmer sind als unser westlicher Nachbar, darin stimmen Forscher jenseits wie diesseits des Rheines überein[992]). Und in mindestens gleichem Umfange sind dann slavische Elemente mit dem germanischen Edelmetall zur deutschen Statue eingeschmolzen worden[993]).

Soviel über unseren auswärtigen Blutzuwachs. Weniger beachtet wird gemeiniglich ein anderer Vorgang, der vollständig in unser inneres Revier entfällt, wenn wir nämlich davon absehen, daß ein Teil der hier in Betracht kommenden Blutsgruppen später staatlich von uns getrennt worden ist. Es haben nämlich seit Karl d. Gr. und bis zu einem gewissen Grade nach dessen Vorbild die verschiedensten Kaiser und Reichsfürsten Haufen und Häuflein aus allen deutschen und benachbarten Stämmen als Kolonisten vorwiegend — aber nicht nur — in Nord- und Ostdeutschland angesiedelt. Im 12. Jahrhundert erreichte diese Bewegung ihren Höhepunkt, wo die vertragsmäßige Heranziehung fremder Ansiedler im Deutschen Reich — Niederlassungen der Holländer und Flam-

---

wie es sich aus unserer Blutsverfassung ergibt, darbietet, und Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes". Über dieses letztere Buch ist zurzeit ein Wort überflüssig. Ich möchte aber zum mindesten noch meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß Günther nicht nur in diesem seinem Hauptwerke, sondern auch in seinem „Nordischen Gedanken unter den Deutschen" die Möglichkeiten einer Gestaltung der deutschen Dinge nach rassenkundlichen und rassenhygienischen Gesichtspunkten günstiger beurteilt als mir noch möglich ist.

991) Hierüber sehe man Wattenbach, Bd. I, S. 33.

992) Die Äußerungen Arbois de Jubainvilles wurden oben (S. 380) wiedergegeben. Auch Ammon (in der französischen Ausgabe seiner „Gesellschaftsordnung", XXVI/XXVII) neigt der gleichen Auffassung zu, indem er als einzigen wesentlichen Unterschied in der anthropologischen Basis Frankreichs und Deutschlands den hinstellt, daß in Norddeutschland die Blonden, in Südfrankreich die Mediterranen überwiegen.

993) Über Besiedelung und Nationalitätsverhältnisse des Ostens, insbesondere den großen Germanisierungsprozeß daselbst, Behaghel, „Geschichte der deutschen Sprache", 2. Aufl., Straßburg 1902 (Sonderdruck aus Pauls Grundriß), S. 655 ff. und R. Schröder, „Deutsche Rechtsgeschichte", S. 390 ff. (Beide mit Literatur.) Auch möge man nicht versäumen, im Anschluß hieran von Geffcken (in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie", Bd. II, 2⁴, 1898) sich über unser älteres Kolonialwesen belehren zu lassen, der dort (S. 519) feststellt, daß, „wo es galt, in Europa neue Reiche zu gründen oder brachliegendes bzw. verwüstetes Land urbar zu machen oder Handelsfaktoreien anzulegen, nach allen diesen drei Seiten die Deutschen unter allen Nationen Europas das Hervorragendste geleistet und sich schon damals den Ruf erworben haben, die besten Kolonisatoren zu sein". Daher denn auch der aus allen Erdteilen zusammengelesene antideutsche Areopag nach dem Weltkriege sein Werk damit krönte, daß er uns unsere einer schönen Blüte entgegengehenden Kolonien räuberisch entriß, um sie dem Ausbeutungssystem unserer Feinde einzuverleiben, während unserseits ein Kulturwerk mit ihnen in Aussicht genommen war.

länder im nördlichen, westfälischer, friesischer und anderer Ansiedler im östlichen Deutschland, nordalbingischer Sachsen im Bistum Würzburg usw. usw. — etwas ganz Gewöhnliches war[994]). Noch weit später wurde vom Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern Berlin zu einem Rassenkreuzungspunkte aller deutschen Stämme gemacht, wie man ihn vollständiger nicht denken könnte. Pfälzer, Sachsen, Rheinländer, Böhmen, Salzburger und hugenottische Franzosen wurden herangezogen — alle durch ihr religiöses Bekenntnis für ihre germanische Abstammung Gewähr leistend —, die sich dann mit der eingeborenen märkischen Bevölkerung kreuzten. Man fragt sich unwillkürlich, was nach dem allen von kompakter Stammrasse bleibt, wo sich so mehr oder minder alles als Mosaik darstellt, und muß sich nur um so mehr wundern, daß noch so ungemein viel Stammtümliches im deutschen Volkskörper sich entwickeln konnte. Und fast noch erstaunlicher erscheint es, daß nun wiederum die so charakteristisch starke, fast starre Ausprägung der Stämme so wenig wie die Abstammung aus verschiedenen Grundwurzeln, Germanen und Nichtgermanen, welche in der körperlichen Erscheinung des deutschen Volkes noch klar erkennbar ist, und wie die weitgehende Durchsetzung unserer Kultur mit römischen Elementen die Herausbildung eines derartig einheitlichen psychischen Grundzuges unseres Wesens hat hindern können, daß von uns gesagt werden konnte, auch die entferntesten unserer Stämme verstünden sich in Denken und Fühlen besser als die vieler anderen Länder Europas. Das ist zweifellos ein Triumph des germanischen Elementes, das ja in dieser Harmonie durchweg den Grundton angibt und ganz anders zusammenfassend wirkt, als es der vielgespaltene leibliche Typus vermöchte[995]).

Nun sind allerdings die Stimmen, die uns dies versichern, vor geraumer Zeit erklungen, und weit zurück liegt auch ein Ausspruch Heinrich von Sybels, den ich vor 20 Jahren ausgraben durfte, und der mir seitdem — begreiflicherweise — schon mehrfach mottoartig wiederbegegnet ist: „Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihren Ursprüngen bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Der innere Grundstoff und der sittliche Bau unserer Naturen zeigt noch immer dieselben

---

994) Aufzählung der hauptsächlichsten Ansiedlungen bei E. H. Meyer, „Deutsche Volkskunde", S. 42 ff. Vgl. auch Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte", Bd. V², S. 315 ff.

995) Hans Meyer, a. a. O., S. 6/7. Ratzel im Türmer-Jahrbuch 1904, S. 61—63. „Unsere Bildung", sagt Gustav Freytag („Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Bd. I, S. 34 ff.), „beruht weit mehr auf der römischen Welt als auf der Weisheit alter Goten und Sigambrer. Die Grundlagen unserer geistigen Habe verdanken wir dem klassischen Altertum. Ein Drittel unserer Bevölkerung ist aus fremdem Urquell herzuleiten. Aber unser Gemütsleben, unsere Neigungen und Schwächen, unser Idealismus, die Grundlagen unserer Sitte sind so gut wie der Goldschatz unserer Sprache ein Familienerbe der Germanen des Tacitus. Durch diesen Besitz wird alles fremde Blut in deutsche Art umgesetzt."

charakteristischen Momente. Wir sind heute noch, was wir gestern waren[996]."

Gilt dies alles heute noch?

Kann vor allem sich einer von uns der Erkenntnis verschließen, daß, was gerade einer der Lobpreiser jener seelischen Einheit aller unserer Stämme als möglich vorausgesehen hat, inzwischen Wirklichkeit geworden ist? „Wir sind ein gemischtes Gestein, und zersetzende Einflüsse werden sich naturgemäß in die Ritzen und Spalten legen[997]). Diese zersetzenden Einflüsse, gipfelnd in den großen Weltmächten Juda und Rom, haben neuerdings ein immer leichteres Spiel bei uns gewonnen. Ihnen ist es nicht allein gelungen, den alten Gegensatz zwischen dem Norden und Süden unseres Vaterlandes neu zu vertiefen, nein, was schlimmer ist, mittelst des unseligsten der Werkzeuge, des Marxismus, der ja ganz jüdische Mache ist, ist unser ganzes Volk auseinandergerissen worden, so daß heute Sybels Wort fast wie ein Hohn erklingt, nur die Minderheit der Deutschen auch nur das *sein will*, was wir gestern waren, die Mehrheit dagegen in hoffnungsloser Verständnislosigkeit einem solchen Willen gegenübersteht.

Ist es denkbar, daß eine solche Trennung in zwei Lager — ein chronischer, wenn auch noch verhaltener Bürgerkrieg — eine abgerissene, plötzliche Erscheinung wäre, oder reiht sie sich nicht vielmehr einer geschichtlichen Entwicklung ein, bringt sie wohl gar zum Abschluß?

Lagarde hat einmal das bittere Wort ausgesprochen, die ganze deutsche Geschichte sei ein einziger großer Entdeutschungsprozeß. Er hielt sich noch alle rassenmäßige Betrachtung fern, sonst würde er erkannt haben, daß diese Entdeutschung nur der psychische Widerschein des physischen Vorgangs der Entgermanisierung war, und diese Erkenntnis hätte ihm dann wohl seinen harmlosen Glauben an Besserungsmöglichkeiten auf dem bloßen Belehrungswege geschmälert. Denn von dem Gesetze, wonach die Lichtung des germanischen Elementes sich als ausschlaggebend für den Stand und Wert der Völker erweist, das wir an Italienern und Spaniern, Franzosen und Engländern sich vollziehen sahen, bildet auch das unsrige keineswegs eine Ausnahme. Zwar haben in Deutschland Bürgerkriege nicht in dem Maße gewütet wie in jenen anderen Ländern und meist nur in älterer Zeit stattgefunden, wo man sie als solche noch kaum bezeichnen konnte (sie waren mehr Stammeskriege, Sachsen gegen Franken z. B.). Dagegen haben wir Millionen bester Deutscher ins Ausland getragen, und außerdem haben die großen Völkerkatastrophen (30jähriger Krieg und Weltkrieg z. B.) uns am stärksten betroffen[998]). Und diese ungeheuren Blutverluste sind nicht nur

[996]) „Kleine historische Schriften", Bd. I, S. 45.

[997]) *Ratzel*, a. a. O.

[998]) „Deutschland ist seit seiner frühesten Geschichte immer seiner besten Kräfte beraubt worden. Es hat in der Völkerwanderung, in der Anpflanzung slavischer Lande, in Kreuzzügen und Römerzügen seine rüstigsten Söhne massen-, ja völker-

rein quantitativ zu fassen. Eine qualitative Verschlechterung der Rasse — nur zum Teil auf sie zurückzuführend, zum Teil anderen Ursachen zuzuschreibend — ist ständig neben ihnen hergegangen, und wiederum hat bei dieser der sittliche mit dem körperlichen Verfall Schritt gehalten. Geistig besonders hochstehende Männer haben diesen seit Jahrhunderten festgestellt und begründet — begreiflich, da ihnen die einstige Größe, der sie sich kongenial verwandt fühlten, unwillkürlich auch zum Maßstab ihrer Anforderungen an Gegenwart und Zukunft wurde, während aus der Beurteilung derer, die auch heute noch vermeintlich große Dinge von den Deutschen erwarten und voraussagen, ihnen unbewußt eine grundstürzende Herabminderung jener Anforderungen spricht[999]). Schleichend chronische und jäh akute Ursachen haben zusammengewirkt, um unser anthropologisches Bild dermaßen zu verändern. Zu ersteren gehört das immer stärkere Überhandnehmen der Rundköpfe, die Bastardierung durch Fremdmischungen — der deutsche Volkskörper ist schon heute derartig jüdisch, in der weiblichen Linie zumal, durchsäuert, daß es in zahllosen Fällen einfach unmöglich ist, zu scheiden —, die beschleunigte Abnutzung und die Entnationalisierung durch die Industrie, zu letzteren der Weltkrieg, der die Ausrottung der Besten in einem noch nie dagewesenen Grade befördert hat. Dank ihm und seiner Tochter, der Revolution, ist es erst ganz zutage gekommen, wie tief wir rassisch gesunken waren. Durch ihn erst sind wir für die Herrschaft der Minderwertigen reif geworden, die schon ein Jahrzehnt — und ein Jahrzehnt bedeutet heute, was sonst ein Menschenalter, und wird bald bedeuten, was einst ein Jahrhundert — in unser Volk und schlimmer noch in unsere Rasse wütet. Denn dem Geist, der jetzt bei uns alles an sich reißt und mit sich fortreißt, der unser besseres Ich lähmt und bindet, kann es vor allem auch nur darum zu tun sein, das von Rasse, was bei uns noch lebt, zu Falle zu bringen, und das, was dieser etwa noch entsprießen könnte, im Keime zu ersticken. Blickt auf sein Werk — der Charaktersturz könnte nicht jäher sein! Zum Herrenvolke von je verdorben, sind wir nun vollends zum Bedienten-, zum Helotenvolke herabgesunken, das die Streiche und Fußtritte, die ihm aus allen Windrichtungen werden, in seiner großen sehr weit hinaufreichenden Masse ruhig hinnimmt und sich völ-

---

weise ausgeschickt und mit der Verjüngung der Welt seine eigene Erschöpfung erkauft. Dies dauert in den Auswanderungen gleichsam noch heute fort, in der kostbaren Ausfuhr von Geld und Menschen, die das Vaterland verarmt und schwächt." (Gervinus, „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", S. 178.) Über die Entvölkerung Deutschlands im 30jährigen Krieg Häusser, „Geschichte des Reformationszeitalters", S. 665 (Böhmen insbes. ebenda, S. 503 ff., 658 ff.). Über deutsche Auswanderung v. Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie", II, 2[4], S. 558 ff., 584 ff.

[999]) Über den allmählichen Verfall der Germanen in Deutschland Hermann Conring, „De Germanicorum corporum habitus antiqui ac novi causis", Dissert. Helmstedt 1645, und ganz besonders W. Wachsmuth („Geschichte der deutschen Nationalität", Teil 1) bei Penka, „Herkunft der Arier", S. 100—103.

lig wohl dabei fühlt. Das sogenannte deutsche Volk zeigt in Wahrheit dem Tieferblickenden nur noch eine deutschsprechende Menschenmenge mit immer weniger nordischem Blut und immer wachsend undeutscher Gesinnung. Vergebens suchen die Helden, die ihm geblieben, es noch zu Taten emporzureißen. Aber ihre Anrufungen des alten Heldengeistes haben verzweifelte Ähnlichkeit mit denen des Demosthenes, da er mit dem verrotteten Bürgertum seines Athen dem ehernen Tritt eines Philipp Halt gebieten wollte, oder Sullas, da er die Macht Roms wieder auf Adel stellen wollte und keine Adeligen mehr fand. Vielleicht, daß ein politischer Umschwung auch die Rasse noch einmal vor dem Schlimmsten bewahrt und ihr noch ein Dasein, wenn nicht in Ehren, doch ohne Schande, fristet. Denn das gegenwärtige ist kein solches. Wird sie aus ihm nicht emporgerissen, muß sie, mit allem, was wir noch von Kultur besitzen, verenden — verenden in einer Pestluft, in der nur der Niedermensch noch gedeihen kann, allem Edlen aber der Atem ausgeht. Am Ende der Arena, in der sich die heutigen Völker tummeln, steht die bestia trionfante. Vom Nachbarreiche grinst sie schon zu uns herüber. Haben wir noch genug Germanisches in uns, um uns vor ihr zu retten[1000])?

+

[1000]) Ich habe im obigen herbe und bittere Wahrheiten über mein Volk aussprechen müssen. Aber ich darf auch eines nicht verschweigen, daß zu dem entsetzlichen Schicksal, das über es hereingebrochen ist, seine menschlich guten Eigenschaften reichlich so sehr beigetragen haben wie seine schlimmen. Es ist ein grausames Weltgesetz, daß Volk und Rasse ganz andere Anforderungen an uns stellen als Ethik und Religion. Im Weltkampfe geht es durchweg sehr unmoralisch zu, und der Blick auf die angeblichen Siegervölker zeigt zumeist noch weit widerwärtigere Bilder als der auf das eigene. Was dieses betrifft, so mag ich es mir nicht versagen, den Leser auf ein Buch hinzuweisen, das, in manchen Beziehungen ein Seitenstück zu Tacitus' Germania, uns ein bis zur Wärme verständnisvolles Charakterbild unseres Volkes von der Hand einer großen ausländischen Gestalt darbietet: „De l'Allemagne" der Madame de Staël. Es ist wunderbar, wie diese Frau — Germanin, Tochter Neckers — den Kern unseres Wesens zugleich als den Urgrund unseres Schicksals erfaßt hat. Man sehe nur, wie sie in den ersten Kapiteln nicht nur unsere Fremdtümelei geißelt („Les Allemands ont trop de considération pour les étrangers, et pas assez de préjugés nationaux. C'est une qualité dans les individus que l'abnégation de soi-même et l'estime des autres; mais le patriotisme des nations doit être égoiste"), unseren Mangel an nationalem Zusammenhalt rügt („Les Allemands sont Saxons, Prussiens, Bavarois, Autrichiens; mais le caractère Germanique, sur lequel devrait se fonder la force de tous, est morcelé comme la terre même qui a tant de différents maîtres"), wie sie vor allem auch es erkannt hat, wie wenig wir mit unserer Geradheit und Arglosigkeit dem Ränkespiel der anderen gewachsen sind („On a vu souvent chez les nations latines une politique singulièrement adroite dans l'art de s'affranchir de tous les devoirs; mais on peut le dire à la gloire de la nation allemande, elle a presque l'incapacité de cette souplesse hardie qui fait plier toutes les vérités pour tous les intérêts, et sacrifie tous les engagements à tous les calculs") und daher für unsere Vorzüge büßen, unter unseren Tugenden leiden müssen („L'indépendance et la loyauté signalèrent de tout

Wir knüpfen jetzt wieder an das Zeitalter der Reformation an, das wir mit dem vorigen Kapitel hinter uns ließen. Wenn dieses, wie es mit Recht meist geschieht, für den ganzen Zeitraum von 1517—1648 in Anspruch genommen wird, so können wir als sein Ergebnis zwar einen Sieg, aber einen so unermeßlich blutigen Sieg des germanischen Geistes feststellen, daß der Sieger, man darf wohl sagen auf Menschenalter, darniederlag. Wohl hat sich im 17. Jahrhundert gerade in den romanischen Ländern noch viel Großes aus germanischem Geblüte heraus — wenn auch mehr oder minder romanisch eingekleidet — geregt und entwickelt, wohl blühten die Niederlande weiter und zogen viele germanische Kräfte auch von auswärts an sich, auch in den übrigen calvinistischen Ländern wuchs das Leben eher als daß es abgenommen hätte. Allein das alles hätte nicht ausgereicht, um die gewaltige durch die Reformation entfachte Geistesbewegung fortzuführen, so lange deren eigentlicher Urheber und Begründer, der gleich einem gefällten Helden wie betäubt auf der Walstatt lag, so lange Deutschland aus jener Bewegung ausgeschaltet blieb. In diesem Hauptlande der Reformation aber sah es noch bis fast ein Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden so aus, daß manches von dem über das Mittelalter als die Zeit der Finsternis Ausgesagten mit reichlich dem gleichen Recht auf das Nachreformationszeitalter (vornehmlich das 17. Jahrhundert) angewandt werden könnte. Die Führung im Geistesleben war uns völlig entglitten und sollte erst wieder aufgenommen werden, als wir die zweite (griechische) Renaissance ins Werk setzten, die aus jener Epoche geradeso wieder zum Licht emporführte, wie die erste (römische) Renaissance nach dem Mittelalter einen neuen Tag eingeleitet hatte. Und wie dieser der Humanismus, so ist jener die Aufklärung vorangegangen und gewissermaßen verschwistert.

Wenn wir von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts hören, denken wir dabei für gewöhnlich vorwiegend an Frankreich, weil sie dort in der Reihe so glänzender Geister wie der Enzyklopädisten am imponierendsten aufgetreten ist und von dort sich am wirksamsten über Europa ausgebreitet hat. Aber ausgegangen ist sie letzten Endes doch von England und von Frankreich nur weitergegeben worden. Zwei der allerersten Geister, Voltaire und Montesquieu, kamen selbst nach England und holten sich dort ein Hauptteil ihrer Geistesbildung, große Entdeckungen in Physik und selbst Philosophie (Newton, Locke, Hume) gehören den Engländern an, und auch die schlichte Vernunftreligion, welche unter dem Namen des Deismus längere Zeit herrschend war, ist in England zu Hause[1001]). Vor allem aber hat von dort in den schlimmsten Zeiten

---

temps ces peuples, ils ont été toujours bons et fidèles ... Il arrive souvent aux nations, comme aux individus, de souffrir pour leurs vertus"). Alles goldene Worte, welche die das Antlitz der Welt umgestaltenden Ereignisse der letzten Jahrzehnte zugleich erklären und brandmarken, nur daß die „nations latines" inzwischen in den Angelsachsen ihre Meister gefunden haben.

[1001]) Hettner, „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", Bd. I, S. 4 u. ö.

des Absolutismus der Geist der Freiheit, der Geist einer gesunden Staatsverfassung immer wie eine frische Brise auf das Festland hinübergeweht und so nicht am wenigsten jene Seite der Aufklärung befördert, die wir als Humanität, siegende Toleranz, Entlastung der unteren Klassen, politischen und sozialen Fortschritt zu fassen und zu feiern pflegen, und die in Deutschland ihre schönsten Blüten getrieben, dem Fürstentum — vorab dem dann von ganz Europa nachgeahmten größten aller Aufklärer, Friedrich d. Gr. — seine wahren Ruhmeszeiten bereitet hat. Freilich sollte sich auch bald zeigen, wie sehr die Bewegung in England ihre Schranken fand, in welch niederen Regionen sie sich dort verlaufen mußte. Der eine Name Adam Smith würde in dieser Hinsicht genügen. Man wäre am Boden kleben geblieben, wenn nicht Frankreich und Deutschland für den Aufschwung gesorgt hätten. Denn da Italien und Spanien, als der katholischen Reaktion verfallen, für das höhere Geistesleben damals wegfielen, kamen nur jene Länder in Betracht, wenn es galt, den einseitig verstandesmäßigen Ausartungen, die in England drohten, vorzubeugen, und wenn anders doch, wie es nicht anders denkbar war, der germanische Geist die Führung in der Hand behalten sollte. Daß dies in der Tat der Fall gewesen ist, darauf muß hier aller Nachdruck gelegt werden. Für England und Deutschland bedarf es ja hierüber keines Wortes. Aber auch Frankreich war damals noch genügend germanisch beeinflußt, um Hand in Hand mit jenen beiden die große Umwälzung zu vollziehen. Es bedarf nur eines Blickes auf die Köpfe der großen Franzosen des 18. Jahrhunderts — eine ganze Anzahl derselben sind bei Woltmann abgebildet —, um zu sehen, wes Geistes sie gewesen sind. Einzelne, wie Montesquieu, verraten dies ja auch in ihren Schriften sozusagen auf Schritt und Tritt. Und das untrüglichste Merkzeichen ist die Wirkung, die sie auf unser Geistesleben ausgeübt haben. Wäre es denkbar gewesen, daß ein Rousseau ziemlich ausnahmslos alle großen Geister unserer Literatur so in den Tiefen bewegt, daß ein d'Alembert und Voltaire einen Friedrich, einen Karl August, einen Schopenhauer, wie sie es getan, in ihren Bann geschlagen hätten, wenn nicht eine geheime Seelenverwandtschaft, die nur im Blute begründet sein konnte, aus ihnen gesprochen hätte? Zum mindesten mitgesprochen hätte, wie wir denen gerne zugeben wollen, die für einzelne jener großen Führer — Voltaire etwa — auch andere Blutseinschläge und -einflüsse beanspruchen.

Auch die Aufklärung also ist in ihren höchsten Ausstrahlungen eine germanische Bewegung, sie ist wohl die letzte große germanische Gesamtbewegung, längst nicht mehr so rein germanisch wie die Reformation, ja, stellenweise mit sehr ungermanischen Elementen durchmischt, aber immer noch germanisch genug, um ihren drei Hauptvölkern eine glanzvolle Entfaltung ihres nationalen Genius zu ermöglichen und einzuleiten, und dementsprechend heilsam und tiefgreifend genug, um mit ihren Vorzügen ihre Mängel weit zu überstrahlen, wenn auch in der

Folge ihre Auswüchse, wie das bei keiner großen geistigen Bewegung ausbleibt, manches Unheil anrichten sollten. Um hier im besonderen von uns zu reden, so sind wir über gewisse Plattheiten der Aufklärung gar bald hinweggeschritten, jener Epoche zu, da unsere idealistische Philosophie, unsere Klassik, die das Hellenentum, unsere Romantik, die das Germanentum aus der Taufe gehoben hat, dem deutschen Geiste das von Vollendung brachten, dessen er überhaupt fähig war. Man verzeihe es mir, wenn ich diesen Geist, bildlich meinetwegen, den Geist der Gotik nenne. Ich will damit nichts anderes besagen, als den deutschen Geist in seinem höchsten Fluge, wie er uns das eine Mal im Hochmittelalter und das andere Mal im 18. und 19. Jahrhundert vergönnt gewesen ist, bis der angelsächsische an seine Stelle trat, um bis auf weiteres das Tun und Treiben der Völker zu bestimmen.

Aber kehren wir zur Aufklärung zurück. Ihre Schwäche, ihr Bedenkliches lag von vornherein darin, daß man, bei dem Bestreben, Vorurteile und Irrtümer abzutun, falsche Autoritäten zu beseitigen, sich nicht genügend an die Wirklichkeit hielt, sondern sich auf allgemeine Begriffe versteifte und eben dadurch neue Irrtümer schuf. Wie in der Religion die sogenannte Natur- und Vernunftreligion, so soll in Recht und Staat das sogenannte Natur- und Vernunftrecht entscheidend sein — Dinge, die doch erst diese Köpfe ersonnen hatten, und die in ihrer immer abstrakteren Ausprägung der konkreten Wirklichkeit oft schreiend widersprachen. Auf die Spitze getrieben wurde diese Richtung in Frankreich durch Rousseau, mit dem aber bei uns z. B. Lessing das gemeinsam hatte, daß ihm — was hier das Wichtigste — Völker und Rassen völlig tote Abstraktionen, geistige Schemen blieben, von deren leibhaftiger Wesenheit er keine Ahnung hatte. Die Reaktion hiergegen erfolgte in Frankreich durch Voltaire, der äußerst scharf und voll bittersten Spottes gegen Rousseau vorging, bei uns durch Herder, der zwar mit seinem Lieblingsgedanken, dem der Humanität, noch der Aufklärung seinen Zoll zahlte, zugleich aber doch in Leib und Seele der Völker schon wunderbar tief hineinschaute. Diesen beiden Männern ist es vor anderen zu danken, daß die Rasse, deren sich inzwischen die Naturwissenschaften einschließlich der Philosophie auf empirischem Wege weitgehend bemächtigt hatten (Teil I, S. 30 ff.), jetzt auch am Horizonte der Geisteswissenschaften immer bestimmter aufdämmerte. Noch standen ihr da freilich gerade auch von seiten der Aufklärung, die doch die ganze freiere Bewegung der Geister herbeigeführt hatte, gewisse Hemmnisse im Wege. Einmal, insofern durch die Überschätzung der durch jene so reichlich ausgestreuten Kenntnisse eine Verkennung und Geringschätzung des nach dieser Seite spärlich ausgerüsteten Mittelalters bewirkt und damit einer der tiefsten Aufschlüsse, die dem nach Rasse Suchenden werden können, verbaut wurde, und sodann, insofern mit der humanitären Strömung die kosmopolitische Hand in Hand ging, welche lange Zeit die herrschende bleiben sollte. In beiden Beziehungen hat erst die Romantik, in welcher,

teilweise im Gegensatz zum Neuhumanismus der Klassik, die germanischen Triebkräfte noch einmal hell aufflammten, Wandel geschaffen, mehr noch in ihrem wissenschaftlichen als in ihrem dichterischen Teile, denn nach jener Seite war das, was ich zuvor den gotischen Geist nannte, vornehmlich übergesprungen[1002]).

Die Abstraktionen, welchen unter anderen der humanitäre wie der kosmopolitische Gedanke entsprang, haben sich auf dem praktischen Felde der Politik und der Gesellschaft wie im Geistesleben gleich verheerend erwiesen. In ersterer Beziehung braucht hier nur an Rousseaus Formulierung des Gleichheitsgedankens, an seinen Contrat social und an das, was die Revolution aus beidem gemacht hat, erinnert zu werden. Aber auch der Kosmopolitismus hat seine Orgien gefeiert, am meisten unter Napoleon. Was die Revolutionsmänner an Vergewaltigungen des heimischen Volkstums verübt hatten, wollte dieser an den Volkstümern von ganz Europa durchführen. Er kannte und anerkannte keine Nationalitäten, er wollte sie im Mörser des Despotismus zerstampfen, aber er erreichte das Gegenteil: er entfesselte sie und belebte sie neu, in Spanien, in Tirol, in Ostpreußen, schließlich allerwärts. In der Hauptsache hat doch auch er, wie die römischen Cäsaren, sich an dem germanischen Damm gebrochen. Er wußte wohl, warum er Frau von Staël aus seinen Landen verbannte, nachdem diese den Deutschen ein Fanal der Befreiung entzündet, und bald genug sollte das deutsche Volkstum der Arndt und Kleist, Fichte und Jahn als das lebendigste von allen vor ihm stehen[1003]).

Von der Nation zur Rasse war dann nur ein Schritt. Patriotismus und Rassengefühl sind eng verschwistert: ist doch letzteres gewissermaßen ein einerseits historisch, anderseits philosophisch vertiefter Patriotismus,

[1002]) Es ist ein Verdienst G. von Belows, in seinen letzten Arbeiten, namentlich in seiner „Deutschen Geschichtschreibung von den Freiheitskriegen bis zu unseren Tagen", die gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung der Romantik für die Hauptzweige der Wissenschaft aufgewiesen zu haben.

[1003]) Über das Erwachen und Anschwellen des Nationalitätsgedankens, über seine Spiegelungen in Literatur und Wissenschaft Henri Martin, „De la France" p. 5, Roscher, „Geschichte der Nationalökonomie", S. 751, H. von Sybel, „Kleine historische Schriften", Bd. I, S. 346 ff., Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat", München und Berlin 1908, Buch 1. Über den Kosmopolitismus in der deutschen Literatur, namentlich bei Wieland, Herder und Jean Paul (vgl. außerdem noch über Lessing und Herder Häusser, „Deutsche Geschichte", Bd. I, S. 129 ff.) hat Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", Bd. 5, S. 376 ff., vortrefflich gesprochen und nur das eine dabei übersehen oder verschwiegen, daß bei unseren klassischen Meistern — was ganz besonders auch von Goethe gilt — durchaus eine Doppelströmung festzustellen ist. Einerseits sind sie vollkommen weltbürgerlich gerichtet, anderseits vertreten sie, und gerade mit dem innersten Kerne ihres Wesens und in ihren bedeutendsten Werken, germanische Ideale und Tendenzen — ein Beweis, wie fern sie bei anscheinend nationaler Gleichgültigkeit doch der undeutschen, ja widerdeutschen Verwelschungssucht früherer Jahrhunderte standen, gegen welche ein Philander von Sittewald, ein Fischart, ein Opitz, ein Klopstock vergeblich zu Felde gezogen waren.

welcher letztere ja in seinen durchschnittlichen Kundgebungen immer mehr ein Instinkt, ein Ahnen, ein politischer Glaube bleiben wird. In besonderen Zeitläuften, insbesondere wenn eine Nation ins Elend niedergeschmettert ist und ihre besten Führer in die Tiefen der Vergangenheit hinabsteigen, wird der Patriotismus rassenhaft, er geht den Gründen, den Zusammenhängen bis in die fernste Vorzeit nach, während er sich zuvor an den Erscheinungen des Tages genügen ließ[1004]. Ein einzigartiges Beispiel der unwillkürlichen Verwandlung des Patrioten in den Rassenkünder haben wir in Arndt vor uns.

So ersteht die Rasse in begrifflicher Herausbildung aus der Nation, deren von der Geschichte gezogene Grenzen sie allerdings sehr bald nicht mehr anerkennt und innehält, sondern nach den verschiedensten Seiten überspringt[1005]. Als Objekt der Wissenschaft fällt diese dem Gefühl entsprossene und sodann durch Reflexion geklärte Rasse naturgemäß zunächst dem Historiker und nächst ihm dem Staatswissenschaftler zu, wie die der empirischen Beobachtung der biologischen Welt zu verdankende dem Naturforscher zu eigen geworden und von diesem dem Philosophen dargereicht worden war. In der Mitte zwischen beiden Gruppen haben wir uns den Sprachforscher zu denken, der mit dem Forschungsmaterial beider zu Werke geht und beiden Erkenntnisse zuträgt, so das Beste dazu tuend, um die verschiedenen Ströme in ein gemeinsames Bette zu leiten.

Wir haben in unserem ersten Teile die großen Linien der wissenschaftlichen Rassenbewegung der letzten Jahrhunderte gezogen. Jetzt gilt es im letzten diese durch Einzelbelege auszufüllen und zu ergänzen. Während wir in dem hiermit abgeschlossenen mittleren — unbeschadet vereinzelter mit besonderem Tiefblick begabter hellenischer, römischer und germanischer Sondergestalten — doch nur ganze Gruppen und Epochen zur Darstellung bringen konnten, innerhalb deren der einzelne zurücktritt, sind es in neuester Zeit die Leistungen der nicht mehr zu zählenden, kaum zu übersehenden Individuen, welche die wissenschaftlichen Ergebnisse zeitigen. Und so werden wir in unserem dritten Teile zu zeigen haben, welch eine Fülle von Geist und Wissen von den verschiedensten

---

[1004]) Sehr richtig sagt Renan („Hist. du peuple d'Israël, préface"): „Un esprit philosophique, c'est à dire un esprit préoccupé des origines."

[1005]) Von diesem Durchschlagen der Rasse durch die Völker bieten die verschiedensten Zeitalter Beispiele. Wir brachten oben als eines der merkwürdigsten das der Kelten. Auch aus der slavischen Welt fehlt es nicht an ähnlichem. Die hussitische Bewegung weckte unter anderem auch die Idee einer slavischen Solidarität, was zur Folge hatte, daß tschechische Gesandte dem Polenkönige Jagello die Krone Böhmens antrugen. Ihre Annahme scheiterte nur an der Haltung der polnischen Aristokratie. (Lavisse-Rambaud, „Hist. générale", T. III, p. 763.) Die in vorliterarischer Zeit vermutlich vorhanden gewesene Spracheinheit zwischen Provenzalisch und katalanisch hat noch bis in unsere Zeit hinein (1874) Verbrüderungsfeste provenzalischer und katalanischer Dichter zur Folge gehabt. Fast könnte man meinen, die Geister der alten Goten regten sich. (Körting, „Encyklopädie", Teil III, S. 460, 480, 493 ff.)

Seiten her der Rasse zugewandt, mit welchem erst mehr unbewußt ahnendem, dann aber immer bewußter zugreifendem Spürsinn sie umkreist worden ist, um ihr das Möglichste von ihrem großen Geheimnis zu entreißen.

Noch eines ist dabei zu bemerken. Was wir im vorhergehenden über das Herauswachsen der Rasse als Objektes wissenschaftlicher Erkenntnis aus der nationalistischen Strömung sagten, gilt — im vollen Umfange wenigstens — doch nur von uns. Schon in Frankreich, wo das Gegeneinanderkämpfen verschiedener Blutselemente geschichtlich klarer zutage lag, mußte dies auch bei der Herausbildung des Rassenbegriffes weit entschiedener mitsprechen. Dann aber sollte sich im Verlauf auch zeigen, daß die kosmopolitische Ära nicht minder als die nationalistische ihr Gutes für die Ausbildung der Rassenwissenschaft gehabt hatte. Erst durch sie war eine größere Annäherung der Völker in ihren Ausleseschichten, ein verstärktes Zusammenwirken derselben in den großen wissenschaftlichen Fragen ermöglicht worden. Und so konnte dann am Ende auch die Rasse, nach ihrem reinen, abstrakten Wahrheitsgehalt, zu einem gemeinsamen Geistesgut der Völker, zu einem der Lichter der Erkenntnis für alle, denen es um sie und nur um sie zu tun ist, herausgearbeitet werden. Franzosen und Deutsche stehen bei diesem Prozeß durchaus im Vordergrunde, so Wertvolles auch im einzelnen von anderen Völkern zu dem gemeinsamen Werk noch hinzugebracht sein mag. Gerade bei der Rasse ist die gegenseitige Befruchtung, das ergänzende Zusammengehen der beiden geistig führenden Völker, das schon so viel Gutes gezeitigt, besonders erfreulich zum Ausdruck gekommen. Und dieser Triumph des Geistes mag dann wohl um ein kleines wenigstens den düsteren Blick erhellen, der auf die Welt der Wirklichkeit von heute fällt — einer Wirklichkeit, in der eben jene beiden Völker politisch unheilbarer denn je auseinander gerissen scheinen.

Nachträge.

Vorbemerkung.

In den folgenden Nachträgen finden sich Bemerkungen, welche sich teils auf Werke beziehen, die mir erst während oder nach der Ausarbeitung des meinigen bekannt geworden sind, teils Stellen des Textes — meist durch den Wortlaut der dort gebrachten Zitate — vervollständigen.

1. Zu S. 19, 242 ff., 249 ff. Noch gegen Schluß der Drucklegung dieses Bandes sind mir drei wertvolle Abhandlungen Günthers zur Rassengeschichte der Inder, der Kelten und der Slaven zugegangen: „Zur Rassengeschichte des indischen Volkes" („Die Sonne", August 1929), „Die Entnordung der keltischen Stämme" („Volk und Rasse" 1929, Heft 3), „Die Entnordung der Völker slavischer Sprache" („Die Sonne", Juli 1929). Alle drei enthalten auch Hinweise auf die neueste Literatur über diese Gegenstände.

2. Zu S. 26: Rassische Unterschiede in Indertum und Christentum. Auch der Grundgedanke der Heilslehre, der der Erlösung durch Menschwerdung Gottes, ist zwar beiden Religionen gemeinsam, aber als die christlichen Missionare ihre Fassung desselben zuerst nach Indien bringen wollten, waren die Brahmanen erstaunt, daß sie nur von einer einzigen Menschwerdung zu berichten wußten, während ihnen nach indischem Glauben nur eine sich immer wiederholende der Not und dem Elend der Menschheit zu entsprechen und zu genügen schien[1]). Wer wollte es verkennen, daß hier, in der Aufdeckung höchsten Märtyrertums als sozusagen organischen Bestandteiles des Weltprozesses, die Inder aus arischem Geiste heraus tiefer in dessen tragische Untergründe geblickt haben als die offenbar durch den semitischen Gottesbegriff mitbestimmten Begründer des Christentums?

3. Zu S. 129. Zu Plato jetzt auch Günther „Platon als Hüter des Lebens", München 1928.

4. Zu S. 161 ff. Das Selbstmörderische der Jahrhunderte langen römischen Politik der Unterdrückung alles Stammeslebens hat Montesquieu („Esprit des lois", Livre XXIII, chap. 20) in den knappen Satz zusammengefaßt: „Les Romains en détruisant tous les peuples se détruisaient eux-mêmes."

5. Zu S. 168. Die Stelle aus Gibbon lautet: „The intemperance of the Gauls, the cunning and levity of the Greeks, the savage obstinacy of the Egyptians and Jews, the servile temper of the Asiatics and the dissolute, effeminate prostitution of the

---

1) O. Caspari, „Urgeschichte der Menschheit", Bd. II, S. 410.



Syrians were mingled in the various multitude which, under the proud and false denomination of Romans, presumed to despise their fellow-subjects.“ Ebendort Friedländer: „Während der Norden und Westen (d. h. Germanen und Gallier) zum größten Teil die Leibwächter stellten, denen die Kaiser ihre Person anvertrauten, wählten sie Griechen und Orientalen, als schärfer von Verstand, am liebsten zu ihrer Bedienung und zur Führung ihrer Geschäfte . . . Unter den Provinzialen achtete man die Occidentalen höher als die Orientalen. Gleichwohl kann man es im allgemeinen als Regel aufstellen, daß die geschmeidigen Söhne des Ostens, namentlich die Semiten, unter den Luxussklaven, und folglich auch unter den Freigelassenen, vorherrschten. So verbreiteten sie sich in ungeheurer Zahl über alle Provinzen.“

6. Zu S. 236: Roth, „Geschichte des Benefizialwesens“, S. 57: „Das romanische Element trat fast in allen Ländern als Gegensatz des germanischen hervor, aber nicht als Nationalität, sondern als Verschiedenheit in Sprache, Sitte, Recht und Religion. Das römische Element setzte sich zwar überall dem deutschen entgegen, aber nur in der Negation einig, etwas Selbständiges vermochte es nicht zu schaffen... Auster, Neuster und Burgund verdankten ihre Selbständigkeit lediglich der Stammesverschiedenheit der dort ansässigen Deutschen... In Aquitanien war bei dem Mangel einer genügenden deutschen Bevölkerung die romanische Eigentümlichkeit am deutlichsten ausgeprägt.“

7. Zu S. 257. Auch nachdem das Christentum das ureigene religiöse Fühlen der Germanen nach einem Fremdgeiste umzumodeln unternommen hatte, haben sich jene nicht nur in der Auflehnung gegen diesen und seine Übergriffe — in Arianismus und Protestantismus — mehr oder minder geschlossen wieder zusammengefunden, es ist auch selbst nach Roms Siegen um germanische Katholiken — vollends was davon durch die Gegenrevolution zurückerobert worden — wesentlich anders bestellt als um romanische oder slavische. In ihrem Innersten sind sie ihrer Volkseinheit nie ganz entrissen worden.

8. Zu S. 297. Seit den Zeiten, da die dort angeführten lobpreisenden Worte aus dem Munde verständnisvoller Ausländer ertönten, sind wir von Grund aus verwandelt worden. Über das tiefe Sinken unseres Volkscharakters haben schon vor einem Jahrhundert Arndt und Jahn schmerzvoll und zürnend geklagt: sie sahen den einstigen stolzen Herrensinn in Knechtsgesinnung umgeschlagen. Der rassische Grund dieser Erscheinung konnte freilich erst unserer Zeit, die sie auf die Spitze getrieben sah, sich erschließen.

9. Zur Priorität der Germanen vor dem Christentum als Retter und Erneuerer der abendländischen Welt macht Arnold (Band II, 2, S. 12. Ähnlich Giesebrecht) geltend, daß gerade Christentum und Kirche zweimal nur durch germanischen Einfluß, erst durch die Reform des Bonifatius, und sodann durch das Eingreifen der Kaiser im 10. und 11. Jahrhundert, überhaupt gerettet und ihrer wahren Bestimmung zu-

rückgegeben worden sei. Und D o v e („Ausgew. kl. Schr.“, S. 6) bestreitet überhaupt, daß die Kirche allein auch das Völkerleben hätte verjüngen können, was ein Blick auf die geistige Öde von Byzanz beweise: „Nein, ohne die Völkerwanderung stand ein europäisches Reich der Mitte bevor, ein China, vielleicht mit gewissen amerikanischen Gebärden.“

10. Zu S. 304. Auch B o i s j o s l i n p. 33 gibt ein weiteres Zeugnis für die vollgültige Würdigung der Germanen seitens eines Keltenfreundes: „La plus robuste et la plus réfléchie des races humaines est sortie de cette inépuisable source du Nord, et c'est la conscience des Germains qui, tout en obéissant aux formes consacrées par le Midi, lois romaines, christianisme, arts, littérature, a tout animé d'un nouvel esprit. Elle a soutenu, pendant le moyen âge, le duel organique de la société catholique (la base de l'Empire, ce sont les races du Nord, et les Gibelins représentent la raison profane), enfin elle a fait explosion dans la Réforme qui est le principe de vie, depuis trois siècles, pour la moitié du monde civilisé.“

11. Zu S. 353. In einer unveröffentlichten, leider Fragment gebliebenen Schrift „Vues sur l'histoire générale“ hat G o b i n e a u jenes Erwachen der abendländischen Völker zu freierem wissenschaftlichem Sinne im 16. Jahrhundert vom Standpunkte des Historikers aus schön beleuchtet. In meiner Biographie Gobineaus (Bd. II, S. 526—529) findet sich eine Analyse derselben. Es heißt da unter anderem: „Unbeirrt durch nationale und religiöse Vorurteile suchte man den Menschen in den verschiedenen Volkheiten, verfolgte man seine Entwicklung durch seine unterschiedlichen Umwelten und Individualgeschicke. Zur Zeit, da ein Machiavelli, ein Montaigne über die Völker sich äußerten, hätte man der Geburtsstunde der sogenannten Geschichtsphilosophie, des eigentlichen Geistes der Geschichte, entgegensehen mögen. Und doch kam sie nicht. Vielmehr brachte das 17. Jahrhundert einen grellen Rückschlag in der Gestalt B o s s u e t s, welcher dann V o l t a i r e mit einer Gegendarstellung auf den Plan rief und die Reihe der Tendenzhistoriker eröffnete.“ Der ganze Gedankengang der Schrift, sowie der im Eingang angestimmte Lobgesang auf die von ihm selbst herbeigeführte historisch-politische Anthropologie lehrt, daß Gobineau damit auf diese abzielt, wenn er auch im obigen nur von „Geschichtsphilosophie“ redet.

12. Zu S. 386. Die Dänen haben in der englischen Geschichte wie in der englischen Geschichtschreibung lange Zeit eine ähnliche Rolle gespielt, wie die Franken in der französischen, ja wie die Germanen überhaupt in der abendländischen Gesamtgeschichte. In einseitiger Weise hat man vorwiegend von ihren kriegerischen Einfällen und Gewalttätigkeiten und viel zu wenig von ihren Niederlassungen und Schöpfungen, und von dem, was diese anthropologisch und kulturell für die britische Nation bedeuten, geredet. Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß auf die Rolle der Normannen im allgemeinen durch die Darstellung

eines neueren schwedischen Forschers[1]) ein wesentlich anderes Licht als bisher geworfen wird. Die Wikingerschwärme wären darnach durchaus nicht, mindestens nicht nur, als kriegerisches Räubertum aufzufassen. Vielmehr hätte es sich namentlich bei den wichtigsten derselben, den Einfällen ins Frankenreich, um riesige Rachefeldzüge für die grausame Niederwerfung der nahverwandten Sachsen und die Unterdrückung des Wotankults, vielleicht sogar um Gegenschläge gegen — in den Berichten vertuschte — mißlungene Versuche Karls, die Nordmänner selbst mit Gewalt zu bezwingen, gehandelt. Die nähere Begründung wolle man bei Almquist selbst ersehen.

13. Zu S. 388 ff. In den Niedergang Englands gewähren jetzt viele Stellen aus Chamberlains Briefen tiefe Einblicke. Vgl. zur neuesten Literatur über England auch Alfred Rosenberg in der soeben erschienenen Schrift „H. St. Chamberlain“ (München 1929) S. 42.

14. Ein Schlußwort gebührt an dieser Stelle einem Werke (R. Walther Darré, „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse“, München 1929), von dem ich nur lebhaft bedauern kann, daß es erst erschienen und mir bekannt geworden ist, als das meinige schon abgeschlossen war. Wir werden uns in unserem dritten Bande eingehender mit diesem ausgezeichneten Buche zu beschäftigen haben, das uns in der Rassenkunde einen gewaltigen Schritt weiter bringt, in die tiefsten Gründe unseres Wesens hineinleuchtet und recht eigentlich die Lebensfrage, wie der modernen Völker überhaupt, so nicht am wenigsten des unserigen aufrollt. Hier begnüge ich mich damit, dankbar darauf hinzuweisen, daß meine eigene Auffassung, wonach die Germanen ein Bauernvolk gewesen sind, wie es vielleicht kein zweites gegeben noch je wieder geben wird, hier die reichste und allseitigste Bestätigung findet. Wertvolle Ergänzungen und Belege bietet Darré ferner S. 79 ff. und 315 für das im vorliegenden Bande (S. 37 ff. 143) über die Araber, S. 58 ff. für das (S. 390 ff.) über die Auswanderung nach Amerika, S. 133 ff. für das (S. 389) über England Gesagte. Vor allem aber habe ich seinem Buche eine innere Festigung in meiner Stellung zu den alten und neuen Rassen — wenn ich mich so ausdrücken darf — entnommen.

Zwar setzt Darré die neugefundenen Rassen, dinarische, ostbaltische, fälische, als völlig gleichartig und gleichwertig neben der nordischen voraus, und wenn er sagt, er habe sich in diesem Buche auf die letztere beschränkt, so scheint er andeuten zu wollen, daß er geradeso gut und in ganz der gleichen Weise auch jenen anderen eine eigene Monographie hätte widmen können. Aber das würde ihm doch sehr schwer gefallen sein. Er selbst sagt (S. 239): „Über die Stammesgeschichte der menschlichen Rassen liegt noch ein völliges Dunkel gebreitet, und jeder Erklärungsversuch führt den Forscher auf unbekannten, schwankenden Untergrund.“

---

[1]) E. Almquist im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, Bd. 19, S. 418 ff.

Nun überwiegen aber bei den noch ungeklärten Rassen die Fragen der Stammesgeschichte in einem Grade — um nicht zu sagen: füllen sie aus —, daß der historisch zu Werke Gehende gar nicht anders kann, als sich ihnen nach Möglichkeit fernzuhalten. Für ihn geht nun einmal der Weg zur geschichtlichen Rasse nur über Völker und Stämme, er kann die Rassen nur insoweit verwerten, als sie in Völkern oder Volksgruppen einen faßbaren Niederschlag gefunden haben. Er bedarf eines ausgedehnten Quellenmateriales, das ihm schier unbegrenzte Belegmöglichkeiten gibt, und diese sind doch ganz und gar nicht dieselben für eine Kardinalrasse wie die nordische (um hier für jetzt nur diese zu nennen), welche von den fernen Punkten der Zeit und des Raumes der Vorgeschichte bis in unsere Gegenwart und Umgebung hinein in tausend Strahlungen vor uns ausgebreitet liegt, und für Nebenrassen oder Schläge — die uns wenigstens heute als solche erscheinen müssen —, die, meist gemischt, sich uns nicht in bestimmten, mindestens nicht in kulturell bedeutsamen, quellenhaften Völkern verkörpern, für deren seelisches Bild namentlich wir daher mühsam nach Anhaltspunkten in der Völkerwelt suchen müssen. Damit soll nicht geleugnet sein, daß Anthropologie und Archäologie im einzelnen hier schon manches zur Klärung zutage gefördert haben und dies auch ferner tun können, und daß dann eines Tages zumal der Anteil, den letztere Wissenschaft daran hat, auch mit ins Gebiet der „Rasse in den Geisteswissenschaften“ entfällt. Aber bis dahin werden wir gut tun, eine Gebietstrennung beizubehalten, welche aus Darrés Buch wieder besonders deutlich sich ergibt, und uns zu erinnern, daß Anthropologie und Geschichte zwar sich berührende, nicht aber konzentrische Kreise sind[1]).

[1]) Ich freue mich, eine Rechtfertigung für die hier und in der Vorrede ausgesprochene und begründete Zurückhaltung unter anderem auch dem Buche eines Forschers entnehmen zu können, der, obwohl — vielleicht sogar weil — er selber den kühnen beizuzählen ist, sich doch über die uns heute geläufigen Rassen so vernehmen lassen konnte wie Kern („Stammbaum und Artbild der Deutschen“, S. 71, 143), der auch sonst noch an manchen Stellen seines Werkes zur Vorsicht in Rassendingen mahnt.

Namen-Verzeichnis

C

D

H

J

K

L

M

T